ZEITSCHRIFT FÜR DIE NEUESTE GESCHICHTE, DIE STAATEN...

Friedrich Rühs, Samuel Heinrich Spiker

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

56544-B.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitschrift
für
die neueste Geschichte,
die Staaten- und Völkerkunde.

Erstes Heft. Juli 1815.

I.

Feldner's Nachrichten über Brasilien.

Herr Feldner, von Geburt ein Schlesier, und bei dem Königl. Preuß. Ober-Berg-Departement angestellt, wurde im Jahre 1804 auf Empfehlung der Königl. Preuß. Staatsräthe Karsten und Rosenstiel so wie auch des portugiesischen Geschäftsträgers am Berlinischen Hofe, Ritter Pinheiro, zum Betriebe der Kohlenbergwerke in Portugal dahin berufen und begleitete, als der Kronprinz im Jahre 1807 Portugal verließ, denselben nach Brasilien, wo er jetzt den Posten eines Königl. Ingenieurhauptmanns bekleidet. Die hier abgedruckten Notizen über Brasilien sind aus den Briefen entnommen, welche Herr Feldner an mehrere angesehene Preußische Staatsdiener geschrieben hat. Was die Verhältnisse des Hrn. Feldner betrifft, so scheint sein eigentlicher Aufenthaltsort die Residenz des Prinzen-Regenten, Rio de Janeiro, zu seyn: jedoch hat er zu wiederholten Malen Reisen in die nördlicheren Provinzen an der Küste

Digitized by Google

unternommen, um dort auf Befehl der Regierung und vornehmlich auf Veranlassung des thätigen und einsichtsvollen Staatsministers Araujo Untersuchungen über einzelne Landstriche und Punkte zum Behuf neu anzulegender Niederlassungen, Werke und Heerstraßen anzustellen. In dieser Absicht besuchte er im Jahre 1810 die Provinz Rio grande *), 1812 die Provinz Bahia, und seine Nachrichten darüber müssen uns um so angenehmer seyn, da wir sie seit der Erscheinung von Mawe's Werk über Brasilien **) sehr wohl zu Vergleichung mit demselben und zu dessen Ergänzung und Berichtigung anwenden können. Neue Aufschlüsse, über die Geographie von Brasilien, besonders in allgemeinerer Hinsicht wird man zwar in den folgenden Blättern nicht finden, wohl aber speciellere Angaben von der physischen und geographischen Beschaffenheit der Striche, welche Hr. Feldner durchreiste, so wie auch von den Sitten und Gewohnheiten der Wilden im Innern Brasiliens, dem sittlichen Zustande der Colonisten und dem ihres Ackerbaues, und den Thieren, die der Reisende in dem Lande gesehen, so wie ein unverdorbener Beobachtungssinn sie ihn mittheilen ließ. — Wir haben uns bemüht, dasjenige was sich in den obenerwähnten mehreren Briefen zerstreut befand, zusammenzustellen und zu ordnen, um dadurch den Leser in den Stand zu setzen selbst zu beurtheilen, um wieviel unsere Kenntniß des Landes durch die Beobachtungen unseres Landsmannes vermehrt worden sey, ohne jedoch an der Erzählung selbst zu ändern, damit ihr das Eigenthümliche bleibe, durch das sie hin und wieder höchst anziehend wird. — Hrn.

*) Eine kurze Nachricht über diese von Herrn Feldner hier weitläuftiger beschriebene Reise, welche er an den Herrn Grafen von Hofmannsegg nach Berlin sandte, findet sich im 119. Stück der Berliner Haude und Spenerschen Zeitung vom Jahre 1814 abgedruckt.

**) Travels in the Interior of Brasil particularly in the gold and diamond districts of that country etc. by John Mawe. London 1812. 4°. S. auch unsere Auszüge daraus im Jahrgange 1814 dieser Zeitschrift. S. 372. ff.

Digitized by Google

Prof. Lichtenstein sagen wir für die gütige Mittheilung der Feldnerschen Papiere, die er uns zur Benutzung für unsre Zeitschrift überlassen, den besten Dank.

Sp.

Am 6ten October 1810 verließ ich die Flächen der Provinz Riogrande, und begab mich an den Fuß der Sierra Geral. Gleich nach meiner Ankunft bei dem District- und Miliz-Capitain Joao Machado de Silveira, am 8ten October ging ich mit Flinte und Jagdhund ins Freie um mich mit der Gegend bekannt zu machen.

Ich wählte einen kleinen Hügel ungefähr eine halbe Stunde von der Wohnung des Capitao zum Standpunkt meiner Beobachtungen. Gegen Nordost starrte mir der Berg Butucari, *) mit seinem steilen Felswänden, in einer Entfernung von etwa 2 — 3 Leguas entgegen, diesem gegenüber, auf der andern Seite des Rio Pardo in etwa 5 Leguas Entfernung gegen Nordwest begränzte der Façao (Muru de Façao), im Zusammenhange mit dem übrigen Gebirge meine Blicke. Zwischen diesen zwei Gränzpunkten meines Gesichtskreises lagen weite Gefilde, deren Niederungen mit kleinen Wäldchen bewachsen waren, die das Ganze verzierten. Hiezu kamen noch zwei kleine Wohnungen welche in der Entfernung vor ½ Legua um die große Wohnung des Capitäns herumlagen. Verschiedne Heerden von Rindvieh und Pferden mit Straußen (Struthio rhea) und einigen Rehen (Viado de Campo, Capreolus) untermischt und eine zu meinen Füßen am Abhange des Hügels weidende kleine Schaafherde von 150 — 180 Stück belebten das Ganze. Indeß war hier der Reichthum von Rindvieh nicht mehr so auffallend als auf der andern Seite der Flüsse Jacui und Butucari: hier schienen mehr Men-

---

*) m. sehe das oben angeführte Stück der Spenerschen Zeitung.

Sp.

schen zu wohnen und mehr Ackerbau als Viehzucht getrieben zu werden. Die Schaafe, welche ich hier sah, waren ohne Hirten: zwei Hunde waren ihre Beschützer und hielten sie in Ordnung. Diese Hunde werden zu ihrer Bestimmung besonders abgerichtet und schon öfters hat man für einen Hund dieser Art mehrere Ochsen oder Pferde gegeben. Alle 24 Stunden erschienen sie im Hause ihres Herrn, sich ihr Futter zu holen, jedoch so, daß immer einer von ihnen bei der Heerde bleibt. Sobald der gefütterte sich gesättigt hat, geht er wieder an seine Bestimmung. Auf meiner Reise traf ich mehrmals dergleichen Heerden an, fand aber daß sie entweder gar nicht oder nur auf diese Art gehütet wurden. Die Schaafe selbst sind nicht sehr groß aber stark und stämmig: ihre Wolle ist gut und dürfte in Deutschland etwa mit 5 — 9 Gulden der Stein bezahlt werden.

Die Schaafzucht ist äußerst vernachläßigt. Die Einwohner achten die Schaafe durchaus gar nicht und sprechen mit Geringschätzung davon. »Ich hatte ihrer noch weit mehr,« antwortete mir ein Einwohner auf meine Frage ob hier starke Schaafzucht sey, »schon über 1000 Stück, denn »das Ungeziefer vermehrt sich hier sehr, allein die Guara»nas, Leons und wilden Hunde *) haben sehr viel geraubt, »auch sind sonst noch viele gestohlen worden. Ich kann »keine guten Hunde erhalten und so bekümmere ich mich »nicht sehr darum. Es ist selten das wir einmal ein »Schaaf essen: wir sind an das Rindfleisch gewöhnt, das »uns mehr Kraft giebt.« Zum Scheeren der Schaafe behaupten die Einwohner, fehle es ihnen an Zeit, auch wüßten sie nicht, was sie mit der Wolle beginnen sollten. Einige ihrer Nachbaren, hätten die Schaafe zur Hälfte gescho-

*) Mawe. a. a. O. Pag. 376. Sp. Der Verf. erinnert hier übrigens daß es von Natur keine wilden Hunde (caes bravos) in Brasilien gäbe, sondern daß diese den zahmen entlaufenen und verwilderten Hunden ihren Ursprung zu danken hätten. Es gäbe daselbst noch mehrere Arten verwildeter Hausthiere, z. B. Schweine.

Digitized by Google

ren und die andere Hälfte des Abends verspielt. *) Die Hälfte der Wolle gehört nämlich dem Herrn der Schaafe die andre den Hütern. Der Herr der Schaafe braucht die Wolle nicht, sie aber brauchen sie; so setzen sie einen Preis auf die andere Hälfte, spielen darum und gewinnen entweder oder bezahlen doppelt. Die Wolle wird ihnen gewöhnlich von den an der Grenze wohnenden Spaniern abgenommen. Auf die Vervollkomnung der Zucht wird auch nicht die geringste Mühe verwandt, und selbst an den Orten, wo man sie jeden Tag in die Hürde (Coral) treibt, benutzt man sie nur zur Düngung. Das Fleisch wird, wie oben gesagt, wenig geachtet, und man bedenkt nicht daß man das Geld, was für die von Nordamerika eingeführten Hammelkeulen aus dem Lande geht, in Rio Grande selbst behalten könnte.

Eben so sehr vernachlässigt man es, andere Erzeugnisse des Landes zu benutzen, wie z. B. Federwildprett und Fische zur Ausfuhr. Im Innern der Provinz Rio-Grande, wird von einem Ausländer aus Ochsenhäuten weißes Leder (ungarisches) bereitet und für das dasige Militär angewandt. Da die Hauptzuthat bei der Bereitung desselben Alaun ist, so würde das Leder mit Vortheil in der Distanzia Capellinha fabricirt werden können, wo die dasigen alaunreichen Steinkohlen, der freien Luft ausgesetzt und nachher ausgelaugt, einen vortreflichen Alaun geben würden. Eben so müßte der ganz vernachläßigte Hanfbau, und der Anbau des Matte **) (cassine peragua) der zur Zeit der Jesuiten ein sehr bedeutender Handelsgegenstand war, viele Vortheile bringen. Von Medizinalpflanzen ist China Rinde, Färberröthe (Ruivinha) in Menge vorhanden: aus den Pfirschen könnte Branntwein gebraunt und statt des von Nordamerika eingeführten benutzt werden, statt daß man sie zum Füttern der Schweine benutzt. Die sehr schönen und feinen Schleifsteine die in

---

*) Ueber den unmäßigen Hang der Peons oder Hirten zum Spiel, s. Mawe Pag. 378. Wahrscheinlich war es auch ein Peon der dem Verf. die von ihm mitgetheilten Notizen gab.

Sp.

**) Mawe. Pag. 374. Sp.

der Gegend des neu eröffneten Transport-Weges von Rio Grande sich finden, der Seifen oder Tropfstein, aus Freyesia nova, der Marmor u. s. w. müßten erst bearbeitet werden, ehe man sie zur Ausfuhr brauchen könnte.

Was den oben erwähnten Berg Butucari betrifft, so erhielt ich von einem Manne, der sich auf meinem Rückwege als Begleiter zu mir gesellte, sehr abentheuerliche Nachrichten davon. Bisweilen, sagte er, höre man ein fürchterliches Getön von demselben herüberschallen, es fänden sich sehr schöne Steine und Krystalle da, auch ein weißes glänzendes Metall *) welches Eindrücke von Eisen annehme, aber nicht von ihm gebrochen würde. Er nannte mir seine zwei Söhne, und noch einige andere, welche alles gesehen und untersucht haben wollten, meinte aber, es sey gefährlich und unsicher den Berg zu besuchen wegen der da herum hausenden Wilden (Bugres) **) und der Tiger, die sich dort aufhielten: auch mache zuweilen der im Berge wohnende Höllengeist ein furchtbares Wetter, so daß man nicht den Weg herabfinden könne. Durch alles dies ward meine Neugierde rege gemacht, ich erkundigte mich bei meinem Hauswirthe und erfuhr die Bestätigung der Nachricht von dem fürchterlichen Getön, das er selbst zuweilen gehört zu haben versicherte. Auch versprach er mir seine Unterstützung, wenn ich durchaus eine Wallfahrt dahin unternehmen wolle.

Im October des Jahres 1812 ging ich, auf Befehl des Ministers Araujo, nach der in der Provinz Bahia gelegenen Comarca Porto seguro ab um am Flusse Mieuri einen Ort zu untersuchen, welcher dem Minister als besonders paßlich zur Anlegung einer Bretschneidemühle empfohlen worden war. Als ich an dem Orte ankam, war es trockene Witterung und der Wasserstand deswegen sehr niedrig, woraus sich sogleich ergab, daß der Ort keinesweges

*) Wahrscheinlich Platina. Sp.

**) Mawe. a. a. O. Pag. 394.

zur Anlegung eines solchen Werkes geeignet sey. Um indeß nicht ganz nutzlos gereist zu seyn, entschloß ich mich, auch ohne besonderen Auftrag dazu erhalten zu haben, eine Reise nach dem Flusse Alcobaça zu unternehmen, wo ich, wie man mir sagte, darauf rechnen könnte, bei dem ersten Wasserfalle (Cachueira) einen Ort zu finden, den gutes Holz und hinlängliche Wassergefälle zur Ausführung meines Planes vorzüglich empföhlen.

Auf meiner Reise den Fluß hinauf hatte ich Gelegenheit die Fazenda (das Gut) der verstorbenen Capitão Mor (Capitano mayor, Ober-Capitain) João da Silva Santos zu besehen, die seit sechs Jahren ohne Anbau und verwüstet da lag. Ich erkundigte mich nach allen Umständen genauer, und da mir die Lage, der Boden u. s. w. sehr gut zu seyn schienen, so schlug ich bei meiner Rückkunft nach Rio de Janeiro dem Minister den Ankauf der Fazenda vor, welcher Vorschlag auch genehmigt und das Gut für die Krone angekauft wurde.

Der Provinz Bahia und vorzüglich die Comarca (Bezirk) Porto seguro, in Hinsicht ihres sehr guten Hafens Caravelhas, fehlt es an Verbindung mit der Provinz Minas novas. Nur wenig Flüsse durchschneiden die von Süden nach Norden streichende und die Gränze zwischen beiden Provinzen bildende Gebirgskette; unter ihnen ist außer dem Flusse Jigitonhonha (Rio Grande) *) auch der Fluß Micuri, der unter dem Namen San Matheo sich bis nach Minas novas erstreckt, zu bemerken. Meine erste Reise zog eine zweite nach sich, bei der mir aufgetragen wurde, am Flusse Micuri eine Straße nach Minas novas anzulegen und zugleich den Bau der Schneidemühle und den Anbau des angekauften Gutes zu betreiben.

Bei Gelegenheit meiner Erkundigungen über die Gegend, durch welche die Straße geführt werden sollte, erhielt ich auch von einem Manne, Namens Froies, der auf seine eigne Kosten eine Straße von Minas nach dem Flusse Micuri zu bauen angefangen hatte, einige Nachrichten. Hr. Froies empfahl bei dieser Gelegenheit zwei Machaca-

*) Mawe. l. c. pag. 433. Sp. nach Mawe sind der Jigitonhonha und der Rio grande verschiedene Flüsse. ib. pag. 439.

raes, welche bei Anlegung der Straße zu Wegweisern (Vacuanos) gedient hatten. Ihre Namen wurden aufgeschrieben und der Minister beschloß um die Uebersendung derselben nach der Comarca Porto seguro anzusuchen.

Am Anfange des Julius *) kam ich in Caravelhas an, blieb aber bis zum August ohne Beschäftigung weil der Ouvidor der Comarca, ohne den ich nichts vornehmen konnte, da ich in meiner Instruction an ihn gewiesen war, sich nicht in der Stadt befand. Er kam endlich an und mit ihm zugleich die Nachricht, daß Machacaraes aus Minas angekommen, und unter denselben auch die wären, welche Hr. Froics empfohlen hätte.

Gleich nach der Ankunft des Ouvidor begab ich mich nach der angekauften Besitzung (Ponte de Gentio genannt) um die Anordnungen zum Anbau der dazu gehörigen Ländereien zu treffen, über welches Geschäft ich ein besonderes Tagebuch geführt habe. Nachdem ich mich vom 4ten bis zum 7ten August daselbst aufgehalten, schickte ich einen Unteroffizier nebst einem gezähmten Buticudo **), die von Minas novas nach Rio de Janeiro gesandt worden und mir auf meiner Reise zur Begleitung mitgegeben worden waren, nach dem Aufenthaltsorte der Machacaraes, die ungefähr 20 Leguas von Caravelhas an dem Wasserfall südlich vom Flusse Pardo sich angesiedelt hatten, wo eine Rossa (Pflanzung) von Batatas, Cara, Mandioca, Kürbissen u. s. w. zum Gebrauch der herumschweifenden Indianer angelegt worden war, mit dem Auftrage die Wilden aufzusuchen und die zu Wegweisern bestimmten zwei Mann abzuholen. Statt dieser brachten sie jedoch eine ganze Familie, aus sechs Männern, eben so viel Weibern und sieben Kindern bestehend, mit. Der Unteroffizier, welcher lange unter ihnen gelebt hatte, war mit ihrer Sprache bekannt: einige von ihnen sprachen etwas portugiesisch, und so wurde

---

*) 1812.

**) Mawe nennt sie Butucudi's und giebt Pag. 427 nähere Nachricht über sie und die Versuche, die zu ihrer Civilisirung gemacht worden sind.

Sp.

es mir leicht, mich ihnen verständlich zu machen. Diese Wilden hielten sich bis zum 7ten Sept. auf der Besitzung auf, und bekamen täglich Farinha, so wie auch Werkzeuge, Messer, Angelhaken, Scheeren, Glascorallen, bleierne Ringe u. s. w. Durch Geschenke und freundliche Behandlung suchte ich ihr Zutrauen zu gewinnen und die Abende während ihres Aufenthalts waren gewöhnlich den Erkundigungen über die Gegend, die Lage und Beschaffenheit der neu anzulegenden Straße nach Minas gewidmet. Alle meine Fragen betrafen die Gegend am Flusse Micuri jenseits der Wasserfälle. Die Wilden kannten den Fluß unter dem oben erwähnten Namen San Matheo, wollten aber von Anlegung eines Weges nach Minas novas nichts wissen, weil die Entfernung zu groß und der großen Menge Buticudos wegen, von deren Grausamkeit sie furchtbare Dinge zu erzählen wußten *) äußerst gefährlich sey. Uebrigens bestätigten sie die Angabe von der Fruchtbarkeit der dortigen Gegend, und erinnerten sich mit Theilnahme der Orte, wo die meisten von ihnen geboren, und von denen sie durch die Buticudos vertrieben worden waren. Sie empfahlen dagegen den weit kürzeren, weniger beschwerlicheren und sichereren Weg am Pardo-Flusse durch die Aldea dos Panhames und versicherten daß man von den Wasserfällen nach

---

*) Unter mehreren Erzählungen der Machacaraes war mir besonders folgende merkwürdig: bei einem Ueberfalle der Buticudos wurden mehrere Familien der Machacaraes ermordet, und so auch die eines derselben, der mich auf meiner spätern Reise begleitete und Mathäus hieß (dies war indeß nur der Name den wir ihm gegeben hatten: er hieß eigentlich Tschipotschko). Er war der einzige, welcher glücklich entkam. Sein Vater erhielt, nach einer verzweifelten Gegenwehr, einen Pfeil in den Unterleib: der Pfeil war tief eingedrungen, der Verwundete ward indeß glücklich fortgeschaft und man machte so eben Anstalt den Pfeil herauszuziehen als der Wilde sagte: nein, meine beiden Brüder sind todt, wo diese sind, will ich auch bleiben. Mit diesen Worten brach er sich den Pfeil ab, ging nach seiner Rancho (Hütte) welche unterdessen von den Buticudos eingenommen worden war, zurück, ermordete alles was er dort fand, riß sich, als er alles umgebracht den Pfeil aus der Wunde und starb.

Panhame nur 5 Tagereisen brauche, daß man von dort bis nach Minas in höchstens 12 Tagen gelange, daß in Parhame viel angepflanzt wäre und wir uns dort auf das Neue mit Lebensmitteln versehen könnten. Alle diese Nachrichten waren im Ganzen meinem Unternehmen sehr günstig: je näher der Weg nach Minas war, den ich ausfindig gemacht hatte, desto vollkommener war der Zweck meiner Sendung erreicht: auch brachte dieser Weg noch den Vortheil mit sich, daß er vor den Wasserfällen des Pardo nach denen des Alcobaça sehr leicht durchgeführt werden konnte, indem bereits eine Picade (Durchhau) von den Wilden eröffnet worden war, um eine Gemeinschaft zwischen diesen beiden Flüssen zu haben, wodurch sie den Weg von dem einem zum andern in einem Tage zurücklegen. Die Besitzungen am Flusse Alcobaça konnten, wenn sie durch eine Straße zugänglicher gemacht, und so auch gegen die Einfälle der Wilden gesichert wurden, unendlich gewinnen, nicht zu gedenken, daß durch den neu eröffneten Weg auch alle Erzeugnisse dieser Gegend besser abgesetzt werden konnten. — Alle diese Betrachtungen bestimmten mich die Reise nach jener Gegend in Gesellschaft der Wilden so bald als möglich anzutreten.

Der Fluß innerhalb des Hafens von Caravelhas ist breit und tief und die größten Schiffe können daselbst ankern: über die Barra dagegen können nur Schiffe von 14 höchstens 15 Palmos (der Palmo zu 8 Zoll) Wassertiefen einlaufen. In der Abwesenheit des Ouvidor meldete ich mich bei seinem Stellvertreter dem Juiz Ordinario, welcher mir sogleich ein leeres Haus zum Obdach anwies. Die Möbel bestanden anfänglich nur aus zwei Rohrmatten, zu denen aber, auf mein Ansuchen, noch vier lederne Stühle und ein kleines Tischchen kamen. Es war sehr gut für uns daß wir noch mit Lebensmitteln versehen waren da es sonst schwer gehalten haben würde, deren im Orte *) zu erhal-

*) Einer zwei Leguas von der Barre von Caravelhas entfernten Villa.

ten, weil daselbst außer Ropolho (Kohl) nicht das geringste von Lebensmitteln zu erhalten war. Erst in der Folge wurden mir deren zum Kauf angeboten (z. B. ein Huhn 400 Reis = 16 Gr). Troß des unfreundlichen Wetters ging ich dennoch aus, die umliegende Gegend in Augenschein zu nehmen. Gegen Norden ist eine ziemlich große Hütung (Pasto). Ueber dem sehr fetten Thon lag eine gute schwarze mit etwas Sand vermischte Gartenerde: an mehreren ohne alle Ordnung gemachten Gruben erkannte ich, daß man hier den zum Hausbau nöthigen Lehm (Barre) abholte. Da das schlechte Wetter noch fortdauerte, so ersuchte ich einen Verwandten des Ouvidor, Joaquim, welcher am vorhergehenden Tage mich besucht und mir seine Dienste angeboten hatte, mich auf einer zweiten Wanderung zu begleiten. Südlich von der Villa fand ich schon eine Menge freies Feld, freilich ganz ohne Anbau: an dieser Seite war es ganz sandig, auch waren eine Menge Ameisen darauf zu sehen, aber nichts destoweniger war alles grün. Es war auch viel Weide da, aber wenig Vieh.

Für den Holzbedarf der Einwohner wird jährlich eine Strecke Gehölz gemeinschaftlich niedergeschlagen und so das Feld erweitert. Das Wasser wird außerhalb des Ortes geholt und ist recht gut, obgleich etwas weich, was von dem thonigen Boden, in dem die Quellen entspringen, herrührt. Wir verfolgten unseren Weg bis über eine Legua weit von der Villa, wo mir mehrere auf der Flußseite angelegte Wohnungen auch verschiedene Rossas oder Mandiok Pflanzungen antrafen. Hier sahen wir, daß zwischen dem Mandiok Milho *) (Mais) und Abobras (Kürbisse) gepflanzt waren. Die Wohnungen sind sehr schlecht: vier in die Erde gerammte Pfähle tragen ein Dach von Kokosblättern, von denen auch bisweilen die gewöhnlich aus Lehm bestehenden Wände gemacht sind. Wohin wir kamen, entflohen die Menschen und nur einige alte Weiber hatten den Muth zu bleiben und uns Rede zu stehen. Ueberall fragten wir nach Fischen und Eiern (zur Nahrung) und von den letztern

*) Eigentlich milho grande oder milho da India denn der milho ohne Beiwort ist unsere Hirse. Sp.

sammelten wir 300 Stück, wofür wir 200 Realen bezahlten.

Am 29sten August gingen wir nach Viçosa ab. Ein Canot auf dem der Neffe des Pater Mendez *) aus Micuri nach Caravelhas gekommen war, nahm uns auf. Der Fluß ist breit und tief und es können Fahrzeuge von 2000 Alquer **) Last darauf fahren. Wir kamen um 12 Uhr in der Nacht daselbst an uud waren sehr froh, da wir unterweges von einen sehr starken Regen überrascht wurden, das sogenannte Rathhaus (Casa de Camera) offen und darin Schutz vor dem Wetter zu finden. Dies Haus wird nie geschlossen, sondern steht Tag und Nacht offen. Es ist das einzige Haus im Ort welches zwei Stockwerke hat, von denen das untere zum Gefängniß dient ***). Dies hat weder Fenster noch Thüren, sondern die Verbrecher müssen sogleich aus dem im obern Stockwerke befindlichen Sessions-Saale vermittelst einer Fallthür und einer Leiter in das Gefängniß hinabsteigen. Die Gerichtsbesitzer ziehen hierauf die Leiter wieder nach sich, die Fallthür wird geschlossen und der Verbrecher ist eingesperrt.

Die Lage des Orts ist besser uud gesunder als die von Caravelhas. Es waren hier zwei Smakes (smacks) von 14—1600 Alquer Last im Bau begriffen. Auf der Landseite ist zwar Holz genug aber nur Brennholz: das Nutzholz steht weiter im Innern. Im Gebüsche fand ich mehrere Strecken freies Feld das zur Hütung benutzt wird, auch scheint der Boden hier ergiebiger zu seyn als in Caravelhas. Auf der einen Seite ist eine Ziegelei angelegt, die aber trotz ihrer guten Lage, itzt nicht betrieben wird. Da Thon, Holz und ein Fluß in der Nähe sind, so kann nichts anders die Ursach dieses Stillstandes seyn, als Mangel an Arbeitern oder Unbekanntschaft mit dem Geschäft, wenn nicht etwa Mangel an Absatz dazu beigetragen hat.

---

*) Des Begleiters des Hrn. Feldner auf dieser Reise.

**) Ein Alquier hat nach des Verf. Angabe zu einer Stelle weiter unten, ungefähr ⅔ Scheffel. Sp.

***) Eben so scheint das Rathhaus in Montevideo eingerichtet zu seyn. Mawe Pag. 373. Sp.

In ganz Viçosa ist kein Garten: die meisten Bewohner leben auf ihren Rossas (Pflanzungen) und kommen bloß Sonntags nach dem Orte, die Messe zu hören. Hinter der Casa de Camera war eine Pflanzung von Kaffeebäumen angelegt worden, deren Umzäumung man jedoch bereits als Brennholz benutzt hatte. Statt grüner Bäume waren nur einige wenige dünne Ruthen sichtbar und an den Wurzeln wühlten Schweine. Eine einzige Pflanzung (Chaquera) welche einem gewissen Caldeira gehörte, zeichnete sich vor der übrigen aus, allein ich muß erinnern, daß der Besitzer (ein kleiner lebhafter, gesprächiger und gefälliger Mann) ein Portugiese, aus der Provinz entre Minho e Douro gebürtig, war. Außer den hier gewöhnlichen Mandiokpflanzungen hatte derselbe auch eine Zuckerrohrpflanzung von vorzüglicher Blüthe, ein Reis-Feld, und verschiedene Küchengewächs-Pflanzungen. Von dem von dem Minister Araujo erhaltenen Soda-Saamen von dem ich einen Theil dem Ouvidor in Caravelhas zurückgelassen, erhielt Hr. Caldeira auch ein Drittheil.

Am 31. Aug. gingen wir troß des regnigen Wetters von Viçosa ab. Drei Indianer und ein mitgebrachter Sklave trugen unser Gepäck. Zwei unzugerittene noch nicht 3 Jahr alte Füllen sollten uns tragen, verrichteten aber diesen Dienst nur ungefähr zwei Leguas, worauf ich abstieg und die Thiere mit großer Mühe hinter mir herziehen mußte. Der Weg geht fortdauernd am Seeufer hin und dient schon jetzt recht gut zur Fortschaffung auf Wagen; noch bequemer aber würde das hohe Ufer dazu seyn, wenn dieß von etwa 30 Mann, mit einem Zeitaufwande von 8—10 Tägen von den darauf stehenden Gesträuchen gereinigt würde. Das Meer reicht, selbst bei der Springfluth, nie heran. — Ungefähr zwei Leguas von Viçosa sieht man dicht am Meere eine Menge kleiner mit einander in Verbindung stehender Lagoas (Sümpfe) welche indeß sämmtlich gutes, süßes Trinkwasser enthalten. Gegen 5 Uhr kommen wir sehr ermüdet in Micuri oder der sogenannten Villa Porto alegre an.

Am 1. September trieb mich theils die ungeheure Kälte, theils die Neugierde sehr zeitig von der Rohrmatte auf. Man hatte nemlich einen sehr großen Fisch Mairon oder

Maero genannt, gefangen. Er hatte eine Länge von 7 Fuß 8 Zoll und war 2 Zoll breit. Der Indianer der ihn gefangen hatte, wollte nichts davon verkaufen, Pater Mendez wußte ihn indeß dennoch dazu zu bringen, und wirklich würden wir, wenn wir den Fisch nicht gehabt hätten, uns in nicht geringer Verlegenheit befunden haben, da außer Farinha de pāo (von der Mandiokwurzel) und Branntwein durchaus nicht das geringste Verkäufliche in Porto alegre zu erhalten war. Der Ort selbst ist elend und klein: die Häuser sind nur Barracken aber die Luft ist gesund und schon an der Menge gesunder Kinder erkennt man daß sie der Produktionskraft nicht im Wege steht. Der Boden ist Sand, voll von Ameisen, das Wasser sehr gut. Der Hafen ist klein, es können aber immer 6 — 8 Fahrzeuge von 1600 — 2000 Alquer Last, hier geräumig liegen. Der Fluß ist nur seicht, und weiter hinauf nur für Canots oder sehr flache Fahrzeuge schiffbar. Die Strömung ist außerordentlich stark und wenn der Fluß nicht so bedeutende Krümmungen (Voltas) hätte, so würde derselbe sehr schwer zu beschiffen seyn. Das süße, noch trinkbare Wasser reicht zuweilen bis an die Barre *) zu der der Eingang gegen N. N. O. ist. Die Einwohner sind sämmtlich Indianer, den Geistlichen, den Escrivao (Schreiber) und noch zwei Bewohner abgerechnet, welche aber fast immer auf ihren Rossas wohnen. Uebrigens hat Pater Mendez alle Indianer unter seiner Contribution: er versorgt sie mit allen ihren Bedürfnissen. Das ganze Handelswesen ist in seinen Händen wobei außer Branntwein, den er ziemlich theuer verkaufen läßt, die Beichtgelder auch etwas Bedeutendes eintragen mögen. Er schien übrigens mit meiner Sendung nicht sehr zufrieden zu seyn: ich that zwar alles, mich bei ihm in Gunst zu setzen, allein es war verlohrene Mühe.

Am 2. Sept. gingen wir in einem Canot nach der Sismarie **) des Ministers Araujo ab. Lebensmittel wur-

---

*) Angabe des Pater Mendez.

**) Besitzung. Auch Mawe braucht diesen Ausdruck von dem Gute des Capitao Mor Felicia bei Villa Rica. s. Mawe Originalwerk Pag. 204. Sp.

den, außer Farinha und Salz nicht mitgenommen. Ich bat den Pater Mendez mir den Platz im Hintertheile des Canots zu überlassen: die dort befindliche Sitzbank diente mir zum Tisch; hier befestigte ich mein Instrument, und nahm damit alle Krümmungen des Flusses auf. Die Zeit nach der Uhr diente mir zum Maaßstabe und so glaubte ich die Krümmungen so ziemlich richtig in Grund gelegt zu haben *). Die Namen der verschiedenen Gegenden, bei denen wir vorbei kamen, verzeichnete ich, so wie sie mir von den Indianern und dem Pater Mendez angegeben wurden.

Der Fluß hat eine bedeutende Breite, ist aber, einige tiefe Stellen abgerechnet, sehr seicht. Wären die Canots hier nicht so leicht zu brauchen und anzuschaffen, so würde er sich zu den sogenannten Kähnen, wie man sie in Deutschland hat, und auf denen sich Laufbänke für die Knechte befinden, welche das Schiff mit Stangen fortstoßen, vortrefflich schikken. — Nahe bei Viçosa bildet der Fluß durch das Abfließen eines Armes eine Insel und es lag auf derselben, da das Wasser in der Gegend tief ist, eine Smake im Bau, die bis auf die Masten fertig war. Die Insel selbst ist Sumpf und voll von Mangeiras. Ungefähr 2 Leguas von der Villa kamen wir an einen Ort, Coitiseiro genannt, vorbei. Hier hatten sich die Tapujus **) vor einigen Jahren ruhig niedergelassen, verließen aber den Ort nach 3 Monathen wieder und kehrten in die Wildniß zurück. Wir bemerkten verschiedene eingefallene Hütten welche von den Einwohnern aus Furcht vor den Wilden wieder verlassen worden waren. Um 5 Uhr erreichten wir eine Rossa, Canna brava (wildes Rohr) genannt. Die Familie, welche sie bewohnte, bestand aus einem Manne, seiner Frau,

---

*) Der Verf. erinnert hiebei in eine Anm. sehr richtig, daß man der Strömungen wegen, die Zeiten der Fahrt nicht gut als Maaßstab für die Entfernungen brauchen könne. — Dem Mspt. selbst ist eine gezeichnete Karte dieser Krümmungen beigefügt.

Sp.

**) So werden die Wilden im Allgemeinen genannt: Patajos, Panhames, Machacaraes, Buticudos, Tupis u. s. w. sind die Namen der verschiedenen Nationen.

seinem Kinde, seinem Schwager und einem Schwarzen. Diese Leute waren sehr gutherzig und gefällig. Ich gab ihnen einige Messer für ihre Bewirthung, wofür sie sich sehr dankbar bezeigten, indem sie uns alles, was sie aufbringen konnten, mit freundlicher Gutherzigkeit herbeibrachten. Wir blieben hier die Nacht über.

Am 3. um 7 Uhr des Morgens verließen wir unsre Wirthe. Wir kamen nun vor dem letzten Sitio (Gut) St. Anna vorbei. Vor einigen Jahren wurden hier zwei Indianer von den Tapujus erschlagen, indeß haben sich jetzt wieder einige derselben hier eingesiedelt. In den Regenmonathen ist nach der Aussage der uns begleitenden Indianer alles, was jetzt Ebene ist, mit Wasser bedeckt, indessen versicherte Pater Mendez daß nichtsdestoweniger im Innern des Landes von seiner Rossa bis zu dem Sitio as Barreiras ein sehr guter Landweg führe, und daß er denselben von hier aus wo er schon Holz und Canots geholt, bis zu seinen Holzschlägern in 2 Stunden gemacht hätte. Er kündigte sich mir auch als Besitzer des Landes an der linken Seite des Flusses an. An einer Sandbank Croa de Cagados (Kreis? der Schildkröten) genannt, sammelten wir viele Schildkröteneier ein. — Gegen Abend kamen wir an die Sismaria de Forgente *), welche an der Südseite des Flusses liegt. Das an der Nordseite gelegene Land gehört, nach der Aussage des Pater Mendez, als Sismarie dem Obersten (?) von Bahia, dessen Namen ich nicht verstehen konnte. Der Pater, welcher auch Procurator der oben erwähnten Sismarie ist, brachte Indianer dahin um Holz daselbst schlagen zu lassen. Alle diese Arbeiter äußerten sehr große Furcht vor den Wilden. Wir kamen an einigen Orten vorbei wo die Tapujus über den Fluß gegangen waren: die Indianer, welche wir bei uns hatten, kannten genau die Plätze ihres Uebergangs, denn wo die Wilden aus dem Flusse wieder an das Land steigen, stecken sie jedesmal einen langen Stab in das Wasser. **) Bei Cascalvade ist ein hohes

*) Dieser Forgente ist Hofbäcker in Rio de Janeiro.

**) Wahrscheinlich damit die folgenden gleich der Weg wissen.

p.

hohes Lehmufer (Barre) sonst ist das Land im Durchschnitt niedrig. Wir kamen an mehreren Sandbänken vorbei, wo wir viele Schildkröteneier sammelten. Die Indianer wissen genau die Stellen, wo sie danach suchen müssen, nehmen sich aber nicht einmal die Mühe dies mit den Händen zu thun, sondern verrichten es mit den Füßen. Bei Ponte agado hat der Fluß eine starke Strömung und bildet eine kleine Insel die aber bei hohem Wasser nicht sichtbar ist. Die Sismarie des Forgente liegt auf der Südseite des Flusses und scheint gutes nutzbares Land zu enthalten.

Das Land ist verschieden. Stückliches Gebirge würde ich es nennen, wenn es einen bestimmten Zug nach einer Weltgegend hätte. Die Careira (Strömung?) der S. Joasinha dauert eine halbe Stunde. Zu Ende derselben ist ein Uebergangsplatz der Tapujus bis wohin sie von mehreren Einwohnern von St. Matheo verfolgt worden waren, weil sie daselbst dem Ouvidor zwei Pferde getödtet und diese verzehrt hatten. Etwas weiter hinauf hört das Territorialrecht der Kammer von Micuri auf. An der Gränze war von der Kammer zum Besten der Tapujus eine Mandiokpflanzung angelegt worden, es ist indeß alles wieder im Verfall gerathen. Hier blieben wir über Nacht: am selben Abend schoß einer der uns begleitenden Indianer ein wildes Huhn, Macucu. Es ist braun, größer als ein Perlhuhn und von auserlesenem Geschmack.

Am 4. September um 7 Uhr brachen wir wieder auf. Das Ufer des Flusses wurde zuweilen felsig und höher. So ist z. B. Muru de Arara ein hoher und steiler Gebirgszug (Granit). Ueberhaupt ist das Gebirge auf der Nordseite des Flusses höher als auf der Südseite. Wir erreichten etwa um 5½ Uhr die Besitzung des Ministers Araujo. Von dem Wasserfalle, an dem die Bretschneidemühle angelegt werden sollte, war durchaus nichts zu hören. Wir nahmen auf der andern Seite des Flusses grade der Stelle gegenüber, wo man Holz zu schlagen angefangen hatte, die leeren Baracken der Indianer welche daselbst gearbeitet hatten, in Besitz. An demselben Abend wurde noch ein Mutu oder wie derselbe in Guiana heißt, ein Cu-

rasso geschossen *). Es war ein Weibchen und unterschied sich von dem Männchen nur durch den rostbraunen Bauch und die weißgesprenkelten Federn an Brust und Kopf. Die Hütten standen schon einige Monathe leer und waren voller Sandflöhe, die mit unglaublicher Wuth über uns herfielen. Ich habe mir auf dieser Reise über 100 Würmer nach- und nach aus den Füßen ziehen lassen, ja sie nisteten sich sogar auf der Brust und unter den Nägeln ein **).

Am 5. September ließen wir uns bereits um 7 Uhr auf die andere Seite des Flusses an den Ort übersetzen, wo das Holz ausgeschlagen worden war, und wo die Schneidemühle gebaut werden sollte. Ich bat den Pater Mendez mir das Wasser, das sie in Bewegung setzen sollte zu zeigen, er entschuldigte sich aber daß er es nicht könne, weil des umgehauenen Holzes wegen dasselbe in seinem Laufe unterbrochen und zu sehr verbreitet worden sey. Endlich zeigte er mir zwei Quellen, welche wenn sie zusammentraten ungefähr eines Armes stark Wasser geben konnten: eine steile Granit-Wand, an welcher es herablief, wurde nur so eben davon benetzt. Da an diesem Orte also durchaus keine Gelegenheit zur Anlegung eines solchen Werkes vorhanden war, so entschloß ich mich mit dem Pater bis zu den Wasserfällen hinaufzugehen, um vielleicht dort einen Platz zu finden. Die Anzahl der Fische, die wir auf dem Wege fingen, war ungemein groß: am häufigsten sollen sie sich bei den Wasserfällen selbst einfinden, was sich auch nachher bestätigte. Vorzüglich wird hier eine besondre Fischart Cherubini ***) genannt, gefangen. Sie werden oft 4—5 Fuß lang, haben ein weißes schmackhaftes Fleisch und sehr wenig Gräten: die Farbe ihrer Haut ist weiß, mit schwarzen (arabeskenartig) in einander geschlungenen Streifen. Sie haben 4 Bartfäden.

Am 6. verließen wir mit wunden und aufgeschwollnen Füßen die Sismarie. Je weiter wir kamen, desto wilder

---

*) Crax Alector.

**) Sollte dies nicht der von Mawe Pag. 399 erwähnte Niegua oder Springer gewesen seyn? Sp.

***) Silurus catafractus?

wurde die Gegend. Viele Araras (psittacus macao) welche hier gegessen werden, kamen zum Vorschein. Hier sah und hörte ich zum erstenmale den Vogel Pavão *). Er ist nicht größer als eine Taube, hat aber eine stark tönende Stimme, deren Ton sich beinahe dem Gebrüll nähert. Nester des Jupujaba **) hingen zu Hunderten an verschiedenen Stellen von den Bäumen herab; ich unterschied deutlich 3 verschiedene Arten an der Farbe: schwarze und gelbe, schwarze und rothe und ganz schwarze mit gelben Schnäbeln: diese letzteren sind am kleinsten. Im Bau der Nester unterscheiden sie sich nicht. Das fürchterliche Geschrei des Coaita, hier Barbado ***) genannt, welches in der That grausenerregend ist, tönt schauerlich in der einsamen Gegend wieder. Gewöhnlich sitzt ein Männchen zwischen zwei Weibchen, welche viel kleiner sind, als er, auf dem Aste eines hohen Baumes, und giebt seine Töne von sich. Die Indianer, auch wohl die Europäer, essen das Fleisch dieses Affen.

Hinter Muru de Vomitorio blieben wir über Nacht. Um 6 Uhr brachen wir wieder auf und kamen am 7. Sept. vor zwei kleinen Inseln, auch bei Taipade bei verschiedenen steilen Thonwänden vorbei, in welchen lagenweise kleine runde Quarzkugeln aufgeschüttet lagen. Ich hätte gewünscht, mich länger hier aufhalten zu dürfen, denn gewiß fanden sich hier auch einige gute Krystallisationen. Der Fluß behält fortwährend seine Breite, nur war er so seicht, daß das Canot mit den Händen vorwärts gestoßen werden mußte. Wir blieben bei Kaimado vorbei, auf dem felsigen Ufer über Nacht. Der Fluß hat außer vielen Capivari's

---

*) Soll dieß psophia, crepitans der Trompetervogel, seyn? Sp.

**) Cassicus cristatus?

***) Mycetes Beelzebub. Die Indianer nennen ihn auch caplão. Seine sackförmig gebildete Kehle dient ihm zur Hervorbringung jener schauder erregende Töne und ist auch der Grund seines Namens Barbado. Sonderbar genug hört es sich an, wenn ein Indianer sagt: hontem matei hum caplão, gestern tödtete ich einen Caplan.

(von denen P. Mendez einen, ganz zahmen, gleich einem andern Hausthier bei sich im Freyen herumlaufen läßt) auch eine Menge Fisch-Ottern, hier Cachurra de agua genannt. Diese so scheuen Thiere, welche an andern Orten sich so selten sehen lassen, kamen hier ohne Furcht oft über dem Wasser hervor. Auch Anta's *) giebt es hier sehr viele, und ob ich selbst auf der Reise keinen sah, so habe ich doch von ihrem Fleisch gegessen, das zwar sehr faserig, aber von recht gutem Geschmack und beinahe dem Rindfleisch ähnlich ist.

Am 8. Sept. um 9 Uhr kamen wir bei den Cachueiras (den Wasserfällen) an. Die Indianer wurden sogleich zum Fischen ausgesandt, und ich untersuchte so gut als ich konnte, das Bette des Flusses. Ein mit sehr vielen kleinen Granaten gemischter Flußsand der eine Menge kleiner schwarzer Metalltheile enthielt, und vermöge seiner Schwere sich ziemlich gut waschen ließ, machte den Grund des Flusses in dieser Gegend aus **). Die Wasserfälle selbst werden durch eine Menge von Granitbänken und Blöcken gebildet, welche aus dem Felsenbette des hier stark strömenden Flusses hervorragen und bald hier bald dort den graden Lauf desselben unterbrechen. An einen erhabenen Anblick ist also gar nicht zu denken, und mir erschien die Gegend so wenig reitzend, daß ich durchaus kein Verlangen trug noch weiter den Fluß hinauf zu gehen, woran mich ohnehin meine wunden Füße hinderten. Holz war hier, wie überall, in Ueberfluß vorhanden und darunter Bäume, welche Canats von 6 — 7 Palmen Weite gegeben haben würden.

Am folgenden Tage begaben wir uns nach einer kalten regnigten Nacht wieder auf den Rückweg, P. Mendez, mein Begleiter Hr. Fröhlich, unsere 3 Indianer und ich: die übrigen drei Indianer nebst seinem Sklaven ließ der Pater zurück, um noch mehr Fische zum Einsalzen zu fangen. Auch unsere beiden Ruderer legten ihre Remos (Ruder) bei Seite, ließen das Fahrzeug treiben und fingen noch an

---

*) Tapir suillus.

**) Die Metalltheile sind nach Napiones Untersuchung Eisen mit Antimonium vermischt.

demselben Vormittage in 2½ Stunde über 60 Fische mit der Angel. (Diese Fischerei nennen die Brasilianer caçar peixes a pique weil man die Angel auswirft und sogleich wieder an sich zieht. Nichtsdestoweniger ist immer ein Fisch daran und zuweilen hatten die Fischer schon einen Fang gethan, ehe die Angel das Wasser berührte, weil die Fische danach sprangen). Um 12 Uhr Nachts langten wir gerade der Sismarie des Forgente gegenüber bei seinen Holzschlägern an, und blieben die Nacht über dort. Am 10. erreichten wir glücklich die sogenannte Villa Micuri oder Porto alegre: diese liegt in einer Sandwüste, östlich das Meer und westlich die Sümpfe. Wäre der Hafen auch wirklich gut, was er nicht ist, so würde dennoch die Schiffahrt in das Innere so wie die Gemeinschaft durch Landwege sehr schwürig seyn. Der in Rücksicht der Wasserhöhe so veränderliche und schnellströmende Micuri macht die Schiffahrt nicht nur beschwerlich, sondern auch gefahrvoll. Geht der Fluß sehr hoch, so kann er auf dem offnen Bette nicht beschifft werden, sondern diejenigen welche des Weges schon kundig sind, laufen mit ihren Canots in die sogenannten Vargens (Sümpfe) hinein und umschiffen so die Stellen, wo eine zu starke Strömung ist. Die Gemeinschaft zu Lande müßte erst eröffnet werden, denn niemand kommt zu Lande nach Micuri außer von Viçosa: dies ist der einzige Landweg. Die hochliegenden Ländereien können angebaut werden, die niedrigen urbar zu machen, kostet Geld und Zeit. — Auch die Natur hat hier sehr sparsam für den Menschen gesorgt und daher haben sich nur wenige Indianer und wenige Weiße an diesem Flusse angesiedelt. — Hiezu kommt noch die Gefahr vor den Angriffen der Wilden. Nur in Gegenwart einiger Wachen getrauen sich die Indianer Holz zu fällen und beständig steht das Gewehr neben ihnen. Allein auch jene Wachen (stacamentos) existiren gewöhnlich nur auf dem Papier, denn es sind keine Menschen dazu da. Man läßt einen gewissen Bezirk ausholzen, treibt zu diesem Geschäft die nächsten und ärmsten Bewohner des Kirchspiels (Fregnezia) zusammen, läßt eine Mandiok-Pflanzung anlegen und begiebt sich dann weg. Ein solcher ausgeholzter Ort heißt dann ein stacamento. Es ist befohlen, daß gewisse Einwohner aus dem Kreise oder Bezirke sich als

Wache hier aufstellen sollen, allein für wenige ist es zu gefährlich da zu bleiben, und viele zu beordern verhindert die schwache Bevölkerung. Das stacamento des Ministers das auf seiner Besitzung liegt, und das eine Mandiok-Pflanzung mit Kürbissen dazwischen enthielt, ist von den Wilden zerstört worden, die was sie brauchen konnten benutzten, und das übrige verdarben.

Am 11. gingen wir nach der Rossa des P. Mendez: hier war alles mit Mandiok bepflanzt, übrigens aber sehr wenig angebaut. Bohnen gab es wenig, noch weniger Milho, und Gartengewächse gar nicht. Ungefähr 20 Leute, Indianer und Schwarze waren mit Verfertigung der Farinha beschäftigt, und es wurden, wie mir P. Mendez sagte, täglich 20 Alquer (zu 16 Gr. also für 13 Rthlr. 8 Gr.) fertig gemacht. Ich glaube, daß sich bei den Maschinen noch manche Verbesserung anbringen ließe, auch gestand der Pater, daß er schon besser eingerichtete Fabriken gesehen habe: es fehle ihm aber an einem geschickten Zimmermann.

Der Rückweg, auf dem wir Pferde und ein Lastthier von dem P. Mendez erhielten, war besser als der Hinweg. Mit dem Verwandten des Ouvidor gingen wir am 17. in einem großen Canot nach Caravelhas. Im Ganzen war ich 5 Wochen in der Provinz Bahia gewesen.

Bei einer Vergleichung der beiden Provinzen Rio Grande und Bahia ergiebt sich folgendes: in der ersten unabsehbare Gefilde und auf denselben alles lebendig, hier öde Waldgegend: dort gesunde starke Menschen, hier gelbe hohläugige Gesichter mit abgemagerten Körpern: dort fordern und geben die Menschen, hier betteln und stehlen sie. In Rio Grande ißt man Fleisch und Brodt, in Micuri Fisch und Farinha; was man in Rio Grande verabscheut, ißt man hier mit Behagen. —

Am 14. Sept. ging ich zum Vicarius von Caravelhas, der mir, nachdem ich meine Unzufriedenheit über meine fehlgeschlagene Hoffnung bezeigt, die Aussicht eröffnete, am Flusse Alcobaça eine Schneidemühle anzulegen. — Am 15. September um 2 Uhr Morgens schifften wir uns in einem Canot ein und kamen in Serraria einer kleinen Aldea (Dorf) an, wo wir an das Land gingen, und wo ich die Wittwe des ehmahligen Capitão Mor, Joao de Silva

Santos in traurigen Umständen fand. Das Land umher war überall fruchtbare Ebene und durch verschiedene kleine Bäche bewässert. Wir kamen bei einigen Mandiok-Pflanzungen und Farinha-Fabriken vorbei, wo alles in voller Thätigkeit war. Mit wenigem Kostenaufwande würde hier ein vortrefflicher Fahrweg von dem Flusse Caravelhas bis an den Fluß Alcobaça von ungefähr 2 Leguas anzulegen seyn. Das Unangenehme bei dieser Reise war, daß überall wo wir an Mandiokpflanzungen kamen, das ungeheuere Holz uns den Weg versperrte und man über dasselbe hinwegsteigen mußte.

Nach einem Wege von ungefähr 3 Stunden kamen wir zu der Wohnung des Capitao Francisco de Silva Françoso, wo wir, da wir nicht sogleich die nöthigen Canots und Begleitung erhalten konnten, über Nacht blieben. — Am 16. um 8 Uhr schifften wir uns auf dem Flusse Alcobaça ein. Zwei Indianer gingen in einem kleinen Canot voraus um uns mit Fischen zu versorgen und da sie die ganze Gegend kannten, uns bis an die Cachueiras zu begleiten. Die Nordseite des Flusses ist ungleich stärker bewohnt als die Südseite. Um 3 Uhr Nachmittags kamen wir vor der Fazenda des verstorbenen Capitao Mor, Joze dos Santos Silva vorüber, welche unbewohnt, der Willkühr eines jeden Preis gegeben ist. Das Haus steht noch und noch sahen wir freies, ausgeholztes Feld und Spuren ehemaliger Cultur. Die Gegend hier ist heiterer und zeigt im Ganzen mehr Wohlstand als die von Micuri, allein die verlassene Wohnung des Capitao Mor ist die letzte Spur der Bewohnung. Bis hieher ist der Fluß so tief, daß Smakes von 1200 Alquer Last, jedoch nicht mit der ganzen Befrachtung bis hieher gehen können, und der Capitao ließ kurz vor seinem Tode auf seiner Fazenda, welche den Namen Ponte de Gentio führt eine Smake von 800 Alquer Last erbauen *). Gleich hinter dem Hafen der Fazenda ist Felsengrund im Flusse, der Fluß selbst wird an mehrern Stellen seichter und die Gegend wilder, obgleich sie

*) Das Alquer ist hier größer als in der Provinz Rio de Janeiro und hält 600 Berliner Scheffel.

nicht so wild erscheint als am Flusse Micuri. Wir fuhren bis in die Nacht hinein und es war 8 Uhr, als wir anlangten. Gegen 10 Uhr legten wir uns zur Ruhe, wurden aber bereits um 11 Uhr wieder aufgeweckt, weil eine Unze in einer Entfernung von etwa 100 Schritten um uns her schweifte und nach Raube schrie. Die Indianer versicherten uns, daß die Unzen sich nur bei dem größten Heißhunger so hören ließen. Wir nahmen unsre Gewehre zur Hand und machten uns bereit, sie bei ihrer Ankunft gegehörig zu empfangen, allein das brennende Feuer scheuchte sie zurück, obgleich wir sie die ganze Nacht hindurch bald näher bald entfernter hören konnten.

Am 17. September brachen wir um 3 Uhr auf, waren aber noch nicht weit gefahren, als zurückkommende, fischende, zahme Indianer uns sagten, daß wir auf Wilde stoßen würden, welche sich bei den Cachueiras Ranchos gemacht hätten, und daß sie selbst deshalb entflohen wären ohne zu fischen. Nichtsdestoweniger wurde die Reise fortgesetzt, ohne daß wir Wilde angetroffen hätten: wir begegneten dagegen einer Menge von Indianern welche gefischt und mit ihren Weibern und Kindern sich in dieser Wildniß Hütten erbaut hatten, in welchen sie die Fische zum Einsalzen sammelten. Eben so kamen wir bei verschiedenen kürzlich von den Wilden verlassenen Hütten vorbei, und die Indianer versicherten uns, daß der Geruch es sie lehre, daß die Wilden auf das höchste seit 48 Stunden sich aus denselben entfernt hätten. Wir hielten uns unterweges an keinem Orte auf, sondern eilten vorwärts um bei Zeiten die Wasserfälle zu erreichen, bei denen wir um 5 Uhr ankamen. Die Cachueiras hier haben einen stärkeren Fall, als die im Micuri, und vorzüglich richtete ich mein Augenmerk auf einen ziemlich starken Bach, welcher auf der Nordseite des Flusses aus dem Gebirge herabstürzte. Nahe dabei war das sogenannte Stacamento, und die Gegend ausgeholzt, allein es waren keine Menschen da.

Am 18. September ging ich mit Tagesanbruch von dem jenseitigen Ufer, wo wir die Nacht zugebracht hatten, auf das diesseitige über, um die zur Anlegung der Mühle bestimmte Gegend zu untersuchen. Ich fand nicht nur hinlänglich Wasser sondern auch gehörigen Fall und eine sehr

gute örtliche Lage. Das Gebürge verflacht sich hier und bildet oben eine Ebene. Auf der einen Seite ist bereits eine ziemliche Strecke ausgeholzt. Der Boden ist sanft und thonig und scheint hinlänglich feucht zu seyn. Der Fluß theilt sich vor seinem Falle in zwei Theile und bildet eine kleine Insel die selbst bei dem höchsten Wasserstande schwerlich unter Wasser stehen wird. Der Regen setzte meiner Streiferei in das Innere ein Ziel, doch glaube ich, daß der Bach, welcher an der Nordseite des Flusses herabrauscht, ein Arm des Flusses selbst ist. Ungefähr um 9 Uhr traten wir den Rückweg an, fuhren ununterbrochen den Tag hindurch bis in die Nacht hinein und langten endlich um 9 Uhr Abends in der Besitzung eines gewissen Munez Cordeiro an, wo wir gastfrei und gütig aufgenommen wurden. Die Fazenda selbst besahen wir am 19. Der eigentliche Besitzer wohnt in Caravelhas und sein Sohn, ein thätiger junger Mann, der von seinem Vater ein Gehalt von 200000 Reis erhält, hat die Aufsicht darüber. Die Felder waren sämmtlich in gewisse Quartiere abgetheilt, und von graden Wegen durchschnitten. Hr. Cordeiro ist seit 3 Jahren Besitzer des Gutes und schon ist sehr viel geschehen. Es waren etwa 100 Stück Rindvieh und 20 Pferde, unter denen einige sehr gute Reitpferde, an Viehstand vorhanden. Besitzer gab uns Pferde zu unserer Rückreise; wir langten um 9 Uhr Abend in Caravelhas an, gingen am 21. in See und erreichten nach einer sechstägigen glücklichen Fahrt Rio de Janeiro.

Wir geben am Schlusse der Nachrichten unseres Landsmannes noch diejenigen allgemeinen Bemerkungen, die er über die ihn begleitenden Machacaraes gemacht hat.

Der Charakter der Machacaraes ist phlegmatisch, sie sind sehr sanft, geschmeidig und furchtsam, aber dabei habsüchtig, neidisch und betrügerisch. Sie erdulden daher eher eine harte Behandlung, die andern wilden Männer kann man dagegen nur durch Liebe gewinnen. So konnte der Buticudo Simon durch liebreiche Worte zu allem bewogen werden und er war zu allem bereit, wenn man ihn Simon arahée (den liebenswürdigen Simon) nannte: befahl

man ihm dagegen mit Härte so lachte er den Befehlenden aus oder er nannte uns wohl gar ton, ton, (schlecht, häßlich). Die Machacaraes lachten, wenn man sie um eine Gefälligkeit ersuchte, die nur im geringsten mit Aufwande von Körperkraft verknüpft war *) und kamen nicht eher aus ihrer Ruhe, bis man hart mit ihnen sprach: eben dies ist bei den Haus-Indianern der Fall.

Unter allen wilden Stämmen sind die Machacaraes diejenigen, welche ihre Nahrungsmittel gern aus dem Pflanzenreiche wählen, denn sie machen große Reisen um Batatas zu erhalten. Eben deswegen treten sie auch in Gesellschaften zusammen und bilden kleine Dörfer (Aldeas) um daselbst die unentbehrlichsten Nahrungsmittel gemeinschaftlich anzubauen, wie dies am Micuri mit der Aldea des Capitão Thome der Fall war. Die Patajos Buticudos u. s. w. scheinen durchaus nicht diesen Hang zu haben, sondern bestehen nur aus herumschweifenden Horden.

Die Kinder werden von Jugend auf sehr hart behandelt. Sobald ein Weib gebähren soll, ruft sie eine ihrer Gefährtinnen, ihr, wenn es seyn kann beizustehen, während der Mann und seine Gefährten, die sich grade bei ihm in der Rancho befinden, sich durchaus nicht stören lassen und gar keinen Antheil an dem Verfall nehmen. Sobald die Geburt vorüber ist, geht das Weib allein oder mit einer andern an den nächsten Fluß und badet daselbst sich und ihr Kind. In den ersten Wochen oder Monathen trägt sie das Kind in einem mit Moos, Barba de pao (tillandsia usneoides) oder Baumwolle ausgefütterten Korbe auf dem Kopfe und bedeckt es mit einem Fell. Ist es stark genug seinen Körper halten zu können, so wird es in einen 1½ Zoll breiten Riemen gesetzt, den die Mutter um die Stirn legt, und so das Kind oberhalb der übrigen Last, die sie auf dem Rücken trägt, befestigt. Die Frau ist bei den Machacaraes das Lastthier und muß außer dem Kinde den ganzen aus Töpfen, Calabassen, auch wohl Batatas, Kürbissen, Mandiok u. s. w. bestehenden Hausrath tragen, denn nur selten übernimmt der Mann eine Last und nur die Unmög-

---

*) Mawe Pag. 412.

keit, daß das Weib mehr tragen könne oder der Geschmack an Batatas kann ihn dazu bewegen. Bis in das fünfte Jahr (je nachdem das Kind schwach ist oder nicht) *) wird es so getragen: sobald es laufen kann, beschäftigt sich niemand mehr damit, außer daß man ihm ein Tragband um die Stirn legt, in welches die Kinder wenn sie sonst nichts zu tragen haben einen Stein legen, und sich so nach und nach daran gewöhnen ungeheure Lasten fortzubringen. Die Frauen tragen bloß mit der Stirn: die Männer theils damit, theils mit der Brust, wobei sie das Tragband über die Achseln ziehen. —

Schon früh gewöhnen sich die Kinder an körperliche Uebungen: sie erklettern schlanke Bäume und lassen sich indem sie sich oben am Wipfel festhalten, mit denselben zur Erde herab, wobei sie wenn ihr Gewicht den Baum nicht niederzieht, entweder, bei geringer Höhe des Baumes, herabspringen oder mit den Füßen einen Ast zu erreichen suchen und sich daran wieder herabhelfen. Bogen und Pfeile sind schon in der Jugend ihr Spielzeug: ich sahe einen kleinen gezähmten Buticudo von 8 — 10 Jahren, Fliegen und Insekten mit einem kleinen vorn abgestumpften Pfeile schießen **). Ranchos bauen ist ihr Zeitvertreib. — Gehen die Alten auf die Jagd, so begleiten sie die Kinder und vertreten Jagdhunds Stelle, wobei sie aber zuweilen sehr übel zugerichtet werden. Einem kleinen Machacara von etwa 10 Jahren, welcher auf der Jagd einen schon angeschossenen Anta (Tapir suillus) verfolgte und sich ihm zu sehr näherte, wurde von diesem die linke Seite aufgerissen und er schwer verwundet. Als ich jedoch ihn sah, war er beinahe außer Gefahr.

Der Geschlechtstrieb wird von den Kindern schon im 8. oder 10. Jahre befriedigt. Die Aeltern lassen dies zu, nur darf es nicht öffentlich vor den Hütten in Gegenwart andrer geschehen. Ist dies der Fall, so schelten sie sie Hunde und treiben sie ins Gebüsch. Seine eigene

---

*) Entwöhnt werden die Kinder nie, sondern verlassen der Mutter Brust von selbst.

**) Auch Mawe beschreibt einen Knaben der Art. Pag. 431.

Wirthschaft fängt indeß der Wilde selten von dem 25. Jahre an, vor welcher Zeit auch sein Körper selten entwikkelt ist. Jetzt nimmt er Theil an den Berathschlagungen der Erwachsenen, spricht mit über die Bestimmung des Weges, den die Horde nehmen will, so wie über die Wahl des Standplatzes zum Betrieb der Jagd und Fischerei. So wirkt er selbstständig fort. Hat er sich aber wohl zum Ersten seines Stammes emporgeschwungen, so hört seine ganze Thätigkeit auf. Jetzt läßt er die übrigen fischen und jagen, ohne sich zu bewegen und verläßt nur durch die Nothwendigkeit gezwungen, seine Rancho. Ich selbst habe diese Erfahrung an dem Capitän Joze gemacht, als sich die Wilden bei mir aufhielten. Tage lang lag er auf einer Stelle: die übrigen Wilden fischten und jagten, worauf er dann mit ihnen verzehrte, was sie brachten. Ja sogar die Weiber mußten ihm das Wasser zum Trinken bringen.

Digitized by Google

II.

Ueber das Auswandern der Deutschen und ihr Ansiedeln in fremden Ländern.

Es ist bekannt, daß seit dem Verfall des deutschen Handels und Wohlstandes und während der politischen Erschlaffung Deutschlands, der übertriebene und misverstandene Kosmopolitismus, Ehrgeiz und Bedürfniß, unzählige Söhne des Vaterlandes über Land und Meer bis in die entferntesten Gegenden der Welt geführt, und nach einigen Generationen oft ihres ehrwürdigen Stammes und Namens, wenigstens dem Anschein nach, vergessen gemacht haben. Nicht daß es ihnen immer gleich Anfangs unter ihren neuen durch Sprache, Sitten, oder Religion verschiedenen Landsleuten, die der Fremdlinge Ansiedlung als einen Angriff auf des Landes Producte ansahen, sehr wohl gegangen, nicht daß etwa die neue, wenn gleich noch so großmüthige, aber keines weges allwissende Regierung, welche durch deutsche Geschicklichkeit unter ihren Landeseingebornen Acker-

und Gartenbau, Handwerke und Künste verbreiten oder überhaupt durch Colonisten ihr menschen-armes Land bevölkern wollte, den in öffentlichen Zeitungen und durch bevollmächtigte Gesandte der Welt verkündeten und den Einwanderungslustigen versprochenen Schutz und Vortheil, wegen der feindseeligen Habsucht ihrer Beamten *) und der eifersüchtigen Scheelsucht ihrer Unterthanen wirklich hätte zur Ausübung bringen können! **) Nein, diese Deutschen ***) (denen es außer der Sprachkenntniß vielleicht noch an pfiffiger Welt- und Menschenkenntniß oder an Geld fehlte) wurden meistens gleich nach ihrer Ankunft in dem gelobten Lande ihrer leichtgläubigen Phantasie hintergangen, oder gemishandelt, oder doch in eine Lage versetzt, wo sie außer dem rechtskräftigen Schutz der Gesetze ohne alles politische Ansehn, ohne öffentliche Achtung waren.

Waren sie nicht Unterthanen einer großen deutschen Monarchie, so half ihnen besonders in der letzten Zeit des verbleichenden und verblichenen Kaiserlichen Glanzes der Titel einer deutschen Völkerschaft so wenig als der eines germanischen Kreises †).

---

*) Vid. die vormaligen Directoren der Colonisten in Süd-Rußland.

**) Man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, der Verfasser wolle der russischen, unstreitig sehr großmüthigen Regierung, besonders der jetzigen, einen Vorwurf machen. Nein, es ist nur im Allgemeinen die Rede von der Ausführung ihrer eben so edlen als zweckmäßigen Absichten, welche in einem so ungeheurem Reiche nicht von ihr, noch auch einmal von ihren ersten Organen abhängt.

***) Das russische Niemez, der Deutsche, niemzu, die Deutschen, bedeutet wohl nichts anders als Ausländer, und ist aus dem Mongolischen. Diese Erklärung ist richtiger und besser, als jene, welche dies Wort durch Sprachlos nach dem Rußischen übersetzt, auch wohl als eine andere, vermöge der man an die Nemetes des Tacitus denken könnte. [Vielleicht ist jenes Wodt eine Verstümmelung des Germanez, germanezu (plur).]

†) Auch ein deutscher Bund möchte wohl hinführo nicht mehr Autorität gewähren, wenn nicht ein Kaiser und ein mächtiger Kaiser an der Spitze steht!!!

Kein gemeinschaftlicher deutscher Gesandte, kein General-Consul konnte mit der Energie eines englischen oder mit den Ansprüchen eines französischen einen etwa wegen politischer oder militairischer Fürsorge bis zur Wolga geführten Schwaben, oder wegen Mangels an Reisegeld am Dneper verhungernden Mecklenburger unter seine kräftige Obhut nehmen. Und nun gedenke man, daß allein in St. Petersburg [welches aber auch im Vergleich mit dem übrigen Rußland für Ausländer ein wahres Eldorado ist] Curländer, Liefländer und andere russisch-deutsche Unterthanen nicht mit gerechnet, wohl mehr Deutsche leben als in einer gewöhnlichen deutschen Residenz-Stadt!

Der Deutsche, uneingedenk des wahren Sprichwortes, ein Pfennig gilt da am meisten wo er geprägt wird, und ein anderes seinen Ehrgeiz mehr schmeichelndes *) demselben vorziehend, verleitet durch falschen Ehrgeiz oder erkünstelte Bedürfnisse, seiner stillen Heimath zu entsagen, oft stolz auf Eigenschaften, die ihn gerade einer fremden Nation verhaßt oder gleichgültig machen, und zu bescheiden da, wo er offnen, grellen, politischen oder nationalen Charakter ohne Nachgiebigkeit, ohne Nachahmungssucht zeigen sollte, **) meistens ein Opfer seiner gutmüthigen Unbeholfenheit unter schlauen, und seiner misverstandenen Unterthänigkeit unter hochtrabenden oder herrschsüchtigen Menschen, kann zwar allenthalben durch ausgezeichneten baare Früchte tragenden Fleiß sich geltend machen,

---

*) Der Prophet gilt nirgends weniger als in seinem Vaterlande.

**) So sind z. B. manche halb-nationalisirte Deutsche in Rußland so schwach, ihren deutschen Ursprung oder gar ihren deutschen Namen zu verbergen, ohne zu bedenken, wie viel sie dabei in den Augen ehrliebender Deutschen und selbst der Rußen verliehren, welche fein genug sind, um das Unschickliche dieses Compliments zu fühlen. Noch ärger aber machen es deutsch-rußische Zeitungsschreiber wie z. B. der Herausgeber des Vaterlands-Sohnes (sün otetschestwa) und zuweilen auch der des Invaliden, welche Herren, gleich Renegaten, sich von ihren Schimpfreden auf deutsche Fürsten und Unterthanen zum Besten des Russischen Publicums augenscheinlich mästen.

wird aber gewiß nun da, wo er, unter den einfachen den Luxus haßenden Quäckern Nord-Amerikas, in seiner angestammten sittlichen Reinheit leben, und mit lieben Basen und Vettern der Nachbarschaft sich vermählen kann, eine fortdauernde glückliche Existenz im Auslande haben. Viele tausend deutsche Handwerker, welche im Innern Rußlands sich gezwungen sehn, unter einem rauheren Himmelsstrich ihren Nationalvergnügungen, und bey'm Mangel der Zeitungen und Nachrichten aller politischen Wißbegierde zu entsagen, welche ohne besseren Reiz und Ermunterung durch moralischen Mismuth und endlich durch Angewöhnung des Trunkes herab kamen, und endlich bey'm Gefühl ihrer nunmehrigen Unwürdigkeit, und der nicht selten durch Luxus verschuldeten Unmöglichkeit, ihr altes Vaterland in zierlicher oder gar verheißener glänzender Gestalt wiederaufzusuchen, immer mehr sanken, wurden von Schadenfrohen darniedergetreten, und beweinten sterbend den Troß der Jugend, der sie dem väterlichen Leisten oder Weberstuhl entrückt hatte. Andere, die schon etwas verdorben in ein Land kamen, wo man mit unglaublicher Schärfsichtigkeit Blößen und Fehler bemerkt, und wo man zu wenig Kenntniß der ganzen deutschen Nation hat, um sie treffend beurtheilen zu können, schadeten unendlich dem Rufe des großen und ehrwürdigen Volkes, dem sie anzugehören unwürdig waren.

Möge daher nur der Handel künftig Deutschland dem Ausland eröffnen, und Deutsche dem Ausländer zuführen! Möge besonders ein deutscher Kaiser, eine deutsche Regierung, ein deutscher Gesandte, oder General-Consul alle deutsche Reisende oder Ausgewanderte (so lange diese kosmopolitische Krankheit dauert) unter seinen politischen Schutz nehmen, damit die Allgemeinheit des deutschen Namens nicht zur bedeutungslosen Flachheit, und seine öffentliche Ehre nicht zum Gespötte werde.

III. Das

III.

Das Königreich Nipal.

[Beschluß.]

Der Weg von Hettaura nach Dhoka=phide erhebt sich so unmerklich, daß man, ein oder zwei Stellen ausgenommen, es gar nicht gewahr wird, wie bedeutend die Anhöhe ist, auch sind die Gewässer, welche im Wege fließen nicht tief genug um gefährlich zu seyn und die wenigen Ruhas oder Gruben liegen nicht auf der Straße. Die einzige Unbequemlichkeit ist, bei dem Uebergange über den Rapti die, daß der Boden so schlüpfrig ist, so daß es den Trägern sehr schwer wird, sich auf den Füßen zu erhalten. Für Boote würde er wegen der Wasserfälle nicht befahrbar seyn. — Dhoka=phide oder der Thorhügel führt deswegen diesen Namen weil der Paß der darüber weggeht, so schmal ist, daß er einem Thor gleicht. Natürlich kann während der heftigen Regengüsse dieser Weg nicht benutzt werden, und die Gemeinschaft zwischen dem Turryani und Nipal wird daher während dieser Zeit durch Muckwampur und Sun=

duli erhalten. — Das kleine, von wenigen Niwarfamilien bewohnte Dörfchen Bhim-phide, hat seinen Namen von der hinduischen Gottheit Bhim, welche bei einem Schritte auf ihren Wanderungen mit einem Fuße hier stehen blieb, woher auch der Ort als heilig angesehen wird.

Etwas westlich von dem Dorfe fließt aus einer Höhle in dem Tschisapany-Berge eine Quelle deren Wasser so kalt war, daß das Quecksilber des Thermometers hineingehalten im Augenblick von 65 auf 51° und an der Quelle selbst von 67 auf 48° sank. Man sagte mir, daß das Wasser zu kalt zum Trinken sey, und wahrscheinlich hat von dieser Quelle der Berg den Namen Tschisapany, kalt Wasser, erhalten. Der Weg führt hier dicht am Rande furchtbarer Abgründe hin, welche auf der einen Seite von den Fluten des Rapti-Stroms und auf der andern von dem Flusse Tschisapany gebildet werden, und man kann sich einen Begriff von der Höhe des Weges machen, wenn man hört, daß von demselben aus das größte Stück Rindvieh wie ein kleiner Vogel erscheint. Tschisapany-Fort liegt etwa 530 Ellen über Bhim-phide und ich brachte beinahe 1½ Stunde in meiner Hangmatte zu, ehe wir auf dem Gipfel anlangten.

Das Fort von Tschisapany ist nur durch seine Lage fest, welche obgleich bedeutend unterhalb des Gipfels, doch sehr gut gewählt ist. Es hält übrigens nicht über 100 Mann und ist obgleich das Mauerwerk vortrefflich zu seyn scheint, in militärischer Hinsicht durchaus unwichtig. Es wird wie fast alle Festungen in Nipal von einem Omrah befehligt, gehört aber zu Zorawar's Statthalterhaft, und bekommt deshalb einen Befehlshaber von ihm. Die Omrahs sind überall von den Civilstatthaltern vollkommen unabhängig, so wie auch ihre Besatzungen größtentheils aus Truppen bestehen, welche sie selbst ausgehoben und gebildet haben, da die Linientruppen nur gelegentlich unter ihnen dienen. Sie erhalten Land zu ihrer und der Besatzung Erhaltung, und behaupten einen sehr hohen Rang im Staate. Sie zeichnen sich durch die Einfachheit oder wie man in Vergleichung mit der selbst in Nipal bemerkbaren Verfeinerung sagen möchte die Plumpheit ihrer Kleidung aus, indem sie kurze Dschamas oder weite Hosen und weiße sorglos und

unzierlich umgeschlungene Turbans tragen. Ihre Waffen bestehn aus Luntenflinten, Schwertern, Bogen und Pfeilen, und ihre Klasse bestimmt sich nach der Anzahl von Rohras oder Schwertern, die sie ins Feld stallen. Man läßt sie nie lange Zeit zusammen an einem Orte auf Kommando, läßt sie in der Regel jährlich ab, und sehr oft grade in dem Augenblicke, wo sie im Begriff sind die Aernte auf ihren Ländereien zu beginnen. Eben diese Politik findet man in allen übrigen Anordnungen der Regierung von Nipal in Hinsicht ihrer abgeschickten Beamten und der Dschaghirf Ländereien welche beständig von Hand zu Hand gehen. Die Omrahs dienen gewöhnlich im Heere halten aber mit großer Eifersucht auf ihre alten Gebräuche. Ihre Heere bestehen gewöhnlich aus Verwandten und sie geben sich das Ansehn, als ob sie selbst die höchsten Stellen in dem regelmäßigen Heere verachteten. Sie gehören sämmtlich mit wenigen Ausnahmen zum Radscheput Stamme.

Tschisapany ist ein Zollplatz, und, Sudli ausgenommen, der einzige auf welchem von den Waaren, die aus dem Gebiete der Compagnie und dem des Vizir's kommen, Zoll erhoben wird. Das Dorf, das in der Nähe des Forts liegt, enthält ungefähr 20 mit Rohr bedeckte Häuser: Es wird etwas Korn hier gebaut, das indeß für den Verbrauch selbst dieser wenigen Einwohner nicht hinreicht, die daher gelegentlich aus den benachbarten Dörfern sich versehen müssen. Der Boden auf diesem Berge scheint, besonders nach der südlichen Seite keinesweges sehr vortheilhaft für den Kornbau: die sparsamen Felder, die man gegen die Gipfel hin erblickt, machen das Dschaghir des Dschemadars aus, der hier den Oberbefehl hat.

Von dem Fort oder dem Dorfe hat man einen erträglichen Aufgang von ungefähr ½ Meile, neben dem Wege nach Tschisapany oder der kalten Quelle, welche in einer natürlichen Höhle des Berges etwas unterhalb des Weges zur Linken fließt. Es ist ein romantischer, und da er von allen Seiten durch hohe Hügel gegen die Strahlen der Sonne geschützt ist, auch sehr kühler Ort. Unter der großen Menge von Gewächsen, welche denselben umgeben, zog vorzüglich ein Baum unsere Aufmerksamkeit auf sich, von dem einige Blätter auffallend dieselbe Erscheinung zeigten,

welche Smellie in seiner Nachricht von dem Hedysarum movens beschreibt. Ehe wir den Gipfel oder eigentlich den Pfad der darüber geht, erstiegen, mußten wir noch beinahe eine zweite Meile wandern. In der Nähe einer Spitze, nicht der höchsten, welche aus dem Tschisapanyberge aufsteigen, fiel das Quecksilber im Barometer auf 23, 80 was eine Höhe von ungefähr 780 Ellen über die Fläche von Bhim-phide anzeigte. Im Winter ist diese Spitze und alle die um dieselbe, welche noch höher sind 14 Tage lang mit Schnee bedeckt, und selbst zu Tschisapany-Fort liegt zuweilen der Schnee 10 Tage hintereinander eine Spanne tief.

Als wir den obenerwähnten Paß erreichten, erscheinen die Berge von Himma-lih mit ihren zahlreichen, ewig mit Schnee bedeckten Spitzen vor unsern Augen. Der Berg Tschandraghiri und das Thal von Tschitlong mit seinem schlängelnden Strome bilden die ausgezeichnetsten Gegenstände darin. So wie diese Berge mit Schnee bedeckt waren, so war es auch die ungeheure Bergkette, welche sich südlich von demselben erhob, obgleich bedeutend niedriger als jene. Dieser niedrigen Alpen, welche unzertrennliche Begleiter der Himma-lih Gebürge auf ihrem ganzen Gange zu seyn scheinen, und die das sogenannte Kutschar oder Unter-Butan bilden, und überall Ober-Butan oder Thibet vom Lande Nipal trennen, soll späterhin ausführlicher Erwähnung geschehen. Die Schneespitzen der Himma-lih werden von den Einwohnern von Nipal durch den Namen Himma-Tschuli bezeichnet: Tschuli bedeutet nemlich eine scharfe Spitze, eine abgerundete dagegen heißt Tumku.

Die Aussicht von der Spitze von Tschisapany die ich, um den Stand des Barometers zu beobachten bestieg, soll, bei hellem Wetter eine der erhabensten seyn, die man sich denken kann, indem man bis über die Tschiriaghati-Kette nach den Gränzen von Tschemparun sehn können soll. Ein dicker Nebel, Tu-âl hier genannt, wie sie gewöhnlich außer in der Regenzeit über diesen Thälern hängen, verhinderte uns daran. Nichtsdestoweniger genossen wir doch eines sehr malerischen Anblicks durch die Feuerströme, welche von den Höhen in die Thäler herabzurauschen schienen, und dadurch entstanden, daß die Einwohner große Strecken Gras

und Unterholz in Brand steckten, um dadurch das Erdreich fruchtbar zu machen.

Wenn man an der Nordseite des Tschisapany herabsteigt, so stößt man auf der Mitte des Weges auf einen der kegelförmigen Steinhaufen, welche an ähnlichen Stellen von den abergläubischen Einwohnern errichtet werden, welche, sobald sie da vorbeigehen, jedesmal ihre Andacht verrichten. Sie haben die Namen Dioralli, ein Name welchen auch eine ausgezeichnete Spitze des Himma-lih führt, die zwischen Dheibun und Kheru liegt, so wie auch eine Bergkette durch welche der Bhagmutty, gleich nach seinem Austritte aus dem Thale von Nipal rauscht.

Sobald man auf der Nordseite des Fußes des Tschisapany ankommt, muß man über einen reißenden aber nicht sehr breiten Strom gehen, welcher, nach den Dörfern, bei denen er vorbeifließt verschiedene Namen führt, und nicht weit von Palung, einem in einem der Berge des westlichen Zweiges der Tschandraghiri-Kette gelegenen Dorfe, entspringt, durch das Thal von Tschitlong fließt, und sich ungefähr 7 Meilen von Tambih-Kan in den Bhagmutty ergießt. Zwischen Tambih-Kan und Sismari stürzt er von 50 Fuß hoch von einem senkrechten Felsen herab.

Das Dorf Tambih-Kan auch Kauli-Kan genannt ist jetzt ein elender Ort, ob es gleich, ehe die Kupferbergwerke in der Nähe desselben (vor denen es seinen Namen entlehnt) erschöpft waren, bevölkert und blühend gewesen seyn soll. Man hat indeß jetzt andere Adern entdeckt, welche in einer unbedeutenden Entfernung von diesen Orten liegen und bearbeitet werden. Die Bergleute, welche zu der Kaste Agreie gehören, gehen von Ort zu Ort je nachdem sie Entdeckungen machen, und müssen wahrscheinlich eine sehr einträgliche Beschäftigung haben, da Kaniput, Naniput (ein Bergmanns Sohn ein Prinzen Sohn) zum Sprichwort geworden ist. Sie leben auch höchst verschwenderisch und arbeiten nur, wenn die Noth sie drängt, oder sie Aussicht auf besondre Vortheile haben.

Ueber Markhu kamen wir an den Hügel Ekdunte und sahen jenseits desselben ein sehr reich angebautes Land, das mit Dörfern und Meierhöfen übersäet war. Die Felder sind sowohl in den niedrigen als in den höhern Gegenden über,

all in Terrassen gelegt, vorzüglich für diejenigen Kornarten, zu deren Gedeihen es nöthig ist, daß das Wasser einige Zeit lang auf dem Erdreiche stehen bleibe, und da die Abhänge wo nicht alle, doch der meisten Berge, reich an Quellen sind, so werden sie leicht unter Wasser gesetzt. Zuweilen sind diese Terrassen durch mehrere hundert Fuß breite Schluchten von einander getrennt, und werden doch aus derselben Quelle bewässert, was man durch eine sehr einfach aus einem oder mehreren hohlen Bäumen errichtete Wasserleitung bewirkt.

Tschitlong auch Lohari oder Klein-Nipal genannt, liegt hart am Ufer des Flusses der unterhalb Markhu und Tambih-Kan durchgeht, enthält einige wenige von Mauersteinen erbaute und mit Ziegeln gedeckte Häuser, ist aber im Ganzen ein unbedeutender Ort, obgleich der erste Platz im Gebiet von Nipal, der das Ansehen einer Stadt hat. Er soll früherhin bei weitem größer und blühender gewesen seyn und sein Verfall wird dem Umstande beigemessen, daß die Lage desselben auf der Landstraße zwischen Nipal und dem Turrye die Einwohner desselben beständig der Gefahr ausgesetzt habe, von den Regierungsbeamten und anderer Personen von Ansehen, welche diesen Weg eingeschlagen hätten, mit Gewalt als Träger weggenommen zu werden, und daß die Einwohner deswegen sich in das Innere des Landes geflüchtet hätten. Ueberhaupt ist es ziemlich gewiß, daß die Niwar-Stämme, welche, im eigentlichen Nipal, ausschließlich das Land bauen und alle nützlichen Beschäftigungen treiben, unter ihren gegenwärtigen Beherrschern nur wenig Sicherheit und Glück genießen, welche bei jeder Gelegenheit ihre bürgerlichen und natürlichen Rechte mit Füßen treten.

Während die Fürsten vom Niwar-Stamme regierten, gehörte Tschitlong eine Zeitlang zu der Patue Radschi oder Herrschaft, und hatte ein Gebiet, zu dem mehrere wohlbevölkerte Dorfschaften gehörten. Jetzt macht es einen Theil des Dschaghir oder Lehns eines der vier Sirdars oder Oberbefehlshaber des Gurkhali-Heeres aus. Oestlich von der Stadt ist ein Muruth des Mahadio und in der Gegend ein Quell vortrefflichen Wassers.

Wir mußten eine Meile über Tschitlong hinausgehen,

ehe wir einen Ort finden konnten, um unser Lager aufzuschlagen. Wir fanden endlich eine Stelle am südlichen Fuße des Tschandraghiri, oder des Mondberges von dem ein Zweig sich dicht an unserem Lager hinzog, während ein anderer uns auf dem entgegengesetzten Ufer der Flüßchens beschränkte so daß am 27. Februar wir die Sonne nicht ehr als um 8½ Uhr aufgehn sahen. Tschitlong liegt, wie die Einwohner uns versicherten (unser Barometer war nicht in Ordnung), bedeutend höher als Tambih-Kan, was auch in dem Umstande Bestätigung findet, daß in der Nacht vom 27. Februar das Thermometer auf 29° Fahrenh. fiel und wir am folgenden Morgen alles Wasser um uns gefroren fanden.

Von dem Gipfel des Tschandraghiri hat man eine weite Aussicht, indem das Auge nicht allein über das wellenförmige dicht mit Dörfern besetzte Thal von Nipal schweift, sondern auch auf jeder Seite eine Strecke des verschiedenartigsten Landes übersieht. Im vorzüglichsten Grade zieht indeß die Landschaft dem Beschauer gerade gegenüber, die Aufmerksamkeit an sich, indem die Gegend sich dort nach und nach amphitheatralisch erhebt und nach und nach dem Auge die Städte und zahllose Tempel des Thales, den ungeheuren Berg Schiupuri, der noch höher hervorragenden Dschibdschibia, der bis zu seinem schneebedeckten Gipfel mit hängenden (?) Wäldern bedeckt ist und im Hintergrunde der riesenhafte Himma-lih. — Auf dem Bhundschun oder der Ebene auf dem Gipfel des Tschandraghiri ist ein kleines Dorf und ein Markt für die Reisenden, und auf einer der Spitzen, dicht unter welcher der Weg fortläuft, stand sonst ein Fort, das man aber jetzt verfallen läßt.

Auf dem Wege von Tambih-Kan nach Khatmandu, auf dem sogenannten Phurphing-Wege kommt man zuerst über Khargu, das, wie die meisten Dörfer, die wir in den bergigen Gegenden sahen, in der Entfernung einen recht angenehmen Anblick gewährt, bei näherer Ansicht aber trotz seiner aus Mauersteinen erbauten Häuser, zu einem armseeligen Orte herabsinkt. Von dort gingen wir über den Sibudul-Fluß nach Phurphing: die Hügel um diesen Ort sind wegen des Weitzens und des Karphul, den sie hervorbringen, berühmt: letzteres ist eine kleine Kornfrucht, deren

Geschmack der der Kirsche ähnlich ist. So sahen wir auch zu Phurphing einige schöne Pfirsichbäume von ungewöhnlicher Höhe. Ob in dieser Gegend nicht mehr Korn gebaut wird, als der Verbrauch der Einwohner erfordert, kann ich nicht bestimmen: gewiß aber ist es, daß wir weder hier, noch an irgend einem andern Orte auf unserem Wege, Khatmandu allein ausgenommen, nur für einen einzigen Tag Lebensmittel für unser Gefolge erhalten konnten, und daß beinahe jedesmal die Regierung sich in das Mittel schlagen mußte, obgleich wir sehr bereit waren, alles baar zu bezahlen. —

Von Phurphing nach Patn kann man den Weg, obgleich er gewöhnlich sehr schmal ist und zuweilen dicht am Saume des Felsens vorbei geht, verhältnißmäßig gut nennen. In dieser Gegend entspringt der Fluß Purbauty, welcher nach einem kurzen Laufe sich in den Bhagmutty ergießt. Dieser letztere Strom wird auch Ni-Khu genannt, weil er Ueberfluß an Fischen hat, von nya oder ni, der Fisch und khu ein Fluß in der Mundart der Niwars. Die Stadt Patn, welche nicht über $\frac{3}{4}$ Meile jenseits des Ueberganges über den Ni-Khu liegt, ist auf einer kleinen ziemlich hoch gelegenen Ebene erbaut, ungefähr $1\frac{1}{2}$ Meile von dem südlichen Ende von Khatmandu. Der Bagh-mutty trennt diese beiden Städte von einander.

An dem Berge Duna-Baisi, auf dem über Noakote führenden Wege nach Khatmandu, wachsen außer dem Sissu und den Tannenbäumen noch mehrere andere: der Phullacad, der Kaholo, der Sing Raulo, der Timmui, der Tschilaunia und der Seldburrua. Der erste Baum ist eine Art Eiche, deren Holz wegen seiner Stärke und Dauer in großem Rufe steht; die Eckarn werden zu Arzeneyen so wie auch zum Futter für die Schweine gebraucht. Aus dem Mark des Kaholo bereiten die ärmeren Einwohner in Zeiten der Noth, ein sehr nahrhaftes Brod, das zuweilen ohne weitere Zumischung genossen zuweilen aber auch mit Mehl vermischt wird. Der Sing Raula ist die lignea Cassia deren Blätter gewöhnlich nach Hindustan gebracht

werden, wo man sie unter dem Namen Tais-pat (das scharfe Blatt) als Gewürz braucht. Die Rinde der Wurzel unterscheidet sich nicht sehr von dem Zimmtholze, für das es in den oberen Provinzen oft ausgegeben wird: die Rinde des Stammes und der Zweige hat dagegen nicht viel von diesem Geschmack. Wenn dies Gewürz nicht so bearbeitet wird, daß es dem Zimmt gleicht, so wird es von den Pussaries oder Specereyhändlern unter dem Namen Thuj verkauft. Der Timmui oder Taisbul (wovon es zwei Arten giebt) ist eine sonderbare Pflanze, welche eine Beere, der des schwarzen Pfeffers an Gestalt und Größe gleich, trägt. Diese Beere besteht aus einen schwarzen runden Saamenkorn das in einer dünnen Schaale oder Hülse liegt, die von selbst aufspringt sobald die Frucht ihre Reife erreicht hat. Die Hülse ist ein starkes angenehmes Gewürz, das in der Küche gebraucht wird und große Heilkräfte besitzen soll *). Auch der Tschillaunia ist ein sonderbarer Baum, dessen obere Bedeckung gänzlich aus unzähligen nadelartigen Fasern besteht, welche auf der Seite durch eine Art klebrigen Saftes verbunden sind. Wenn man mit diesem Theile der Pflanze die Haut berührt, so verursacht diese Berührung einen Schmerz, als ob man mit Disteln gestochen würde, weswegen man ihn auch zu bürgerlichen Züchtigungen braucht. Das Holz des Tschillaunia wird sehr geschätzt; ob diese Werthschätzung aber auf Erfahrung oder auf bloßem Aberglauben beruhe, kann ich nicht sagen, denn man hat mir erzählt, daß der Baum sehr gute Balken gäbe, aber auch daß es der Gott der Bäume und daß kein Haus vollkommen sicher sey, wenn man nicht weniger oder mehr von diesem Holze bei dem Baue desselben gebraucht habe. Die Rinde des Sidburrua wird von den Bewohnern von Nipal zu einem starken nutzbaren Papier verarbeitet, auch verfertigen sie Taue und Bindfaden daraus, der indeß die Feuchtigkeit nicht wohl widerstehen zu können scheint. Es giebt zwei Arten dieses Baumes, welche beide eine bedeutende Höhe erreichen: die eine eben erwähnte, wird auch Kaghasi-pât oder die Papierpflanze genannt; die

*) Dies scheint die Cubabe von Jare zu seyn.

andere ist die Butea Sidburrua oder der Papierbaum von Tibet, die man für die beste hält.

Unter den übrigen nutzbaren Bäumen und Sträuchern sind noch der Dschumne-Mundru der Gurras, der Puddiem oder Poyeh, der Tschutraphul, der Mahail und der Dhuttola zu bemerken. Der erste unter diesen trägt gelbe angenehm riechende Blüten in Trauben: die Blätter desselben gleichen dem Hollunder, und das Holz in Faser und Farbe dem Buchsbaume. Der Gurras wächst nur in den höchsten Gegenden: seine Blüten sind groß und von einem tiefen Roth: der Puddiem gleicht an Blatt und Holz unserem Kirschbaume: wir sahen ihn nicht in Blüte und konnten uns, da er nicht gepflanzt wird nach der Beschreibung der Früchte keinen genauen Begriff von derselben machen. Das Holz wird von den Eingebohrnen für sehr heilig gehalten. Der Tschutraphul gleicht, dem Aeußern nach, dem Berberitzen-Strauche: das Holz hat eine dunkelgelbe Farbe, die aber als Färbematerial nicht von Dauer ist. Die Frauen in Nipal bedienen sich desselben, statt des Sandelholzes, um den Tilluk auf ihre Stirn zu zeichnen *). Der Mahail und der Duttola sind Pflaumenarten: der erste trägt eine Menge schöner Blumen. Der Okha oder Wallnußbaum von Tschitlong wird zu der besten Art in Nipal gerechnet, der von Tibet aber für noch besser gehalten. Die Eingebohrnen haben von den Engländern das Holz zu Flinten-Kolben brauchen gelernt. Ihre besten Kohlen werden aus dem Bhang oder der Holunderblättrigen Eiche gebrannt.

Um bis zu der Spitze des Duna-Baisi Hügels hinaufzukommen, bedurfte es grade einer Stunde, wogegen wir bei dem Herabsteigen zwei Stunden zwanzig Minuten brauchen. Die Nordseite des Berges war, obgleich eine senkrechte Höhe von nicht weniger als 1200 Ellen, an einigen Theilen von dem Gipfel bis zum Fuße angebaut, und einige Felder so steil, daß man sich nicht genug wundern konnte, wie der Landbauer sie habe bearbeiten können.

---

*) Wahrscheinlich das Kastenzeichen, das auch die Brahminen tragen. Sp.

Die Getraidearten sind vorzüglich Tauli und Jhâro, beides Arten des Ghya oder trocknen Reises. Der erste wird um die Sommer- der andere um die Winter-Sonnenwende geärndtet.

Das Aul, oder die Krankheit der niedern Gegenden *) wüthet zwischen April und November in diesem Thale, was der großen Höhe der Berge von denen es umgeben ist, zugeschrieben werden muß, da es übrigens nicht so ganz tief, sondern mehr als 1500 Fuß über die Fläche von Tschiriagati liegt. Während dieser Zeit flüchten sich die Einwohner auf die Abhänge der umliegenden Hügel auf denen sie sämmtlich Hütten besitzen, um jene Zeit dort zuzubringen. Indeß besuchen sie doch selbst während desselben, das Thal ohne Furcht, aber nur so lange die Sonne über dem Horizonte ist. Die Nacht bringen sie nie im Thale zu. Diese Krankheit scheint nichts weiten als das in Indien so gewöhnliche Dschungle- (Gebüsch) Fieber und wenig von der in der Schweitz **) herrschenden Mal'aria verschieden zu seyn.

Das Duna-Thal (Baisi) ist von dem von Nipal durch eine unregelmäßige Hügelreihe getrennt, die wenn man von Khatmandu nach Patn geht, aus 4 oder 5 einzelnen, sich amphitheaterlisch über einander erhebenden Reihen zu bestehen scheint, deren Zwischenräume indeß sehr unbedeutend seyn müssen, wenn sie anders wirklich von einander entfernt sind, wogegen ich glaube, daß sie zu einer Berggruppe gehören, zwischen der sich einzelne sanfte Abhänge bilden. Ein großer Theil des bebauten Landes in und um Duna-Baisi ist nach Art der Dschaghires unter die bürgerlichen und Kriegsbeamten der Regierung vertheilt: einige wenige Ländereien befinden sich in den Händen der Brahminen, und die am wenigsten fruchtbaren, d. h. die gegen die Gipfel der Berge gelegenen haben die Landleute unter gewissen Bedingungen inne. — Uebrigens kann, nach den Gesetzen des Landes, der Eigenthümer einer solchen Besitzung bei jedem Pundschunni oder großem Rath, (der gewöhnlich ein

---

*) s. Vater Josephs Nachrichten in den Asiatic researches Vol. II. pag. 307. Sp.

**) und Italien. Sp.

mal im Jahre in den Monaten May und Junius sich versammelt) desselben gänzlich beraubt werden, oder man kauft ihm dasselbe für eine bestimmte Geldsumme ab, oder giebt ihn ein anderes Grundstuck dafür. Der Pundschunni besteht aus den Ministern der Regierung und andern Personen, welche der Fürst dazu einladen zu lassen für gut findet, und sein Geschäft ist, das Benehmen aller öffentlichen Beamten im verwichenen Jahre zu untersuchen, abzusetzen, zu bestrafen und zu belohnen, Statthalterschaften, militärische Befehlshaberstellen und Dschaghir-Ländereien für das künftige Jahr auszutheilen, worin der Hof von Nipal sehr häufig Veränderungen macht, um örtlicher Anhänglichkeit und den gefährlichen Folgen lang bestätigten örtlichen Ansehens zuvorzukommen. —

Jenseit des Duna-Thales kamen wir an den Fluß Mahaise der in dem Burhadany, einem der Hügel, die Nipal von Duna-Baisi trennen, entspringt. Er strömt südwestlich und behält wahrscheinlich diese Richtung bis er sich in der Trisulgunga ergießt. Gleich nachdem wir über denselben gegangen waren, kamen wir an einen in Stufen geschlagenen Hügel, der mit dem daran liegenden Dorfe den Namen Roghalia führt. Genau östlich von Roghalia ungefähr 1½ (engl.) Meile davon liegt ein schönes Dorf Dioralli genannt, und dieser Theil des Hügels ist durch eine Art natürlichen Dammes 70 — 80 Ellen lang der zu beiden Seiten einen mehrere hundert Fuß tiefen Abgrund hat, mit dem andern verbunden. Da indeß dieser Damm an manchen Stellen kaum so breit ist, daß man eine Hängematte darauf tragen kann, so erschien der Uebergang nicht ganz ohne Gefahr. — Nachdem wir über den Damm gegangen, fingen wir an herabzusteigen; im Grunde des Thales fließt der Fluß Kulpu, dessen Bette hier von beträchtlicher Breite ist. Er nimmt beinahe den Lauf des Mohaise und seine Quellen liegen in dem Gipfel des Hügels Dschudpur der das Kulputhal schließt. Auch der Kulpu ergießt sich in den Trisulgunga.

Die Gegend zwischen Duna-Baisi und Kulpu-Baisi ist sehr angenehm, wohl bebaut, mit Blüten- und Wald-Bäumen verschiedener Art besetzt, und bietet mehrere malerische Ansichten dar. Zu den wildwachsenden Erzeugnissen

dieser Gegend gehört auch die Fichte. Das Harz das an den Theilen des Baumes hing, in die man Einschnitte gemacht hatte, um es zu erhalten, gleicht an Durchsichtigkeit Farbe und krystallförmiger Gestalt vollkommen den Eiszapfen, und verbreitete einen ungemein angenehmen Geruch. Wir sahen manche Fichten die man angezündet hatte, um das Harz leicht zu erhalten. — Gegen Westen, im Kulputhale sahen wir Hügel, welche Eisenbergwerke enthielten. Das Metall wird indeß in den östlich gelegenen Hügeln geschmolzen, auch sollten kürzlich Silberadern entdeckt aber noch nicht bearbeitet worden seyn. Ueber Kumhara, ein Dorf, das auf einem Berge liegt, von dem man eine weite Aussicht über das Kutschär oder Unter-Tibet genießt, und das 20—30 Häuser enthält, kamen wir in ein Thal wo wir eine Mehl-Mühle fanden, welche von einem der sechs oder sieben Waldbäche, die von der Nordseite des Kumhara herabströmen in Bewegung gesetzt wird. Der Durchmesser des Mühlsteins betrug nicht mehr als 2½ Fuß und die ganze Maschine war von höchst einfacher Einrichtung, wie dies überhaupt in Nipal der Fall ist, wo dergleichen Mühlen sehr gewöhnlich sind. Der Strom der sie in Bewegung setzte, war zwar reißend aber nur 2 Fuß breit: die Mühle mahlte selbst bei dem trockensten Wetter in 24 Stunden ungefähr 6 Patna-Maunds *) Mehl. Durch das Bett des Tadi über den wir an dem südlichen Fuße der Noakote-Hügels gingen, welcher uns, während des Aufenthalts des Hofes in dem Noakote-Thal zum Lagerplatz angewiesen worden war, kamen wir unterhalb der Stadt und des Tempels, die auf dem Gipfel des Berges lagen, an. Das Thal selbst ist nur 4—5 Meilen lang und höchstens 2 Meilen breit. Der Tadi fließt mitten durch dasselbe und zwar mit einer so reißenden Schnelligkeit, daß er die Felder die er befruchtet, gänzlich zerstören würde, wenn man ihn

*) Das Maund variirt nach den Provinzen an Gewicht bedeutend. In Madras hat es 25, zu Bombay 28, zu Surat 40 Pfund. Das Factorey Maund in Bengalen kann man zu 80 Pfund annehmen.

Sp.

nicht hie und da durch starke Dämme von Steinen in seinem Bett beschränkt hätte, die er jedoch gegen die Herbsterndte oft übertritt, wodurch nicht allein das Korn weggeschwemmt, sondern auch eine große Menge tiefer Schluchten in das Land gerissen wird, die man nur mit der größten Mühe wieder ausfüllen kann. Der Boden selbst ist äußerst fruchtbar und trägt alle mögliche Kornarten. Vorzüglich geschätzt ist der Reis von Noakote. Die beste Art wird Dschira Serri genannt, und ungefähr zu 1 Rupi und zwölf Pathies *) davon verkauft.

Ausgenommen daß das Thal von ungeheueren Bergen (die Himma-lih und Kutschar Ketten ungerechnet) umgeben ist, auf deren Gipfeln im Winter mehrere Tage lang Schnee liegt, so wird es auch zu den niedrigsten von eben denen gerechnet, welche in der Nähe des eigentlichen Nipal liegen. Es ist nur wenig höher gelegen als Hettaura aber 2205 Fuß niedriger als das Thal von Nipal. Hieraus kann man sich die ungeheure Hitze erklären, welche in diesem Thale herrscht, deren Mittel vom 10—17ten März $70\frac{1}{2}°$ war, während daß der höchste Thermometerstand 98° und das niedrigste 54 betrug. Die Sonne erschien in diesem Thale am 15ten März erst nach halb sieben Uhr.

Der Tadi entspringt aus einem See oder Becken, Surey-Kundi genannt, welcher nicht weiter als 2—3 Meilen von den Quellen des Trisulgunga entfernt ist. Er läuft Anfangs nicht weit vom Trisulgunga hin, trennt sich aber bald von ihm und wendet sich dann ostwärts, wo er bei Paltschok einer Bhutia Stadt ungefähr 9 Meilen von den Quellen des Trisulgunga, bei Kirumbo, drei Tagereisen von Khatmandu vorbei und durch Sindhu Baisi geht. Bei Daiby Ghat vereinigt er sich indessen mit dem Trisulgunga. Der Aal aus dem Tadi gehört zu den größten Arten, die ich je gesehen habe, und ist von vortrefflichem Geschmack, auch findet sich in dem Flusse häufig ein schöner Fisch, Usla genannt, welcher dem Helsa oder schwarzen Fisch von Bengalen. Der Phakera ein andrer kleiner Fisch der in dem

*) 20 Pathies = $18\frac{1}{4}$ Dhurs bengalischen Gewichts.

Sp.

Tadi gefunden wird, zeichnet sich durch die Behendigkeit aus mit der er durch das Wasser gleitet, und durch die sonderbare Gestalt seiner Brustflossen, welche sowohl an Gestalt als auch durch die Art wie sie sich öffnen und schließen, einem Fächer gleichen.

Der Tempel von Noakote ist der Maha Mai oder Bhawani *) gewidmet, und steht am Abhange eines Hügels zu dem eine Reihe in den Fesen ungeheueren Stufen führt. Das Gebäude ist von Mauersteinen erbaut und zeichnet sich im Aeußeren durch nichts aus. Die Spenden an die Gottheit, welche von dem hervorragenden Dache herabhingen, schienen zahlreich zu seyn, bestanden indeß fast gänzlich aus metallenen Geschirren und Waffen verschiedner Art, unter welchen letztren sich mehrere den Chinesen kürzlich abgenommene Siegeszeichen befanden. Man hatte mir gesagt, daß dieser Tempel auch mit einigen von den Waffen geschmücket sey, welche Capitain Kinloch's Detaschement eingebüßt habe **), aber sey es nun, daß wenn mich nicht recht berichtet, oder daß man die Waffen um mir nicht wehe zu thun, weggenommen hatte, ich konnte nichts davon erblicken. Die Stadt Noakote liegt dicht bei dem Tempel und nimmt eine Art Terrasse ein, welche sich nordwärts gegen Maha-Mundul oder die höchste Spitze des Berges hinzieht, unter welche der Trisulgunga hinwegfließt. Die Stadt ist nicht von großer Ausdehnung, enthält aber einige der größten und ansehnlichsten Häuser in Nipal.

Noakote ist der Lieblingsaufenthalt des Regenten Bahadur Schah ***), welcher hier geboren ist. Eben so

---

*) Parvati die Gattin Siva's.

Sp.

**) Bei der verunglückten Expedition im Jahre 1769.

Sp.

***) Seit Hrn. Kirkpatriks Abwesenheit aus Nipal sind bedeutende Veränderungen in der Regierung dieses Landes vorgegangen. Der Radscha Ghur-Ban-Dschudh Bicrama Sah, ein Knabe der 1808 neun Jahr alt war ist zur Regierung gekommen, und die Verwaltung des Landes ist jetzt dem Bhim Singh Tapah aus der zahlreichen Kaste der Casias oder Landbauer, übertragen, oder

war es auch lange Zeit der Sitz des Hofes Purthi Nerain's *), und einer der ersten Plätze, welche er dem Niwar Fürsten von Khatmandu entriß und von wo er nach Nipal vordrang. Der Ort ist vortrefflich dazu geeignet, indem er den einzigen Eingang nach Nipal aus Tibet von dieser Seite beherrscht, und dicht bei dem Berge Dheibun liegt, über welchen das chinesische Heer gehen mußte, als es durch den Paß vor Kheru-drang. Man zeigte uns noch von den Gipfeln von Noakote die Stellungen des chinesischen und nipalischen Heeres.

Den Hügel selbst hinauf konnte ich mich bis zu wenigen Ellen vor dem Fuße des Tempels, wo der Weg sehr steil wird, in meinem Palankin tragen lassen: das Heruntertragen dauerte ¾ Stunden: der Weg wird indeß durch die ihn beschattenden Baumarten sehr angenehm.

Nach der Mitte des April ist das Thal, der Aul-Fieber willen nicht mehr zu bewohnen. Wenn der Regent daher bis zu dieser Zeit in demselben bleibt, so begiebt er sich sodann in die Stadt hinauf, indessen bleibt er selten länger hier als das kalte Wetter dauert, welches in Khatmandu sehr beschwerlich ist. Weder für ihn noch für sein Gefolge sind eigene Gebäude hier vorhanden, sondern der ganze Hof hält sich unter Zelten oder einstweilig erbauten Hütten auf, welche nur aus einigen wenigen Baumzweigen bestehen. Bei dem Fällen der kleinen Bäume und dem Abhauen der Zweige zu diesem Entzwecke beweist sich der Dolch oder das Messer das jeder Einwohner von Nipal trägt, Kukhari genannt, besonders nützlich **). Bei der gänzen Deputation, die uns von Patna begleitete, waren nicht mehr als zwei kleine Pals oder Zelte, obgleich der Bru-

vielmehr von ihm an sich gerissen worden. s. W. Hamilton's East-India Gazetteer Lond. 1815. Art. Nepaul.

Sp.

*) Des schon früher erwähnten, im Jahre 1771 gestorbenen Ghurkhall Eroberers von Nipal.

Sp.

**) s. d. Abbildung im Originalwerke. Pag. 119.

Sp.

Bruder des Radscha, einer seiner ersten Minister, der Befehlshaber seiner Leibwache und der Gouverneur einer Provinz mit dabei waren. Diejenigen ausgenommen, welche die Zelte inne hatten, bauten sich die übrigen entweder an jedem Ruheorte, auf die obenbeschriebene Art Hütten, oder schlugen ihr Nachtquartier unter dem nächsten Baume auf.

Daiby-Ghat, der Ort wohin wir aus dem Noakote-Thal gingen, liegt ungefähr 3—4 Meilen W. S. W. von diesem, und hat einen Tempel, der Daiby oder Göttin, wie Bhawani ausschließlich genannt wird, gewidmet. Die Opfer werden ihr als der allgemeinen Mutter, d. h. der Natur dargebracht; die dienenden Priester sind gewöhnlich Niwars, da ihr Stamm diese Göttin als seine Schutzgottheit betrachtet. Die Opfer bestehen vorzüglich aus Büffeln, deren Fleisch nach einer Offenbarung, welche vor einigen Jahren den Niwars den Genuß desselben erlaubt haben soll, von ihnen ohne Bedenken gegessen wird. Ungeachtet die Niwars dadurch gegen einen der ersten Grundsätze der Hindu-Religion verstoßen, so werden sie dennoch von den übrigen Kasten darum nicht weniger geachtet, und selbst der Radscha und sein Hof opferten während unseres Aufenthaltes in Noakote eine große Menge von Büffeln und anderen vollkommnen männlichen Thieren zu Daiby Ghat. So fromm und abergläubisch auch der Regent seyn mag, so scheint er doch über manches, wenn es Noth thut, leichter hinwegzugehen. Als nämlich sein Heer, bei der letzten Unternehmung auf Tibet, sich in so großer Noth befand, daß es sich von dem Fleische des Tschuri-Ochsen ernähren mußte, so wußte er der Anschuldigung des Frevels dadurch auszuweichen, daß er sagte, daß da das Vieh, was die Soldaten geschlachtet und gegessen, keine langen Wammen gehabt, und dies ein bestimmtes Kennzeichen des im Schaster erwähnten heiligen Ochsen sey, so habe er nicht gegen das Gesetz gesündigt. Eben so erwiederte er, als einige Missionarien ihm anboten, ihn in den nützlichsten Zweigen der Mineralogie und Metallurgie (mit der er sich gern beschäftigt) zu unterrichten, wenn er ein Christ werden wolle, kaltblütig, daß sein Rang im Staate ihm dies unmöglich mache, daß er aber zwei oder drei Leute statt seiner

stellen wolle, welche gewiß eben so gute Proselyten werden würden als er selbst. — Als die Missionarien dies Anerbieten verwarfen, schien der Regent nicht begreifen zu können, warum nicht drei Seelen mehr werth wären als eine, und meinte, die heiligen Väter nähmen wahrscheinlich deswegen sein Erbieten nicht an, um unter ihrer abschläglichen Antwort ihre Unwissenheit in den Sachen die sie sich zu lehren erböten, zu verbergen.

Die Heiligkeit von Daibi Ghat ist so anerkannt, daß der letzte Radscha Sing Pertab es zu seiner letzten irdischen Wohnstätte wählte, und wo ihm auch eines seiner Weiber, die Mutter des gegenwärtigen Badschu Sir eines jüngeren Bruders des regierenden Fürsten, und eines Jünglings der nicht unbedeutende Hoffnungen giebt, im Tode folgte. Die Mutter Rum Bahadurs *) war weit entfernt, diesem Beispiele von Anhänglichkeit nachzuahmen; sie lehnte die Ehre ab, den Scheiterhaufen zu besteigen, ergriff aber dafür die Zügel der Regierung, so daß, während ihres Lebens, der jetzige Regent nie daran Theil nehmen durfte.

Die Umgebungen von Dhaibi sind höchst wild und romantisch, und bestehen aus einer Hügelmasse die verworren durch einander geworfen und größtentheils dicht mit Wald bekleidet ist. Auf der einen Seite rollt der Tadi über ein steiniges Bett, über dessen Mitte und an dessen Ufern eine Menge ungeheuerer Felsen zerstreut sind, welche zu verschiedenen Zeiten von den Bergen, die die Ufer des heiligen Flusses bilden, herabrollten. Auf der andern Seite strömt in breiterem aber nicht so reißenden Laufe, der eben so heilige Trisulgunga. Das Wasser beider Flüsse ist vollkommen klar, aber ihre Temperatur weicht in dem Augenblicke wo sie sich mit einander vereinigen gänzlich ab, so daß man das Wasser des Trisulgunga um vieles kälter findet als das des andern, was die Einwohner dadurch zu erklären suchten, daß das Bett des erstern wegen seiner Felsumgebungen mehr gegen die Sonnenhitze geschützt sey, als das offene des andern.

*) Des älteren Bruders.

Der Trisulgunga schied, ehe Purthi Nerain Nipal eroberte, das Gebiet der Niwar und Ghurkhali Fürsten von einander, während die Westgränze durch den Munsiangdi *) bezeichnet wurde. Dieser Landstrich enthält außer einer ziemlich beträchtlichen Anzahl von Dhemwars oder Bauern, mehrere Radscheput-Familien und einige niwarische, aber die Familien von denen es vorzüglich bewohnt wird, gehören zu der brahminischen oder Tschatri Kaste und da diese letztern die Hauptstärke in Purthi Nerains Reiche bildeten und noch jetzt die Hauptstütze des jetzigen Reichs Nipal ausmachen, so stehen sie unter den Unterthanen oben an. Sie bestehen größtentheils aus den Khus- und Mangur-Stämmen der Tschatri-Kaste; ihre Häuptlinge sind unter dem Namen Thurgur (Nestbewohner) unter denen (einige wenige die ihren Ursprung von eben dem Stamme aus dem der regierende Fürst entsprungen ist, herleiten und mithin Radscheputs sind, ausgenommen) der größere Theil von denen zu finden ist, welche die Staatsgeschäfte von Nipal leiten. Ihre Anzahl ist, genau genommen, 36, denn obgleich jeder von den Häuptlingen dieser Stämme sich Thurgur nennt, so geht doch der Titel eigentlich nur auf die Häupter gewisser Familien über, auch stehen nicht alle in demselben Ansehen, da es drei Abstufungen desselben giebt, von denen die erste den Namen Tschutter führt, weil sie aus sechs Häuptlingen besteht. Aus diesen Tschutters werden die Kadschi's oder Divans gewöhnlich gewählt, obgleich auch die beiden andern Klassen dazu gelangen können. — Die Thurgurs haben einen so großen Einfluß, daß wenn sie das Benehmen des Fürsten für gefährlich für die Regierung halten sollten, dieser selbst in Gefahr seyn würde. Dieser Einfluß ist um so merkwürdiger, da er auf ihren alten Diensten und auf ihrer Anhänglichkeit an die Gurkha-Familien beruht, und sie übrigens unter ihren Landsleuten nicht besonders angesehen sind. Sie haben zuweilen Dschaghires auf ähnliche Bedingungen wie die Soldaten und in allen [illegible] von Nipal inne, aber ihre Erbgrundstücke sind

[illegible]ß, welcher in einem der [illegible] von Unter-

sämmtlich in den Bezirken von Gurkha und Sundschung, dem väterlichen Erbtheile Purthi Nerains belegen. Außer dem Ertrage dieser Ländereien und dem was sie als Besoldung für die Aemter erhalten, die sie bekleiden, bekommen sie einen jährlichen Antheil von 4 Annas *) von jedem steuerbaren Kaith oder Pflanzung von 100 Muris im Lande, die sie wahrscheinlich unter ihren Unterbefehlshaber vertheilen. Die einzige besondere Freiheit die sie genießen, ist, daß sie den Beschlüssen des Pundschunni oder jährlichen Gerichts **) nicht unterworfen sind, sondern nur einem Befehl des Radschas selbst zu Folge bestraft oder ausgestoßen werden können. Sie gingen früher, wie die Omrahs, sehr einfach, um zu zeigen, daß sie ihren Schwertern und nicht ihrem Aeußeren den Einfluß zu verdanken hätten, den sie genössen, haben aber jetzt von dieser Einfachheit sehr nachgelassen.

Der Wind wehte während unseres Aufenthaltes in dem Thal Noakote beinahe immer aus der Gegend zwischen West und Südwest, war bis 1 oder 2 Uhr Nachmittags gelind, erhob sich aber dann nach und nach, und artete zuweilen in heftige Stöße aus. Obgleich er nicht so heiß wehte als der westliche Monsun von Bahar, so war die Hitze doch so groß um die Tatties sehr angenehm zu machen und unglücklicherweise endete er nur einmal in einen Staubregen, und so blieben denn die oberen Berge nördlich von uns beständig verborgen. Bei dem allen war in Ansicht des Kutschar nichts weniger als uninteressant; die ausgezeichneteste Aussicht gewährte aber der Berg Dschibdschibia, welcher über alle anderen Bergspitzen hervorragt, mit Wald und beständig im Winter und im Frühling mit Schnee bedeckt ist. In horizontaler Linie mag seine Entfernung von Noakote etwa 20 Meilen betragen, obgleich einige Landleute welche uns gefrornen Schnee von dem Gipfel des Berges brachten, zwei Tage und eine Nacht zu der Reise brauchten. Der Schnee liegt gewöhnlich so hoch auf dem Kutschar, daß nur die Tibetaner im hohen Sommer

*) ¼ einer Rupi: 16 Annas machen eine Rupi.

**) s. oben Pag. Sp.

ihn zu übersteigen wagen, die Nipalesen aber nur vor dem Monat Sauren d. h. Julius oder August, die Reise unternehmen.

Außer dem Reise wird auch eine bedeutende Menge Zuckerrohr in dem Thale von Noakote und der Nachbarschaft gebaut: der Ghur oder braune Zucker, welcher hier zu Markte gebracht wird, kommt in kleinen Klumpen dahin und in weit geläuterterem Zustande als man ihn gewöhnlich in Bengalen findet. Auch giebt es dort sehr großen Knoblauch. Die Ananas von Noakote sind keineswegs schlecht, wir konnten indessen weder hier noch in irgend einem andern Theile von Nipal gute Pisangs finden. Die Leute bilden sich hier sehr viel auf ihre Guavas ein, die aber nicht besser als die in den englischen Gärten sind, die Orangen dagegen sind vorzüglicher als die, welche ich irgendwo gesehen habe. Sie werden im Julius in irdene Töpfe gesäet, im November verpflanzt, und tragen im dritten Jahre Früchte die gewöhnlich im December reif werden. In mehreren Gärten findet man deren das ganze Jahr lang, in welchem Falle aber die Bäume gegen die Unfreundlichkeit des Wetters geschützt werden müssen. Auf dem freien Platze vor dem Pallaste des Radscha zu Khatmandu steht ein sehr schöner Orangenbaum, welcher bis zu dem Ende des März Früchte trug.

Das Kustura oder Bisamthier ist ein eigenthümliches Thier des Kutschar oder Unter-Tibet, wird aber in einigen Gegenden dieses Striches häufiger gefunden als in andern. Es ist indeß im Ganzen überall nicht sehr zahlreich und obgleich ein bedeutender Theil des Kutschar den Nipalesen ebenfalls unterworfen ist, so erhalten diese doch das Kustura vorzüglich aus der Gegend von Neyat, Dheibun und von einem oder zwei ander Orten. Es wird gewöhnlich in Schlingen gefangen, welche von einer besondern Art Berg-Bambu gemacht werden. In Khatmandu selbst erhält man sehr wenig reinen Moschus und bis jetzt wird sehr wenig aus Nipal ausgeführt, ja selbst der Moschus, welcher in dem Nafâh oder Beutel gefunden wird, soll nur dann, selbst wenn er sich noch am Kör-

per des Thieres befindet, unverfälscht seyn, wenn man das Thier nicht frisch gefangen empfängt.

Der Tschuckôr, Munâl und die Damphia *) gehören in dieselbe bergige Gegend. Die zwei letzten gehören zu dem Fasanengeschlecht, die Damphia zu den Goldfasanen, der Munâl zu der Arghir oder der gefleckten Art. Sie sind beide sehr schön. Der Tschuckôr ist den Europäern in Indien unter den Namen Feueresser bekannt; es ist eine Art Rebhuhn und hat seinen letztern Namen von seiner angeblichen Fähigkeit, Feuer fressen zu können. Die Wahrheit ist, daß der Aussage der Nipalesen zufolge das Thier in der Brunstzeit sehr gern rothen Pfeffer frißt und wenn es zwei oder drei Schoten davon gefressen hat, in eine glühende Kohle beißt, wenn man sie ihm vorhält. Der Tschuckôr wird dadurch gefangen, daß man einige zahme Vögel der Art mit Netzen oder Sprenkeln umgiebt, worauf die wilden Vögel, begierig die zahmen gefangenen anzugreifen, in die Sprenkel laufen und so eine Beute der Vogelsteller werden.

Der Khalidsche **) wird in den dichten Gebüschen gefunden, welche die Ausgänge der Berge in Nähe von Noakote bedecken, gleicht dem gewöhnlichen Fasan im Aeußeren, hat aber bei weitem nicht das schmackvolle Fleisch desselben. Wir gingen einigemale auf die Jagd dieses Thieres aus, aber immer ohne etwas heimzubringen, so, daß ich glauben muß, daß es in dieser Gegend nicht sehr häufig ist. Ueberhaupt ist Nipal kein Land, welches den Fischfang und die Jagd begünstigt, denn die Flüsse haben so klares Wasser daß die Fische den Köder sogleich bemerken, und in den Bergen lassen sich selten oder nie Vögel sehen. Der Sarus, Ortolan, die wilde Gans, die Ente und meh-

*) Capitain Alex. Rose erwähnt und beschreibt den Munal und die Damphia unter dem Namen Mumal und Dophia. s. Forsters und Sprengels neue Beiträge zur Länderkunde. Thl. 3. Pag. 152.

**) Der Verfasser giebt im Originalwerke Pag. 132 eine colorirte Abbildung davon.

Sp.

reres andre Geflügel, das in Bengalen und andern Theilen des südlichen Indiens häufig ist, läßt sich von Zeit zu Zeit auch hier und in den angränzenden Thälern sehen, scheint aber auf seinem Fluge von Hindustan nach Tibet in Nipal gleichsam nur zu verweilen. In der Mitte des April fangen diese Vögel aus ihrem Vaterlande einzuwandern an, und kehren dahin zurück, wenn die hochgelegenen Gegenden in der Gegend von Himma-lih zu rauh für sie werden.

Es wird hier am rechten Orte zu seyn scheinen, des Tschauri und Tschangra von Tibet zu erwähnen, da man sie beide in dieser Gegend findet, obgleich sie nie den Kutschar hinabkommen. Der Tschauri in Hindustan, am meisten unter dem Namen Suri-ghai bekannt, ist die Kuh, deren schöner Schweif einen der Ausfuhrgegenstände von Nipal und Tibet bildet *). Das Tschangra ist die Schaal-Ziege, welche in Tibet sehr selten seyn muß, da man sich nur mit der größten Mühe einen guten Bock dieser Thierart verschaffen kann, weil die Tibetaner mit äußerster Sorgfalt die Ausfuhr derselben zu verhindern suchen **): eine Nachricht, welche mir die Nipalesen gaben. Beide Thiere sollen einen bewunderungswürdigen Scharfsinn darin besitzen, die sichersten Wege durch den tiefsten Schnee zu entdecken, weswegen auch Personen die im Winter reisen, ihre Fußtapfen oft zur Richtschnur erwählen. Die Schaafe von Tibet sind als Lastthiere nicht weniger nützlich als die Tschangra als Führer, da die Bhutias ihr sämmtliches Salz auf denselben fortschaffen, mit dem sie Nipal versehen. Diese Thiere deren Wolle ziemlich fein zu seyn scheint, haben ungefähr die Größe der größten englischen Schaafe und tragen mit Leichtigkeit eine Last von 20 Sirs oder bei-

*) Das Thier, sonst auch der Yak aus der Tatarey genannt, ist besonders beschrieben, in Turner's embassy to the Court of Teshoo Lama. pag. 186.

**) Dies scheint ungegründet, da Turner versichert eine Menge davon gesehen zu haben, auch Exemplare davon mit nach Bengalen brachte und diese nachher nach England sandte. ibid. pag. 356.

nahe 42 Pfund über die Klippen des Kutschar und die von Nipal. Man zieht 2—3 Arten davon im Lande, wovon die kleinste, Kadscha, vortreffliche Wolle giebt, allein die Waaren, welche man daraus verfertigt, sind weniger als mittelmäßig. Der Dschus, oder Flannell, den man daraus bereitet, würde vielleicht eine Ausnahme von der Regel machen, wird aber zu Siling, einem Orte an der westlichen Gränze von Cyina, gemacht. Die grobe warme Sarsche von Nipal giebt dem Sui von Sirinagur *), der noch dazu bei weitem wohlfeiler und daher mehr gesucht ist, nicht viel nach.

Das Thier welches in Bengalen unter dem Namen des nipalesischen Hundes bekannt ist, ist eigentlich ein Bewohner des unteren und oberen Tibet, aus dem die Gattung nach Nipal gekommen ist, ein wildes, mürrisches Thier von der Größe eines englischen Bullenbeißers und mit dikkem, langen Haar bedeckt. Die Sage, daß diese Thiere sehr wachsam seien, hat zu den ausschweifendsten Märchen von ihrer Wachsamkeit Anlaß gegeben, wovon das einen Beweis geben mag, daß das chinesische Heer dieselben bei seinem Durchmarsche durch Tibet als Schildwachen auf den Posten um das Lager gebraucht habe.

Die Tanguns oder Tanyans, welche wegen ihrer Härte so sehr in Indien geschätzt werden, kommen allgesammt aus dem oberen Tibet und sind troß ihres Baues so sicher auf ihren Füßen, daß die Nipalesen auf ihnen furchtlos über steile Berge und an den Rändern der tiefsten Abgründe entlang reiten.

Ueber den Tadi, über welchen wir auf einer sehr leichten aus einigen wenigen Hürden, die auf steinernen Pfeilern ruhten, bestehenden Brücke gingen, und über den Sindura der in den Tadi fließt, kamen wir an den Fuß des Berges Bhirbundy. Dieser ungeheuere Berg liegt auf dem graden Wege von Khatmandu nach Noakote, Gurkha und den andern Westländern von Nipal, allein ob er gleich auf diese Art auf der Handelsstraße von Tibet nach Nipal be-

*) In der Provinz Allahabad, Bezirk Bundelkur.

Sp.

legen ist, so hat man doch durchaus keine Sorge getragen, den Weg über ihn in besseren Stand zu setzen, als es die übrigen elenden Landstraßen sind, und was den Hinaufgang auf der Westseite von Bhirbundy leicht macht, hat die Natur gethan. Ungefähr 1½ Meile von der westlichen Seite des Flusses kamen wir vor einem Zollhause vorbei, wo die Waaren, welche sowohl auf dem Wege von Kheru als auch die nach dem westlichen Theile gehen, ein Gewisses erlegen. Etwas oberhalb des Zollhauses steht ein Bhutia-Tempel, der aber von sehr rohem Aeußeren ist, und nicht viel besucht zu werden scheint. Die Aussicht von dem Bhirbundy ist sehr schön: rechts sieht man den durch ein herrlich angebautes Thal von den Bhirbundy getrennten Kumhara, westlich das Thal von Noakote und nordwärts den hohen Dheibun.

Der Platz der unser kleines Lager einnahm, führt den Namen Rani Pauah d. h. Rani Serai, Gasthof, ein Name den man allen einzelnen zur Bequemlichkeit der Reisenden angelegten Häusern giebt. Dieses Pauah liegt, obgleich auf dem höchsten Punkte des Passes, doch sehr tief unterhalb des eigentlichen Gipfels des Berges, welcher sich in großer Entfernung südlich über uns in einer runden Kuppe erhob. Auf unserem Standpunkte zeigte das Barometer 24′30″ = ungefähr 1200 Ellen über dem Thale von Noakote, eine Höhe, der der Stand des Thermometers am Morgen = 35° nicht entsprach. Zum Aufsteigen brauchten wir, von dem westlichen Fuße bis zum Passe ungefähr 2½ Stunde.

Jenseit des Bischmutty, über den wir hier gingen, kamen wir nach Nil-Khennt, einem sehr heiligen Orte, welcher mit einem kolossalen Bilde Mahadio's prangt, der in einem länglich viereckten Becken auf dem Rücken liegend dargestellt ist. Das Becken selbst ist von Stein und wird durch Quellen, welche aus den überhängenden Hügeln herabrieseln, gefüllt. Ein Theil des Wassers fließt durch eine Leitung, die aus ein und zwanzig über den Boden hervorragenden steinernen Röhren besteht, die mit sonderbarem Bildwerk geziert sind, an deren Abhange (Fall?) die Pilgrimme gewisse Waschungen verrichten müssen, ehe man sie zu dem Heiligthume der Gottheit gelangen läßt. Bâlâ Nil-Khent führt diesen Namen, um es von Bura (groß) Nil-Khent zu unterscheiden, das einige wenige Meilen

nördlich von Khatmandu liegt und ein Bild des Gottes besitzt, welches in jeder Rücksicht dem andern gleichen, aber viermal größer seyn soll.

Als wir uns nach dem Orte begaben, den man uns zum Lagerplatze im Nipal-Thale angewiesen hatte, sahen wir einige bestellte Felder mit der Dschia oder der Pflanze umgeben, welche die Arzenei Namens Tscherris hervorbringt, wegen der Nipal so berühmt ist, obgleich die beste Art aus Mullebum, einem abhängigen Bezirk von Nipal, kommt. Die Pflanze selbst unterscheidet sich dem Aeußern nach wenig vom Hanf, ausgenommen durch den Geruch ihrer Blätter, welcher außerordentlich durchdringend ist. Die Art, wie der Tscherris gewonnen wird, besteht vorzüglich darin, daß man die Blätter sanft mit der Hand reibt, bis sich der Saft daran anhängt, der sich als eine dunkele klebrige ziemlich körperliche Masse daran festsetzt, hierauf mit einem Messer oder einem Spatel abgenommen und in Kugeln verkauft wird, welche ungeläutert den Namen Tscherris führen. Der gereinigte Tscherris wird Mumia (Wachs) genannt und brennt wie Harz. Dieses Harz ist ein sehr starkes Narcoticum und soll überhaupt viel gute arzneiliche Kräfte besitzen. — Aus dem Hanfe verfertigen die Niwars einiges grobe Leinenzeug, und auch eine sehr starke Art Sack-Tuch.

Während der Woche die wir in dem Thal von Nipal zubrachten, war unser Zelt auf einer klippigen Anhöhe östlich dicht am Fuße des Sumbhu-nath und noch nicht eine (engl.) Meile von Khatmandu aufgeschlagen. Wir würden von dort das ganze Thal haben vortrefflich übersehen können, wenn das Wetter uns günstiger gewesen wäre: so aber waren nicht allein die Berge, welche das Thal umgaben, sondern beinahe alle die zahlreichen Dörfer, mit denen es besetzt ist, entweder von Wolken oder von einem dichten Nebel verhüllt.

Der Tempel von Sumbhu-nath liegt auf dem Gipfel eines freistehenden Hügels, welcher sich ziemlich steil aus der umliegenden Ebene zu einer Höhe von ungefähr 300 Fuß erhebt. Man steigt zu demselben auf einer breiten in den Felsen gehauenen Treppe hinauf, die an den Seiten sehr angenehm mit Bäumen besetzt ist. Am An-

fange der Stufen steht ein colossales steinernes Bild des Gottes Budh, welcher von einigen für den Gesetzgeber der Bhutaner oder Tibetaner, und dem Fohi der Chinesen gehalten wird, obgleich die Gebräuche der Bhutaner sehr wenig mit den Vorschriften im Budh-Purana übereinstimmen *).

Sumbhu-nath ist ein sehr altes Gebäude, wahrscheinlich zu der Zeit errichtet, wo Nipal von einem Stamme der Tibetaner beherrscht wurde, welche von den Niwars vertrieben, und den Namen Khat Bhutias (Bhutaner von Khatmandu) erhielten, welchen sie noch jetzt führen. Sie bewohnen jetzt die Berge von Kutschâr, vorzüglich aber die Reihe, welche in dem Kute-Bezirk liegt. Der Besitz dieses Tempels hat sich von jeher der Dalai Lama angemaßt, weil er von den ältesten Zeiten unter seiner westlichen Obergewalt gestanden habe, und die Regierung von Nipal scheint auch diesem Anspruche sich nicht widersetzen zu wollen. Bei dem Bruche zwischen den Tibetanern und Nipalesen, welcher vor einiger Zeit entstand wurde indeß des Lama's Stellvertreter genöthigt den Tempel zu räumen, welcher jetzt von einem Abgeordneten des Diwa Dhurma oder Deb Radscha **) unter Aussicht gehalten wird, der sich unter solchen Umständen die Regierung von Nipal um jeden Preis zum Freunde zu machen suchte.

Das ganze Gebäude ***) erhebt sich von einer Terrasse welche den ganzen Gipfel des Hügels nimmt, allein ob man gleich deutlich sieht, daß die verschiedenen Abtheilungen desselben zu verschiedenen Zeiten errichtet worden sind, so ist doch die Geschichte des Gebäudes in ein so undurchdringliches Dunkel gehüllt, daß man weder über die Entstehungszeit des mittleren und oberen Tempels noch

---

*) Asiatic researches IV. pag. 172.

**) Der zu Tassudon residirende Beherrscher von Butan. s. Hamilton's East-India Gazetteer. v. Bootan.

Sp.

***) s. die Abbildung desselben und vorzüglich des von einem viereckten Gebäude umgebenen Platzes zur Gottesverehrung, im Originale Pag. 149.

Sp.

über die deren, welche sie umgeben etwas gewisses sagen kann. Sumbhu ist eine der Benennungen Mahadio's und das Wort, welches selbst entstanden, selbst geschaffen bedeutet, bezieht sich auf ein steinernes Bildniß des Gottes, das man für ein freies Erzeugniß der Natur hält. — Dieser Tempel wird jetzt nur von den Bhutanern und den Bahauras besucht, welche letztere ein Niwar-Stamm sind, der bis zu einem gewissen Grade von dem Glauben seiner Väter abgefallen zu seyn, oder wenigstens einen bedeutenden Theil des tibetanischen Götzendienstes darauf gepfropft zu haben scheint.

Das erste was die Aufmerksamkeit anzieht, wenn man den Gipfel erreicht hat, ist ein walzenförmiger Pfeiler, der ungefähr bis zur Brust eines Mannes geht und 2 — 3 Fuß im Durchmesser hat. Auf demselben liegt eine kreisrunde Metallplatte, Dhurmadhat Muesira, auch Kinkur genannt, welche mit verschiedenen eingegrabenen Bildern und Zügen bedeckt ist und dazu dient, einen vergoldeten Badscherbán oder Donnerkeil Indra's, von ungeheuerer Größe, welcher die Gestalt eines doppelten Scepters hat, zu tragen *). Dieses Bauwerk ist nicht durchgängig von Steinen, sondern soll einen Quell umgeben, ob aber dieser trocken sey oder Wasser enthalte, wußte mir niemand zu sagen, da er seit der Zeit des Puttär Mull eines niwarischen Radschah, der vor ungefähr 115 Jahren lebte und von dem dies sonderbare Bauwerk dem Jupiter der Hindus geweiht wurde, nicht untersucht worden ist. — Der Tempel, welcher von den Bhutanern und Bahauras vorzüglich besucht wird, erhebt sich aus dem Mittelpunkte der Terrasse und kann schon von weitem an seinen Thürmchen erkannnt werden, welche mit starkvergoldetem Kupfer gedeckt sind. Diese Zierde verdankt er dem Dalai Lama, welcher den Bau nur so eben vollendet hatte, als sein Stellvertreter sein Amt dem Diwa Dhurma überlassen mußte. Ich stieg auf einer steilen Leiter zum Eingange dieses Gebäudes hinauf, dessen Inneres aus einem einzelnen Gemache, so mit Rauch und Geräth-

*) s. die Abbildung als Titelvignette im Originale. Sp.

schaften angefüllt, bestand, daß es mehr einer elenden Küche als dem Tempel einer Gottheit ähnlich sah. Ich konnte indeß meine Begierde nach Aufklärung nicht befriedigen, da ich wegen meiner Unbekanntschaft mit der tibetanischen Sprache mich nicht mit den dienenden Priestern in eine Unterhaltung einlassen konnte, von denen einer auf dem Boden zwischen zwei runden mit Ghi *) angefüllten Gefäßen saß, aus denen er eine bedeutende Anzahl Lampen füllte; denn Sumbhu-nath ist vorzüglich wegen des ewigen Feuers berühmt, und man versicherte mich, daß die zwei dicksten Dochte, die ich sah, seit undenklichen Zeiten brennend erhalten worden wären; was indeß wegen des Zuganges der äußeren Luft, welcher trotz aller Anstalten dennoch dazu Statt findet, schwer zu glauben ist.

In einem Winkel zur rechten von den ewig brennenden Lampen, stand ein walzenförmiges Werkzeug senkrecht auf einem Gestelle, um welches auf eine künstliche Art entweder einige Blätter oder ein vollständiges Exemplar der bhutanischen heiligen Schriften geschlungen waren. Der dienende Priester war genöthigt, einen Theil der Bedeckung abzureißen, um mir dies sonderbar angebrachte Buch zu zeigen, an dem ich tibetanische Schriftzüge erkannte. Als ich den Wunsch äußerte, den Titel des Buchs zu wissen, so erhielt ich häufig die Antwort Mani, ob dies aber der Name des Verfassers, oder eine allgemeine Benennung heiliger Schriften ist, wage ich nicht zu entscheiden. So oft jemand in den Tempel trat und sich der heiligen Schrift nahete oder sie berührte, (welche Bewegungen immer von Zeichen der tiefsten Ehrfurcht begleitet wurde) so setzte entweder der Priester oder der Fromme selbst die Vorrichtung in Bewegung, wodurch eine Glocke angezogen wurde, welche über derselben hing. Dem Klange der Glocke nach, der nicht zu den harmonischsten gehörte, vom Thale aus zu urtheilen, mußten die Bhutaner und Bahaurâs die frommsten Leute von der Welt sehn; wie sehr aber auch diese Völker Sumbhu-nath verehren mögen, so ist es gewiß, daß die Hindus von Nipal ihm keine große Heiligkeit beile-

*) Flüssiger Butter.

gen, denn, als ich einem Radscheputer von Stande, eine Frage vorlegte, worin ich das Gegentheil zu erkennen gab, so war er sogleich eifrig bemüht, mich von meinem Irrthum zurückzubringen, und versicherte mich sehr eifrig, daß die zu seinem Stamme gehörigen Nipalesen nie diesen Tempel besuchten.

Das Thal von Nipal hat beinahe eine eirunde Gestalt; seine größte Ausdehnung ist die von Norden nach Süden, wo es 12 (engl.) Meilen Länge haben kann, von Osten nach Westen dagegen 9 Meilen hat. Der Anfang des Thales wird von den Eingebohrnen im Pausch und Bogen zu 25 Coß ≐ 40 — 50 Meilen angegeben. Es wird im Norden und Süden von ungeheueren Bergen begränzt, an deren Fuße sich mehrere von den mäßigeren Erhöhungen erheben, die man in der Schweiz Collines nennt. Die gegen Osten und Westen liegenden Berge, sind bei weitem nicht so hoch; am Westpunkte des Thales liegt eine niedrige aber steile Bergreihe, welche mit Gesträuch bedeckt ist und sonst Marur, jetzt aber gewöhnlich Nagà-Ardschun, von dem Namen eines Götzenbildes, wegen dessen sie berühmt ist *) genannt. Dieser Bergrücken geht dicht hinter Sumbhu-nath hinweg, und hinter demselben liegt ein noch bedeutenderer Namens Dhôtschôk in welchem ein stark mit mineralischen Salze geschwängerter See, Indra-pokhra genannt, liegen soll. Oestlich sind die bedeutendsten Hügel die von Ranitschok und Mahabut oder Mahadio-pokhra die aber weder so hoch als Phaltschok noch als Schiopuri sind, welcher das Thal nördlich begränzt und unstreitig der höchste von allen Bergen ist, die dasselbe umgeben. Die übrigen Hauptglieder dieser herrlichen Kette sind der Kukunni der sich westlich vom Schiopuri wegzieht, und durch den Bhirbundy mit dem Nagà-Ardschun verbunden ist, und der Tschumpadaibi **).

---

*) s. Wilkins Uebersetzung des Bhaguat Gheeta.
Sp.

**) s. die panoramische Ansicht des Thals im Originale Pag. 153.
Sp.

Da wir weder den Gipfel des Phaltschôk noch des Schiopuri besteigen konnten, und Naturhindernisse und Klugheitsgründe uns an der Messung einer Grundfläche verhinderten, so konnten wir weder geometrisch, noch durch das Barometer die Höhe dieser Berge bestimmen. Nach oberflächlichen Beobachtungen glaube ich indeß die Höhe des Schiopuri auf nicht viel weniger als auf 1400 und die des Phaltschôk auf 1200 Ellen über der Ebene von Sumbhunath annehmen zu können. Westlich über dem Schiopuri erhebt sich der Dschibdschibia, der ungeachtet seiner bedeutenden Höhe vor diesem Nachbar zu einem mäßigen Hügel herabsinkt. — In dem Schiopuri entspringen die Flüsse Baghmutty und Bischnmutty. Die Quellen des ersteren liegen auf der Nordseite des Berges, um dessen Fuß, gegen Osten sich der Fluß schlängelt und sich dann bald in das Thal von Nipal wendet. Noch bei Pusbutty-Nath ist er ein sehr unbedeutender Bach, nimmt aber auf dem Wege mehrere andere Bäche in sich auf und erscheint so bereits zwischen Patn und Khatmandu als ein bedeutender Strom. Nachdem der Bischnmutty seinen Namen und sein Gewässer etwas unterhalb der Südgränze von Khatmandu mit dem seinigen vereinigt, fließt er gegen Gunnaisch-than und einige andre niedrige Hügel hin, die am Fuße des Tschandraghiri liegen und verläßt das Thal endlich durch eine Oeffnung zwischen dem Paltschok und Tschampa-Daibi, worauf ich weiter nichts von seinem Laufe in Erfahrung gebracht habe, bis er zu Hurrihurpur wieder erscheint, von wo er nach Munniary geht.

Der Bischnmutty, auch Dhurma-nuddi und Bremhaudi genannt, entspringt aus der Südseite des Schiopuri, tritt nicht weit nordwärts von Bâtâ-Nil-Khent in das Thal von Nipal, und ergießt sich, nachdem er die Westseite von Khatmandu bespült, in den Bhagmutty. Sein Wasser wird nicht so geschätzt, als das des Bhagmutty, welches weit leichter und gesunder seyn soll. Außer diesen zwei Flüssen, strömen noch mehrere durch das Thal von Nipal und tragen ungemein zur Erhöhung seiner Fruchtbarkeit bei. Die bedeutendsten von diesen sind der Dhubi-Kola,

der Munnohra, der Hunnumunta *) und der Kuschen-Kuschen, deren Gewässer der Bhagmutty am Ende aufnimmt.

Unter allen den Städten und Ortschaften welche in dem Thale von Nipal liegen, behauptet Khatmandu den ersten Platz, sowohl wegen seiner stärkeren Einwohnerzahl, als weil man es jetzt als die Hauptstadt von Nipal betrachtet, da der Radscha seine Residenz darin aufgeschlagen hat. Die Stadt liegt an dem östlichen Ufer des Bischnmutty, an welchem sie ungefähr 1 Meile lang hinläuft. Die Breite desselben ist unbeträchtlich und beträgt nirgends über ½ und selten mehr als ¼ Meile, woher die Eingebohrnen ihre Gestalt auch mit der eines Säbels oder Kohre von Daiby vergleichen **). Zu dem Eingang in die Stadt gegen Westen am Ende des Thals, gelangt man auf zwei leichten über den Bischnmutty geschlagenen Brücken, von denen die eine am nördlichen die andere am südlichen Ende der Stadt liegt. Der Name der Stadt, den sie in alten Büchern führt, ist Gongul-Puttan: die Niwars nennen sie Gindaise, die Purbuttis oder Bergbewohner dagegen Kathipur, ein Name, welcher denselben Ursprung zu haben scheint als Khatmandu, der gewöhnliche Name der Stadt, welchen sie ihren zahlreich hölzernen Tempeln zu danken haben soll. Diese Gebäude befinden sich nicht allein im Umkreise der Stadt, sondern sind auch über die umliegende Gegend zerstreut und stehen vorzüglich an den Seiten eines viereckten Teiches oder Wasserbehälters, welcher in einer kleinen Entfernung von dem nordöstlichen Viertel der Stadt liegt und den Namen Rani-Pokhra führt ***). In Gestalt und Bauart scheinen sie sich durchaus nicht von den hölzernen Mundub's zu unterscheiden, die man gelegentlich in

*) Vom Gotte Hannuman so genannt?
Sp.

**) Diese Kohre ist abgebildet im Original Pag. 119.
Sp.

***) s. Pater Giuseppe in den Asiatic researches II. pag. 309. Jede Seite soll 200 Fuß lang seyn.
Sp.

in andern Theilen von Indien findet. Außer diesen enthält Khatmandu noch mehrere andre Tempel nach einem größeren Maaßstabe von Mauersteinen gebaut, mit zwei, drei und vier schiefen Dächern *) welche nach der Spitze zu an Größe abnehmen, und gewöhnlich in Zinnen auslaufen, welche so wie einige der oberen Dächer prächtig vergoldet sind und einen sehr malerischen und angenehmen Anblick gewähren **).

Die Häuser sind von Mauersteinen oder Ziegeln erbaut, mit schiefen Dächern. Gegen die Straße haben sie oft eingeschlossene hölzerne Balkone von offenem Schnitzwerke und von sonderbarer Anlage, indem die Nordseite statt senkrecht in die Höhe zu gehen, gegen die Dachrinnen vorwärts geht. Die Häuser haben 2, 3 und 4 Stockwerke, sind aber, selbst des Rajah's Haus nicht ausgenommen, sehr ärmliche Gebäude. Die Straßen sind ungemein eng und ziemlich eben so schmutzig als die in Benares. Die Häuserzahl von Khatmandu ward zur Zeit des Dscheii Purkausch zu ungefähr 22000 angegeben ***), soll sich aber seit der Zeit (jedoch nicht ohne daß dadurch Patn und Bhatgong verloren hätten) bedeutend vermehrt haben. Bei dieser Angabe ist indeß zu bemerken, daß man darin nicht allein die eigentliche Stadt, sondern auch die dazu gehörigen Dörfer begriffen hat, da es klar ist, daß auf der Grundfläche der Stadt selbst nicht mehr als 5000 Häuser stehn können, auch ist dies wie oben erwähnt, mir selbst von den Eingebohrnen eingeräumt worden, so daß sie gestanden, man rechne die 20 — 30 kleinen und größern Dörfer z. B. Sanku, Tschängu, Merain u. s. w. dazu. Wenn man 10 Personen auf ein Haus oder eine Familie rechnet, was vielleicht für Häuser von Khatmandu noch zu wenig ist, so wird die Bevölkerung der eigentlichen Stadt sich unge-

---

*) Nach chinesischer Art. Sp.

**) s. die Ansicht von Khatmandu im Original Pag. 158. Sp.

***) Nach Pater Giuseppe in den Asiatic researches II. pag. 308. 18000. Sp.

fähr auf 50000 Seelen *) und die der übrigen Dörfer auf 170000 belaufen, wobei man aber bedenken muß, daß man in diesen nur 8 Seelen auf ein Haus rechnen kann, da die Häuser viel kleiner als in der Stadt sind, wodurch die Bevölkerung auf 136000 herabsinken würde, so daß das Ganze sich nur auf 186000 Seelen für das ganze Thal beläuft. — Sanku wurde indeß von den Eingebohrnen selten zur Bevölkerung von Khatmandu gerechnet.

Diejenige Stadt, welche nach Khatmandu zuerst genannt werden muß, ist Patn. Es ist auf eine Anhöhe ungefähr zwei Meilen südöstlich von Khatmandu und am Zusammenflusse der Flüsse Munnokra, Fukatsche und Bhagmutty erbaut. So lange es unabhängige Hauptstadt war, scheint es größere Ausdehnung besessen zu haben, als der gegenwärtige Hauptort, da es in dieser Zeit 24000 Häuser gezält haben soll, in welche Anzahl aber, wie bei Khatmandu, alle die zu der Stadt gehörigen Dörfer im Thal mit begriffen sind und obgleich ich die Gränzen der drei Staaten in welche das Thal von Nipal zur Zeit der Eroberung Purthi Nerains getheilt war, nicht genau anzugeben im Stande bin, so ist doch Grund vorhanden, zu glauben, daß der Beherrscher von Patn den größten Theil davon besaß, da die dazu gehörigen Städte Kirthipur, Tschobbar, Thankote Phirphing und einige wenige andere, außerdem daß sie jetzt noch Städte vom ersten Range sind, ein größeres Gebiet haben, als die zu Khatmandu und Bhatgong gehörigen Orte. — Das Gebiet von Patn jenseits des Thales erstreckte sich südwärts und begriff Tschitlong, Tambihkan, Tschisapani und einige andere Orte in der Gegend.

Patn wird von den Niwar's Gullu-Daist genannt, wird auch zuweilen von Diopâtun (das wegen seines Tempels des Pusputnath berühmt ist) durch die Benennungen Lullit Patn und Loll Patn unterschieden **), ein Name

*) Am genauesten ist vielleicht die Annahme von 4000 Häusern, jedes zu 12 Bewohner gerechnet.

**) Pater Giuseppe, welcher sich vier Jahre lang in dem Orte aufhielt, nennt ihn Lelit-Pattan; damals waren 24000 Häuser

den sie von ihrem Stifter erhalten zu haben scheint, der ein Günstling und Pundhân oder Minister eines der alten Fürsten des Landes war. Die Stadt ist ungleich netter als Khatmandu und enthält einige sehr schöne Gebäude.

Bhatgong läßt vielleicht Khatmandu noch weiter hinter sich, denn obgleich es ohne Zweifel in Hinsicht des Umfangs die wenigst bedeutende Stadt von den drei angeführten ist, so fällt doch der Pallast und die übrigen Gebäude weit mehr in die Augen, und die Straßen sind, wenn nicht breiter, doch viel reinlicher als die in Khatmandu. Den letzten Vorzug dankt Bhatgong seinem vortrefflichen Pflaster von Mauersteinen, welches seit dreißig Jahren weder ausgebessert worden ist, noch auch einer Ausbesserung bedurft *hat*. Nipal ist überhaupt wegen der Vortrefflichkeit seiner Mauersteine und Ziegel vortheilhaft bekannt: die von Bhatgong werden indeß gewöhnlich allen übrigen vorgezogen. Gewiß ist es, daß sie alle übertrafen die ich je in Indien gesehen habe, allein die Meinungen über den Grund dieser Vortrefflichkeit sind sehr verschieden, indem einige sie der Erde, andere dem Wasser mit dem sie befruchtet wird, noch andere der Brennart zuschreiben *).

Bhatgong liegt ungefähr süd-südöstlich von Khatmandu wovon es beinah 8 (engl.) Meilen entfernt ist. Der alte Name des Orts war Dhurmaputtan, und er wird von den Niwar's Khôpôdaise genannt, nach deren Angabe es auch der Ferne nach dem Dumbru oder der Zither Mahadio's gleichen soll. Es scheint der Lieblingsaufenthalt der Brahminen von Nipal zu seyn und enthält bei weitem mehr Familien dieser Kaste als Khatmandu und Patn zusammengenommen, da alle die zu dem Tschatri Stamme gehörenden (zu dem sich auch der regierende Radschah zählt) nach der Hauptstadt strömen, während Patn vorzüglich von Niwar's bewohnt wird.

Was die sogenannten ultramontanischen Besitzungen

---

in dem Ort (d. h. die Umgebungen mitgerechnet). Asiatic researches. l. c. pag. 308.

Sp.

*) Nach Pater Giuseppe enthält es 12000 Familien.

Sp.

von Bhatgong betrifft, so hat man allen Grund zu glauben, daß obgleich die Beherrscher dieses Staats den kleinsten Antheil des Thales unter sich gehabt zu haben scheinen, sie dennoch ihre Gewalt weiter darüber hinaus ausdehnten, als ihre Nachbarn. Ich kenne die Gränzen des Reiches Bhatgong gegen Osten, wohin es sich vorzüglich vergrößerte, nicht genau, aber ich glaube, daß sie sich beinah bis an den Kousi erstrecken, und in dessen Nähe und in einer Entfernung von 5 Tagereisen von Khatmandu noch eine alte Niwar Stadt von Bedeutung, Dhoalka genannt, liegt.

Kirthipur liegt auf dem Gipfel eines kleinen Hügels ungefähr 3 Meilen westlich von Patn und war einst der Sitz eines unabhängigen Fürsten, obgleich es zur Zeit von Purthi Nerains Einfall bereits dem Gebiet von Patn einverleibt war. Die Eroberung dieses Ortes kostete dem Beherrscher der Ghurkali's so große Mühe, daß er, um sich an den Einwohnern für den Widerstand zu rächen, den sie geleistet hatten, allen Männern die er darin fand, die Nasen (und Lippen) abschneiden ließ *). Wir erfuhren diese Thatsache dadurch, daß wir unter den Trägern die unser Gepäck über die Hügel trugen, eine bedeutende Menge Leute ohne Nasen fanden, worauf wir uns nach der Ursach dieser Erscheinung erkundigten.

Tschobbar liegt ebenfalls an einem Hügel, welcher mit dem von Kirthipur eine Art Sattel bildet: der leztere soll den Leib, und der erstere das Haupt Mahadio's darstellen. Kirthipur soll zu einer Zeit nicht weniger als 6000 Familien gezählt haben, ist aber jezt ein Plaz der weder großen Umfang noch große Bedeutung hat **)

---

*) Pater Giuseppe l. c. pag. 318. 319.

Sp.

**) Nach Pater Giuseppe enthielt er 8000 Häuser.

Sp.

IV.

Mungo Park's zweite Reise in das Innere von Afrika.

Nach langem ungeduldigem Harren ist endlich eine Nachricht über Mungo Park's zweite Reise erschienen, und wir haben leider das letzte, was wir je von ihm über Afrika hören werden in Händen *). Es wird indeß überraschen zu vernehmen, daß die Ausbeute dessen, was wir vor uns haben, bei weitem geringer ist, als sie das wissenschaftliche Publikum zu erhalten gehofft hatte, und daß der Tod des Verf. uns wahrscheinlich einer Menge von Aufklärungen be-

*) Das Original führt den Titel the journal of a mission to the interior of Africa in the year 1805. by Mungo Park together with other documents official and private relating to the same mission. To which is prefixed an account of the life of M. Park. London 1815. 4. mit einer Karte und mehreren eingedruckten Holzschnitten.

raubte, welche er näherer Mittheilung im Vaterlande vorbehalten hatte *). Was wir von ihm vor uns haben, ist weiter nichts als ein trockenes, dem Staatssecretair Lord Camden überschicktes Tagebuch, das nur durch einige astronomische Ortsbestimmungen und einige flüchtige Bemerkungen über die Sitten der Einwohner u. s. w. Werth erhält. Der größre Theil desselben ist mit Anführung der Geschenke, die er den Oberhäuptern der Völkerschaften, durch deren Lande er gezogen, gemacht hat, und mit der Beschreibung des Elendes, welches er auf dem Wege erduldet, angefüllt. — Weniger splendid als es in dem englischen Original der Fall ist, gedruckt, müßte das Ganze auf wenige Bogen zusammen sinken. — Dem Tagebuche Mungo Park's selbst schließt sich das seines Führers Isaaco, eines Mandingo-Priesters, an welcher im Jahre 1810 von dem Gouverneur von Senegel abgeschickt wurde, um Nachricht von Mungo Park einzuziehen, und in welches das interessanteste Stück des ganzen Anhanges, nämlich die Nachricht Amadi Fatouma's, des Führers den Isaaco Hrn. Park empfahl, als er ihn zu Sansanding verließ, über Hrn. Park's Tod verwebt ist. Ein zweiter Anhang enthält das Leben Mungo Parks mit vielen zum Verständniß seines Tagebuches nöthigen Notizen über seine Reisen, so wie den Plan, welchen er für seine Reise entwarf, und die Instruktionen, welche er von dem Colonial-Departement erhielt, ein dritter endlich mehrere einzelne Abhandlungen über den afrikanischen Handel, den Ausfluß des Niger, und einige an Sir Joseph Banks von Park geschickte Naturgegenstände. Die Karte zu dieser Reise ist nicht wie die zu der früheren, von dem berühmten Geographen Major Rennell besorgt, sondern von Hrn. Neele aus Park's Daten zusammengesetzt, aber wie auch der Zeich-

*) Dies sagt er auch selbst in seinem letzten Briefe an Lord Camden: Many of the incidents relatied are in themselves extremely trifling but are intended to recall to my recollection other particulars illustrative of the nanners and customs of the natives which would have swelled this bulky communication to a most unreasonable size. life pag. LXXIX. 599.

Sp.

ner selbst gesteht, sehr mangelhaft, da Park bei manchen Orten durch die er gegangen, die Ortsbestimmungen nicht angegeben, und viele Bestimmungen mit den Angaben der Entfernung nach Tagereisen, gar nicht zusammentrafen.

Park hatte sich nach Beendigung seiner ersten Reise, in Schottland niedergelassen, sich verheirathet und seinen Beruf als Wundarzt wieder auszuüben angefangen. Ein Anerbieten einer Anstellung in Neu-Süd-Wales, welches ihm 1799 von der Regierung gemacht wurde, schlug er aus: willkommen dagegen waren ihm einige Andeutungen Sir Joseph Banks, der ihm im October 1801 schrieb, daß im Gefolge des Friedens (von Amiens) die afrikanische Gesellschaft ihren Plan, wiederum jemand nach Afrika zu senden, gewiß wieder aufnehmen, und daß er (Park) unfehlbar zu dessen Ausführung empfohlen werden würde. Die Sache ruhte indeß eine Zeitlang, bis im Herbste 1803 Park ein Schreiben aus dem Büreau des Staatssecretairs für das Colonial-Departement erhielt, worin ihm angedeutet wurde, unverzüglich nach London zu kommen. Hier hatte er eine Zusammenkunft mit Lord Hobart, damaligem Staatssecretair für das Colonial-Departement, welcher ihn mit dem Plane einer Expedition bekannt machte, bei dem er eine Hauptrolle spielen solle. — Park bat um einige Bedenkzeit, befragte seine Freunde in Schottland, entschied sich, das Anerbieten anzunehmen und verließ Schottland im December 1803 in der Hoffnung sich bald einschiffen zu können. Veränderungen im Ministerium veranlaßten indeß, daß obgleich in Portsmouth alles zur Einschiffung der Expedition bereit war, dieselbe dennoch aufgeschoben wurde, und man den Abgang desselben erst auf den September 1804 ankündigte. Eine Person von Bedeutung ertheilte Mungo Park den Rath dieser Zwischenzeit dazu anzuwenden, sich in der Aufnahme astronomischer Ortsbestimmungen zu üben und einige Kenntniß des Arabischen zu erlangen, wobei man ihm Erstattung seiner Kosten von Seiten der Regierung versprach. Park befolgte diesen Rath und nahm ei-

nen Afrikaner aus Mogador, welcher dem Elphi Bay, dem Gesandten der Mamelucken von Cairo, zum Dolmetscher gedient hatte und sich jetzt in London aufhielt, Namens Sidi Omback Boubi mit sich nach Schottland, um sich dort im Arabischen zu vervollkommnen. Beide blieben vom März bis May 1804 zusammen: im September erhielt Park Befehl nach London zu kommen, und einen Plan zur Reise einzureichen. Dies geschah, der Plan wurde genehmigt, und seiner Familie, im Falle er in einer bestimmten Zeit nicht wieder zurückgekommen seyn würde, eine Pension zugesichert. Eine Zusammenkunft, welche er mit Major Rennell hatte und worin ihm dieser von dem Unternehmen abrieth, konnte ihn zwar in seinem Entschlusse wankend machen, aber nicht davon abbringen, und die Expedition ging endlich nach vielen Verzögerungen am 30. Januar 1805 ab.

Es war vorausbestimmt worden, daß die Expedition aus Hrn. Park selbst, seinem Schwager Alexander Anderson und Hrn. George Scott bestehen sollte: der erstere wurde deswegen zum Capitain, der zweite zum Lieutenant ernannt. Hr. Scott begleitete beide als Zeichner. In seinem Reiseplan hatte Park 30 europäische Soldaten gefordert, diese sollten indeß nach dem Befehle der Regierung nicht aus England mitgenommen, sondern aus der Besatzung von Gori auf der Westküste von Afrika gewählt werden, welche zur Theilnahme an der Expedition unter gewissen Begünstigungen aufgefordert werden sollte. Die erforderlichen Schiffsbauer, Zimmerleute u. s. w. wurden aus England mitgenommen, und fünftausend Pfund zu den Reisekosten angewiesen.

Die Reisenden kamen um den 8. März in der Bucht von Porto Praya auf den capverdischen Inseln an, und befanden sich schon am 28. April zu Gori. Die Besatzung nahm die Aufforderung zur Theilnahme an der Reise mit großer Freude auf und Park hatte bald die geforderte Anzahl auserlesen, ja er sah sich genöthigt, mehrere Land und Seeoffiziere zurückzuweisen, welche durchaus ihn begleiten wollten, ausgenommen den Lieutenant Martyn, welchen er wegen seiner Bekanntschaft mit den Soldaten, und weil er ihm am besten bei der Auswahl behülflich seyn

konnte, annahm. — Am 6. April wurde die Expedition eingeschifft, langte am 9. in Dschillifrey an der Mündung des Gambia an, und muß sich schon einige Tage vor dem 26. in Kaji angelangt seyn, da Park's Briefe unter diesem Datum von dort aus geschrieben sind. Diese sprechen die günstigsten Erwartungen von dem Erfolge seiner Reise aus und enthalten unter andern die Nachricht, daß der König von Kataba, einer der mächtigsten Könige in Gambia ihn am Bord des Crescent am 20. und 21. besucht, und ihm einen Boten gegeben habe, um ihn sicher zum Könige von Wulli zu begleiten. Die ganze Expedition bestand damals aus 40 Personen; 42 Esel trugen das Gepäck.

Park verfolgte größtentheils den Weg, den er bei der der Rückkehr von seiner ersten Reise 1795 eingeschlagen hatte, mit Ausnahme eines Abschnittes von Fankia bis Kumikumi, wo er wegen eines unter den Eingebohrnen ausgebrochenen Kriegs einen Umweg nehmen mußte. Ueber das, was er über den Platz hinaus, wo er bei seiner ersten Reise umkehrte, gesehen, wissen wir leider aus seinem eigenen Munde nichts, da sein Tagebuch nur bis zu seinem Aufenthalte in Sansandiny geht, von wo aus er dasselbe nach England schickte.

Die Hauptabsicht seiner Reise war, wie aus seinem Memoire hervorgeht *), den Ausfluß des Niger zu erforschen und einen Weg ausfindig zu machen, auf dem man Waaren dahin bringen könne, um dieselben in das Innere von Afrika zu verschiffen, und dagegen andere zu erhalten. Er nahm sich dabei vor, eine Karte des Flußlaufes aufzunehmen, eine Beschreibung der verschiedenen Königreiche an oder bei dem Flusse und Nachrichten über die Sitten und Gebräuche der Einwohner, so wie auch die Ortsbestimmungen aller der Orte zu geben, welche er auf seiner Reise zum Niger besuchen würde.

Am 27sten verließ er Kaji, und von nun an enthält sein Tagebuch fast nichts als die Schilderung einer Reihe von Mühseeligkeiten, mit denen er, so lange Nachrichten von ihm vorhanden waren, zu kämpfen gehabt. — Die vielen

---

*) ſiſe. pag. XXXIX.

Lastthiere, welche man bei sich zu führen genöthigt war, erschwerten die Reise außerordentlich; Park selbst mußte überall gegenwärtig seyn, und daß diese Aufmerksamkeit auf den ökonomischen Theil der Reise ihn sehr oft am Beobachten hindern mußte, war, wie er auch in einem Briefe an Hrn. Dickson gesteht *), sehr natürlich.

Am 28sten April kam Park zu Pisania an, das er am 4. May wieder verließ, und noch am selben Tage Sami erreichte. Die Erlaubniß zum Durchgange durch diesen Ort mußte von dem betrunkenen Slati oder freien Sklavenhändler des Orts, mit zwei Krügen Rum erkauft werden, so wie von nun an fast jedes afrikanische Oberhaupt, durch dessen Gebiet die Reisenden zogen, Geschenke erhalten mußte. Park hatte zu dem Ende Artikel aller Art von England mitgenommen, Tuche von mehreren Farben, Bernstein und andere Korallen, Flinten, Pistolen, Säbel, Spiegel, Messer, Brillen, Dollars u. dgl. und erzält mit der größten Genauigkeit auf, was er jedem Häuptling überreichen lassen. In Dschindi sah er blaues mit Indigo gefärbtes Zeug, und beschreibt die Art dasselbe zu färben, die aber weiter nichts besonderes hat, außer daß die Sache noch sehr roh betrieben wird und dreizehn Tage erfordert werden, ehe das Zeug die gehörige Farbe erhalten hat **). Die Bekannten, welche Park sich auf seiner früheren Reise erworben hatte, kamen, ihn zu sehen. Ueber Kutakunda wo Isaaco's Mutter lebte, ging die Reise nach Tatticonda, wo der Sohn von Park's Freunde, dem Könige von Wulli ihn zu sehen kam und ihm erzählte, daß sämmtliche Slatis und Sierra-Wullis in der Gegend höchst eifersüchtig auf Parks Reise wären.

Am 11ten May kam die Karavane zu Medina der Hauptstadt des Königreichs Wulli an: das Gepäck wurde außerhalb Kanipe abgeladen, und man mußte vom Mittag bis um 5 Uhr Nachmittags warten, ehe man eine Audienz

---

*) Life pag. XLIV. Sp.

**) Das Verfahren ist auch bereits von Park in seiner ersten Reise Pag. 329. deutsche Uebersetz., beschrieben. Sp.

bei dem König erhielt. Der König, seine Söhne und Verwandten, sein Minister und dessen Angehörigen, mußten sämmtlich beschenkt werden, so daß am Ende 137 Bars *) an Sachen ausgegeben wurden. In Kanipe hatten die Frauen gehört, daß die Reisenden genöthigt seyn würden, in Madina Wasser einzunehmen: um sich also diesen Gewinnst zu sichern, hatten sie alles Wasser aus den Quellen geschöpft und standen haufenweis um dieselben herum es heraufzuziehen. Vergebens suchten die Soldaten sich etwas davon zuzueignen, ihre Feldkessel waren nicht so bequem dazu als die Kalabassen der Afrikanerinnen. — Park mußte also nach einem Teich zwei Meilen südlich von der Stadt senden und daselbst auch die Esel tränken lassen. Am Abend glückte es indeß den Soldaten durch List sich Wasser aus der Quelle bei der Stadt zu verschaffen. Einer von ihnen ließ wie von ungefähr seinen Feldkessel in das Wasser fallen, worauf seine Gefährten ihm einen Strick um den Leib banden und ihn auf den Grund der Quelle hinabließen, wo er mit Bequemlichkeit die sämmtlichen Kessel, zur großen Kränkung der Frauen füllen konnte.

In Kussai hatte einer der Soldaten einige Früchte des Nitta Baumes **) gesammelt, und war so eben beschäftigt sie zu essen, als der Häuptling des Dorfes in großer Wuth herbeigelaufen kam, sie ihm zu entreißen suchte, und als ihm dies nicht gelang, sein Messer zog und den Reisenden befahl ihrer Wege zu ziehen. Die Sache klärte sich bei ruhiger Verständigung so auf, daß der Häuptling die Nitta-Bäume in Gegenwart der Frauen nicht verletzt sehen wollte, da, wenn durch Ausbleiben des Regens Hungersnoth entsteht, diese Bäume die einzige Zuflucht der Einwohner werden, und man deswegen so lange einen Tung oder Bann darauf legt ***).

---

*) Der Bar ist eine eingebildete Münze: einen einzelnen kann man etwa zu 2 Schilling anschlagen. Corry schlägt ihn zu einem Dollar, also 2 Sch. 6 P. an. s. Corry's observations upon the windward coast of Africa, pag. 57. Sp.

**) ?

***) Es ist sonderbar, daß in der Sprache von Nipal, einem

Hinter Kussai, bei dem Eingange in die Wälder, legte Isaaco einen schwarzen Schaafbock queer über den Weg, und schnitt ihm, nachdem er vorher ein langes Gebet gesagt, die Gurgel ab, eine Ceremonie, die er für unerläßlich hielt, wenn die Reisenden auf der Reise Glück haben sollten. Das Fleisch des Thieres ward den Sklaven zu Kussai gegeben für sie zu beten. Nicht weit davon wurden einige hundert Antilopen von dunkeler Farbe mit weißem Maule und von der Größe eines Ochsen bemerkt, welche die Einwohner Da qui nennen. Der Gambia war hier ungefähr 100 Ellen breit und voll von Crocodilen, von denen der Verfasser auf einmal 13 nebeneinander sah. Am 16ten May kam Park am Neaulico-Flusse an, welcher zu dieser Jahreszeit beinahe trocken ist; einzelne tiefe Stellen enthalten Wasser, in dem Isaaco's Neger sowohl mit den Händen als mit Bündeln von Gras, Fische fingen. Den Nerico-Fluß erreichte man am folgenden Tage. Im Gehölz sahe man eine Menge Excremente von Löwen: sie pflegen sich derselben nur an gewissen Orten zu entledigen, und scharren wie die Katzen das Erdreich darüber, um sie zu bedecken.

Ungefähr eine Meile von Tambico liegt eine ziemlich große Stadt Bady genannt, deren Beherrscher den Titel Faranba annimmt, und gewissermaßen unabhängig ist. Er erpreßt sehr hohe Abgaben von den Karavanen, sogar bis zu 10 Bars Pulver für eine Eselsladung. — Park hatte schon von Tambico aus, einen Booten an ihn geschickt, ihn von seiner Ankunft zu benachrichtigen, und der Faranba schickte daher am Abend seinen Sohn mit 26 mit Musketen bewaffneteten Leuten, um den Tribut in Empfang zu nehmen. Da Park ihnen nicht genug zu geben schien, so nahmen sie Isaaco's Pferd weg, ergriffen, als er nach Bady ging, ihn selbst, nahmen ihm seine Doppelflinte und seinen Säbel ab und legten seinen Knaben in Fesseln, so daß am Ende Gewalt mit Gewalt vertrieben werden mußte, und des Faranba's Leute aus dem Dorfe geworfen

---

nordöstlich von Ostindien gelegenen Lande, Tuna ebenfalls Zauberey bedeutet. Kirkpatrick on Nepaul pag. 104.

Sp.

wurden. Dies brachte den Faranba auf gemäßigtere Gesinnungen, Isaaco wurde zurückgegeben, und die Pferde und das übrige zurückerstattet. Bei Deschenimgalle sah Park einige Eisenschmelzöfen, von denen er eine Abbildung giebt.

Bei Dufru hatten die Reisenden ein Unglück, das wie Park sagt, beinahe der Reise ein Ende gemacht hätte. Einer von Isaaco's Negern, welcher noch Honig suchte, kam unglücklicherweise einem Bienenschwarme in der Nähe des Standortes der Karavane zu nahe. Die Bienen kamen in ungeheurer Menge heraus, und griffen Menschen und Vieh an. Glücklicherweise waren die meisten Esel nicht festgebunden, und konnten sich daher im Thale zerstreuen, die Pferde und die Leute wurden dagegen jämmerlich zerstochen und genöthigt, nach allen Seiten zu entfliehen. Das Feuer, welches man angezündet hatte, um dabei zu kochen, wurde verlassen, griff um sich, und setzte das Bambusrohr in Brand, so daß beinahe das sämmtliche Gepäck verbrannt wäre. Mehrere von den Eseln starben an den Stichen *).

Drei Meilen östlich von Subilikin sah man die ersten Schi- oder Butterbäume, von denen einige unreife Früchte hatten **). Bei Tebba-Dschi fanden die Reisenden einen runden Quarz-Klumpen, welcher von den Eingebornen Ta Kuro oder der Stein der Reisenden genannt wird. Jeder Reisende hebt ihn auf und kehrt ihn um. Der Stein ist von dem häufigen Umdrehen ganz glatt geworden, und in dem Eisenstein, auf welchem er liegt, hat sich dadurch eine Vertiefung gebildet. — Am 1sten Jun. kam Park zu Dschulifunda, einer bedeutenden Stadt an, welche von den afrikanischen Kaufleuten gegründet worden, denen früherhin von den europäischen Kaufleuten am Gambia Rio Numez und Kadschaaga Güter vorgestreckt wurden, auch führte der Weg von Bambarra häufig durch diesen Ort,

*) Einen ähnlichen Unfall hatte Parks Reisegesellschaft bei seiner ersten Reise. s. diese, Pag. 288.

Sp.

**) Mehr über diesen Baum in Park's erster Reise. pag. 230 und 412.

wenn die andern Wege, der Kriege willen, nicht eingeschlagen werden konnten. Diese Leute, welche auf Credit handeln, werden Dschuli, zum Unterschiede von dem Slati genannt, welcher mit seinem eigenen Capital handelt. Die Stadt war sonst ausschließlich von Soninkis bewohnt, aber der König von Fula Dschalla kündigte ihnen den Krieg an, und nöthigte sie, als Friedensbedingung die mohamedanische Religion anzunehmen. Die Stadt kann mit den Vorstädten 2000 Einwohner enthalten. — Der Häuptling Mansa Kussan wird für einen der habsüchtigsten auf dem ganzen Wege gehalten, fand sich aber durch Parks Geschenke vollkommen befriedigt, schickte ihm sogar einen Ochsen als Gegengeschenk, und versprach alles mögliche zur Beförderung seiner Reise zu thun. Späterhin machte er jedoch sehr unverschämte Forderungen, so daß Park endlich, nachdem er ihm sehr viel bewilligt, im Unwillen erklärte, daß, wenn man ihm den Durchgang nicht freiwillig erlaubte, wie man sich geäußert hatte, er sich mit Gewalt einen Weg zu bahnen wissen würde. Der König, welcher nun wohl einsah, daß er nichts zu erwarten habe, gab nach, stattete sogar, von einigen Hofleuten und Singeweibern begleitet, Mungo Park einen Besuch ab, schenkte ihm einige Cola Nüsse, und versprach ihm einen Führer nach Baniserile mitzugeben. Baniserile ist eine mohamedanische Stadt und der Häuptling Fudi Bracheima einer der freundschaftlichsten Menschen, die Park je angetroffen. Er gab ihm ein arabisches neues Testament, ein Geschenk, das ihm viel Vergnügen zu machen schien. In Dentila wird viel Eisen geschmolzen; zur Flüssigmachung bedient man sich der Asche des Kino-Baumes *), welche Asche weiß wie Mehl aussieht, aber nicht soviel Alkali als die Mimosa-Asche 2c. enthält, deren sich die Afrikaner bei dem Blaufärben bedienen.

Bei Medina ging die Karavane über den, in dieser Jahrszeit halb trockenen Fluß, in welchem mehrere sehr große Fische gesehen wurden. Bei Schrondo wurden die

---

*) Art von pterocarpus.

Reisenden von einem sehr heftigen Tornado **) überfallen, der sie bis auf die Haut durchnäßte, und dieser Regenguß war der Anfang aller Leiden der Karavane, welche dieselbe nicht betroffen haben würde, hätte man früher die ganze Reise antreten können. Der Regen hatte noch nicht 3 Minuten gedauert, als mehrere der Soldaten sich zu erbrechen anfingen: andere schliefen ein, oder schienen wie halb betrunken. Park selbst fühlte die größte Neigung zum Schlaf, sank auch, sobald der Sturm vorüber war auf den nassen Boden hin und schlief ein. — Park bat sich hier von dem Duti (der ersten obrigkeitlichen Person) die Erlaubniß aus, die Goldbergwerke besehen zu dürfen, miethete, als er die Erlaubniß dazu erhalten, eine Frau mit ihm zu gehen, und kam mit ihr überein, ihr einen Bar Berstein zu geben, wenn sie ihm ein Goldkorn zeigen würde. Sie führte ihn darauf bis zu einer Meile westlich von der Stadt, wo Park eine kleine Wiese sah auf welcher mehrere Vertiefungen gleich Quellen ausgegraben waren. Sie waren fast alle 10 — 12 Fuß tief, am tiefsten gegen die Mitte der Wiesenfläche an den Seiten. Es waren, mehrere ältere zusammengesunkene, ungerechnet, ungefähr 30. Nahe bei den Oefnungen der Gruben waren mehrere andere flache Gruben mit Lehm eingefaßt, und voll von Regenwasser; zwischen ihnen und den größern, lagen mehrere Haufen Kiessand, auf deren jedem ein weißer, rother oder schwarzer oder dgl. Stein lag, um die verschiedenen Herren zu bezeichnen. Die Frau nahm ungefähr ½ Pf. Kies mit einer Hand von einem Haufen, der ihr wahrscheinlich gehörte, that ihn in eine große Calabasse und goß Wasser darauf und knetete dann den Sand mit dem Wasser zusammen, dann warf sie sorgsam die größeren Kiesel heraus, und gab dann dem Sande und dem Wasser eine kreisende Bewegung, so daß ein Theil des Sandes und des Wassers über den Rand der Calabasse hinausflog. Während sie dies mit der Rechten that, warf sie bei jedem

---

**) Ueber diese fürchterlichen Südostwinde s. Bruns Afrika Thl. 4. pag. 217.

Umschwunge mit der Linken ebenfalls einen Theil Wasser und Sand heraus. Hierauf goß sie etwas frisches Wasser auf, und da der Sand sich jetzt sehr vermindert hatte, so hielt sie die Calabasse schief, und bewegte dabei, während er langsam am Gefäße herumkreiste, ihn mit der Linken schnell *). Herr Park bemerkte jetzt eine Menge schwarzer Körner, welche dem Schießpulver glichen, und von denen sie ihm sage, daß es Goldstaub wäre, und ehe sie noch den Sand ein Viertelmal um die Calabasse bewegte, zeigte sie auf einen gelben Fleck und sagte: sanu affilli: siehe das Gold. Als Hr. Park ihn genau betrachtete, fand er, daß es wirkliches Gold war, und ungefähr ein Gran wiegen mochte. Die ganze Operation mochte nicht zwei Minuten gedauert haben. Hr. Park bat sie nun, mehr Sand zu nehmen. Sie that es, und nahm ungefähr 2 Pf. in dem sich nicht weniger als 23 Körnchen fanden, von denen einige freilich sehr klein waren. In beiden Fällen war dies Verhältniß des gefundenen Sanu Mire oder Goldstaubes weit größer, als die des eigentlichen Goldes. Die Negerin versicherte Hrn. Park, daß zuweilen Stücke, so groß als ihre Faust, gefunden würden (?). Die Menge des gefundenen Goldes, muß, obgleich es nur am Anfange und gegen das Ende der Regenzeit gewaschen wird, sehr groß sein **). Man kann dasselbe sehr vortheilhaft für Korallen und Scharlachtuch und noch besser für Schießpulver einhandeln. Hrn. Park's Führer kaufte ziemlich viel, er selbst nichts, war aber bei dem Handel gegenwärtig.

Die erste Stadt, welche die Karavane, seitdem sie den Gambia verlassen, betrat, war Dindiku, wo sie von einem Tornado überfallen wurde, welcher die Soldaten nöthigte, ihre Bündel in die Hütten der Eingebornen zu tragen. Sobald der Regen vorüber war, ging Hr. Park mit

---

*) S. d. Holzschnitt pag. 57.

Sp.

**) Eine ungleich weitläuftigere und genügendere Nachricht von der Goldwäsche der Neger, findet sich schon in Park's erster Reise pag. 350 sqq.

Sp.

mit Hrn. Anderson aus, die Goldgruben bei der Stadt zu besehen. Sie sind eben so gegraben, wie die zu Schrondo und haben Abschnitte an den Seiten, um daran heraufzusteigen. Der Kies ist hier sehr grob, und es fanden sich Steine von der Größe eines Menschenkopfes und viele faustgroße an den Mündungen der Gruben. Einen Hügel in der Nähe des Orts, welcher sehr beschwerlich zu ersteigen war, fanden die Reisenden bis zum Gipfel angebauet und obgleich die Einwohner ihre Felder eben erst zubereiteten, so war doch das Korn auf dem Hügel schon 6 Zoll hoch. Die Dörfer auf diesen Bergen liegen höchst romantisch. Man hat sie in den schönsten Bergschluchten angelegt: sie haben zu allen Jahreszeiten einen Ueberfluß an Wasser und Gras. Vieh so viel sie brauchen, und Korn genug, um Bedürfnisse des Luxus anzukaufen. Von den Abhängen, worauf sie wohnen, können die Einwohner die ganze, ungefähr 40 (engl.) Meilen lange Ebene vom Faleme bis zum schwarzen Fluß *), übersehen. Auf den Hügeln finden sich keine Löwen, in der Ebene sind sie dagegen sehr zahlreich.

Von Jankia aus, machte der Verf. den oben erwähnten Umweg, indem er so durch eine Gegend seinen Weg nahm, welche er auf seinen frühern Reisen nicht betreten hatte. In Tumbia fand Park den Schulmeister, den er auf seiner früheren Reise angetroffen **), welcher um Park zu sehen, die ganze Nacht gereist war, und welchen dieser bat, mit ihm an den Ort zu gehen, wo die Karavane übernachten würde, damit er ihn für seine, ihm früher bewiesene Güte belohnen könne. — Nicht weit von Tumbia kamen die Reisenden nach Fadschemmia, einem kleinen Dorfe, das aber durch eine hohe Mauer befestigt ist. Der Häuptling, von dem der Ort seinen Namen hatte, wohnte früher zu Faramba östlich von dem Orte, hatte sich aber

*) Der Ba-fing.

Sp.

**) S. Park's erste Reise pag. 367. Er hieß Fankuma war ein Mahomedaner und ein äußerst gutmüthiger Mensch.

Sp.

kürzlich hieher begeben und seine Leute und Sklaven zu Faramba gelassen. Fadschemmia ist der mächtigste Häuptling von Konkodu und ihm ist der ganze Strich von Tumbia bis zum Ba-fing unterworfen.

Am 21sten Jun. setzte die Karavane über den Ba-Li oder Honigfluß, an dem man 2 Krokodille sah. Der Fluß war mit großen Fischen angefüllt. — Als man am 23sten bei dem Dorfe Gimbia oder Kimbia ankam, fand man, daß alles ein sehr feindliches Ansehen hatte: die Männer liefen von den Kornfeldern, ihre Köcher zu holen u. s. w. Der wahre Grund dieses Aufstandes war Geldgeiz. Die Dorfbewohner hatten gehört, daß weiße Männer durchkämen, daß sie sehr kränklich und nicht im Stande wären, Widerstand zu leisten oder die ungeheuern Reichthümer zu vertheidigen, die sie besäßen. Als daher ein Theil der Karavane durch das Dorf gekommen war, machten die Dorfbewohner einen Ausfall und bestanden, unter dem Vorwande, daß die Karavane nicht eher durchziehen dürfe, ehe es nicht der Duti (obrigkeitliche Person) erlaubt habe, daß die Reisenden wieder umkehren sollten. Einer von ihnen ergriff das Pferd des Sergeanten beim Zügel um es in das Dorf zu leiten, ließ aber ab, als der Sergeant ein Pistol auf ihn hielt. Unterdeß hatten sich andere der Esel bemächtiget, und alles schien in Verwirrung zu gerathen, als die Soldaten sehr kaltblütig ihre Gewehre scharf luden und die Bajonette aufsteckten, worauf die Dorfbewohner sich eines Bessern zu besinnen schienen. Das Ganze wurde nach einer sehr lebhaften Unterredung zwischen dem Duti und Isaaco beigelegt, und die Karavane zog weiter, nachdem Park dem Duti noch einige Bernsteinkorallen gegeben, um ihn nicht aufzubringen, falls etwa Kranke zurückbleiben sollten. Bei Sacuba sah Park von den Eingebornen Gold schmelzen. Isaaco hatte wie oben erwähnt, Gold in Konkodu gekauft, und wünschte hier einen großen Ring daraus verfertigt zu haben. Der Goldschmidt machte einen Schmelztiegel von gewöhnlichen rothem Thon, den er an der Sonne trocknen ließ, hier hinein that er das Gold ohne irgend eine Mischung um es flüssig zu machen, legte dann Kohlen darauf und darunter, und blies das Feuer mit dem gewöhnlichen doppelten Blasebalge, der in

Afrika gebraucht wird, an, worauf das Gold sehr bald in Fluß gerieth. Hierauf machte er eine kleine Furche in die Erde, in welche er das geschmolzene Gold goß, nahm es, als es kalt geworden war, heraus, erhitzte es noch einmahl und hämmerte es dann in eine viereckte Stange zusammen, worauf er es, nachdem er es noch einmal erhitzt, mittelst zweier Zangen zu einer Art von Schraube zusammendrehte, und dann die Enden zusammenbog. — Bei dem Uebersetzen über dem Ba-fing fiel einer der Soldaten in den Fluß und ertrank. — Die Bewohner der Gegend schildert Park als arge Diebe; sie suchten mehrere Eselsladungen zu stehlen und wurden ertappt, als sie sich eben mit dem Medizinkästen davon machen wollten. Die Nacht über konnten die Reisenden vor dem Lärmen, welchen die Hippopotami mit ihrem Schnarchen machten, nur sehr wenig schlafen.

An dem Fuße eines hohen felsigen Hügels, Sankari genannt, sah Park einen großen Haufen Steine liegen, und erfuhr, als er fragte, warum man ihn aufgehäuft, daß die Stadt Medina, welche in der Nähe liegt, vor einigen Jahren von den Kartanern gestürmt worden sei, und der größere Theil der Einwohner sich gegen diesen Fluß hingeflüchtet habe. Einige deren wurden indeß auf dem Wege getödtet und diese Steine auf dem Grabe eines derselben angehäuft. Der Mann versicherte, daß es noch 5 andere Gräber der Art in der Nähe des Hügels gebe, und daß jeder, der zu derselben Familie oder Contong gehöre, sich verpflichtet halte, einen Stein auf das Grab zu werfen. Den Hügel selbst konnte man nur auf einem sehr schmalen Pfade besteigen und er sollte zu allen Jahreszeiten Ueberfluß an Wasser haben.

Bei Kuina, als die Reisenden von einem heftigen Tornado in ihre Zelte getrieben worden waren, hörten sie eine besondere Art von Brüllen oder Grunzen, das dem eines Ebers glich. Es schienen mehr Thiere zu seyn, die sich um das Vieh der Karavane bewegten. Man that zwei Schüsse um die Thiere zu verscheuchen, Park ging auch selbst mit dem Lieutenant Martyn mit brennenden Grasbüscheln aus, sie aufzusuchen, konnte sie aber nicht finden. Als er zu den Zelten zurückkehrte, erfuhr er von

den Eingebornen, daß es junge Löwen gewesen wären, und daß, wenn man nicht sehr auf der Hut wäre, sie gewiß eins oder das andere von den Thieren rauben würden. Um Mitternacht kamen die Löwen wirklich, einen von den Eseln anzufallen, wodurch die andern so in Furcht gejagt wurden, daß sie ihre Stricke zerrissen und in voller Hast in die Zeltstricke rennten. Zwei von den Löwen folgten ihnen und kamen dem Zelt so nahe, daß die Schildwacht mit dem Säbel nach einem derselben hieb, der Esel willen aber nicht Feuer zu geben wagte.

Bei dem Uebergange über den Wonda Fluß, der bei Fonilla, wo die Reisenden übergingen, Ba Wulima (der rothe Fluß), weiter hin nach seiner Quelle, Ba Oui (der weiße Fluß) und in der Mitte eigentlich Wonda genannt wird, hatte Isaaco ein großes Unglück. Das Gepäck der Karavane war auf einem Canot mühseelig übergeschifft worden, noch mehr Mühe aber verursachte das Hinüberschaffen der Esel, welche, sobald ihre Füße den Boden des seichten Flusses berührten, sogleich still standen. Isaaco hatte sich bei dem Hinüberschaffen der Thiere sehr thätig bewiesen, wollte aber, da er fürchtete, daß wir nicht alle während des Tages hinüber bringen können würden, sechs derselben weiter unten hinübertreiben, wo der Fluß noch seichter war. Als er die Mitte des Flusses erreicht hatte, stieg ein Krokodill dicht bei ihm auf, ergriff ihn sogleich bei dem rechten Fuße und zog ihn unter das Wasser. Mit bewunderungswürdiger Geistesgegenwart suchte Isaaco den Kopf des Thieres und bohrte ihm den Finger in das Auge, worauf es seine Beute fahren ließ, und Isaaco das Ufer zu erreichen suchte, indem er laut nach einem Messer rief. Allein das Krokodill kehrte zurück, ergriff ihn bei dem andern Schenkel, und zog ihn wieder unter Wasser, worauf sich Isaaco desselben Mittels bediente, und es dadurch abermals zum Abzuge zwang, worauf es auf der Oberfläche des Wassers wie betäubt umher tobte und dann die Mitte des Flusses hinab schwamm. Isaaco begab sich nun, stark blutend, auf das andere Ufer: Park ging ebenfalls, sobald das Canot zurückkam hinüber und fand ihn sehr zerrissen. Die Wunde am linken Schenkel war vier Zoll lang, die auf dem rechten nicht

so groß, aber sehr tief, wozu noch einige Zahnwunden auf dem Rücken kamen. Park verband ihn mit Heftpflaster und einer Binde und Isaaco hielt, da ein Dorf in der Nähe war, es für das beste, bis dahin zu reiten. — So kam man nach Bulinkumbo, das nur zwei Meilen vom Landungsplatze entfernt war. Dies Dorf wird zuweilen auch Moiaherre genannt und enthält nicht über 100 Einwohner.

Park's Lage war jetzt sehr bedenklich. Ohne Isaaco nach Kaminum zu gehen, würde die Reisenden in viele Unannehmlichkeiten verwickelt haben, da Kaminum's Söhne für die größten Diebe in der Gegend gehalten werden. Zu warten bis Isaaco wieder hergestellt wäre (wovon es noch sehr zweifelhaft war, ob es je geschehen würde) mußte die Folge haben, daß man von den heftigsten Regengüssen überrascht wurde. Das Schlimmste aber war, daß man nur auf zwei Tage Reis hatte und daß in der Gegend großer Mangel herrschte. Park entschloß sich endlich, drei Tage zu warten, um zu sehen, welche Hoffnung Isaaco's Wunden geben würden, und sandte unterdessen einige Leute nach Serracorra *) um für Bernsteinkorallen Reis zu kaufen. — Bei der großen Schwäche der Leute mußte Park beständig einen Feldkessel voll China für seine ermatteten Reisegefährten kochen lassen, was auch schon früher geschehen war.

Am 9ten Jul. Nachmittags kamen endlich Isaaco's Leute und brachten 123 Pf. guten reinen Reises mit, und da zu gleicher Zeit Isaaco's Wunden sehr gut aussahen, so setzte man die Reise muthig weiter fort. Der Fluß Kinyaco, der zwar kein hohes Wasser hatte, über den aber, wegen der Spalten in den Felsen, die sein Bett bilden, der Uebergang sehr schwer war, so daß mehrere Esel mitten im Flusse fielen und ihre Ladung durchnäßt wurde, war der letzte Fluß vor Kaminum. — Kaminum oder Maninkorra ist eine mit Mauern umgebene Stadt und fester, als Park je eine in Afrika gesehen hatte. In der Linie der Vertheidigungswerke war das Aeußerste ein 8 Fuß

---

*) Auf der Karte nicht zu finden. Sp.

tiefer Graben, auf diesen folgte eine 6 Fuß, dann eine 11 Fuß, und zuletzt eine 16 Fuß hohe Mauer. Die Reisenden schlugen ihr Zelt unter einem Baume in der Nähe des Ba-li auf, der hier einen sehr reißenden Lauf hat, und sich in mehrere kleine Wasserfälle theilt.

Am 12ten Jul. begab sich Park von Isaaco begleitet zu Kaminum oder Mansa Numma, wie er gewöhnlich genannt wird, und überreichte ihm, seinem Bruder Frudschama und seinem Sohne ein Geschenk an Korallen, Flinten, Pistolen, Spiegeln u. s. w. Am Abend ließ Hr. Park die gesundesten seiner Soldaten ihre rothe Uniformen anziehen, und begab sich mit ihnen auf Numma's Verlangen in die Stadt, wo sie mehrere Bewegungen machen und feuern mußten. — Mansa's 30 Kinder stahlen indeß auf das allerunverschämteste. An dem Ufer des Flusses sah man eine Menge menschliche Gebeine und über 30 Schädel liegen, und erfuhr auf Befragen, daß dies die Ueberreste von Verbrechern wären, an denen Mansa Numma jeder Zeit mit eigenen Händen die Strafe vollziehe.

Am 14ten Jul. ward die Reise fortgesetzt, man hatte sich aber kaum einen Flintenschuß von der Stadt entfernt, als man schon bestohlen wurde, obgleich einer von den Söhnen des Königs als Begleiter und Schutz mit der Karavane reiste, und so zog man in beständiger Unruhe weiter, da die Unverschämtheit der Neger so weit ging, daß selbst einer von Numma's Söhnen Park seine Flinte aus der Hand riß, und damit davon lief. Park beklagte sich endlich ernsthaft bei dem Sohne des Königs der ihn begleitete, und erhielt nun die Erlaubniß von diesem, dreist auf jeden Feuer zu geben, der etwas stehlen würde. Nichts desto weniger hatte man fortwährend Kämpfe mit den Eingebornen zu bestehen. Bei Siransang schoß Park einen Neger durch den Fuß, der einen Ueberrock gestohlen hatte, und der Führer, den er von des Königs Sohn erhalten, konnte nur mit Mühe abgehalten werden, den Dieb vollends zu tödten.

Am 19ten um 1½ Uhr kam man an den Ufern des Ba Trulima an. Der Fluß ist nur schmal, nicht breiter als 50 — 60 Fuß, war aber durch die Regengüsse so ange-

schwollen, daß er an dem Orte, wo man hinüber zu gehen dachte, 20 Fuß tief war. Der erste Versuch der Reisenden den Uebergang zu erleichtern, war, den einen dicht am Ufer stehenden Baum zu fällen, damit dieser hinüberreichen und eine Art Brücke bilden solle, nachdem man aber viere gefällt hatte und alle schlecht gefallen waren, mußte man von dem Versuche abstehen. — Park schlug daher vor, ein Floß zu erbauen, und dies an Stricken hinüberzuziehen, allein die Mandingo's behaupteten, eine Brücke führe besser zum Zweck, und machten sich anheischig, sie um 2 Uhr vollendet zu haben. Park suchte mit seinen Zimmerleuten ein Floß zu verfertigen, allein es waren nicht gesunde Leute genug da, die Stämme auf das Wasser zu bringen, so daß man endlich der Kunst der Neger das Ganze überlassen mußte. Diese warfen zwei große Bäume in den Fluß, befestigten den Obertheil derselben an einander und die Wurzeln mit Stricken an den Bäumen auf den Ufern des Flusses, trieben dann zwei Reihen von Gabeln in den Grund, in deren Einschnitt sie zwei Bäume legten und legten dann Stücke Holz auf diese um darauf hinüber zu gehen. Die erste Reihe wurde dabei von den im Wasser liegenden zwei Bäumen gegen den Andrang des Wassers geschützt, während die Gewalt des Stromes die Wurzel der untern Reihe desto tiefer in den Grund trieb *). So ward denn der Uebergang bewerkstelliget, bei dem, da fast alle Weißen krank waren, die Neger vorzüglich hülfreiche Hand leisten mußten.

Am 21sten kam die Stadt Marina zu Gesicht. Einige von den Leuten, welche mit P. über den Fluß gegangen waren, hatten den Einwohnern von Marina erzählt, wie man die Karavane von Maninkorro bis zum Ba Wulima zu bestehlen gewußt, und dabei gesagt, daß sie

*) M. s. die Abbildung im Original Pag. 109. Eine ähnliche Brücke, von der man aber nichts von der Gabel sieht, deren hier erwähnt wird, sondern die bloß aus den im Wasser liegenden Balken mit einigen Kreuzhölzern darauf, besteht. s. in Park's erster Reise. Deutsche Uebers. Hamb. Pag. 396.

Dummulafong, eine Sache die man verzehren könne, d. h. gute Beute sei. Die Einwohner von Marina eilten daher, nicht zu kurz zu kommen und stahlen in der Nacht 5 Esel, wunderten sich aber sehr, als die Reisenden einen Boten nach Bangassi zu senden beschlossen, um den König von der schändlichen Behandlung zu benachrichtigen, die man sich gegen sie erlaube, worauf die Räuber die Esel zurückgaben. Bangassi liegt nur sechs (engl.) Meilen von Marina, ist eine große Stadt, und stärker befestigt, als Maninkorra aber auch 5—6 mal größer. Der König Siri nummo sandte der Karavane ein Geschenk von einen Ochsen und zwei großen Calabassen süße Milch, auch die zwei übrigen gestohlnen Esel, wofür Park ihm und seinem Sohne ein bedeutendes Gegengeschenk gab. P. fand den König in einer Art Hütte (ohade) nur von einigen Freunden umgeben sitzen, da er Befehl gegeben hatte, niemanden weiter hereinzulassen. Er fragte, ob P. der weiße Mann sei, der früherhin das Land durchreist habe, und was ihn dazu bewogen habe zurückzukehren, und dgl. Park antwortete ihm darauf, was ihm gut dünkte, sagte ihm, daß er weder Gold noch Sklaven zu kaufen komme, niemand sein Gold nehmen, sondern Gold geben wolle, daß er friedlich durch sein Königreich nach Bambarra zu reisen wünschte, und ihm Geschenke bringe. Der König betrachtete dieselben mit der Gleichgültigkeit, welche ein Afrikaner immer gegen Sachen heuchelt, die er noch nicht gesehen hat, sagte zu P. er gebe ihm die Erlaubniß, durch sein Land zu gehen, und würde seinen Sohn für ihn sorgen lassen bis er nach Sigo käme, es würde indeß einige Tage dauern, ehe dieser zur Reise bereit sei. P. erwiederte hierauf, daß er wünsche, so bald als möglich nach Bambarra zu kommen, da seine Leute so krank wären, und daß er es für eine große Gunst ansehen würde, wenn der König ihm einen Führer gäbe, was P. deswegen that, weil er wußte, daß der Sohn des Königs mit dem jährlichen Tribute von 300 Minkallis *)

---

*) Ein Minkalli wiegt nach Park's Angabe, Originalwerk Pag. 58, gerade eine Drachme, einen Scrupel.

Sp.

Gold dahin ging, und daß dieses Gold noch nicht ganz vorräthig war und wahrscheinlich mit den Sachen erkauft werden sollte, die Park ihm gegeben hatte. — Die Karavane wurde hier reichlich mit Milch versehen, allein alle Bemühungen Park's konnten den Gesundheitszustand seiner Leute nicht verbessern.

Am 27sten ging man von Bangassi ab und kam dicht hinter der Stadt an eine Anhöhe, von welcher P. südöstlich einige Berge in weiter Entfernung erblickte. „Die „Gewißheit, daß der Niger den Fuß desselben gegen Süden „bespühle, machte mich, sagt er bei dieser Gelegenheit, meines „Fiebers vergessen, und ich dachte den ganzen Weg über an „nichts, als wie ich über ihre blauen Gipfel klimmen „wolle. — Um zwei Uhr erreichte man Nummasulo, eine Stadt, die früherhin ziemlich groß gewesen sein muß, vor einigen Jahren aber bei einem Kriege zerstört worden ist, so daß jetzt ¾ derselben in Trümmern liegen. Die meisten kranken Soldaten waren nach Bangassi zurückgekehrt, und der Sohn des Duty welchen P davon benachrichtigte, erhielt von diesem die nöthige Anzahl Bernstein-Korallen um Vorräthe für sie zu kaufen und sie zu pflegen, so wie er auch an sie schrieb, und sie davon benachrichtigte. — Bei Nummasulo kam man wiederum über einen zwar nur 18 Zoll tiefen, aber sehr reißenden Fluß, und langte an demselben Tage (30 Jul.) zu Sobi an, daß vor ungefähr 10 Jahren von Daisy, König von Kaarta*) mit 13 Reiter und einigen Sklaven zu Fuß genommen worden war, und woraus er 500 Einwohner entführt hatte, unter welchen 200 Frauen waren. Die, welche entwischt waren, erbauten die Stadt eine Meile östlicher wieder, es dauerte aber nicht lange, so ward sie von Mansony, König von Bambarra zerstöhrt. Die jetzige Stadt liegt näher am Fuße der Hügel; ein Theil derselben ist von einer Mauer umgeben und dient zur Citadelle. Korn und Reis kann man zu mäßigen Preisen haben; die Viehheerden haben die Einwohner noch nicht wieder ergänzen können. Ueber Kulihori kam man

---

*) S. über diesen König Park's erste Reise Pag. 108. Deutsche Uebers. Sp.

unter fast beständigem Regen nach Ganifarra und am 9ten August am Ba Wulli an, über den, wegen des reißenden Laufes des Flusses die Esel nur mit angestrengter Hülfe der Neger herübergebracht werden konnten. Am folgenden Tage kam man wiederum an einen Fluß, und es mag hier zum Beweise der fast übermenschlichen Beharrlichkeit Park's angeführt werden, daß er nicht allein seinen halbsterbenden Schwager Anderson auf seinem Rücken über den Fluß trug, wo ihm das Wasser bis an die Mitte des Leibes reichte, sondern auch den Fluß sechszehn Mal durchwatete, wofür er, als er in dem Dorfe jenseits des Flusses ankam — ein einziges Stück Geflügel zur Nahrung fand. Während P. bei seinem kranken Freunde saß, kamen drei Löwen auf einmal auf ihn los. Sie waren nicht so roth, wie der den ich früher in Bambarra gesehen hatte *), sondern von einer schmutzigen Farbe, etwa eselsgrau und sehr groß. Sie nahten sich in großen Sätzen, nicht hintereinander, sondern einer neben dem andern. Park feuerte auf den einen, traf ihn aber nicht, indessen blieben alle stehen, worauf einer den andern betrachtete, und zuletzt alle langsam fortgingen.

In Dumbila, wo der Verfasser am 15ten August ankam, hatte er das Vergnügen Karfa Taura den würdigen Neger zu finden, dessen er in seiner ersten Reise erwähnt **) hatte. Er hatte zu Buri wo er jetzt wohnt ***), gehört, daß eine Karavane von Weißen durch Fuladu nach Bambarra ginge, und daß sie von einem Manne Namens Park geführt würde, der Mandingo spräche. Dies Gerücht vernahm er am Abend, und schon am nächsten Morgen verließ er sein Haus, um, wo möglich Park zu Bambaku zu sehen, wovon er noch sechs Tagereisen entfernt war. Er kam nach Bammaku mit dreien von seinen

---

*) Erste Reise Pag. 236. Sp.

**) Pag. 292 f. f. Sp.

***) Er war früher zu Kamalia. Sp.

Sklaven, um Park bei seiner Reise nach Sigo beizustehen und ging ihm, als er ihn daselbst nicht fand, noch weiter entgegen. Er erkannte Hrn. Park sogleich wieder, und dieser war nicht wenig erfreut, seinen alten Wohlthäter zu sehen. Bei Gelegenheit einer sehr unangenehmen Nacht, die Park in einem Dorfe jenseits Dumbila zubrachte, wo er beschäftigt war, die Esel abzuhalten, das Korn der Dorfbewohner zu fressen, macht er die Bemerkung, daß nach den afrikanischen Gesetzen der Eigenthümer eines Kornfeldes das Recht habe, sich eines Esels zu bemächtigen, wenn dieser auch nur einen Kornstengel abgerissen habe, und daß er, wenn der Eigenthümer ihn nicht für den Verlust entschädige, den er erlitten zu haben behaupte, den Esel behalten könne. Er darf ihn indessen nicht wieder verkaufen, oder zur Arbeit gebrauchen, aber er kann ihn tödten, und da die Einwohner von Bambarra das Eselsfleisch für einen großen Leckerbissen halten, so wird dieser Theil des Gesetzes sehr oft in Ausübung gebracht.

Nachdem die Reisenden am 19ten die Berge südlich von Toniba wiederum erstiegen hatten, welche den Niger von den entfernten Zweigen des Senegal trennen *), sah Park abermals den Niger, dessen ungeheurer Strom langsam durch die Ebene floß. Dieser Anblick flößte dem standhaften Entdecker neuen Muth ein, der indeß durch die Erwägung, daß $\frac{3}{4}$ seiner Soldaten auf dem Wege gestorben waren, und außer seinem und seiner Gefährten kränklichen Zustande er keine Zimmerleute hatte, Boote zu erbauen, nicht wenig gedämpft wurde. Indeß kam ihm dabei der Gedanke zu Hülfe, daß er, obgleich der Führer einer Gesellschaft Europäer mit ungeheurem Gepäck, durch eine Strecke von 500 geograph. Meilen, es ihm doch gelungen sei, das freundliche Verständniß mit den Eingebornen zu erhalten, und daß daraus der Schluß folge, daß man mit einiger Gewandtheit so viel Waaren als man wolle von dem Gambia bis zum Niger bringen, und daß man, wenn man diese Reise in der trockenen Jahrszeit mache,

---

*) Dem Faleme, dem Ba fing, dem Ba Wulima u. s. w.
Sp.

darauf rechnen könne, nicht mehr als drei, oder höchstens vier Leute von 50 zu verlieren. Park fand den Niger sehr angeschwollen, durch den Regen indeß schien er doch nicht über seine Ufer getreten zu seyn. Selbst hier erschien er indeß bereits größer, als der Senegal und Gambia. — Von 34 Soldaten und 4 Zimmerleuten sah Park, als er am Abend nahe bei der Stadt Bambaku seine Zelte aufschlug, noch 6 Soldaten und einen Zimmermann um sich. Bei Bambaku wimmelte es von Wölfen, von denen einige, ungefähr 10 Ellen von der Zeltthür, einen diesem von dem Duty geschenkten Ochsen auffraßen.

Am 22sten schiffte sich Park mit Hrn. Anderson auf dem Niger auf einem Canot ein, das nur zwei Personen faßte. Hr. Martyn mußte mit den übrigen Leuten zu Lande nachfolgen. Der Fluß war hier vollkommen eine engl. Meile und an den Strömungen, welche durch eine Reihe von Hügeln, durch die er südöstlich geht, hervorgebracht wird, noch einmal so breit. Es giebt deren vorzüglich drei in der Mitte des Flusses, denen aber die Fuhrleute dadurch sehr leicht auswichen, daß sie sich an das Ufer hielten. Der Verf. sah auf eine der Inseln einen großen kranken Elephanten: er hatte eine rothe Thonfarbe und schwarze Füße, auch wurden drei Flußpferde bei einer andern Insel bemerkt. Der Duty von Marrabu schickte dem Hrn. Park einen Ochsen (den noch dazu der Führer nicht tödten lassen wollte, weil er von einer dunkelschwarzen Farbe war) blieb aber, so lange die Fremden in Marrabu waren, in seiner Hütte, aus Furcht, daß es ihm nachher nie gut gehen möge, wenn er einen weißen Mann gesehen habe. In Marrabu glich sich Park mit seinem Führer Isaaco aus. Nach der mit ihm getroffenen Uebereinkunft erhielt er den Werth von zwei Sklaven erster Sorte, auch gab ihm Park mehrere andere Sachen, und sagte ihm, daß wenn der Palavar (Unterhandlung) zu Sigo abgemacht sein würde, er alle Pferde und Esel für seine Mühe nehmen könne *).

---

*) Park dachte nämlich den Lauf des Nieger zu verfolgen und an dem Ausflusse desselben Schiffsgelegenheit nach Europa zu finden. Sp.

Park suchte hier die sämmtlichen Artikel aus, welche er dem Könige Mansony *) zum Geschenke geben wollte, und welche zu den ansehnlichsten gehörten, welche er bis dahin ausgetheilt hatte, indem sich eine schöne plattirte Terrine, zwei mit Silber beschlagene Doppelflinten, ein Paar eben so verzierte Pistolen, ein Säbel in einer Scheide von Marrocco und dgl. befanden. Auch Mansonys ältestem Sohne Da wurden ähnliche Geschenke bestimmt. Um dem boshaften Gerede der Mauren und Mohamedaner zu Sigo ein Ende zu machen, wurde Isaaco mit einem großen Theile der Geschenke vorausgeschickt und ihm dabei befohlen, dem Modibinna, dem ersten Minister des Königs, einem Mohamedaner zu sagen, daß das Uebrige erfolgen würde, wenn P. wüßte, daß Mansony ihn freundlich aufnehmen würde. Isaaco ging demnach am 28. mit seinem Weibe und allen seinen Sachen zu dem Könige ab. — In Marrabu setzte P. auch einigen Bernstein und Korallen gegen Kauris **), die gewöhnliche Münze in Bambarra, um, und bemerkte dabei, daß die Einwohner, obgleich sie überall nach dem gewöhnlichen Hundert rechnen, bei den Kauris 80 ein Hundert nennen, Sechszig wird ein Mandingo-Hundert genennt. P. hatte sehr bald Gelegenheit von dieser Münze Gebrauch zu machen, indem er dem Duty Soki 1000 Kauris dafür entrichten mußte, daß dieser ihm erlaubte, einen hier gestorbenen engl. Soldaten zu beerdigen, weil der Duty versicherte, daß, wenn der

---

*) Ueber diesen und das Geschenk, das er Park gemacht, obgleich er sich geweigert denselben zu sehen s. Park's erste Reise, Pag. 226.

Sp.

**) Die Cypraea moneta, eine Muschel, welche in dem mittlern Afrika überall als Geld gebraucht wird. Bruns giebt in seiner Geographie von Afrika den Werth von 1000 Kauris = 1 Pf. St. an. Mungo Park schlägt 250 zu 1 Sch. an (erste Reise Pag. 226.) wonach also das Tausend nun 4 Sch. werth sein würde. Der Preis scheint indeß nach den Orten sehr verschieden zu seyn. S. Beckmann's Waarenkunde Thl. 1. Pag. 358.

Sp.

Platz dazu nicht erkauft würde, nie wieder gutes Korn darauf wachsen würde. — In der Gegend fand sich kein gutes Holz ein Boot zu bauen, das beste ist nahe bei Kankari an einem großen schiffbaren Arme des Niger. Fast alle Canots von Bambarra kommen daher; viele davon sind von Mahagony.

Die Besorgnisse, welche durch allerhand Gerüchte über Isaaco's Aufnahme in Sigo in den Reisenden entstanden waren, wurden endlich dadurch widerlegt, daß Bukari, Mansony's Sänger (singing man) am 8ten September mit sechs Canots ankam, und berichtete, er komme auf Mansony's Befehl, um P. und seine Gefährten nach Sigo zu führen; Mansony habe einen hohen Begriff von den Geschenken, welche Isaaco gebracht habe, und wünschte, daß die Reisenden nach Sigo kämen, ehe er sie von Isaaco erhielte. Die Reisenden brachten demnach ihr Gepäck in Ordnung, allein erst am 12ten konnte der Sänger und seine Somonis (Fährleute) bewogen werden, sich von des Duty's gutem Rindfleisch und Bier zu trennen.

Am 13ten sandte Bukari vier von den Somonis zu einer Stadt am jenseitigen Flußufer hinüber, um ein Canot zur Fortschaffung des Gepäckes zu fordern, allein die Bewohner weigerten sich Fahrzeuge zu geben, und die Somonis kamen ohne dieselben zurück. Bukari begab sich nun augenblicklich mit seinen sämmtlichen 38 Somonis dahin, hieb den Eigenthümer des Canots mit dem Säbel über den Kopf, zerschlug seinem Bruder das Haupt mit dem Ruder und nahm einen seiner Söhne als Geisel, so wie auch das Canot mit. Der Knabe wurde jedoch, nachdem der Vater 2000 Muscheln Lösegeld bezahlt, wieder frei gelassen. — Es konnte nichts angenehmeres als die Fahrt auf dem herrlichen Flusse geben, der zuweilen glatt wie ein Spiegel, zuweilen von einem sanften Winde gekräuselt, 6—7 (engl.) Meilen in einer Stunde dahin floß.

Am 19ten kam endlich Isaaco von Sigo mit allen Sachen, die P. Mansony geschickt, zurück. Mansony hatte noch nichts davon gesehen, und als er hörte, daß P.

in Sami *) angekommen war, befahl er Modibinna, Isaaco zu sagen, daß er am besten thun würde, die Sachen nach Sami zu bringen, und daß er (der König) jemanden dahin senden würde, um sie aus Park's Hand zu empfangen. Isaaco sagte zugleich aus, daß Mansony bei allen Unterredungen gleichförmig erklärt habe, er würde die Reisenden durchziehen lassen, daß aber, wenn er von den Reisenden, oder von dem, was sie auf der Reise erlebt, besonders gesprochen, Mansony sogleich mit dem Finger Vierecke und Dreiecke in den Sand vor seinen Füßen zu machen begonnen, und damit so lange fortgefahren habe, wie er (Isaaco) von uns gesprochen. Er meinte auch, Mansony fürchte sich vor uns, um so mehr, da er nie einen Wunsch uns zu sehen, sondern eher das Gegentheil geäußert habe.

Am 22sten kam Modibinna mit vier andern in einem Canot wieder. Sie ließen P. rufen, und Modibinna erzählte ihm, daß er gekommen wäre, um aus seinem eigenen Munde zu hören, was ihm nach Bambarra führe. Sie verlangten seine Antwort erst am folgenden Morgen, und zeigten ihm zugleich einen fetten milchweißen Ochsen, den Mansony zum Geschenk für P. mitgeschickt. — Dieser gab am andern Tage seine Erklärung in Gegenwart der Afrikaner ab, erwähnte der Wohlthaten, die er früher von Mansony empfangen, und erklärte dann, daß er gekommen sei, um einen Handelsweg zwischen ihnen und den Europäern zu eröffnen. Die Neger billigten seine Absicht sehr und versprachen Mansony am Nachmittag zu hinterbringen, was P. gesagt habe, und ihm am folgenden Tage Antwort zu geben. Ueber die Geschenke an den König freueten sie sich außerordentlich. Jeder von den Großen, so wie auch Modibinna erhielt außerdem ein Stück Scharlachtuch. Bei dem allen bestanden sie aber darauf, da Mansony so manches über das Gepäck der Reisenden gehört habe, dies zu untersuchen, versprachen aber, alle Bündel die mit Häuten bedeckt wären, nicht zu öffnen. Ver-

*) Ungefähr 10 deutsche Meilen von Sigo.

Sp.

gebens versicherte P. daß er nur dasjenige darin habe, was er brauche, um Lebensmittel dafür zu kaufen: sie bestanden auf ihrem Verlangen, und Park mußte sich endlich dazu bequemen, wobei indessen aller gute Bernstein und alle guten Korallen bei Seite geschafft wurden. —

Am 25sten Sept. kehrten die Neger mit Mansony's Antwort zurück. Der König erklärte, daß er P. beschützen wolle, daß ein Weg für ihn offen sey, so weit seine Hand (Macht) reiche. — Wenn er nach Osten zu gehen wünsche, so solle ihn niemand antasten dürfen, bis jenseits Tanbuktu. Wolle er nach Westen gehen, so möge er durch Fuladu und Mandiny, durch Kasson und Bornou gehen: Der Name „Mansony's Fremder" würde hinlänglicher Schutz für ihn seyn. Wolle er seine Boote zu Sami oder Sigo, zu Sansandiny oder Dschinnie bauen, so solle er den Ort nennen und Mansony wolle ihn dahin begleiten lassen. Er schloß damit, daß Mansony wünsche, daß P. ihm vier von den Flinten, drei Säbel, eine Violine, welche Hrn Scott gehörte und einige Korallen-Halsbinden von Birmingham, welche vorzüglich gefallen hatten, verkaufen möchte. Er habe ihm dafür einen Ochsen, sein Sohn ebenfalls einen, und ein schönes Schaaf geschenkt. — P. bot indeß, ohne sich auf Verkauf einzulassen, diese Sachen sämmtlich dem Könige zum Geschenk an. — Zum Schiffsbauplatze wurde Sansandiny gewählt, weil Mansony nie gesagt hatte, daß er P. zu sehen wünschte, und weil er dort nicht so angebettelt zu werden fürchtete als in Sigo. Die Ochsen wurden also zu Lande nach Sansandiny geschickt.

Am 26sten ging man von Sami ab: die Canots waren nicht mit Matten bedeckt, es ging kein Wind, und Park versichert, in seinem ganzen Leben keine so große Hitze empfunden zu haben, konnte aber unglücklicherweise da das Thermometer sich in einem andern Bündel in dem andern Canot befand, den Grad der Hitze nicht bestimmen, Am 27sten kam man zu Sansandiny an. Das Ufer war bald mit einer so großen Schaar von Menschen bedeckt, welche die Weißen zu sehen kamen, daß die Reisenden ihr Gepäck nicht eher an das Land setzen konnten, als bis man die Leute mit Knüppeln zurückgeschlagen hatte, was

auf

auf Kuntin Memadies (des Dutys) Befehl geschah, auf dessen Geheiß die Reisenden eine große Hütte, um darin zu sitzen, und eine andere mit einem Ausgange in die erstere, zu ihrem Gepäck erhielten.

Am 4ten October schickte Mansony Park zwei zerbrochene Flintenschlösser und eine große zinnerne Schüssel mit einem Loche in dem Boden, um beides auszubessern, und die Reisenden konnten nur mit Mühe den Boten überzeugen, daß keiner von ihnen von dergleichen Beschäftigungen etwas verstehe. — Am 6ten sandte Da, Mansony's ältester Sohn, ein Canot als Geschenk und bat, ihm dafür eine Flinte und drei Säbel, nebst einigem blauen und gelben Tuch zu verkaufen. Park schickte 3 Säbel und 10 Spannen gelbes Tuch, wofür er 6,000 Kauris empfing.

Sansandiny enthielt nach Kuntin Mamadies Angabe 11000 Einwohner. Zwei Moscheen ausgenommen, die, obgleich von Lehm erbaut, doch nicht unzierliche Gebäude sind, enthält die Stadt keine öffentlichen Gebäude. Der Marktplatz ist ein großes Viereck und die verschiedenen Manufacturen sind auf Gerüsten mit Matten belegt, ausgestellt. Einige von diesen enthalten nur Korallen, andere Indigo in Kugeln, andere Holzasche in Kugeln, andere Tuch von Housson und Dschinnie. Eine Bude mit Antimonium in kleinen Stücken, eine andere mit Schwefel und eine dritte mit Kupfer- und Silberringen und Armbändern fielen P. vorzüglich auf. In den Häusern am Markte wird Scharlachtuch, Bernstein, Seidenwaaren aus Marrokko, und Taback verkauft, welcher dem türkischen ähnlich sieht, und über Tombuktu kommt. An diesen Markt stößt der Salzmarkt; ein Theil desselben nimmt eine Ecke des Platzes ein. Ein Stück Salz wird gewöhnlich für 8000 Kauris verkauft. In der Mitte des Platzes steht eine große Schlächterbude, in der man täglich Fleisch verkauft, das so gut und fett ist, als es in England nur gefunden werden kann. Der Biermarkt wird in einer geringen Entfernung unter zwei großen Bäumen gehalten und man sieht oft 80 — 100 Calabassen Bier, von denen jede ungefähr 2 Gallons (8 Quart) faßt, zum Verkaufe ausgestellt. In der Nähe des Biermarkts ist der Ort, wo gelbes und rothes Leder verkauft wird.

Digitized by Google

Außer diesen Marktplätzen ist noch ein sehr großer Platz da, welcher für den, jeden Dienstag zu haltenden Markt bestimmt ist. An diesem Tage kommen große Schaaren Volks vom Lande, um Waaren im Ganzen zu kaufen und diese dann wieder im Einzelnen in den Dörfern zu verkaufen. Gewöhnlich werden 16 — 20 fette maurische Ochsen am Morgen des Marktes geschlachtet.

Da Mansony die Ueberschickung des Canots länger verzögerte, als P. erwartet hatte, so hielt dieser es für das beste, sich mit einer hinlänglichen Anzahl von Muscheln zu versehen, um zwei Canots zu kaufen, vorzüglich da er überlegte, daß in wenigen Tagen der Fluß, welcher am Morgen des 8ten Octobers schon um 4 Zoll am Ufer gesunken war, noch mehr sinken könne. Er eröffnete deswegen einen Laden auf großem Fuß, und bot eine ausgesuchte Sammlung europäischer Waaren im Ganzen oder einzeln zum Verkauf aus. Natürlich hatte er großen Zulauf, was ihm aber den Neid seiner Mitkaufleute zuzog, denn die Einwohner von Dschinni, die Mauren und die Kaufleute des Orts, vereinigten sich mit denen von Sigo, und boten (in Gegenwart Modibinnes, der P. es wieder erzählte) Mansony Waaren von größerem Werthe, als die Geschenke die P. ihm gemacht hatte, an, wenn er Park's Gepäck in Beschlag nehmen, und die Europäer tödten oder aus Bambarre schicken wolle. Sie versicherten, Park's Absicht sei, Mansony und seine Söhne durch Zaubermittel zu tödten, damit die Weißen kommen und sich des Landes bemächtigen könnten. Mansony verwarf indeß, sehr zu seiner Ehre, diesen Vorschlag, obgleich $\frac{2}{3}$ der Bewohner von Sigo und beinahe ganz Sansandiny denselben unterstützten.

Vom 8ten zum 16ten ereignete sich nichts Bedeutendes; P. fand seinen Laden täglich mehr von Kunden belagert, und das Geschäft ging so sehr in das Große, daß er zuweilen drei Zähler auf einmal haben mußte, sein Geld zu zählen. An einem Markttage nahm er sogar 25,756 Kauris ein. — Als am zweiten Tag nach Hrn. Park's Ankunft zu Marrabu noch keine Nachricht von Hrn. Scott, den er krank bei Kumibumi zurückgelassen, angelangt war, sandte er einen Boten dahin, um Hrn. Scott selbst oder

doch Nachricht von ihm zu bringen. Dieser kam in vier Tagen und berichtete, daß Hr. Scott todt sei, und daß die Eingebornen seine Pistolen aus den Halftern gestolen hätten. Das Pferd hatte er nach Bammaku gebracht.

Als Modibinne Isaaco fragte, welche Art von Geschenken Hrn. Park am angenehmsten seyn würde, sagte dieser (der von P. vorher dazu angestiftet worden war) r glaube, zwei große Canots, worauf Modibinne ungesäumt versicherte, daß die Canots sogleich nach der Ankunft Parks zu Sansandiny da seyn würden. — Hr. Park giebt hier die Preise mehrerer europäischen und afrikanischen Waaren in Kauris an, unter denen Scharlachtuch, indianisches blaues Tuch (baft) und Sklaven das theuerste sind. Ein Sklave männlichen Geschlechts, erster Sorte, wird zu 40000, eine Sklavin erster Sorte zu 80 — 100000 Kauris *) verkauft.

Am 16ten October kamen Modibinne und Dschaura (?) um P. zu benachrichtigen, daß sie ein Canot von Mansony brächten. P. besah es, und fand, daß eine Hälfte desselben ganz verfault war. Man sandte nun nach Sigo, um eine andere Hälfte dazu zu erhalten, als diese aber kam, paßte sie zu der andern nicht. Isaaco mußte also abermals nach Sigo gesandt werden, und nahm, da Mansony gebeten hätte, ihm alle Waffen, die P. entbehren konnte, zu verkaufen, noch mehrere brauchbare und unbrauchbare Gewehre und Pistolen mit, um dafür ein neues Canot oder Erlaubniß zum Ankauf eines zu erhalten. Isaaco kehrte am 20sten mit einem Canot zurück, dessen eine Hälfte aber verfault und geflickt war. P. machte sich also daran, die bessere Hälfte an die andere schon früher besessene zu fügen, und so gelang es ihm endlich, nach 18 Tagen harter Arbeit, mit Hülfe eines Soldaten, Abraham Belton, ein Boot zusammenzuzimmern, das 40 Fuß lang, und 6 Fuß breit war, und da es einen platten Boden

*) Also 40 bis 100 Pf. St. wenn 1000 Kauris — 1 Pf. angenommen werden.

Sp.

hatte, beladen nur 1 Fuß tief im Wasser ging. P. nannte es nach dem afrikanischen Namen des Niger, Dscholiba.

Am 28sten Oct. erlitt P. einen harten Verlust: sein Schwager Alexander Anderson starb nach einer Krankheit von 4 Monaten. Der Mann, der so vielen Stürmen des Schicksals getrotzt, der alles um sich her sterben und untergehen gesehen hatte, ohne davon mehr zu sagen, als es sein Amt als Reisebeschreiber mit sich zu bringen schien, kann sich doch nicht enthalten, dem verstorbenen einige Worte mehr zu weihen. Mit einem wahrhaft stoischen Muth sagt er am Ende der Zeilen, worin er von Anderson's Tode spricht: „Ich will hier nur bemerken, daß „keine Begebenheit, welche sich während meiner Reise „zutrug, je den geringsten Schimmer der Düsterheit auf „mein Gemüth warf, bis ich Herrn Anderson in das „Grab legte, da war es mir, als ob ich zum zweitenmal „einsam und freundlos in den Wildnissen Afrika's mich „zurückgelassen sähe."

Am 15ten November kehrte Isaaco, dessen Ankunft Park erwartet hatte, um ihm das Tagebuch zu übergeben, aus dem wir bis jetzt berichtet haben, von Sigo zurück. Er sagte den Reisenden, daß Mansony wünsche, P. möge eilig abgehen, ehe die Mauren in Osten, etwas von seinem Plane erführen, ihr Land zu besuchen. P. benutzte daher die Zeit, Ochsenhäute zu kaufen, um davon ein Gezelt zu verfertigen, das ihn, und seine Reisegefährten gegen die Speere und Pfeile der Surka's und Mahingas schützen könne, welche das nördliche Ufer des Flusses, zwischen Dschinni und Tambukta bewohnen. — Am 16ten war alles in Bereitschaft, und P. fertig, am folgenden Morgen oder Abend abzugehen. Er fügt hier eine Karte von dem Laufe des Niger bis jenseits Tambuktu bei, die ein alter Somoni gezeichnet, der siebenmal zu Tambuktu gewesen war, und jetzt zum achtenmale dahin gehen wollte, und einige Nachrichten über den Fluß Ba Nimma, der in den Kong-Bergen, südlich von Marrabu entspringt, eine Tagereise südlich von Sigo vorbeigeht, und, nachdem er einen Arm von dem Flusse Miniana aufgenommen, sich in den See Dibbin ergießt. Er ist nicht halb so breit, als der Niger. — Die Einwohner von Miniana verzehren ihre

Feinde und die Fremden, wenn sie in ihrem Lande sterben. Sie essen Pferdefleisch, das Fleisch der Kühe aber nur, wenn diese gestorben sind. Miniana ist hügelig: alle Kornarten, die in Bambarra gebaut werden, wachsen auch hier. — Noch folgt eine Reiseroute von Sigo nach Baedu, und eine kurze Nachricht über die Dschulis. Diese verstehen die Sprache von Baedu und Miniana, und werden von den Salzhändlern zu Dollmetschern und Mäcklern gebraucht. Wenn der Reisende einen Monat südlich lang von Baedu seine Reise durch das Königreich Gotto fortgesetzt hat, so kommt er in das Land der Christen, welche ihre Häuser an den Ufern des Ba Si fina haben, ein Gewässer, das sie bei weitem größer, als den San dibbi schildern, und von dem sie sagen, daß es zuweilen diesen, zuweilen jenen Weg nehme. In Kong und Ghotto sind keine Schi (Butter-) Bäume und sehr wenig in Baedu.

Hier schließt Park's Tagebuch: die letzte zuverläßige Nachricht die wir von ihm haben, ist in einem Briefe an seine Gattin vom 19ten November aus Sansandiny enthalten *), worin er ihr den Tod ihres Bruders meldet, „und mit wahrem Heldenmuth sie warnt, seine Lage nicht „für schlechter anzusehen, als sie wirklich sei. Es sei wahr, „er stehe ziemlich allein, aber er sei wohl, die Regengüsse „ziemlich vorüber, und die gesunde Jahreszeit habe begon„nen. Er habe sich vorgenommen, nun nicht eher irgend „wo anzuhalten, oder zu landen, bis er die Seeküste er„reicht, was wohl im Januar der Fall seyn werde, worauf „er sich denn auf dem ersten Schiffe nach England bege„ben, und wahrscheinlich noch eher dort eintreffen werde, „als seine Gattin diesen Brief erhalte. So eben ziehe

*) life of Park pag. LXXXI.

Sp.

„man die Segel auf, um vom Lande abzugehen.“ Zwei andere Briefe, einen an Sir Joseph Banku, der andere an den Staatssecretair Lord Camden, sind vom 16ten und 17ten November, ebenfalls aus Sansandiny datirt. In dem ersten benachrichtigt er Sir Joseph, daß er einen Führer gemiethet habe, um mit ihm nach Kaschna zu gehen: Dieser sei ein Eingeborner von Kasson, aber mehr als irgend einer, in diesem Theile gereiset, indem er Miniana, Kong Gotto und Cap Corse Castle westlich und Tombuktu, Haoussa, Nyffe, Kaschna und Bornou östlich besucht habe. Er sage, daß der Niger, nachdem er durch Kaschna geflossen, sich sogleich rechts oder südlich wende, und daß er nie jemanden gefunden, der seinen Ausfluß gesehen, und daß er überzeugt sei, der Fluß nehme nicht in der Nachbarschaft von Kaschna oder Bornou ein Ende, da er selbst eine Zeitlang in beiden Königreichen sich aufgehalten. Die Reise nach Kaschna, schlug er zu zwei Monaten an, sagte, daß man mit den Mauren nie zu Tambuktu in Berührung komme, und daß das nördliche Ufer des Flusses von einem Völkerstamme bewohnt werde, der den Mauren an Farbe gleiche, und sich Surka, Mahinga und Tuarick, nach den verschiedenen Königreichen, die er bewohne, nenne. Bis dahin habe er einst zwei Unterredungen mit seinem Führer gehabt, die sich vorzüglich auf Geldangelegenheiten bezogen hätten, hoffe aber an ihm einen sehr nutzbaren Reisegefährten zu finden. Der Brief an Lord Camden enthält nur einige Bemerkungen über das zugleich überschickte Tagebuch der Reise, der Verlust an Leuten u. s. w. und die merkwürdigen Worte darin, welche Park's freudige Entschlossenheit in ihrem ganzen Lichte zeigen, sind unstreitig folgende: „sollten auch alle Europäer, die „um mich sind, sterben, sollte ich auch selbst halb todt seyn, „so würde ich dennoch bei meinem Entschlusse beharren, und „wenn ich den Zweck meiner Reise nicht erreichen sollte, so „würde ich zuletzt am Niger sterben.“

Park's Briefe und sein Tagebuch wurden von Isaaco nach dem Gambia gebracht, und von dort nach England geschickt. Man hörte einige Zeitlang gar nichts von der Unternehmung; im Jahre 1806 aber verbreiteten sich beunruhigende Gerüchte durch die eingebornen Kaufleute, welche aus dem Innern von Afrika zu den brittischen Besitzungen an der Küste kamen, und man sagte allgemein, das Park und seine Gefährten ermordet seyen. Da diese Gerüchte lauter wurden, und man keine Nachricht von Park erhielt, so verschaffte sich endlich der Obrist-Lieutenant Maxwell, damals Gouverneur von Senegal (jetzt von Sierra Leone) von der Regierung die Erlaubniß, eine dazu tüchtige Person in das Innere zu schicken, um sich von der Wahrheit des Gerüchtes zu überzeugen, und war glücklich genug, Isaaco, Park's Führer, dazu zu vermögen.

Isaaco verließ Senegal im Januar 1810, war ungefähr 20 Monate abwesend, und brachte am 1sten September 1811 die vollkommene Bestätigung der Gerüchte über Park's Tod zurück. Als das Ergebniß seiner Untersuchungen über des Schicksal Park's, übergab er dem Gouverneur ein in arabischer Sprache geführtes Tagebuch seiner Reise, das ein zweites Tagebuch in sich schloß, welches er von Amadi Fatouma, dem Führer Park's von Sansandiny den Niger hinab, erhalten hatte. Diesen hatte er zu Medina getroffen, und ihn sogleich befragt, was aus Hrn. Park geworden sei. Sobald ihn Amadi sah, und Hrn. Park nennen hörte, fing er an zu weinen, und sagte: „sie sind alle todt" und versicherte, sie wären für ewig verloren, und es sei unnütz, weitere Nachforschungen nach ihnen anzustellen. Eine Uebersetzung beider Aktenstücke wurde auf Befehl des Oberst Maxwell zu Senegal verfertigt, und von ihm dem Staatssecretair für das Colonial-Departement übersandt.

Einen Auszug aus diesem Tagebuche zu geben, das noch dazu von jemanden übersetzt worden, der wahrscheinlich nur sehr mäßige Kenntniß des Arabischen hatte, würde zu nichts führen. Es enthält sehr viele Wiederholungen gleichgültiger Dinge, und ist sehr wenig genau über Orte und Zeiten, welche ersteren nur in einigen wenigen

gen Fällen mit denen von Park gegebenen zusammentreffen. Das anziehendste Stück in diesem Tagebuch ist Amadi Fotouma's Bericht, von Park's Reise und Tod, welche als eine Fortsetzung des Tagebuches des Entdeckers selbst anzusehen ist, und daher hier in wörtlicher Uebersetzung gegeben wird.

„Wir reisten von Sansandiny in einem Canot am 27sten Tage des Monats *) ab, und kamen in zwei Tagen nach Selli, wo Hrn. Park's erste Reise endete **). Hr. Park kaufte hier einen Sklaven, um ihm bei der Lenkung des Canots behülflich zu seyn. Es waren Hr. Park, Martyn, drei andere weiße Männer, drei Sklaven und ich als Dollmetscher und Führer, zusammen 9 um das Canot zu regieren. Wir kauften die Sklaven ohne zu landen. In zwei Tagen kamen wir nach Dschinni. Wir gaben dem Häuptling ein Stück Baft und begaben uns weiter. Als wir Sibby vorbei fuhren ***) kamen uns drei Canots nach, die mit Piken, Lanzen, Bogen und Pfeilen, aber keinem Feuergewehre bewaffnet waren. Da wir überzeugt waren, daß sie feindliche Absichten hatten, so befahlen wir ihnen, zurückzugehen, aber vergeblich, und wir waren genöthiget, sie mit Gewalt zurückzutreiben. Wir gingen nun weiter und kamen vor Rakbara vorüber ****): drei (Canots?) kamen auf uns zu, um uns am Weiterreisen zu verhindern, wurden aber mit Gewalt zurückgetrieben. Als wir vor Tombuktu vorüberkamen, wurden wir wieder von drei Canots angegriffen, wir schlugen sie aber ab, und tödteten jedesmal mehrere Eingeborne. Als wir bei Gouroumo vorüberkamen, kamen uns sieben Canots nach, die wir auch abschlugen. Wir verloren einen weißen Mann durch Krankheit, und waren nun noch unser 8, von denen jeder 15 Musketen hatte, die immer in Ord-

*) Nicht angegeben welcher, aber wahrscheinlich November. Sp.

**) In Park's erster Reise Silla genannt. Pag. 239.

***) Ohne Zeitbestimmung erwähnt: der Ort wird auf der Karte Dibbie genannt.

****) Auf der Karte Kabra genannt.

nung und schußfertig waren. Wir kamen vor einem Dorfe vorbei, dessen Namen ich vergessen habe, der Residenz des Königs Gotoidschidsche: als wir daran vorübergesegelt waren, zählten wir 60 Canots die uns nachkamen, die wir aber zurückschlugen und viele Menschen tödteten. Als ich so viele Menschen getödtet sah; und bemerkte, das wir ihnen überlegen waren, ergriff ich Martyn's Hand und sagte: „Martyn, laß uns mit Feuern aufhören, denn wir haben schon zu viele getödtet," worauf mich Martyn beinahe umgebracht hätte, hätte sich nicht Hr. Park ins Mittel gelegt. Als wir schon eine große Strecke bei Gotoidschidsche vorbei waren, sahen wir ein großes Heer an dem einen Ufer des Flusses aufgestellt, das aus dem Volke Poul bestand. Sie hatten keine Thiere irgend einer Art bei sich. Wir hielten uns an die andere Seite und fuhren ohne Feindseeligkeiten weiter.

Als wir weiter fuhren, strandeten wir auf den Felsen. Ein Flußpferd stieg in unserer Nähe auf, und hätte beinahe das Canot umgestürzt: wir feuerten aber auf das Thier, und trieben es weg. Mit vieler Mühe brachten wir das Canot ohne wesentliche Beschädigungen wieder flott. Wir warfen vor Kaffo Anker und brachten den Tag daselbst zu. Wir hatten, ehe wir von Sansandiny abgingen, einen sehr großen Vorrath von Lebensmitteln, sowohl gesalzenes als frisches Fleisch, in dem Canot, wodurch wir in den Stand gesetzt wurden, weiter zu fahren, ohne uns an irgend einem Orte aufhalten zu dürfen. Das Canot war groß genug, um ohne Beschwerde 120 Leute zu fassen. Am Abend fuhren wir weiter, und legten vor einer Insel bei; an der Küste sahen wir eine große Menge von Flußpferden, die bei unserer Ankunft sich in solcher Verwirrung in das Wasser warfen, daß sie unser Canot beinahe umgestürzt hätten. Wir kamen dem Eiland vorbei, und segelten weiter. Am Morgen kamen uns drei Canots von Kaffo nach, die wir abschlugen. Wir legten wieder bei einer kleinen Insel bei, und sahen einige der Eingebornen: ich ward an das Ufer geschickt, um Milch zu kaufen. Als ich unter sie trat, sah ich zwei Canots an Bord des Schiffes gehen, um frische Vorräthe Geflügel, Reis u. s. w. zu verkaufen. Einer der Einge-

bornen wollte mich tödten, wenigstens ergriff er mich, und sagte, ich sei sein Gefangener. Da Park sah, was an der Küste vorging, so errieth er bald die Wahrheit. Er hielt die beiden Canots und die darin befindlichen Leute an, und rief den übrigen zu, daß wenn sie mich tödteten, oder mich als Gefangenen am Ufer behielten, er sie alle tödten und ihre Canots nehmen würde. Da die am Ufer Ernst sahen, so sandten sie mich in einem andern Canot an Bord des Schiffes, worauf die übrigen freigelassen wurden. Wir kauften hierauf einige Lebensmittel von ihnen, und machten ihnen einige Geschenke.

Kurz nach unserer Abreise kamen uns zwanzig Canots von demselben Orte nach; als sie näher kamen, riefen sie uns an, und sagten: „Amadi Fatouma, wie kannst du „durch unser Land gehen, ohne uns etwas zu geben?“ Ich wiederholte Hrn. Park, was sie gesagt hatten, und er gab ihnen einige Bernsteinkörner und einige Spielereien und sie zogen ruhig ab. Als wir an eine seichte Stelle im Flusse kamen, sahen wir am Ufer eine große Menge Leute sitzen; als wir ihnen näher kamen, standen sie auf, wir hielten ihnen aber unsere Flinten entgegen, worauf sie in das Innere des Landes zurück liefen. Ein wenig weiter hin, kamen wir zu einer sehr schwierigen Stelle. Die Felsen hatten den Fluß versperrt, und es waren nur 3 Durchgänge zwischen ihnen offen. Als wir uns dem einen derselben näherten, sahen wir dieselben Leute wieder, welche auf der Spitze eines großen Felsens standen, was uns sehr unangenehm war, vorzüglich mir, und ich versprach ernstlich, nie wieder dort hindurchzufahren, ohne den Armen ansehnliche Gaben zu reichen. Wir kehrten zurück, und gingen durch einen weniger gefährlichen Paß, ohne belästigt zu werden.

Wir legten vor Carmassa bei, und gaben dem Häuptling ein Stück Baft. Wir gingen weiter und ankerten vor Gourmon. Hr. Park schickte mich mit 40000 Kauris an das Ufer, um Vorräthe zu kaufen. Ich ging und kaufte Reis, Zwiebeln, Geflügel, Milch u. s. w. und kehrte erst spät am Abend wieder zurück. Der Häuptling des Dorfs schickte uns ein Canot nach, um uns wissen zu lassen, daß ein großes Heer sich auf den Gipfel eines

sehr hohen Berges gelagert habe, und auf uns warte, und daß wir entweder zurückkehren, oder sehr auf unserer Hut seyn müßten. Wir gingen augenblicklich vor Anker, und brachten dort den Rest des Tages und die ganze Nacht zu. Am Morgen segelten wir wieder ab: als wir vor dem oben erwähnten Berge vorbeikamen, sahen wir das aus Mauren, mit Pferden und Camelen bestehende Heer. Da sie nichts zu uns sagten, so fuhren wir ruhig vorüber, kamen in das Land Haoussa und gingen vor Anker. Hr. Park sagte zu mir: „Nun, Amadi, bist du „am Ende deiner Reise, ich verpflichtete dich, mich hieher „zu bringen; du verläßest mich jetzt, aber ehe du gehst, „mußt du mir die Benennungen der Lebensmittel u. s. w. „in der Sprache des Landes sagen, durch welches ich nun „komme," was ich versprach und worauf wir zwei Tage damit zubrachten, ohne zu landen. Während unserer Reise war ich der einzige, der an das Land ging. Wir fuhren weiter, und kamen zu Yaour an.

Am nächsten Morgen ward ich mit einer Muskete und einem Säbel an das Land geschickt, diese, so wie drei Stücke weißen Bafts zur Vertheilung, dem Häuptling des Dorfs zu bringen. Ich ging ab und brachte dem Häuptling sein Geschenk, gab auch ein Stück dem Alhadschi, eines dem Alhadschi-Biron und das dritte einem Manne dessen Namen ich vergessen habe, sämmtlich Marabus *). Der Häuptling gab uns einen Ochsen, ein Schaaf, drei Krüge Honig, und vier Mannslasten Reis. Hr. Park gab mir 7000 Kauris und befahl mir Lebensmittel zu kaufen, was ich auch that: er sagte mir, ich möge zu den Häuptling gehen, und ihm fünf Silberringe, einiges Pulver und Flintensteine geben und ihm sagen, daß diese Geschenke dem König **) von den weißen Männern gegeben würden, welche von ihm Abschied nehmen wollten, ehe sie weggingen. Nachdem der Häuptling die Sachen in Empfang genommen, fragte er, ob die weißen Männer zurückzukehren gedächten. Da man Hrn. Park sagte, was der

*) Priester.

**) Der einige wenige hundert Ellen vom Ufer stand.

König gefragt habe, antwortete er, daß er nicht wieder zurückkehren könne *). Hr. Park hatte mich, ehe wir Sansanding verließen, für meine Reise bezahlt; ich sagte zu ihm: „ich habe mich anheischig gemacht, euch in das Königreich Haoussa zu bringen, wir sind jetzt in Haoussa. Ich bin meinen Verpflichtungen gegen euch „nachgekommen, ich verlasse euch also hier und kehre zurück."

Am nächsten Tage (Sonnabend) ging Hr. Park ab, und ich schlief im Dorfe (Yaour). Am nächsten Morgen begab ich mich zum König, ihm meine Ehrfurcht zu bezeigen. Als ich in das Haus trat, fand ich zwei Leute, die zu Pferde angelangt waren: sie waren von dem Häuptling von Yaour abgesandt. Sie sagten zu dem König: „wir sind von dem Häuptling von Yaour abgesandt, um „dich wissen zu lassen, daß die weißen Männer abgegangen „sind, ohne dir, oder dem Häuptling irgend etwas zurückzu„lassen; sie haben eine große Menge Sachen bei sich, aber „wir haben nichts von ihnen bekommen, und dieser „Amadi Fatouma, der jetzt vor dir steht, ist ein schlechter „Mensch und hat euch ebenfalls beide zum besten gehabt." Der König befahl sogleich mich in Eisen zu schlagen, was demnach geschah, so wie mir auch alles weggenommen wurde. Einige waren dafür mich zu tödten, andere mein Leben zu erhalten. Am andern Tage sandte der König ein Heer nach einem Dorfe Nahmens Boussa, am Ufer des Flusses gelegen. Vor diesem Dorfe ist ein Fels, welcher durch die ganze Breite des Flusses geht. Ein Theil des Felsens ist sehr hoch: in dem Felsen ist eine große Oefnung in Form einer Thür, welche den einzigen Durchgang für das Wasser bildet; die Strömung ist hier sehr stark. Das Heer ging und besetzte die Spitze über der Oefnung. Hr. Park kam hier an, nachdem das Heer sich aufgestellt hatte, versuchte es aber dennoch durchzudringen. Die Leute begannen ihn anzugreifen, und warfen Lanzen, Piken, Pfeile und Steine nach ihm. Hr. Park vertheidigte sich lange

---

*) Diese Worte zogen seinen Tod nach sich, denn die Gewißheit, daß P. nicht wiederkehren würde, veranlaßte den Häuptling, dem König die Geschenke nicht zu übergeben.

Zeit, zwei von seinen Sklaven auf dem Hintertheile des Canots wurden getödtet: sie warfen alles, was sie im Canot hatten, in den Fluß, und fuhren fort zu feuern, als sie sich aber von der Mehrzahl und von Mattigkeit überwältigt und nicht länger im Stande sahen, das Canot gegen den Strom zu erhalten, auch keine Möglichkeit erblickten, zu entrinnen, so ergriff Hr. Park einen der weißen Männer und sprang in das Wasser, Martyn that dasselbe und sie ertranken im Flusse, als sie sich (durch Schwimmen) retten wollten. Da der einzige Sklave im Schiffe die Eingebornen noch immer auf das Boot werfen und schießen sah, so stand er auf und sagte: „hört auf zu „schießen, ihr seht ja nichts im Canot und niemanden als „mich, hört also doch auf. Nehmt mich und das Canot, „aber tödtet mich nicht." Sie bemächtigten sich des Canots und des Mannes, und brachten beide zum König.

Ich blieb 3 Monate in Fesseln, dann ließ mich der König frei, und gab mir eine Sklavinn. Ich begab mich sogleich zu den Sklaven, der im Canot gefangen genommen worden war, und der erzählte mir, wie Hr. Park und alle andere umgekommen wären, und was ich oben erzählt habe. Ich fragte ihn, ob er gewiß sey, daß sich nichts nach seiner Gefangennehmung im Canot gefunden habe, er sagte: es sei nichts darin geblieben, als er selbst und ein Wehrgehenk. Ich fragte ihn, wo das Wehrgehenk sey, er sagte, der König habe es genommen und einen Bauchriemen für sein Pferd daraus gemacht."

Soweit Amadi Fatouma's Tagebuch. Nachdem Isaaco diese Nachrichten erhalten, sandte er einen Poul *) nach Yaour, um sich das Wehrgehenk, es koste, was es wolle, zu verschaffen, und was man noch sonst, Hrn. Park Zugehöriges entdecken könne. Er erzählte hierauf dem Dacha **), König von Sigo das Ganze, und dieser beschloß, Haoussa zu zerstöhren, allein das ausgeschickte Heer kam nur bis jenseits Tombuktu, und kehrte dann, weil der Weg zu weit war, zurück, worauf sich der König be-

*) S. oben Pag.

**) Mansony?

gnügte, den Pouls einiges Vieh wegnehmen zu lassen. — Der Pouk kam nach vier Monaten zurück, brachte das Wehrgehenk mit, und sagte, er habe eine junge Sklavinn bestochen, die dem König gehörte, und die es diesem entwendete, und daß er nichts weiter von P. Sachen habe auftreiben können.

Die Zeit des Todes des Hrn. Park bestimmte Isaaco auf den vierten Monat nach seiner Abreise von Sansandiny *). Er habe alle seine Gefährten bis auf vier verloren gehabt, so daß mit ihm, die Reisegesellschaft zuletzt aus 5 Personen bestanden habe.

So ist denn abermals ein Versuch das Innere von Afrika genauer kennen zu lernen gescheitert, und der Ausfluß des Niger so unbekannt als vorher.

---

*) Also ungefähr März 1806.

Sp.

Zeitschrift
für
die neueste Geschichte,
die Staaten- und Völkerkunde.

Zweites Heft. August 1815.

I.

Ueber die russischen Universitäten.

Vorwort.

Die russische Regierung hat bekanntlich seit vielen Jahrhunderten, selbst in Zeiten, die als roh und barbarisch betrachtet werden, das Bedürfniß gefühlt, für die höhere Aufklärung des Volks zu sorgen: es sind seit Peter dem Großen mit vielem Aufwande bedeutende Einrichtungen und Vorkehrungen gemacht und wissenschaftliche Anstalten mancherlei Art gegründet, die freilich den beabsichtigten Zweck gar nicht erreichten; es scheint daher wirklich ein Mißtrauen gegen diese Anlagen entstanden zu seyn, das ihrem Aufblühen nicht wenig gefährlich zu werden droht. Bei einer nähern Betrachtung stellen sich aber von selbst die Gründe dar, weswegen eine gerechte Erwartung getäuscht werden mußte; kein Staatsmann, der für seine Bestrebungen sich ein höheres Ziel gesteckt hat als ein bloßes Fortwirken in einem einmal eingeführten Mechanismus, darf verkennen, daß, wenn eine auf das allgemeine Wohl berechnete Maaßregel der Ab-

Verhältnisse vorgezeichnete Bahn gefunden hat: bis dahin können sie nur als Voranstalten zu einer künftigen Wirksamkeit, als Gerüste, als Formen dienen, die aber um der Nachwelt und der Zukunft willen sorgfältig erhalten werden müßen.

Die russische Regierung muß bei den allgemeinen Vorkehrungen zur Belebung der Volksbildung und der wissenschaftlichen Cultur noch von ganz andern Rücksichten ausgehn und es läßt sich nicht läugnen, daß hier ganz besondere und eigenthümliche Schwierigkeiten vorhanden sind. Das Reich wird von einer großen Mannichfaltigkeit von Völkern bewohnt, die sämmtlich das Recht haben dieselbe Ehrfurcht gegen ihre Nationaleigenthümlichkeit zu fordern, wie der zahlreichste und mächtigste Stamm der Slaven; alle Hauptstämme, die dem russischen Zepter unterworfen sind, dürfen von der Regierung eine bestimmte Rücksicht auf ihre geistigen Bedürfnisse, ihrer charakteristischen Volkseigenthümlichkeit gemäß, fordern. Nichts würde zerstöhrender und ungerechter seyn als sie sammt und sonders zu Rußen zu machen: politisch können und sollen diese Völker eine Einheit ausmachen, die ihren Vereinigungspunkt in der Person und dem Hause ihres Beherrschers finden; allein ihre besondere Ausbildung muß ihren eigenen Gang, ihre eigene Richtung nehmen. Daß alle andere Stämme in den Rußen gleichsam untergehn, wäre um so weniger wünschenswerth, da diese selbst in ihrer höhern Entwickelung den andern keinesweges so vorgerückt sind, daß sie durch Verschmelzung mit demselben für ihre aufgegebene Eigenthümlichkeit hinreichend würden entschädigt werden. Es giebt im Gegentheil unter den Unterthanen des rußischen Reichs mehrere Völker, die viel weiter sind, z. B. die Deutschen, die Finnländer. Die Entstehung einer Form unter der ganzen Völkermasse würde freilich die Zwecke des Despotismus und die mechanische Verwaltung erleichtern, aber nicht das freie, eigenthümliche Leben, das alle wahre Staatskunst ehren muß: sie vermag es nicht zu schaffen, denn es ist als das Höhere bereits vorhanden, aber sie muß es erwecken und begünstigen; wenigstens darf sie es nicht hemmen oder stöhren, oder auf eine gewaltsame Weise in dasselbe eingreifen wollen.

Eine andere Schwierigkeit, die der Volksbildung in Rußland entgegen steht, ist die Religionsverschiedenheit. Es versteht sich, daß die Regierung als eine christliche über alle Theile des beherrschten Reichs das Christenthum durch zweckmäßige Missionen verbreiten muß, um sowohl den Islam als die Finsterniß des Heidenthums aus ihren Gränzen zu verbannen: denn die Erkenntniß und die Liebe worin das Christenthum besteht, sind die ewigen und unveränderlichen Grundbedingungen zu aller wahrhaften Bildung und Aufklärung. Sie als dem griechischen Ritus zugethan, kann freilich nur griechische Missionen veranlassen; doch wird sie die frommen und freiwilligen Bemühungen andrer christlicher Confessionen nicht hindern, sondern sie im Gegentheil begünstigen und unterstützen. Die eigentliche Volksbildung ist überall von der Geistlichkeit ausgegangen, und es liegt in der Natur der Sache, daß sie nur von ihr ausgehn kann: allein der griechische Clerus hat immer viel weniger für sie gethan als der lateinische; auch in Rußland wird er diese Bestimmung nur erreichen, wenn er ganz und gar in seinem Wesen veredelt, in seiner ganzen Einrichtung und Verfassung verbessert wird: die Verbesserung des geistlichen Standes, besonders der untern Classen, und die Freiheit der Bauern, sind die beiden Hauptbedingungen, von denen die höhere Bildung der Völker Rußlands abhangt. Nur alsdann läßt sich eine gute Wirksamkeit von den Volksschulen erwarten, deren Leitung von würdigen Geistlichen ausgehn muß. Entstehung und Fortdauer einer tüchtigen und vaterländischen Gesinnung unter allen Classen eines Volks wird am kräftigsten durch guteingerichtete Schulen bewirkt und vorbereitet; aber eben deswegen müßen sie einer sorgfältigen Aufsicht unterworfen und den Bedürfnissen des Volks angepaßt werden. Unser Zeitalter ist nur zu reich an den verkehrtesten Urtheilen und Behauptungen: man darf sich daher auch nicht wundern, daß selbst das Bedürfniß und Verdienst der Volksschulen geläugnet worden ist; einen merkwürdigen Beweis, wie weit die Verwirrung der Begriffe und die falsche und übertriebene Anwendung modischer Ansichten führen kann, giebt die Aeußerung des Herrn Lorenzo Hammerskjöld auf dem letzten schwedischen Reichstage,

der in der Versammlung des Adels *) gradezu erklärte, daß den Bemühungen der schwedischen Erziehungskommission nur ein negatives Verdienst zukomme: er erklärt in Bausch und Bogen alle Volks- Arbeits- und Industrieschulen für Mißgriffe und behauptet, daß ihre Schädlichkeit schon längst gründlich dargethan sey. Mir ist niemals ein solcher Versuch zu Gesicht gekommen; es ist möglich, daß hin und wieder bei der Einrichtung gefehlt ist, daß man ihre eigentliche Bestimmung oft nicht scharf genug im Auge behalten hat, aber schwerlich ist es irgend einem verständigen Mann eingefallen, sie gradezu für unnütz auszugeben. Jener schwedische Eiferer beruft sich auf das Beispiel in Dänemark und versichert auf Herrn Grundwigs Autorität, daß die in solchen Instituten gebildeten Bauern schlimmer sind als die ungebildeten zur Zeit der Leibeigenschaft waren. Ich bezweifle mit Recht diese ganze Angabe: und wäre sie gegründet, so könnte man nur eine außerordentliche Schlechtigkeit der dänischen Schulanstalten daraus folgern, die bei so vielen frommen und geistreichen höhern und niedern Geistlichen und der Sorgfalt, die die dänische Regierung dem Erziehungswesen gewidmet hat, gar nicht denkbar ist; bis wirkliche und augenscheinliche Beweise beigebracht sind, mögen wir die ganze Behauptung nur für die Folge einer einseitigen und trüben Ansicht halten. „Das Wissen, fährt der schwedische Edelmann fort, ist ein erkünstelter Zustand, ein Zustand der Nothwehr, der erst in seiner tiefsten Gründlichkeit wieder zum Natürlichen übergeht. Die Menge, deren Leben nur für mechanische Arbeiten und ökonomische Lasten bestimmt ist, kann sich nur halbe Kenntnisse erwerben; das Wissen gehört nicht für diese Klasse; dagegen lebte sie ehemals durch frommen Glauben, durch Ueberzeugung für das Gefühl, den seligen Stellvertreter der fehlenden Ueberzeugung für den Verstand glücklich.“ Wären diese Sätze wahr, so müßte man allerdings alle Anstalten für die Bildung des Volks mit Stumpf und Stiel ausrotten; aber zum Glück sind sie es nicht, und die Gründe sind so auffallend verkehrt und ungereimt, daß

---

*) Adelsprotocoller. Bihang S. 213.

sie nicht einmal eine Widerlegung bedürfen; von Wissenschaft ist nicht die Rede, sondern von Kenntnissen und Fertigkeit, die unmittelbar für das Leben gehören, und von der Begründung einer treuen und tugendhaften Gesinnung, die gleichsam das innigste Band ausmachen muß, das alle Glieder eines Volks, sie mögen an Einsicht, Bildung und äußern Verhältnissen so verschieden seyn als sie wollen, umschlingt und sie zu einem Ganzen macht.

In Rußland bilden nun die Universitäten gleichsam den Gipfel aller Unterrichtsanstalten, die von ihnen gewissermaßen abhangen; der Nutzen dieser Einrichtung läßt sich nicht läugnen, und es kommt nur darauf an, daß sie im Stande sind, ihre Bestimmung zu erreichen; um dies desto bestimmter in einem großen Wirkungskreise zu können, müßte ihnen eine nähere Beziehung auf die verschiedene Völker gegeben werden: zuerst muß eine Anzahl von Universitäten für die slavischen Stämme bestimmt werden, von den bestehenden Moskau, Charkow, Wilna, denen noch wohl einige hinzugefügt werden müßten, weil ihre Zahl nicht hinreicht: für die tatarischen und mongolischen Stämme Kasan, für die finnischen Åbo, für die deutschen Dörpat, das zugleich ein Vermittelungspunkt zwischen den übrigen russischen wissenschaftlichen Anstalten und dem gelehrten Auslande abgeben könnte. Wichtig nicht blos in wissenschaftlicher, selbst in politischer Hinsicht wäre die Gründung einer griechischen Universität in irgend einem passenden Orte am schwarzen Meere; eine solche Anstalt würde vielleicht auf die russische Geistlichkeit zurück wirken und das ursprüngliche fremde Element in der russischen Bildung, die zuerst von Constantinopel angeregt ward, erfrischen und beleben; von ihr würde zugleich der schnellern Befreiung eines den Rußen durch den Glauben so nahe stehenden Volks von der schändlichsten Unterdrückung vorgearbeitet werden können.

Gehn wir von dem aufgestellten Gesichtspunkt bei der Beurtheilung der russischen Universitäten aus, so ergiebt sich nun für jede eine doppelte Bestimmung: einmal eine höhere und allgemeine, die Erhaltung, Fortpflanzung und Bereicherung der Wissenschaften überhaupt, und zweitens eine

besondere, die Anwendung und Verbreitung derselben auf gewisse, bestimmte Völker: daher müßen sie zunächst die Geschichte, die Sprachen, die Alterthümer, Sitten, Gebräuche u. s. w., der Völker untersuchen, erforschen und bekannt machen, denen sie zunächst angehören: dadurch werden sie zugleich auf eine bedeutende Weise den ersten allgemeinen Zweck erreichen, indem ihre besondere Bestrebungen endlich übergehn in die ganze Masse des Wissens; dann müßen sie aber die Resultate der Wissenschaften unmittelbar praktisch für das Wohlseyn und das Leben der Völker benutzen, und selbst den untergeordneten Wissenschaften, die von den Gewerben, dem Landbau u. s. w. handeln, eine besondere Pflege widmen. Nach der genauen Kenntniß, die sich bei solchen von der Regierung kräftig unterstützten und in einer beständigen Verbindung mit ihr stehenden Anstalten nothwendig erzeugen muß, wird sich denn von ihnen eine zweckmäßige Leitung der Volksbildung erwarten laßen; sie können den Missionen auf alle Weise zu Hülfe kommen, und den Schulen eine solche Einrichtung geben, die den Bedürfnissen eines jeden Stamms angemessen ist.

Sollen diese Universitäten wahrhaft und fruchtbar in das Volksleben eingreifen, so versteht sich, daß die Lehrer so viel möglich aus der Mitte der Nation der sie angehören, gewählt werden, und auch die Ausländer, die sich ihnen widmen, sich von selbst die Verpflichtung auflegen müßen, in dem Geist zu wirken, in dem diese Anstalten gegründet sind; es ist also ihre Obliegenheit, sich zunächst auf die Volkssprachen zu legen und in die Eigenthümlichkeit der Nationen, für die sie thätig seyn sollen, einzudringen. Dorpat kann fortdauernd aus dem Mutterlande Männer von Verdienst und Gelehrsamkeit mit sich verbinden, und auf diese Weise mit der deutschen Literatur in einem engen und lebendigen Zusammenhang bleiben: doch scheint die innere Organisation dieser Lehranstalt manche Verbesserungen zu bedürfen, wenn sie ihrer Bestimmung entsprechen soll.

Vor allem wird es immer die nöthigste Rücksicht seyn müßen, einheimische Gelehrte zu bilden, durch die der wissenschaftliche Geist überhaupt geweckt und angeregt werden

kann; daher müßten die besten Köpfe ermuntert und unterstützt werden, theils um auf den russischen hohen Schulen den Grund zu ihrer Bildung legen, theils auch um Reisen ins Ausland machen zu können: Einländer werden immer viel eher als Fremde beurtheilen können, welche Einrichtungen für ihr Vaterland passen, unter welchen Modifikationen sie anwendbar seyn möchten u. s. w., sie werden auch weniger dem Neid ausgesetzt seyn und nicht so mancherlei Vorurtheile zu bekämpfen haben; endlich sind sie von der Neuerungssucht und jener blinden Neigung alles umzukehren und anders zu machen nicht angesteckt, wodurch die Ausländer sich nicht selten geltend zu machen suchen.

Der Verfasser dieses Aufsatzes verkennt übrigens gar nicht die Schwierigkeiten, die die Ausführung dieser Vorschläge und Ansichten in der Wirklichkeit finden wird; und er würde sich, wenn es der Raum verstattete, grade darüber viel weitläuftiger verbreiten; allein von einigen Freunden, denen er seine Gedanken über das russische Bildungswesen mittheilte, aufgefordert, sie öffentlich aufzustellen, schien ihm der folgende Aufsatz von einem Gelehrten, der lange in Rußland gelebt und an einer entfernten russischen Lehranstalt gearbeitet hat, eine zweckmäßige Gelegenheit darzubieten, seine Ansicht über einen Gegenstand, der hier seiner wahren Beschaffenheit nach, genau geschildert wird, anzuschließen. Nirgends ist es nothwendiger von festen Ideen auszugehn, als in der Staatsverwaltung, sobald sie nämlich ein zusammenhängendes Ganze seyn soll, dessen einzelne Theile sich gegenseitig ergänzen; mag in der Ausführung auch noch so viel Mangelhaftes und Unvollkommnes übrig bleiben, so läßt sich doch mit Recht erwarten, daß im Fortgang der Zeiten das Bessere siegen und man dem Ideal, das man als letztes Ziel sich vorsetzte, immer näher kommen wird: durch Instruktionen, Vorschriften und Gesetze wird sich wenig ausrichten lassen; sie werden bald zu bloßen Formen werden, wenn sie nicht von einer lebendigen Idee ausgegangen und durchdrungen sind, die fortdauernd sich erneuert, und in den Gemüthern lebendig bleibt.

F. N.

Es scheint der Mühe werth, zur Zerstreuung mancher aus Unkunde entstandener Vorurtheile, den bedeutenden Unterschied aufzudecken, der zwischen einer deutschen, fast blos dem öffentlichen Unterricht und der Literatur gewidmeten, und einer russischen, aus mehreren Administrations-Collegien bestehenden, und selbst da, wo noch keine Schulen sind, zur Organisation derselben verpflichteten, Universität statt findet. Indem ich dies unternehme, berücksichtige ich die mehr deutsch eingerichtete und von deutschem Geist belebte dorpatische Universität (von der ohnedem Notizen genug nach Deutschland gesandt zu werden pflegen) so wie auch die sich ihr in der Verfassung nähernde zu Willna weniger, als die drei nach einem Plan constituirten Universitäten von Charkow, Moskwa und Kasan. Denn zu Petersburg ist bis jetzt nur ein pädagogisches Institut, welches aber mit Recht als Embryo einer Universität angesehen werden kann.

Die russischen Universitäten überhaupt besitzen außer dem Diplom, worin ihre Privilegien, der Adelsrang der Professoren, ihre Zollfreiheit beim Ein- und Austritt ins Reich, die Pensionen für Wittwen und Waisen u. s. w. bestimmt sind, die ebenfalls vom Kaiser unterschriebenen Statuten, welche den Umfang und die Rechte der Administrations-Collegien, die Pflichten der Fakultäten und Professoren u. s. w. mit Weisheit *) und Genauigkeit auseinander setzten.

Der Würkungskreis dieser zur Verwaltung des öffentlichen Unterrichts bestimmten und mit den Reichs-Collegien gleiches öffentliches Ansehn besitzenden Aufklärungsanstalten bei einem ungeheurem Bezirk von 10 bis 12 Gouvernements, deren jedes zum wenigsten ein Gymnasium, mehrere Districtsschulen, und eine bedeutende Anzahl von Land-

*) Ich nehme allenfalls die ungewöhnliche Eintheilung der ethicopolitischen und literarischen Fakultät aus, welche nur bei Akademien gebräuchlich oder passend zu seyn scheint.

schülen in einer hierarchischen Ordnung unter Aufsicht der Universität besitzt, in Gegenden, wo das aufstrebende noch ungebildete Volk in seiner Schöpfungs-Gährung oft mit unglaublicher Empfänglichkeit vielleicht für ganze Jahrhunderte auffaßt, was einem Deutschen eine fast tausendjährige Tradition gleichsam mit der Muttermilch einzugeben pflegt, ein solcher Wirkungskreis ist unstreitig, wenn die Universität ihrem Zweck entspricht, von nicht gewöhnlicher Art. Auch hat der Nutzen derselben, wie z. B. der Charkowschen im südlichen Rußland, nach dem Urtheil sachkundiger aufgeklärter Männer, sich schon auffallend genug selbst innerhalb Jahrzehenden gezeigt.

Die Geschäfte dieser Universitäten werden in folgenden Collegien verwaltet:

Das Direktorium, welches die executive Gewalt in Finanz- Justiz- und Polizeisachen hat, (denn eine russische Universität ist (mit Recht) ein wahrer status in statu) welches Reisepässe und Diplome austheilt, und über den Druck der Universitätsbücher, so wie anderer in der academischen Buchdruckerei herauskommender Schriften (die übrigens einer eigenen Universitäts-Censur-Commission unterworfen sind) die Aufsicht führt, besteht aus einem alle 3 Jahre wählbaren Rektor der Universität und 4 Fakultäts-Decanen (jährlich abwechselnd), nebst einem in den Reichsgesetzen bewanderten Syndicus, und führt die Beschlüsse des Conseil's oder akademischen Senates aus (ohne jedoch in außerordentlichen Fällen dessen Bestimmungen abzuwarten, noch auch in den gewöhnlichen Canzellei- und Expeditionsgeschäften von demselben abzuhängen).

Der academische Senat, eine zu den Deliberationen über die Verwaltung und den öffentlichen Unterricht bestimmte Versammlung aller Professoren (deren der Regel nach 24 sind) und im Falle sie durch den Rektor eingeladen werden, auch der Adjuncten (deren 12 seyn sollen). Aus den Adjuncten werden gewöhnlich 4 zu Professoribus extraordinariis erhoben. Doch haben alle im Senat nur in literairischen Sachen eine mehr als consultative Stimme. Dagegen sind aber auch die Professores ordinarii ganz eigentlich

für die abgegebenen Meinungen verantwortlich, so wie sich auch durch sententias singulares verwahren können. Als höchstes Collegium und letzte Instanz der Universität entscheidet er in allen Angelegenheiten die die Facultäten an ihn berichten, bestätigt oder verwirft die Beschlüsse der Schulcommission, und bedient sich des Direktoriums zur Ausführung seiner Beschlüsse. Seine Protokolle werden monatlich durch den aus der Mitte der Professoren wählbaren Senatssekretair in lateinischer und russischer Sprache (die letztere ist erst seit kurzem in Charkow hinzugekommen) an den Minister der öffentlichen Aufklärung gesandt, welcher als Chef da wo Curatoren sind, durch deren Intercession, wo nicht, unmittelbar in allen wichtigeren (besonders die Finanzen betreffenden) Sachen das Recht zu confirmiren oder die Confirmation zu verweigern ausübt.

Die Schulcommission, welche mit den Direktoren der Gymnasien, als Schuldirektoren der Gouvernements, und im Nothfall auch mit denen diesen Direktoren unterworfenen Inspektoren der Distriktsschulen (welchen hinwiederum die Landschulen ihres Distrikts unterworfen sind) befehlsweise correspondiret, verfügt über Ansetzung, Besoldung und andere Bedürfnisse des ganzen Schulpersonals (das Recht zu versetzen und abzusetzen hat nur der Senat) so wie über den Unterrichtsplan und die Methode, ermuntert durch Visitatoren, die auf ihren Antrag vom Senat versandt eines hohen Ansehns genießen, den Landadel zu Beisteuern, bauet mit dessen und der Gouverneur's Hülfe neue Schulen, stellt Landgeistliche, die den Unterricht in den Parochialschulen besorgen, wie andere Schullehrer und Vorgesetzte zu Belohnungen und Auszeichnungen vor, und ersuchet in allen wichtigeren Dingen den Senat um Bestätigung.

Die Visitationen selbst, in einem Schulkreis, der nicht selten dem Areale von Frankreich oder Deutschland gleich kommt (zu dem Charkowschen Universitätskreis gehört außer den andern Provinzen Südrußlands auch die Krimm und das Land der Donischen Kosacken) nebst den dabei bezweckten Organisationen neuer Lehranstalten, sind ohnstreitig von der größesten Wichtigkeit, wenn gleich ohne

Kenntniß der russischen Sprache, und ohne feste dauerhafte Gesundheit ein Ausländer hiezu wenig passend ist.

Oft hat man gefragt, ob nicht dergleichen Administrationsgeschäfte dem öffentlichen Unterricht, dem Collegienlesen, und selbst der Harmonie der Professoren nachtheilig seyn müßten? Und nicht ohne Grund, besonders da gewöhnlich nur die russischen Professoren die Geschäftsführung zu übernehmen und zu handhaben pflegen, wodurch schon eine natürliche Opposition zwischen ihnen und den Ausländern entsteht.

Wenn man aber bedenkt, daß in Rußland kein anderer Stand sich so leicht diesen Administrationsgeschäften mit Erfolg unterziehen kann, als der der Professoren selbst, und daß durch das Institut der Adjuncten die meisten Lehrstellen auch in Abwesenheit der Professoren besetzt werden können, so kann man wohl nicht umhin, jenen Zweifel zu Gunsten der russischen Universitäten zu lösen, oder wenigstens zu beseitigen. Zwar ist es wahr, daß die politische Eifersucht der Professoren durch das Gewicht, welches ihre Meinungen im Senat haben, oft zu einem hohen Grade steigt, aber ist nicht die gelehrte Eifersucht auf deutschen Universitäten von ähnlicher Lebhaftigkeit, und kann bei dieser eine förmliche, oft republikanische, Opposition so leicht statt finden, und dem Ganzen zum Heil dienen?

Den Einfluß, den die russischen Universitäten auf die Stände des Dienstadels *) haben, wird durch eine eben so weise als sonderbar scheinende Einrichtung erhöhet, vermöge welcher alle Civilbeamten (bis zum Vicegouverneur, Präsidenten der Tribunale u. s. w.) welche den früheren Colle-

*) Dieser aus den 8 höheren Classen bestehende Dienstadel, den auch die Professoren, als Hofräthe, Collegienräthe, Staatsräthe nach der Zahl der Dienstjahre und des Verdienstes besitzen, ist der erste geltende in Rußland, wo man überhaupt den Geburtsvorurtheilen längst entsagt hat. Nicht so, scheint es, in Liefland, wo man sich noch nicht ganz an die russischen Einrichtungen gewöhnen konnte.

gien-Assessores Examen (zur 8ten Classe) überstanden, wenn sie Staatsräthe werden wollen, bei einer Kaiserlichen Universität eine zweite Prüfung, abermals in allgemeinen jedem Gebildeten nöthigen Wissenschaften (in Mathematik, Physik, politischer Oekonomie, allgemeiner und besonderer Rechtskunde, Historie u. s. w.) aushalten müssen. Diese erst seit ohngefähr 10 Jahren bestehende Einrichtung soll, wie es heißt, in Zukunft einigen Modificationen unterworfen werden. Daß sie Widerspruch erlitt, läßt sich denken. Sie ist aber ein trefflicher Hemmschuh für Ranglustige.

Mehr Zeit nehmen den Professoren Rußlands *) die Examina der Studenten, die sich in der Regel sehr bescheiden und nicht selten sehr fleißig zeigen) welche Candidaten, Magistri, oder Doctoren werden wollen. Zu diesen drei Würden, welche mit einem öffentlichen Classenrang verbunden sind (die Doktoren, als in der achten oder letzten Classe des Dienstadels, haben Majors- oder Collegienassessors-Privilegia) wird besonders bei der Charkowschen Universität, welche sich hierin gleich Anfangs auszeichnete, eine ziemliche Fertigkeit im Lateinischen erfordert: eine Sprache, die im Osten fast mehr als im Westen gebräuchlich, bisher immer das officielle Idiom der Universität, besonders im Senat war.

---

*) Vermöge eines besonderen Befehls ist nur den Universitäts-Professoren in Rußland erlaubt, diesen Titel zu führen, so wie denen Lehrern solcher Institute oder Akademien, welche einen ähnlichen Rang haben, nicht aber wie in andern Ländern, herumstreichenden Bauchrednern u. s. w. Zwar wird auch dieser Befehl nicht selten übertreten. (Die Rang- und Titelsucht ist etwas durchaus Unklassisches und eine Barbarei der neueren Zeit, von der die Alten nichts wußten; zum Theil sind aber die Regierungen selbst durch die Vervielfältigung der Titel und die unvorsichtige Ertheilung Schuld daran, daß das Streben danach so allgemein geworden ist. Die Titel, sagte König Carl XI. von Schweden mit großem Rechte, verderben das Ansehn der Aemter. Niemand sollte einen Titel von einem Amte führen, das er nicht bekleidet. Billig ist es, daß auch den Professoren das Ansehn zugestanden werde, worauf sie von Alters her Anspruch machen konnten: sie müßen wenigstens auf der

Wenn man nun noch bedenkt, was dazu erfordert wird, in lateinischer Sprache Collegia zu lesen, wie dies wenigstens von Seiten der Ausländer fast allgemein geschieht, wie wenig ferner literarische Hülfsmittel einem Professor in Rußland zu Gebote stehen, und welche Zeit ihm polizeiliche, judicielle und finanzielle Geschäfte rauben, so wird man wohl gern den Vorwurf zurücknehmen, den man zuweilen den Professoren Rußlands gemacht hat, daß sie zu wenig schrieben. Nur eigene Erfahrung in so einer Lage berechtigt überhaupt zu gegründeten Urtheilen, nicht aber schnelles Durchreisen durch eine Universitätsstadt, wie Herr Jul. v. Klaproth sich vielleicht eingebildet, der besonders den deutschen Professoren in Charkow in einer seiner ethnographischen Schriften einige Vorwürfe gemacht.

* *

Rangliste, wenn sie einmal in einem Lande vorhanden ist, nicht unter den Kameralschreibern aufgeführt werden, nach welchen ein gewisser kleiner deutscher Sultan von Bonapartischer Schöpfung, dessen possierliche Haupt- und Staatsactionen den herrlichsten Stoff zu einem zweiten Siegfried von Lindenberg in grandioser Manier geben würden, sie angesetzt hat. R.)

II.

Die Juden in Schweden.

Auf dem letzten schwedischen Reichstage erhoben sich mehrere Stimmen, die eine allmählige Ausrottung der Juden verlangten; die Frage: ob die Ausführung dieser Forderung ausführbar, nützlich und rathsam sey, ist an und für sich der Betrachtung und Erörterung würdig, und wenn sie mit Ruhe und Einsicht von allen Seiten beleuchtet wird, läßt sich ein fruchtbares Resultat erwarten. Der Federkrieg aber, wozu dieser Gegenstand in Schweden Veranlassung gab, nahm bald den Charakter einer Schaamlosigkeit an, von der man in einem wohleingerichteten Staat schwerlich eine Vorstellung hat. Man kann sich, wenn man die zahllosen Libelle durchblättert, kaum des Gedankens erwehren, daß wenn dies die Früchte der Preßfreiheit sind, diejenigen Recht haben, die sie einer spanischen Inquisition unterwerfen möchten. Es ist in der That auffallend, wie die Regierung diese Ausbrüche der wildesten Leidenschaftlichkeit dulden konnte, da sie in andern viel unschuldigern Fällen eine auffallende Strenge bewies. Ein Beispiel, das nur ganz neulich vorgekommen ist, mag zum Belege dienen; ein junger Offizier bei der Garde hatte in einer Druckschrift vielleicht mit zu jugendlicher Anmaßung, Vorschläge zur Verbesserung des schwedischen Kriegswesens gethan; unter andern hatte er bemerkt, daß es in einem armen Lande und bei einem armen Adel nicht ganz zweckmäßig sey, wenn die Gardeoffiziers, deren Sold 120

bis 180 Rthl. beträgt, auf ihre Kleidung ein Capital von 1200 bis 1300 Rthl. verwenden müßen. Von dieser übrigens durchaus bescheidenen und von jeder Persönlichkeit freien Schrift, waren kaum 5 oder 6 Abdrücke verbreitet, als sie mit Beschlag belegt, und die ganze Auflage vernichtet ward; der Verfasser, dessen Namen man von dem Buchdrucker erpreßte, ward genöthigt seinen Abschied zu nehmen und hat, um weitern Verfolgungen zu entgehen, Schweden verlassen.

Für die Juden stand ein gewisser Grevesmöhlen auf, der sich als politischer Klopffechter einen furchtbaren Namen gemacht hatte, und selbst von sich rühmte, schon in seinen frühern Streitigkeiten vier seiner Gegner zu Tode geärgert zu haben: er machte den Streit sogleich zu einer durchaus persönlichen Sache, und überhäufte seine Widersacher mit den allerfurchtbarsten Schmähungen und Beschuldigungen. Es giebt Schriftsteller, die sich leicht eine gewisse Popularität unter dem ungebildeten Haufen erwarten; die Frechheit, womit sie die ungeheuersten Beschuldigungen, die empörendsten Beleidigungen besonders gegen angesehene und vornehme Personen vorbringen, giebt ihnen eine Art Ansehn; ihre derbe und rohe Darstellung gilt für Kraft, und viele Leser werden durch die einzelnen und wahren Ansichten und Bemerkungen die in den Ausbrüchen ihrer Leidenschaftlichkeit vorkommen, verblendet, oft auch durch einen gewissen platten Witz bestochen, der auf die Menge einen Eindruck macht. Schriftsteller der Art können höchst gefährlich werden, so lange die allgemeine Bildung eines Volks noch nicht so weit fortgeschritten ist, daß sie ganz und gar verachtet werden; ihre schändliche Frechheit, die Privatverhältnisse ihrer wirklichen oder vermeintlichen Gegner an's Licht zu ziehn, macht sie natürlich allen denen furchtbar, die, selbst wenn sie sich nichts vorzuwerfen haben, nicht gern der Gegenstand des Gesprächs seyn mögen. Schriftsteller der Art, die, wie Hr. Grevesmöhlen selbst sagt, die Ausdrücke Volk und Pöbel für gleichbedeutend hielten, waren es, die einen so verderblichen Einfluß auf die französische Revolution hatten; kein Staat darf sie dulden. In neueren Zeiten hat die schwedische Regierung, wir wissen nicht aus welchen Gründen, für nöthig gefunden, verschiedene französische Polizei-

ein-

einrichtungen nachzuahmen und selbst eine geheime Polizei — das schändlichste Werkzeug des verruchtesten Despotismus — einzuführen, die die Sittlichkeit durchaus untergraben muß. Wir haben bedauert, daß auf dem letzten Reichstage sich keine Stimme gegen eine Maaßregel erhoben hat, die in Schweden doppelt verderblich ist, aber auch selbst keinen Nutzen irgend einer Art haben kann. Grevesmöhlen wird als Haupt der geheimen Polizei angegeben; traurig wäre es, wenn dieses Verhältniß, wie in einer der Flugschriften gegen ihn nicht undeutlich zu verstehn gegeben wird, ihm höhern Schutz bei seinen Angriffen auf die bürgerliche Ehre so vieler seiner Mitbürger verschafft haben sollte. Weil man in Deutschland kaum einen Begriff von den Federkriegen hat, wie sie jetzt in Schweden geführt werden und um die obigen Behauptungen zu rechtfertigen, erlaubt sich der Verfasser einige wenige Stellen aus Grevesmöhlens Schriften auszuheben. Einer seiner Hauptgegner ist der Revisionssekretär, Baron Boye; er sagt von ihm: „Merkwürdig ist es noch, daß Baron Boye's Eifer sich nicht eher äußerte, als nachdem er mehrere vergebliche Versuche gemacht hatte, bei den Juden Geld zu leihen, die nicht ohne Sicherheit borgen, und überdies gute Physiognomisten sind, die sehr wohl wissen, daß alle gemeine Mopsgesichter in Geldangelegenheiten eben so unzuverläßig sind als arm an moralischen Grundsätzen." Hierauf folgt eine Reihe der ungeheuersten Beschuldigungen, die mit dem Gegenstand des Streits in gar keiner Verbindung stehn, von denen aber jede einzelne, wenn sie erwiesen werden könnte, hinreichend wäre, den Mann um Ehre und Leben zu bringen: es sind die schwärzesten Verbrechen, die die Natur kennt. Herr Grevesmöhlen hat eine große Anzahl von Gegnern gefunden, die ihm nichts schuldig geblieben sind; fast jeder Tag brachte einen neuen Ausfall, eine neue Vertheidigung hervor, und die Streitschriften wuchsen zu ganzen Stößen an; es kam eine eigne periodische Sammlung unter dem Titel Grevesmöhliana heraus, wovon 5 Hefte uns zu Gesicht gekommen sind; die Gegner des Herrn Grevesmöhlen haben nicht unterlassen, auch aus seinem Privatleben die allerschändlichsten Anekdoten an's Licht zu ziehn, die vielleicht eben so unbewiesen sind, als die, die er von dem Baron Boye, dem

Häradshöfding Bellander und seinen andern Widersachern erzählt: sie müßen ihn aber überzeugen, wie leicht es ist, auf diese Weise prostituirt zu werden und wie wenig Erfindungskraft dazu gehört, Skandale der Art mit einem Anstrich von Wahrscheinlichkeit zu erzählen, deren Anwendung gar keinen Zweifel erleidet; dies ist geschehn in der gegen ihn gerichteten, entsetzlichen Schrift: der Bandit Galginiano, der Abscheu und das Schrecken seiner Zeit. *) Herr Gr. ist der alleinige Urheber des Streits, obgleich er mit seiner gewöhnlichen Frechheit gradezu behauptet, zuerst angegriffen zu seyn; er ist es, der der wüthendsten Sansculottensprache, wozu uns, etwa einige Bonapartische Schmähreden ausgenommen, lange kein Gegenstück vorgekommen ist, zuerst gebraucht hat; ja er hat sich sogar nicht gescheut, seine Gegner, denen er das Beispiel der gröbsten Ausfälle gegeben hat, bei den Gerichten zu belangen und seine Eingaben an dieselben certamine nondum misso brühwarm zur Kunde des Publikums gebracht. Ein Ausländer, der mit dem schwedischen Prozeßverfahren nicht bekannt ist, muß glauben, daß der Verfasser die höhern und niedern Gerichte, an die er sich wendet, nur zum besten haben will; wenigstens würden solche Streitlibelle, die überdies von der allerverwerflichsten Rabulisterei zeugen und wenn sie zum Maaßstab bei der Beurtheilung dienen sollten, ein sehr nachtheiliges Licht auf den Zustand der schwedischen Jurisprudenz werfen, von jedem deutschen Gerichte nicht nur zurückgegeben, sondern der Verfasser auch wegen ungeziemender Schreibart zu verdienter Strafe gezogen worden seyn. In einer Eingabe an das Kammergericht in Stockholm sagt er von dem Häradshöfding Bellander, den der Justizcanzler zum Actor wider ihn ernannt hat, nach einer Menge der entsetzlichsten, übrigens zu der Streitsache gar nicht gehörigen Beschuldigungen, die ihn in den Augen aller Menschen auf ewig brandmarken müssen; „auch war sein Betragen vor dem Kämmereigericht höchst unanständig und schlingelhaft, und gab einen

---

*) Banditen Galginiano, sin tida afsky och förskräckelse. Stockholm 1815. 8.

unläugbaren Beweis, daß seine Erziehung ihn mehr zum Hällkarl, (Wagenmeister) Fuhrknecht oder Troßbuben bestimmte, als für die Uniform, die der Kanzlei des Königs zukommt und sein Häradshöfdingstitel hat keine Verbesserung zur Folge gehabt. — — Da alles dies dem Justizkanzleiamt nicht unbekannt seyn sollte, weil eine solche Behörde ihre Bevollmächtigten, eh' sie von ihr gebraucht werden, kennen muß, wenn sie eignen Vorwürfen ausweichen will, so hab' ich die Gründe zu errathen suchen müßen, warum man dem Baron Boye den Bellander zum Beistand wider mich ernannte; ich habe keine passendere Veranlassung finden können, als weil man den Baron Boye absichtlich auf die höchstmöglichste Weise entehren und ihm gleichsam indirecte sagen wollte: ihr verdient keinen andern Beistand als von ehrlosen Personen. Diese Schande würde ihn nicht getroffen haben, wenn irgend einer der redlichen Stadtfiskäle nach ihrem Recht und ihrer Schuldigkeit, diesen Auftrag erhalten hätte: das Justizkanzleramt hätte in diesem Fall nicht nöthig gehabt, sich an ganz fremde und unbehörige Personen zu wenden." *) Nach den Begriffen, die ich mir über die Heiligkeit öffentlicher Behörden und die Achtung, die man ihnen selbst, wenn man ihre Maaßregeln mißbilligt oder sich von ihnen beeinträchtigt glaubt, schuldig ist, kann ich nicht umhin, eine solche ehrenschändrische Sprache für ein hochverräthrisches Verbrechen anzusehn.

Auf die allgemeine Bildung des großen schwedischen Publikums kann man von der Theilnahme und Unterstützung, die ein so elender Federkrieg gefunden hat, keinen günstigen Schluß machen: man kann dieses Interesse auch keineswegs mit einer Theilnahme an dem öffentlichen Leben erklären, denn der Gegenstand ist durchaus persönlich und dreht sich um die individuellsten Verhältnisse; ich habe mehr als 40 dieser Libelle durchlesen, ohne auch nur eine einzige Thatsache, eine einzige Aufklärung zur richtigen und gründlichen Beurtheilung der Frage zu finden. Der Verfasser,

*) In einer der Grevesmöhlenschen Schrift, unter dem Titel: Lurifax, Stockholm 1815, S. 11.

dem die Streitenden durchaus fremd sind, der keinen einzigen von ihnen persönlich kennt, und nichts weiter von ihnen weiß als was er aus dieser Fluth von Schriften erfahren hat, glaubte diese kurze Erzählung vorausschicken zu müßen, weil sie ihm einen nicht uninteressanten Beitrag zur Charakteristik des Geistes in Schweden und der daselbst herrschenden politischen Aufklärung zu gewähren scheint; wir wenden uns jetzt zu einer nähern Betrachtung der Verhältnisse der Juden in Schweden: nur ist zu bedauern, daß der Vorrath von wirklichen Beobachtungen, die mitgetheilt sind, so äußerst gering ist. —

In frühern Zeiten gab es in Schweden gar keine Juden; sie hatten keinen Reiz sich nach einem Lande zu begeben, das ihre Art des Handels so wenig begünstigte; das Volk lebte zunächst von der Arbeit seiner Hände, und dem Ertrag seiner Felder und Heerden; es gab keine großen Städte, es war nicht das Bedürfniß großer Geldsummen vorhanden, das den Wucher reizen und begünstigen konnte. Als nach dem 30jährigen Kriege ein ungeheurer Reichthum und Luxus entstand, und in den langen Perioden der Minderjährigkeit das Staatsvermögen verschwendet ward, als sich ein beständiges Geldbedürfniß zeigte und man zu tausend Finanzkünsten seine Zuflucht nehmen mußte, hatten sich auch sogleich einige Juden eingefunden, allein Carl XI, der größte Staatswirth unter allen schwedischen Königen, verbot ihnen 1685 den Aufenthalt im Reich, und befahl ihnen, wie sein eigentlicher Ausdruck lautet, sich davon zu packen. Während seines Aufenthalts in der Türkei hatten sie Carl XII. mit Geldvorschüßen gedient, d. h. zu den ungeheuersten Prozenten: es ist bekannt, daß der König und seine Begleiter 100 Thaler verschreiben mußten, wenn sie 5 oder 10 Thaler erhielten. Um ihre Vorschüsse beizutreiben, folgten sie dem Könige und wurden aus Dankbarkeit geduldet; gleich nach seinem Tode wurden die Verordnungen gegen sie erneuert. Gustaf III. endlich, ganz von den aufgeklärten Ideen seiner Zeit durchdrungen, verstattete einer bestimmten Anzahl von Juden den Eintritt in das Reich, doch ward ihr Aufenthalt auf die 3 größern Städte Stockholm, Gothenburg, Norrköping, und ihr Gewerbe auf gewisse Gegenstände eingeschränkt; indessen war ihre Zahl nicht groß. Im Jahr 1787

machten sie nur 150 Personen aus, und nach der Angabe eines Reichstagsmanns betrugen sie 1815 47 Familien, deren Vermögen auf anderthalb Millionen geschätzt ward. Während der sonderbaren und einzigen Crisis, die Bonapartes Rasereien auch im Handel bewirkten, ward das westliche Schweden der Hauptstapelplatz des europäischen Handels; es zogen nun auch viele Juden nach Schweden, wo sie mit Recht eine reiche Aerndte erwarteten; verderblich konnten sie indeß nicht in hohem Grade werden, da sie zu der besten Classe ihres Volks, den großen Kaufleuten gehörten, die am meisten gebildet und veredelt ist, und ihre Spekulationen nur zum Theil auf Schweden Rücksicht nehmen; indessen hatten sich in Gothenburg mehrere jüdische Häuser angesiedelt, und wie schädlich und verderblich der Sturz eines derselben für die ganze Handelswelt geworden ist, ist bekannt.

Ueber den nachtheiligen Einfluß der Juden und ihrer Industrie, die nicht auf eigentliche Produktion gerichtet ist, kann unter Leuten, die ohne Vorurtheil die Verhältnisse zu betrachten gewohnt sind, nur eine Stimme seyn; jedes Land, jedes Volk muß glücklich gepriesen werden, das von ihnen frei ist, und sich mit Untersuchungen wie die vorliegende gar nicht befassen darf. Die Regierungen müßen alle Mittel anwenden, die ohne Ungerechtigkeit und Grausamkeit durch ihre Bekehrung zum Christenthum zu ihrem endlichen Untergang führen. In Schweden scheint dies einmal ziemlich leicht, weil ihre Zahl nicht sehr groß ist, und sie überhaupt noch auf keine bedeutende Weise in die Gewerbe des Landes eingegriffen hatten; zweitens war es aber auch in einer andern Hinsicht ein Gegenstand von äußerster Wichtigkeit. In der norwegischen Constitution ist ihnen nach einer sehr richtigen und weisen Ansicht der Aufenthalt in dem Reiche durchaus untersagt; die wahre Politik beider Länder kann keine andre seyn, als eine genaue und innige Vereinigung zu bewirken; es ist mithin schon politisch von großer Bedeutung alle Ungleichheiten im Voraus aus dem Wege zu räumen, um eine solche Vereinigung (eine Union wie zwischen England und Schottland) allmählig herbeizuführen; und es verdiente daher die Entfernung der Juden aus Schweden die ernsthafteste Rücksicht und Erwägung.

Es fehlt uns an Nachricht, ob sie etwa im Stillen Versuche gemacht haben, wie namentlich in Deutschland, ihre Rechte zu erweitern und sich dem Volke, unter dem sie geduldet wurden, gleichzustellen, oder ob die allgemeine Ansicht des Volks, die sich in Schweden eben so bestimmt gegen sie erklärt hat, als anderwärts, mehrere Repräsentanten veranlaßte, ihre Stimme gegen sie zu erheben. Unter dem Adelstande war es der Revisionssekretär Boye der sich gegen sie erklärte, und diese seine Aeußerungen wurden Veranlassung zu dem furchtbaren Streit, den wir früher geschildert haben, und woran, so viel wir aus den verschiedenen Flugschriften schließen können, Juden selbst keinen Antheil genommen haben, wohl aus dem einfachen Grunde, weil es in Schweden noch nicht wie in Deutschland, eine Art Literatoren unter ihnen giebt. Sein Gegner macht ihm den elenden Vorwurf, mit dem die Judenvertheidiger immer nur zu freigebig geworden sind, und selbst Luther nicht verschont haben, daß er blos aus Rache zu seinen Angriffen veranlaßt worden sey, weil die Judenschaft ihm Vorschüße und Anleihen verweigert habe. *) Was Grevesmöhlen und die wenigen Anhänger seiner Sache aufstellen, besteht lediglich in den abgedroschensten, elendesten Gemeinplätzen und Waidsprüchen einer längst beseitigten falschen Aufklärung und mißverstandnen Humanität; sie läugnen Wahrheiten ab, von denen durchaus keine Rede mehr seyn kann; auch sie behaupten, daß die Schlechtigkeit der Juden nur von Druck und Beschränkungen herrühren; ja sie treten sogar mit dem Vorschlag auf, sie durch Ertheilung des völligen Bürgerrechts zu nützlichen Mitbürgern des Staats zu machen. Will man die bessere Eigenschaften, wodurch das schwedische Volk sich auszeichnet, seinen eigenthümlichen sittlichen Charakter, der in vie[illegible] Gegenden ohnehin schon durch den Einfluß der [illegible] sehr gelitten hat, bis auf die letzte Sp[illegible] braucht man nur diesem Vorschlag zu f[illegible]

In dem Bürgerstande sind dr[illegible] ge-

---

*) Förlikni[illegible]
Judarn[illegible]

worden: sie stellen erst allgemeine Gründe auf, die durch die Erfahrung aller Länder bestätigt werden; namentlich, daß die Juden Handarbeiten abgeneigt sind, daß sie den Acker nicht bauen und das Meer nicht beschiffen, daß sie selbst auf die Waaren, die in den von ihnen angelegten Fabriken verfertigt werden, nicht die gehörige Aufsicht führen. Daß sie schlechte Erzeugnisse hervorbringen, ist in Schweden so allgemein anerkannt, daß das Volk, das selten ohne Veranlassung ein so allgemeines Urtheil ausspricht, den schlechten Kattun Judenkattun nennt. Es werden ihnen überdies Zollbetrügereien Schuld gegeben. *) Es sind aber noch eigenthümliche Rücksichten, weswegen der freie Aufenthalt der Juden in Schweden besonders verderblich scheint: es ist ein armes Land, das einen zahlreichen, aber armen Adel besitzt, dessen Einwohner in der Regel eine Neigung zum Wohlleben und Glanz haben; dieser Neigung würden unstreitig die Juden durch Vorschüsse, durch Bereitwilligkeit auf alle mögliche Dinge zu leihen oder auch nützliche und unentbehrliche Besitzthümer um einen geringen Preis an sich zu kaufen, eine große Aufmunterung geben. Es kommt dazu, daß ein sehr gesunknes Papier das Hauptumlaufskapital ausmacht, dessen Cours durch Operationen der Juden immer schwankend erhalten werden wird; und endlich nehmen wir keinen Anstand zu behaupten, daß das baare Geld, selbst die Kupfermünze in Schweden eben so gut als in Rußland und Dänemark hauptsächlich von den Juden herausgeschleppt worden ist.

Die Privilegien, die den Juden 1782 ertheilt sind, begründen nur ein Recht für die jetzt ansäßigen, und es kann über das Recht der Regierung, sie mit denen, die sie in diesem Augenblick genießen, aussterben zu lassen, kein Zweifel [illegible]r sind die Vorschläge, die von verschiedenen [illegible] aus dem Bürgerstand gemacht sind, gewiß der [illegible]herzigung werth, und in der Natur der [illegible]llkommen [illegible]et. Der Commerzienrath [illegible]ug vor, [illegible] Freibriefe an Juden weiter [illegible]den soll[illegible]ß überhaupt nur solchen Juden

---

*) [illegible]tocol[illegible]garestandet. S. [illegible]

das Bürgerrecht bewilligt werden müßte, die ihre Kinder in der christlichen Religion erziehn lassen wollen. Ein anderer legte den Entwurf eines neuen Judenreglements (20. März) vor, *) dem gewiß kein Unbefangener seine Billigung versagen kann. Alle bisherigen, die Juden betreffenden Verfassungen und Gesetze werden aufgehoben; in Zukunft darf kein Jude sich in Schweden niederlaßen. Die vorhandenen Juden dürfen bleiben und Fabriken betreiben, aber kein Landeigenthum besitzen; beim Ausfuhrhandel haben sie gleiche Rechte mit den Schweden. Heirathen zwischen Juden und Christen werden verboten. Ein Jude, der sich diesen Bedingungen nicht unterwerfen will, hat das Recht, mit Zurücklassung eines Drittheils von seinem beweislich in Schweden erworbenen Vermögen, auszuwandern.

Der allgemeine Beschwerdenausschuß, dem es zukam diese Entwürfe zu prüfen, ging auf diese Ansicht nicht ein, er entschied sich vielmehr aus sehr seichten nichtssagenden Gründen für die entgegengesetzte; auch er hielt die Beschränkungen des alten Judenreglements für die eigentliche Quelle des Uebels; er schlug daher eine Erweiterung der den Juden zugestandenen Rechte vor: unter andern die Erlaubniß der Ehen zwischen Juden und Christen, die Befugniß Grundstücke zu erwerben u. s. w. Leider! sind diese Vorschläge gesetzlich geworden, und die nachtheiligen Folgen derselben werden sich im Fortgang der Zeit immer furchtbarer entwickeln.

Merkwürdig ist es, daß in allen diesen Verhandlungen die Seite, von der die Juden am allerschädlichsten gewesen sind, gar nicht berührt ist: nämlich der Einfluß, den sie sich auf die Beamten, oft selbst in den höhern Stellen, zu verschaffen gewußt haben. Alle ersinnliche Mittel haben sie angewandt, um ihre Absichten durchzusetzen: sie haben bald auf gröbere, bald auf feinere Art Bestechungen gemacht, ja in einigen Ländern ist das Geldwesen ganz von ihnen abhängig geworden, und sie waren die eigentlichen Finanzminister. In einem gewissen Lande hatte ein reicher Jude, der jetzt alles vermag, von den Ministern zu sehr hohen

---

*) Das. S. 80.

Zinsen Gelder geliehen; nun hatte er sie, durch die Drohung einen Bankbruch zu machen, völlig in seiner Gewalt; aus Furcht ihre Capitalien einzubüßen, mußten sie seinen Forderungen beständig nachgeben. Für Schweden läßt sich von dieser Seite Alles fürchten. Die Bestechlichkeit ist ohnehin groß, und wenn sie auch nicht verzeihlig ist, so muß man sie bei den obwaltenden Umständen entschuldigen. Die Besoldungen sind, mit Ausnahme eines Theils der Geistlichkeit, durchgängig so schlecht, daß die Beamten nur kärglich davon leben können, besonders jetzt, wo das Papier so tief gesunken ist, daß sie in der That nur die Hälfte von dem erhalten, was ihnen eigentlich bestimmt war. Was läßt sich von dem Speculationsgeist und der Betriebsamkeit der Juden in dieser Hinsicht nicht befürchten?

F. R.

III.

Geschichte eines gefangenen Engländers in Aldschier.

Die Unterdrückung der Korsaren an der Nordafrikanischen Küste, die auf die gerühmte Cultur der europäischen Völker und ihre liberalen Ideen eine schneidende Satyre abgeben, ist ein so allgemeiner Wunsch, daß man die endliche Erfüllung desselben vielleicht erwarten darf: wie schamlos und grausam sie Europäer und Christen behandeln, ist bekannt und oft genug zur Sprache gebracht. Folgende unterhaltende Erzählung eines Engländers, der auf der Reise von Sicilien nach England von Aldschierern aufgebracht ward, ist ein neuer Beweis, und verdient auch wegen der kräftigen und nachdrücklichen Art, womit der Verfasser sein Vaterland über die große Gleichgültigkeit in einer so wichtigen Angelegenheit rügt, gelobt zu werden; wir entlehnen sie aus dem European Magazine 1814. Bd. 66. S. 319.

R.

Wir segelten von der Insel St. Pietro ab, wo wir Schutz gegen verschiedene verdächtige Schiffe gesucht hatten, die wir am Tage vorher rund um uns her erblickten. Die Bewohner dieses kleinen Orts machen ein gutes und friedliches Völkchen aus. Sie genießen eine gänzliche Freiheit,

und würden ohne die sehr häufigen Landungen und Einfälle der Aldschierer vollkommen glücklich seyn, die vor einigen Jahren die ganze Bevölkerung zu harter Arbeit und Sklaverei fortführten, aus der sie nur durch die Freigebigkeit des Königs von Sardinien befreit wurden. Die Sonne erhob sich langsam über den Gesichtskreis, als eben die vier verdächtigen Segel, die uns schon seit 2 Tagen beunruhigt hatten, vor uns erschienen. Als sie näher kamen, ward der ganze Umfang unsrer gefährlichen Lage immer deutlicher. Wir versuchten sogleich unsern Lauf zu ändern, aber durch ein unglückliches Geschick ward der Wind, der bis dahin frisch gewesen war, plötzlich still. Eine eiserne Hand schien uns in die Wellen zu fesseln. Die Seeleute, von Schrecken und Gram bei dem Anblick dieser wohlbekannten Schiffe erstarrt, vergaßen ihre Pflicht, und nichts ward zu unsrer Rettung versucht. Sechs lange Stunden blieben wir in diesem peinlichen Zustand der Erwartung, bis endlich die vier Segel, die wir jetzt für das Aldschierische Geschwader erkannten, bis auf einen Pistolenschuß nahe kamen. Die Boote wurden bald ausgesetzt, und in einem Augenblick waren die Feinde am Bord unter dem Schwingen entblößter Säbel und dem herzzerschneidenden, fürchterlichen Lärm einer barbarischen und empörenden Freude.

Sobald das Schiff in Besitz genommen, und ein Theil der Reisenden, unter denen auch ich mich befand, mit Fäusten geschlagen und in die Boote geworfen war, wurden wir nach ihrem Admiralschiff gebracht. Bei unsrer Ankunft erhoben die Türken und Mohren ihr wildes Siegesgeschrei, und wir wurden vor den ersten Rais geschleppt, der uns allen ein sehr elendes Loch zwischen den Ankerthauen anwies, wo wir von Dunkelheit umgeben waren und auf harten Schiffsseilen lagen. Wer vermag das Schrecken unsrer Lage zu beschreiben? Es schien uns ein Traum voll furchtbarer Larven und wesenloser Spukerei. Von allen Seiten ertönte das Geschrei der Verzweiflung. Die gotteslästerlichen Ausrufungen der Matrosen, unsrer Unglücksgefährten, die Verwünschungen des unglücklichen Vaters, der seine Kinder zurückgelassen hatte, der laute Gram der weinenden Mütter, und das Schluchzen der unglücklichen Kin-

der traf uns in jedem Theil dieses düstern Aufenthalts und betäubte unsre Ohren. O Gott, welche Nacht.

Wir kreuzten noch zwei und zwanzig Tage um Beute zu suchen; wir selbst wurden Korsaren; zwei Tröge mit Kuskusu machten unsre tägliche Nahrung aus. Endlich erschien Aldschier. Der Zustand der Ungewißheit und einer ängstlichen Spannung, so wie die Behandlung, die wir am Bord der aldschirischen Fregatte erduldeten, waren so unerträglich, daß wir die Hauptstadt dieser Freibeuter mit derselben Freude grüßten als womit die Ritter Christi sich vor den Altar in Jerusalem beugten. Wir wurden mitten unter einem lärmenden Volkshaufen ans Land gesetzt, der uns nach dem Hause begleitete, in welchem die Mitglieder der Regierung in einem barbarischen Aufputz versammelt waren. Hier fanden wir sowohl den Consul als Viceconsul von Großbritannien und erwarteten zitternd das große Urtheil, das unser Schicksal bestimmen sollte. Unsre Papiere wurden untersucht, und troz der Vorstellungen, die zu unsern Gunsten von dem Consul Hrn. Macdonald gemacht wurden, ward Schiff und Ladung für rechtmäßige Prise erklärt und wir wurden nach dem Bagno oder der großen Gallere geschickt. Hier ward uns erklärt, das alle, die ihren Fuß an diesen Ort setzten, Sklaven wären; an diesem Thore war geschrieben, wie an dem der Hölle:

Uscite di speranza o Voi, che entrate!

Die Verwirrung und die Bewegung unsrer Gemüther läßt sich eher denken als beschreiben. Wir, gewohnt unter gebildeten Völkern und in der Gesellschaft von feinen und freundschaftlichen Menschen zu leben, waren nun verdammt unsre elenden Tage mitten unter Barbaren hinzuschleppen. Wir, die wir aus dem glücklichen England, aus dem Sitz der wahren Freiheit und geheiligter Gesetze kamen, sahn uns unsrer Freiheit und unsres Eigenthums beraubt, waren dem Hohn und den Beleidigungen eines verächtlichen Geschlechts von Sklaven und Mördern ausgesetzt! Und in welchen Zeiten, unter was für Umständen? Da die Sonne der Freiheit über die Welt aufdämmerte — da nach so vielen Tagen des Elends Europa einige heitre Tage zu hoffen anfing, da wir endlich zu unsrer Heimath und dem Genuß lang entbehrter Ruhe zuruckkehren konnten. Und sollten wir

in einer solchen Zeit verdammt seyn ein jammervolles Daseyn als Sklaven zu ertragen und an den elenden Küsten von Afrika zu sterben?

Es ward mir gesagt, daß man für mich eine große Theilnahme bewiesen habe, und in der That kam ein türkischer Soldat zu uns und verlangte, daß ich in'sbesondre mit einiger Schonung behandelt werden möchte. Die Hoffnung begann mein niedergeschlagenes Gesicht zu erheitern. Aber der Abend kam und mit ihm die schrecklichen Zeichen der Sklaverei; die Fesseln, die jeder Sklave an den Füßen trägt, wurden gebracht und als ein besondrer Beweis der Gunst ward mir vergönnt bis zum nächsten Tage zu warten, um sie mir alsdann selbst anzulegen.

Beim Anbruch des Tages erweckten uns unsre Kerkermeister und wir bereiteten uns zu der Morgenarbeit abzugehn. Der Anblick dieser Fesseln zerriß meine Seele und sie erbebte in mir. Ich ergriff sie mit meinen gespannten, convulsivischen Händen und legte sie um meine Füße; während Thränen der Wuth meine Wangen niederströmten und eine fieberhafte Kälte alle meine Glieder durchzitterte. Dann erhob ich meine Hände zum Himmel — mein Haupt sank auf meine Brust herunter und ich ergab mich selbst in stiller Betrübniß meinem elenden Verhängniß.

An demselben Tage, da ich meine Schenkel von den Fesseln der Sklaverei umschließen sah, ward ich durch die Verwendung des brittischen Consuls befreit. Meine Ausdrücke sind zu schwach, um diesem würdigen Beamten zu danken wie er es verdient: Zwei Stunden nach diesem glücklichen Ereigniß sagte man mir, daß ich nach dem Hafen gehn und mein Gepäck wieder holen möchte, aber alles war verschwunden, alles verlohren, meine Wäsche, Kleider, alle Kleinigkeiten, ziemlich viel baares Geld; selbst die Kästen waren nirgends zu finden, und ich war in einem Zustand völliger Hülflosigkeit. Auch eine Kiste mit ausgewählten Büchern war verschwunden, obgleich sie den Barbaren durchaus unbrauchbar waren; noch mehr betrübte mich der unersetzliche Verlust aller meiner Handschriften, die Früchte eines sechsjährigen Nachdenkens und ununterbrochenen Anstrengungen.

Während der wenigen Tage die ich in Afrika zubrachte und in dem Landhause des englischen Consuls verlebte, pflegte ich alle Morgen in die Stadt zu gehn um meine unglücklichen Gefährten zu besuchen; insonderheit die beiden Gebrüder Hrn. Terrens aus Livorno, einer ein achtungswürdiger Kaufmann, der andre ein vortreflicher Maler. Sie waren beide Sklaven in Aldschier und durch besondere Vergünstigung von Arbeit frei. Mein Besuch konnte nur kurz seyn, aber ich kehrte jedesmal mit Betrübniß aus dieser fürchterlichen Stadt zurück. Das Herz fühlt sich gedrückt und schwer in den Mauern von Aldschier: es scheint als athme man nur mit Schmerz und Schwierigkeit in dem Lande des Schreckens und des Despotismus.

Der Anblick von Tyrannen und Sklaven, von Drängern und Unterdrückten, von übermüthigen Barbaren und unglücklichen Elenden, dieser Abstich von Anmaßung und Unterwürfigkeit, von Gewalt und Furcht, die Möglichkeit ungestraft beleidigt und übel behandelt, und um den bloßen Verdacht, die Laune eines unumschränkten Tyrannen eingekerkert und getödtet zu werden, — dies alles vereinigte sich das Unglück zu erhöhen, das Gemüth zu verwirren und aufzuregen und selbst die Fähigkeit des Denkens zu hemmen. Wer nicht erfahren hat, was Sklaverei ist, wer sie in Aldschier nicht gesehn hat, kennt das fürchterlichste von allen Uebeln nicht und weiß nicht in welche Tiefe des Elends und der Abstumpfung das Gemüth eines unglücklichen Sterblichen versinken kann. In Aldschier waren über 1600 Sklaven, in jedem Jahre starben über hundert aus Gram und Trauer oder durch Anstrengung und rohe und grausame Behandlung. Jede Nacht in dem Bagno eingeschlossen, ist die bloße Erde ihr Lager in Plätzen, die dem Winde und Regen offen stehn. Beim Anbruch des Tages werden sie hervorgerufen und mit schweren Schlägen an ihre harte Arbeit getrieben, die bis gegen Abend dauert.

Einige unter ihnen werden im Arsenal gebraucht, für das kleinste Vergehn werden sie unbarmherzig geprügelt, ja sie erhalten bisweilen 500 Streiche auf die Fußsohlen. Andre sind verdammt große Steine aus den Gebürgen zu hauen oder wie das Lastvieh herabzuschleppen; oft fallen sie und werden unter diesen großen Massen begraben. Einige

von ihnen sah ich verstümmelt und mit Blut bedeckt zur Stadt zurückkehren; andre fielen auf dem Wege nieder und wurden wie das schlechteste Thier durch schwere und wiederholte Schläge gezwungen aufzustehn, während einige alles über sich ergehn ließen; sie lagen fühllos und hingestreckt, den Tod wünschend und erwartend.

Die Nahrung dieser Elenden besteht in zwei Laiben Brot des Morgens und einem des Abends; es ist so schwarz wie eine Kohle und bitter wie Gift. Sie sind alle unglücklich, ohne Hofnung und Trost: sie werden vom türkischen und mohrischen Pöbel verachtet, gemißhandelt und beleidigt. Ohne Geistliche oder Gottesdienst sind diese ausgestoßenen Söhne Europa's, auch der Tröstungen beraubt, die aus der Religion fließen. Es giebt einen armen Priester, den Spanien besoldet, und der die Aufsicht über ein kleines Spital führt und dem Begräbniß der Christen beiwohnt. Vor wenigen Jahren, ehe Spanien den gegenwärtigen kleinen Kirchhof gekauft hatte, ward den gestorbenen Christensklaven nicht einmal eine ordentliche Bestattung vergönnt, sie wurden in freier Luft zur Nahrung für die Hunde hingeworfen.

Zum Unglück wird die Ranzion durch die großen Summen, die gefodert werden, außerordentlich erschwert. Der Bey verlangte 1500 Piaster für jeden einzelnen Sicilianer. Da die vorherrschenden Leidenschaften dieser Barbaren Geiz und Hochmuth sind, denken sie fast an nichts anders als wie sie Geld erwerben wollen. Der Bey und einige andre Familien besitzen unermeßliche Reichthümer. Die Gerechtigkeit ist bei ihm summarisch, strenge und willkührlich; alles ist für Gold feil. Die Aldschierer sind niederträchtig, klug und verschlagen. Betrügen zu können und sich nicht betrügen zu lassen, ist das wichtige Geheimniß ihres politischen Studiums und sie rühmen sich deswegen.

Der gegenwärtige Bey Hadschi Ali Pascha ist der grausamste und wüthendste von allen, die Aldschier je gehabt hat. Er ist im sechsten Jahr seiner Herrschaft, und verdankt diese lange Dauer derselben seiner außerordentlichen Wachsamkeit und Grausamkeit. Seine Verwaltung besteht in Ungerechtigkeit, Wildheit und Despotismus. Es giebt in der That eine Regierung in Aldschier, die aus verschiedenen Ministern und einen Divan von alten Aga's zusammen-

gesetzt ist, aber diese beide Corporationen sind entweder dem gebieterischen Willen des Tyrannen dienstbar, oder werden auch von ihm verachtet. Wenn er selbst sich öffentlich zeigt, umgeben ihn zahllose Wachen auf jeder Seite, und die Einwohner, die nicht wagen dem Ungeheuer in's Gesicht zu sehn, fallen ausgestreckt nieder und schreien Salamelick, wenn er vorübergeht. Dieser Bösewicht rühmt sich, daß sein Königreich eine Räuberhöhle sey. Er beklagte sich einmal, daß die Engländer ein kleines ihm gehöriges Schiff genommen hätten und bei dieser Gelegenheit sagte er ihnen: es ist Unrecht von euch so zu handeln; wenn wir es thun, geschieht es, weil wir Räuber sind und ich an der Spitze stehe.

Es ist ein völliges Räthsel, wie bei einer so kleinen Seemacht als diese Spitzbuben besitzen, und der elenden Ausrüstung und Führung ihrer Kreuzer, sie die Meere mit Schrecken und die benachbarten Länder mit Verwüstung erfüllen können. Während die christlichen Völker lange und verheerende Kriege um unbedeutender Gegenstände willen, oft aus bloßem Ehrgeiz und Eifersucht wider einander führen, erlauben sie diesen Ungläubigen, den beständigen Feinden der gesitteten Welt, jedes Recht und die Gesetze der Völker mit Füßen zu treten, den Handel zu zerstöhren und den gegenseitigen Austausch der Vortheile zu vernichten, die aus dem Verkehr des einen Landes mit dem andern entspringen, und dem Krieg eine fürchterliche Gestalt zu geben: sie dulden, daß der Bewohner des aufgeklärten Europa der Sklave eines Mohamedaners und eines Barbaren wird.

O Schande! Schande über sie, die die Königin der Meere ist. Europa erwartet von England Sicherheit der Schiffahrt und England ist es seinem hohen Charakter schuldig, sie zu bewirken. Wir sollten nie aufhören, laut um Krieg zu rufen, um einen Vertilgungskrieg gegen die Afrikanischen Ungeheuer, wider die abscheulichen Tyrannen der Barbarei.

IV.

Die Vereinigung Pommerns mit der preußischen Monarchie. Schreiben an einen Kaufmann im ehemaligen schwedischen Pommern.

Beinahe zwei Jahrhunderte lang waren die Pommern politisch geschieden: nicht ohne große und tiefe Trauer empfanden unsre Väter das Schmerzliche einer solchen gewaltsamen Trennung. Sie sahen sich nach dem Absterben des einheimischen Fürstenstamms als Unterthanen des Kurfürsten von Brandenburg an; die pommerschen Abgeordneten zu Osnabrück waren beauftragt feierlich gegen die Abtretung an Schweden zu protestiren. Die Stadt Stralsund erklärte sogar, noch länger das Lästigste zu tragen, um nur nicht unter eine fremde Herrschaft zu gerathen; besonders beklagten sich die Pommern, daß Schweden die Handelsfreiheit gestöhrt, und sie mit großen und ungewöhnlichen Steuern belastet habe; allein der Wunsch des Volks ward nicht erhört; die Theilung erfolgte, und es ist höchst merkwürdig, wie fremd sich die Pommern wurden, die einer verschiedenen Herrschaft angehörten; ja mehrmahls haben sie, Brüder und Stammgenossen, auf dem Schlachtfeld einander gegenüber gestanden.

Allerdings können besondre Rücksichten den Uebergang aus einer Herrschaft unter die andre für diesen und jenen weniger wünschenswerth machen; manchen wird es ungewohnt und lästig erscheinen, sich an neue Verhältnisse, einen veränderten Geschäftsgang zu gewöhnen und viele werden

fürchten Vortheile, die aus der bisherigen Lage der Dinge entstanden, einzubüßen; allein die Stimmen der Verständigen werden leicht darin übereinkommen, daß die politische Wiedervereinigung mit dem Volksstamm, dem sie ursprünglich angehören, ein Glück sey: sie werden sich auch überzeugen, daß die Furcht etwas bedeutendes zu verlieren, entweder ganz nichtig, oder daß doch in den veränderten Verhältnissen ein hinreichender Ersatz dafür vorhanden sey.

Durch die Verbindung mit Schweden wurden die Pommern sich selbst und ihrem Vaterlande entfremdet, ihr ganzes Schicksal hing von fremden Bestimmungen ab, und es war natürlich, daß ihre Wünsche sich nicht bloß auf Deutschland beschränkten. Seit dem westphälischen Frieden hat Schweden 8 Kriege geführt; und 6 derselben in Pommern, das außerordentlich durch dieselben verwüstet ward. Der Beschaffenheit seiner Lage nach ist das Land von allen deutschen Gegenden am meisten gegen feindliche Anfälle gesichert; aber als ein Nebenland von Schweden ging es dieses Vortheils verlustig; Pommern ist aber jetzt unter allen Theilen des preußischen Staats am meisten von der Gefahr entfernt, wieder der Schauplatz so zerstöhrender Kriege zu werden, denen es in nicht 200 Jahren sechsmal Preis gegeben war. Die ganze norddeutsche Küste von der Weichsel bis zur Trave kann auf eine leichte und einfache Art ohne kostspielige Vorbereitungen und große Belästigung der Einwohner vertheidigt werden; selbst die Festungswerke Stralsunds, deren Wiederherstellung einen Aufwand von Millionen erfordern würden, scheinen unter den jetzigen Umständen völlig unnütz, da es ohnehin unmöglich ist den Ort zu einem Waffenplatz zu machen, der einen langen Widerstand leisten kann. Frankreich wird nicht mehr im Stande seyn, die Schweden wider Deutschland zu bewaffnen; von dieser Seite völlig sicher, kann es nun seine ganze Macht nach dem Westen oder wo es sonst bedroht seyn mag, wenden: denn, daß Landungen an Küsten, wo man keine festen Punkte hat, in unsern Zeiten unendlich schwierig und nur bei einer so überlegenen Marine als der englischen möglich sind, ist eben so einleuchtend als anerkannt. Daß eine natürliche Lage, die gegen äußere Angriffe schützt, und die Schrecken des Kriegs von den Gränzen entfernt, höchst wünschens-

werth sey, wird niemand bezweifeln, sobald diese Sicherheit nur nicht zu einer erschlaffenden Sorglosigkeit und Selbstvernachlässigung führt; vor diesen größten Uebeln aber, die das menschliche Leben bedrohn, sichert die Anschließung an ein Volk, das durch sein Verhängniß berufen ist, wachsam und gerüstet zu seyn, das keine andre Bürgschaft seines Daseyns besitzt, als in der Erhaltung und Uebung seiner eigenen Kraft und seines Gemeingeistes.

Daß die Pommern also ganz wieder mit Deutschland vereinigt werden, ist die erste erfreuliche Wirkung der eingetretenen Veränderung, die, da sie lediglich auf dem Wege gegenseitiger Uebereinkunft bewirkt worden ist, auch von jedem gehässigen Anschein frei ist; doppelt erfreulich in dieser Zeit, wo Deutschland endlich über seine Kraft, seinen Werth, seine Bestimmung und seine Bedürfnisse zur Besinnung gekommen ist; wo ein Geist, der an die schönsten und würdigsten Zeiten des Alterthums erinnert, das Volk ergriffen, und die schlummernden Kräfte in ihren verborgensten Tiefen aufgeregt hat; wo der Wunsch, die Sehnsucht, der Wille aller Edlen und Gutgesinnten sich so allgemein, so vernehmlich ausspricht, daß aller einzelnen Gegenwirkungen ungeachtet, doch endlich dem Rechten der Sieg bleiben und Deutschlands Glück und Ruhe durch eine auf einem unvergänglichen und ewigen Grund, dem deutschen Geist, ruhende Verfassung verbürgt und gesichert werden wird. Man muß den Schweden die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie bis auf die letzten traurigen Zeiten, wo sie selbst mehr durch die Unwissenheit als die Absicht eines unfähigen Beherrschers gedrückt wurden, sich nie eine unmittelbare Einwirkung erlaubt haben, um das Volksthümliche und Deutsche zu unterdrücken und zu hemmen, außer den Stöhrungen, die von selbst und nothwendig aus dem Verhältniß des Landes hervorgehn mußten; aber mehr konnte man billigerweise von ihnen nicht erwarten, man hatte kein Recht zu fordern, daß sie etwas thun sollten um den deutschen Volkssinn zu erwecken, zu befördern und zu unterhalten; es war dankenswerth, daß sie, wo sie allgemeine Verdienste und Eigenschaften erkannten oder zu erkennen glaubten, dieselben hervorzogen, und was auch besonders im Kriegsstande so häufig geschah, zu ihrem Besten zu benutzen suchten. Viele der

ausgezeichnetsten schwedischen Kriegsbefehlshaber waren aus Pommern: ich erinnere nur an einige neue Beispiele, an die Namen von Platen, von Meyerfeld, von Steding (Feldmarschälle), von Dyck (bei der Reiterei), von Helwig (beim Geschütz), Victor Steding (Admiral); vieler andern in minder glänzenden Stellen zu geschweigen; obgleich beständig sehr viele Andre zum Theil wohl durch Familienverhältnisse bestimmt, meist aber doch durch einen geheimen Zug zum Gleichmäßigen veranlaßt, sich deutschen, besonders preußischen Diensten widmeten.

Die Pommern gehören von nun an zu Deutschland in Gemeinschaft mit den Preußen oder als Preußen, und werden Theilnehmer des herrlichen Ruhms, den ihre Brüder durch eine redliche Gesinnung, ungeschminkte Treue, stille Besonnenheit und unerschrockene Tapferkeit sich unter den Völkern der preußischen Monarchie erworben haben. Es wird keiner schwierigen und verwickelten Verhandlungen bedürfen, um die bisherige Verfassung mit der neuen Lage in Uebereinstimmung zu bringen, denn die Verhältnisse des Theils, der bis jetzt von dem größern Körper getrennt gewesen ist, sind im Grunde dieselben, und nichts wird daher leichter und natürlicher seyn, als das Wiederanschließen. Von der ursprünglichen Verfassung ist im preußischen Antheil noch weit mehr erhalten als seit der Reformation Gustafs IV. Adolf im bisherigen schwedischen, der durchaus ohne alle Verfassung war; denn der Entwurf zu einer neuen Organisation, der im Jahr 1810 in Schweden gemacht, aber bis jetzt nicht ausgeführt ward, ist durchaus ohne allen historischen Grund, d. h. er ist ganz und gar ein Werk der Reflexion, ohne durch die Noth und das Bedürfniß hervorgerufen, ohne die Feuerprobe der Zeit und des Schicksals bestanden zu haben; es läßt sich daher eben nicht voraussetzen, daß er den Bedürfnissen des Landes entsprochen haben würde.

Die preußischen Könige haben mit großer Weisheit dem so verführerischen Reiz widerstanden, ihre sämmtlichen Staaten in eine Einheit zusammenschmelzen und jede besondre Individualität auszulöschen, selbst in einer Zeit, wo eine solche Vereinigung der Kräfte nach französischem Vorbild die Losung fast aller Staatsmänner war; sie haben bewiesen, daß sie in die eigentliche Natur ihres Reichs ein-

Digitized by Google

gedrungen waren. Durch zufällige Umstände — wenn wir anders irgend etwas Geschichtliches zufällig nennen dürfen — waren die 3 Kernländer, aus denen der preußische Staat erwachsen ist, die Marken, Preußen, Pommern dem brandenburgischen Hause zugefallen; natürlich hatten nun sämmtliche Länder gleiche Ansprüche auf die Liebe, die Sorgfalt und Aufmerksamkeit des Herrschers; Pommern und Preußen konnten es nicht dulden, etwa als Provinzen oder Nebenländer von Brandenburg zu gelten, es mußte ein Ausweg gefunden werden, um allen solchen Ansprüchen und Befürchtungen auf immer ein Ende zu machen und die Gleichheit bestimmt auszusprechen; dies geschah durch die Annahme der königlichen Würde; ein Schritt, der keineswegs die Folge eines bloßen Ehrgeizes war, sondern nothwendig geboten ward durch die Beschaffenheit der verschiedenen Völker, die unter dem brandenburgischen Hause vereinigt wurden; es war nun ein Mittelpunkt vorhanden, wo sie sämmtlich sich wiederfanden, und sich, so manches Eigenthümliche sie auch in Verfassung und Verwaltung, in dem Grunde ihres Gemüths und ihrer Neigung, in ihren Sitten und ihrer Lebensweise beibehielten, als verbunden und verbrüdert erkannten. Die preußische Geschichte giebt den herrlichsten Beweis, daß jene gepriesene Einheit nur das Stichblatt des Despotismus sey, daß der Geist viel lebendiger ist als jede äußere Form; schon in den Kriegen Friedrichs des Großen zeigte es sich, daß die Liebe und Begeisterung für ein theures und verehrtes Oberhaupt das wahre und eigenthümliche Band sey, das die preußischen Völker zusammen hält, und die Anhänglichkeit an die Regierung grade desto größer war, je schonender sie die eigenthümlichen Grundzüge, die besondern Verhältnisse, wodurch ein Land sich von dem andern unterscheidet, behandelte und zu erhalten suchte. Spricht sich nun eine solche Achtung vor der Individualität ihrer Völker und ein solches Streben unverkennbar in dem Gange der preußischen Regierung aus, wenn es auch bisweilen durch die Gewalt der Umstände oder einer getrübten Ansicht weniger bestimmt hervortritt, so läßt sich nicht zweifeln, daß die Erfahrungen unserer Tage, wo die Sache des Königs und des Vaterlandes alle Herzen zu Einem Gefühl entflammte und alle Arme zu Einer That vereinigte, sie

immer mehr von der Nothwendigkeit überzeugen werden, jeder einzelnen Landschaft, so viel die nothwendigen allgemeinen Rücksichten nur gestatten, ihre Besonderheiten zu laßen, weil sie offenbar aus dem fühlbarsten Bedürfniß und aus nothwendigen Bedingungen der Oertlichkeit entstanden sind. Friedrich Wilhelm III. hat diese Ansicht auch klar ausgesprochen, nicht nur in Seinen Bekanntmachungen an die neuen mit Seinem Reiche vereinigten Staaten, besonders an die Bewohner des Großherzogthums Posen, sondern auch in der vorläufigen Verfügung über die Volksvergegenwärtigung: es ist nicht die Absicht eine Repräsentation nach metaphysischen Ansichten zu schaffen, oder fremde Einrichtungen, wie es leider in der neuesten Politik fast Herkommens geworden zu seyn schien, nachzuahmen, sondern es sollen die Elemente in den preußischen Ländern selbst aufgesucht werden: es wird die ständische Verfassung in den einzelnen Provinzen erhalten; wo sie es bedarf, verbessert oder hergestellt, und wenn zuerst das Nächste berücksichtigt ist, soll das Besondere mit dem Allgemeinen in Uebereinstimmung gebracht werden.

Die Preußen sind niemahls von dem thörigten und verderblichen Wahn eingenommen gewesen, eine eigene Nation auszumachen: sie haben es nie vergessen, daß sie Deutsche sind, und, daß wenn sie politisch einen besondern Staat bilden, sie deswegen von ihrem Volk nicht getrennt und nicht von den Verpflichtungen gegen dasselbe entbunden werden; sie sind die Befreier ihrer Brüder geworden, und die Erhebung ist von ihnen ausgegangen, durch welche alles, was die Deutschen zu einem Volk macht, gerettet und erhalten worden ist: darum zündete die göttliche Begeisterung für die Freiheit, die zuerst unter den Preußen mit himmlischer und unwiderstehlicher Kraft sich regte, weil sie deutsch war, darum ergriff sie so gewaltig alle Gemüther und schlossen in allen Theilen Deutschlands sich die Edelsten und Tapfersten ihnen als Brüdern und Volksgenossen an: die Stimme Preußens ist daher immer für die Herstellung und Verjüngung des deutschen Bundes gewesen, der die durch fremde Tücke aufgelösten und verwirrten Verhältnisse zwischen den Deutschen neu begründen, die Sicherheit und die Rechte Aller herstellen und befestigen sollte. Es ist nicht meine Ab-

sicht, die Vortheile im Allgemeinen auseinander zu setzen, die das bisherige schwedische Pommern durch seine Vereinigung mit dem Preussischen Reiche erlangen wird: in höherer Hinsicht sind sie so groß und einleuchtend, daß kein Verständiger sie verkennen kann; ich wende mich daher zu einer nähern Betrachtung der Handelsverhältnisse, die Ihnen und einem großen Theil Ihrer Mitbürger durch die eingetretene Veränderung sehr gefährdet scheinen.

Als eine schwedische Provinz hatte Pommern in Hinsicht seines Handels folgende Vorzüge: 1) verschiedene Begünstigungen in Schweden. 2) Die Vortheile und den Schutz der schwedischen Flagge, die besonders zur Zeit eines Kriegs zwischen den Seemächten und für die Fahrt im mittelländischen Meer von Wichtigkeit war, und 3) es konnte einen nicht unbedeutenden Schleichhandel nach dem angrenzenden preußischen Gebiet treiben.

Der schlechte Zustand des Ackerbaus in Schweden und die große Menge Getreides, die zum Brantwein, einem unentbehrlichen Bedürfnisse des Volks erforderlich ist, machten Schweden vom Auslande abhängig. Der Ueberschuß den Pommern erzeugte, fand dort seinen sichern Absatz, und bis auf die neuesten Zeiten suchten die pommerschen Kaufleute kaum einen andern Markt; auch das Malz, das in Pommern bereitet ward, ging zunächst nach Schweden. Seit einer nicht langen Reihe von Jahren haben die Verhältnisse sich aber ganz geändert; Schwedens Ackerbau hat große Fortschritte gemacht: er ist jetzt der Lieblingsgegenstand aller schwedischen politischen Schriftsteller, alle dringen darauf ihn auf's kräftigste zu unterstützen und solche Maasregeln zu nehmen, wodurch die fremde Einfuhr möglichst verringert wird. In den Jahren von 1803 bis 1812 hat sie wirklich beinahe um die Hälfte abgenommen, und wenn sie 1813 ungemein stieg, so war dies nur eine Folge des Mißwachses, der in einem Clima wie Schweden sich häufig ereignet. Pommern hat diese Veränderung gefühlt: theils erkennt man sie in der Abnahme der Mälzereien und der Verminderung des ausgeschifften Malzes, theils in den neuen Märkten, die der pommersche Kornhandel sich gesucht hat. Wird der auf dem letzten Reichstag gemachte Vorschlag zu einer Kornbill durchgesetzt, der zu Folge alle Ge-

treideeinfuhr ganz verboten werden soll, so würde der pommersche Kaufmann auch bei der Fortdauer der alten Verhältnisse keine Aussicht gehabt haben, sein Getreide in Schweden abzusetzen; höchstens würde in Mangeljahren wie schon früher der Fall gewesen ist, die Ausfuhr aus Pommern nur auf Schweden beschränkt worden seyn. So lange aber Schweden noch einer fremden Zufuhr bedarf, wird es sich dennoch immer am liebsten nach Pommern wenden, theils der Nähe wegen, theils aber wegen der einmal angeknüpften Verbindungen, die sich auch nach der politischen Trennung eben so gut erhalten werden, wie zwischen Norwegen und Dänemark.

Wichtiger waren die Vortheile, die die pommersche Schiffahrt dadurch erhielt, daß die pommerschen Fahrzeuge in den meisten Stücken den schwedischen gleichgehalten würden und des Schutzes der schwedischen Flagge genossen; deswegen war die Rhederei ein sehr bedeutendes Gewerbe, und die Zahl der schwedisch-pommerschen Handelsschiffe belief sich weit über 400: sie genossen in Schweden, sowohl bei den Ungeldern, die von den Schiffen gegeben wurden, als bei den Zöllen, eine bedeutende Verminderung: ihnen kamen die Vorzüge, des Produktplakats einer Art von Navigationsakte, zu Gute: sie durften die Produkte aller Länder nach schwedischen Häfen bringen, und ein bedeutender Theil des schwedischen Handels ward auf pommerschen Schiffen geführt; auch wird ganz Schweden nach dem Verlust von Finnland kaum viel über noch einmahl so viel Fahrzeuge besitzen als Pommern. Die schwedischen Politiker selbst sind über die Vortheile des Produktplakats sehr zweifelhaft; noch neulich schrieb ein Schriftsteller, der ein großes Publikum hat, und als das Organ einer zahlreichen Partei angesehn werden kann: „zur Erleichterung der Ausfuhr scheint man auch das Produktplakat von 1724 und folglich allen Unterschied in den Zollabgaben zwischen schwedischen und ausländischen Schiffern aufheben zu müßen; dadurch würde der Handel statt activ zu bleiben allmählig in einen passiven übergehn, was mehr mit Schwedens geographischer Lage übereinzustimmen scheint. Die hohen Zollabgaben hindern auswärtige Schiffer mit ihren Waaren hieher zu kommen, die bei einer größern Freiheit wohlfeiler als jetzt seyn würden; grade hiedurch

wird auch unsre eigne Ausfuhr verhindert, denn es ist unstreitig, daß auswärtige Schiffer lieber unsre Ausfuhrwaaren zur Rückladung nehmen als mit Ballast abgehn würden; vergebens wird man erwarten, daß sie mit Ballast herkommen, nur um unsre Ausfuhren zu holen. Der Unterschied im Zoll schadet dem Reich im Allgemeinen. Uebrigens hat man immer weniger Einschwärzungen und Zollunterschleife von ausländischen als von schwedischen Schiffern zu befürchten: denn die ersten sind weder mit den Zollbeamten noch mit den Schleichwegen so bekannt und wagen also nicht andre Waaren einzuführen, als die in der Taxe ausdrücklich erlaubt sind. Man könnte einwenden, daß der Frachthandel dadurch verlieren würde, der doch nur unbedeutend ist." *) Werden diese Grundsätze, wie nicht unmöglich ist, zu Maximen der schwedischen Staatswirthschaft, so würde für die pommersche Schiffahrt nichts verlohren seyn. Wichtiger war aber der Umstand, daß sie als schwedische Schiffe schwedische Produkte nach England bringen konnten: dies war in gewissen Zeiten ein sehr wichtiger Vortheil, denn Schiffe die mit Getreide nach schwedischen Häfen gegangen waren, konnten hier leicht irgend eine Fracht nach England schließen und von dort mit einer Rückladung heimkehren.

Den bedeutendsten Einfluß hatte die Verbindung mit Schweden auf den pommerschen Handel durch den Schutz, den die schwedische Flagge ihm ertheilte; wir müßen hier im Voraus bemerken, wo es anging, denn in vielen Fällen, wie z. B. in der Zeit gleich nach dem Pariser Frieden, vermochten die Schweden nicht die dänischen Kaper von den schamlosesten Plünderungen abzuhalten, die sie unter dem Schutz des Bonapartischen Continentalsystems ausübten. Schweden hatte an den bedeutendsten Seeorten Consuls und Agenten und stand mit den Seeräubern an der Küste von Nordafrika in einem guten Vernehmen, das nicht sowohl durch Furcht als durch Tribute hervorgebracht ward. Die pommerschen Schiffe konnten daher, sicher durch ihre Türken-

*) Några allmänna grundsatser i Finans och Staatsekonomi u. s. w. Stockholm 1815. S. 47.

pässe das mittelländische Meer befahren, und sie haben hier einen ausgebreiteten und gewinnreichen Fruchthandel getrieben.

Zum Theil, scheint es, lassen sich diese Nachtheile, die dem pommerschen Handel durch die aufgelöste Verbindung mit Schweden drohn, durch den Beistand der neuen Regierung vermindern; mit Recht kann, sobald die äußere Verhältnisse geordnet sind, jede Richtung der menschlichen und bürgerlichen Thätigkeit die kräftigste Unterstützung erwarten. Ich kann nicht umhin den Handel weniger als die Sache einer Provinz oder eines Landes, sondern vielmehr als eine gemeinsame Angelegenheit Deutschlands zu betrachten; es wäre höchst erfreulich und für das Wohl des gesammten Vaterlandes von den gedeihlichsten Folgen, wenn auf dem neuen Bundestage zugleich feste und allgemeine Bestimmungen zum Vortheil des deutschen Handels verabredet und festgesetzt würden; die einfachsten und natürlichsten Grundsätze sind auch hier die rechten: deswegen müßte man von der Ansicht ausgehn, daß der Verkehr zwischen den Völkern durchaus frei und gegenseitig seyn muß; es werde also allen andern Nationen, die uns eine freie uud ungehinderte Schifffahrt und unsern künstlichen und natürlichen Erzeugnissen ungehinderten Eingang verstatten, dasselbe Recht zugestanden; nur denen, die uns Hindernisse und Hemmungen in den Weg legen, müßen wir auf eine gleiche Weise begegnen: gegen England zunächst muß eine deutsche Schiffahrtsakte gegeben werden, und zwar so, daß englische Schiffe nur englische Güter nach Deutschland führen dürften; gegen englische Fabrikate müßen dieselben Verfügungen getroffen werden, die in England gegen die Erzeugnisse des deutschen Kunstfleißes bestehn. Wenn England den preußischen Holzhandel zu Gunsten Kanada's und seiner andern Colonien mit drückenden Auflagen belegt, wird es billig seyn, Waaren, es mögen nun eigne oder Colonialerzeignisse seyn, die auch aus andern Ländern, wo ähnliche Gesetze nicht Statt finden, bezogen werden können, auf alle mögliche Weise gegen die engländischen zu begünstigen; Preußen und Rußland müßen auf alle ersinnliche Art den direkten Kornhandel nach dem mittelländischen Meere emporbringen, um die Absicht der Engländer, die ihre Insel zu einem Niederlagsort für den Waizen der Ostsee

machen wollen, zu verhindern; es wird in dieser Hinsicht gerecht seyn, wenn die Ausgangsrechte anf dasGetre ide das nach England zur Wiederausfuhr bestimmt ist, sehr erhöht werden; es müßen alle englische Produkte, deren Grundstoff in englischen Rudimaterien besteht, z. B. Biere, Käse, Tücher, u. s. w. verboten werden, bis England seine Gesetze ändert: ja in dem Fall, wenn England genöthigt seyn sollte, entweder wegen Mißwachses oder um anderer Ursachen willen, die Kornbill aufzuheben, müßen die andern Völker durch künstliche Mittel den Preis des Getreides, das nach England geht, möglichst zu steigern suchen. Der Handel unter den deutschen Ländern selbst muß auf alle mögliche Weise begünstigt werden, es müßen allgemeine Handelsverträge geschlossen werden u. s. w. Diese Vorschläge sind so einfach und natürlich, so für alle deutsche Länder ohne Unterschied wohlthätig, daß ihre Ausführung gar keine Schwierigkeit finden wird, sobald man sie nur einer ernsthaften Aufmerksamkeit werth hält.

Der Schutz der deutschen, so wie der preußischen Flagge, kann nur von Unterhandlungen und von dem Ansehn abhangen, das Deutschland und Preußen überhaupt unter den europäischen Staaten einnehmen. Deutschland kann theils seiner Verfassung, theils der Beschaffenheit seiner Küsten nach nie eine Seemacht werden, eben so wenig als Preußen insbesondere. Es ist wirklich ein überraschender Beweis von der politischen Einsicht der brandenburgisch-preußischen Regierung, daß sie selbst in einer Zeit wo sie schon bedeutende Häfen an der Ostsee besaß und der allgemeine Wahn in einer Flotte ein Zeichen der Macht erblickte, nicht verleitet ward, auch nur die geringsten Kräfte auf eine Marine zu verwenden, die niemahls irgend etwas hätte entscheiden können. Schweden und Dänemark haben durch ihre Flotten ihre Finanzen zerstöhrt ohne je den geringsten wahren Nutzen davon gehabt zu haben. Der Verlust der Flotte war für das letzte Reich bloß negativ, und Schweden wird wohl thun, wenn es für die Zukunft ganz darauf Verzicht leistet, große Kriegsschiffe zu bauen. Sobald der Handel sich nicht selbst beschützt, d. h. durch die Ueberzeugung, daß er sich selbst überlassen und von den Beschränkungen einer kurzsichtigen Staatswirthschaft befreit, allen Völkern

gegenseitig gleich nützlich ist, werden die kleinen Seemächte ihn mit Gewalt nicht schützen können. Sehr richtig sagt ein schwedischer Schriftsteller, mit dessen Grundsätzen ich sonst nicht übereinstimme: „Schweden bedarf zu seiner Vertheidigung durchaus keiner Kriegsflotte; die Küstenflotte ist eine bedeutendere und weniger kostbare Vertheidigung für unsere Seeufer und erfordert zu ihrer Bedeckung nur einiger Fregatten." *) Preußen, in dem Besitz einer ausgedehnten Küste bedarf vielleicht zur Vertheidigung derselben ebenfalls einer solchen kleinen zweckmäßig eingerichteten Seemacht, die zugleich zum Schutz der preußischen Handlung dienen könnte. Eine Anzahl von Kanonenschaluppen und Booten, gedeckt von einigen Fregatten, werden das gesammte Vertheidigungssystem vortreflich unterstützen und von Königsberg bis zu dem Dars hinunter alle Einläufe bewahren. Bei der Abtretung des schwedischen Pommerns sind zugleich sechs Kanonenschaluppen übergeben, die indessen alt und ohnehin für unsre Küsten nicht brauchbar sind: diese haben nämlich ein sehr weites Vorufer, einen langen Strand, während an der schwedischen Seite das Wasser zwischen den Klippen tief genug ist, daß die Kanonenschaluppen jeden Abend, und wenn es nöthig ist, anlegen können; die Mannschaft kann gleich aus dem Fahrzeug an's Land gehen; dies ist aber an unserm Ufer nicht möglich und die Leute müßen nothwendig ununterbrochen auf den Schiffen bleiben, die daher durchaus mit einem Verdeck versehn seyn müßen, wenn man die unerläßliche Rücksicht auf die Gesundheit der Besatzungen nicht ganz aus den Augen verlieren will. Durch diese Marine wird Preußen einen doppelten Zweck erreichen können; nämlich die nordischen Seemächte werden nicht, wie bisher und noch im Jahr 1806 von Gustaf IV. Adolph geschah, mit einigen elenden Kuttern und halbausgerüsteten Fregatten die preußischen Häfen sperren und mit ihren Kapern die ganze Ostsee beunruhigen können; zweitens wird dadurch eine kräftige Unterhandlung mit den Raubstaaten möglich werden. Wir wollen hoffen, daß die euro-

---

*) Några allmänna grundsatser. S. 49.

päische Politik sich endlich immer mehr von den unwürdigen Vorurtheilen losmacht, worin sie so lange befangen gewesen ist; geschieht dies, so wird England keinen Anstand nehmen, dem Unwesen dieser Barbaren ein Ende zu machen, die seit etwa drei Jahrhunderten dem gesitteten Europa Hohn sprechen. Fahren die größern Seemächte und die am mittelländischen Meer liegenden christlichen Staaten fort, diese schmählichen Räubereien zu dulden, so versteht sich, daß Preußen denselben Weg wie die übrigen einschlagen und versuchen muß, seiner Flagge durch Geschenke eine Unverletzlichkeit zu verschaffen, bis es im Stande ist dem Beispiel der Nordamerikaner zu folgen, die die Räuber nach Verdienst gezüchtigt haben; aber selbst die Unterhandlungen müßen von bewaffneten Schiffen gepflogen werden, wenn man einen guten Erfolg erwarten will.

Der Schleichhandel mit dem angränzenden Theile von Preußisch-Pommern war für die kleinen Grenzstädte ziemlich ergiebig, weil die nächsten Anwohner ihre Bedürfnisse um vieles wohlfeiler einkaufen konnten; und es ist leicht begreiflich, daß selbst die genaueste Aufsicht das Einschwärzen kleiner Partieen unmöglich verhindern kann; ohnehin ward es durch die Peene sehr begünstigt, da nichts leichter war, als des Nachts Waaren von einem Ufer auf's andre hinüber zu bringen. Dieser Verkehr wird aufhören, weil wenigstens in der Folge ein gleiches Abgaben- und Zollsystem den großen Unterschied des Preises, der jetzt Statt findet, ausgleichen wird; es ist aber sehr begreiflich, daß das schwedische Pommern dadurch keinen Verlust erleiden, sondern durch den unmittelbaren Handel, der an die Stelle jenes verstohlnen und unerlaubten Verkehrs treten wird, im Gegentheil beträchtlich gewinnen muß, selbst wenn auch der Schleichhandel mit dem anstoßenden Mecklenburg, das ungefähr in derselben Lage wie das schwedische Pommern sich befindet, sich jetzt bedeutend vermehren sollte.

Nach dieser Erwägung der besondern Vortheile, die Pommern bis jetzt aus seiner Verbindung mit Schweden zog, und einer allgemeinen Darstellung der Mittel, wie sich dafür eine Ausgleichung finden läßt, lassen Sie uns die neuen Aussichten näher betrachten, die sich für den Verkehr und die Gewerbe Pommerns überhaupt eröfnen. So

parador es Ihnen scheinen mag, so nehme ich keinen Anstand zu behaupten, daß die Vereinigung mit der preußischen Monarchie auch für den Handel Pommerns nur vortheilhaft seyn kann, daß er einen größern Umfang, ein neues Leben erhalten wird. Schon vor langer Zeit behaupteten die gründlichsten Kenner der pommerschen Verfassung, daß seit der Absonderung des jenseits der Peene liegenden Vorpommerns im Jahr 1720 der Verkehr der pommerschen Städte sehr gelitten hat; die Handlung Stettins erhob sich in einem immer steigenden Verhältniß, während die vorpommerschen Städte ganz von der Theilnahme ausgeschlossen wurden und die Vortheile ihrer Lage an der Küste gar nicht benutzen konnten; es ist in die Augen fallend, daß der Vertrieb aller Waaren, die seewärts ankommen, für die pommerschen Seestädte ungemein beschränkt ist, daß er einen viel lebendigern Schwung erhalten muß, sobald das ganze innere Land ihm eröfnet wird; nicht nur mit dem preußischen Pommern, auch mit Mecklenburg Strelitz wird jetzt ein ungehinderter Verkehr möglich seyn. Daß selbst Stralsunds Handlung seit dem Jahr 1720 bedeutend abgenommen hat, hat der gelehrte und scharfsinnige Landrath Dinnies in seiner treflichen Abhandlung über den Zustand der stralsundischen Handlung bemerkt. *) Greifswald hat unläugbar einen großen Vertrieb nach dem Lande jenseits der Peene gehabt, und ist unstreitig der bequemste Handelsort für die ganze Gegend an der obern Peene, und die Bewohner werden sich gern nach einer Stadt wenden, die ihnen zum Absatz ihrer Erzeugnisse so bequem liegt, und wo sie sich aus der ersten Hand mit allen ihren Bedürfnissen versehen können; daß Greifswalds Handel sich nur heben kann, wenn der Verkehr nach und durch die preußischen Besitzungen ungehindert ist, haben ebenfalls verständige Beobachter längst eingesehn. **) Wolgast muß nothwendig ein

*) In Reichenbachs patriotischen Beiträgen zur Kenntniß und Aufnahme des schwedischen Pommerns, 4tes St., S. 51.

**) S. die Aeußerung eines Kaufmanns a. a. O. S. 101.

sehr bedeutender Platz und ein wichtiger Hafen werden; es liegt an dem vornehmsten Ausfluß der Oder, und ist in mehr als einer Hinsicht sicherer und bequemer als Swinemünde. Die Swine ward eigentlich erst im Jahr 1748 auf Vorstellung eines bedeutenden Kaufmanns in Stettin, der sich an der Stadt Wolgast wegen einer ihm von dem Magistrat derselben zugefügten Beleidigung zu rächen suchte, schiffbar gemacht; Wolgast verlohr dadurch ungemein und die Licentkasse erlitt einen sehr bedeutenden Ausfall, und viele Gewerbe, die von der ausgebreiteten Schiffahrt sich erhielten, konnten nicht länger bestehn. Auf Swinemünde sind sehr bedeutende Summen verwandt; in diesem Augenblick hat der dortige Einlauf auch mehr Wasser als die Peene, aber bei der Beschaffenheit des Grundes und des Seegangs ist diese Tiefe schnellen Veränderungen unterworfen, und man muß an der Möglichkeit einer dauerhaften Hafenverbesserung zweifeln; auch die Rhede von Wolgast ist sichrer und der Hafen verdient zum Ueberwintern und Ausbessern in vieler Hinsicht den Vorzug. Wolgast muß daher durch die Veränderung unendlich gewinnen und kann einen lebhaften Verkehr mit allen den Ländern treiben, die entweder mittelbar oder unmittelbar durch die Oder verbunden werden. Bis jetzt ist an das Fahrwasser bei Wolgast nichts bedeutendes gewandt worden; von der neuen Regierung läßt sich erwarten, daß sie, da die Beförderung der Schiffahrt und ein so beträchtlicher Zuwachs der preußischen Handelsmarine auf alle Theile des preußischen Reichs zurückwirken muß, die Anlagen, die in Pommerns Küstenstädten gemacht werden, nicht wie es bisher geschehn mußte, nach dem Gewinn berechnen wird, den ein einzelner Theil einer Provinz, sondern den das Ganze daraus ziehn wird; es werden daher Verbesserungen unternommen werden können, wozu die Kräfte Pommerns nicht hinreichten. Hätte man nur die Summen, die auf Swinemünde verwandt sind, (jährlich über 30000 Rthlr. außer dem was die erste Anlage gekostet hat) zu ähnlichen Zwecken in Schwedisch Pommern verwenden können, so würden sehr bedeutende Vortheile zum Besten der Schiffahrt bewirkt worden seyn. Es ist nicht die Rede von weitaussehenden Unternehmungen, die einen ungeheuern Aufwand erfordern und deren Nutzbarkeit immer noch sehr

zweifelhaft bleibt: dahin gehört der Vorschlag, den der ehemalige König von Schweden Gustaf IV. Adolf ausführen wollte, auf Rügen einen Hafen und eine Seestadt anzulegen; ein großer Handelsort kann auf Rügen nicht emporkommen und seine Entstehung müßte den Verfall Stralsunds zur nothwendigen Folge haben; die Kosten eines Hafens der ganz und gar gebaut werden soll, würden sich auf mehrere Millionen belaufen, und also nie in einem Verhältniß zu dem Nutzen stehn, den man davon erwarten könnte. Dagegen laßen sich mit einem mäßigen Aufwande drei bedeutende und für die Schiffahrt höchst wichtige Verbesserungen bewirken; 1) durch die Vertiefung des westlichen Einlaufs nach Stalsund, des Gellen's, der wirklich in ältern Zeiten viel tiefer gewesen seyn soll als gegenwärtig, wo nur kleine und unbeladene Schiffe ihn benutzen können, würde der Handel dieser Stadt sehr gewinnen, und alle Schiffe die aus dem Sunde kommen oder nach demselben wollen, würden in viel kürzerer Zeit und mit einerlei Wind ihren Zweck erreichen; in diesem Fall würde Stralsund einer der bedeutendsten Plätze an der Ostsee werden, und selbst auf der Oder einen Verkehr mit den innern Ländern des preußischen Staats anknüpfen können; 2) die Eröfnung des sogenannten Prerower Stoms, der die Halbinsel Dars von der Insel Zingst trennt, würde der Stadt Barth einen lebhaften Handel möglich machen, von der jetzt wegen der Untiefen des Binnenwaßers gar keine großen Schiffe absegeln können; die der Stadt gehörigen Fahrzeuge können nicht einmahl in der Nähe derselben überwintern; diesem Uebel wäre abgeholfen, wenn der Prerower Strom vertieft und in der Nähe deßelben ein kleiner Hafen angelegt würde; dies wäre auch in einer andern Hinsicht äußerst wohlthätig, um Schiffen die an dieser Küste, an der jährlich so viele Strandungen geschehn, von Stürmen überfallen werden, eine sichere Zuflucht darzubieten. Nach der Ansicht von Sachverständigen läßt dieser Vorschlag sich mit einem mäßigen Aufwande bewerkstelligen. 3) Eine vorzügliche Aufmerksamkeit verdient die Vertiefung der Peene, von Wolgast bis zu ihrem Auslauf; es ist zwar immer ein Bagger unterhalten worden, auch ist ein Versuch gemacht, dem Strom durch Verengung ein tieferes Bett zu verschaffen, aber vermuthlich weil er zu kostbar

Digitized by Google

kostbar ward, wieder aufgegeben; recht große Schiffe können daher nicht bei der Stadt beladen werden, sondern müßen den letzten Theil bei'm Einlauf in die See einnehmen. Aber wenn man nur einen Blick auf die Charte wirft, so zeigt sich, daß dieser Ort zu einem Stapelplatz für das innere Land von der Natur bestimmt ist, von dem Berlin und die ganze umliegende Gegend sich am leichtesten mit einem Theil ihrer auswärtigen Bedürfnisse versehen kann: es bedarf hiezu der Aufräumung und Schiffbarmachung der Uker und eines Canals der diesen Strom mit der Havel bei Zehdenick in Verbindung setzt; es scheint dieser Vorschlag, da die Strecke unbeträchtlich und die Ukermark an Seen, die zur Speisung des Canals gebraucht werden können, so reich ist, ohne große Umstände und Kosten zu einem unverkennbaren Gewinn für das ganze innere Land und nahmentlich Berlin sich ausführen zu lassen; am leichtesten auf Actien, die man in allen Landschaften, die dabei interessirt sind, ohne Schwierigkeit zusammen bringen wird. Die Vortheile des vorgeschlagenen Kanalbaues sind so einleuchtend, daß man wohl, wenn nicht überwiegende örtliche Hindernisse in den Weg treten, den Aufwand nicht scheuen darf: obgleich sonst die Erwartungen von dem was Canäle leisten können, sehr leicht zu überspannt sind, wie das Beispiel des großen schwedischen Canals beweist. Aus diesem Grunde unterlasse ich es noch einen andern Entwurf zu berühren, der früher zur Sprache gebracht ist, und an dessen Ausführbarkeit sich ebenfalls wohl nicht zweifeln läßt; ich meine eine Vereinigung der Peene vermittelst der mecklenburgischen Seen und Wasserzüge mit der Elbe und also der Ostsee und Nordsee durch eine binnenländische Strom- und Canalfarth; die Ausführung dieses Entwurfs ist sichtbar viel schwieriger, und sein Nutzen ist weniger einleuchtend als bei der oben erwähnten Verbindung der Uker und der nahe liegenden Gewässer mit der Havel.

Bis jetzt habe ich die Vereinigung des ehemaligen schwedischen Pommerns mit dem preußischen Reich nur von einer Seite, der merkantilischen, angesehn: bei staatswissenschaftlichen Betrachtungen muß man aber nothwendig von einer höhern und allgemeinern Ansicht ausgehn: erheben wir uns auf diesen ächtpolitischen Standpunkt, wo das einzelne

nie anders als in seinen Beziehungen zum Ganzen gewürdigt wird, so eröfnen sich ganz neue und erfreuliche Aussichten. Der Landbau und die mit demselben verbundene Viehzucht machen die Basis des Wohlstandes aus, dessen das Vaterland sich erfreute: die wesentlichste Bedingung desselben ist daher ein sichrer Absatz der Erzeugnisse, die dadurch gewonnen werden, zu einem gewissermaßen festen Preise, der mehr von der innern Consumtion als von den zufälligen Bedürfnissen des Auslandes abhangt, die so schwankend sind, daß sie dies Geschäft, das seiner Natur nach einen sichern Gang haben sollte, zu einer Spekulation machen. Für den Getreidehandel zeigt sich grade jetzt eine solche Krisis. Der englische Markt ist ihm verschlossen: die eben so ungerechte als unpolitische Kornbill, worüber unter allen verständigen englischen Politikern nur eine Stimme ist, ist der Vernunft zum Troß durchgesetzt; das erbärmliche Mercantilsystem hat einen neuen Triumph davon getragen, und es ist kaum begreiflich, wie man so rohe und unhaltbare Begriffe als in dem letzten report on the corn law aufgestellt sind, noch jetzt zu äußern wagt. Die Länder an der Ostsee können mit dem englischen Landmann noch concurirren, wenn das Quarter Waizen nur 63 Schillinge kostet: der letzte hingegen muß 80 Schillinge haben, wenn er bestehen soll; und um ihn zu begünstigen, muß die ganze arbeitende und manufacturirende Classe in England ihr Brot um ein Drittheil theurer bezahlen als sie nöthig hätte; es ist überdies klar, daß die hohen Kosten des Ackerbau's in England gar nicht nothwendig oder natürlich sind: sie liegen zum Theil darin, daß er in den letzten Jahren ein Hauptgegenstand der Spekulation geworden ist, daß man Ländereien zum Waizenbau angewandt hat, die von der Natur gar nicht dazu bestimmt sind, und daß endlich ein thörichter Luxus, durch das Beispiel so vieler Spekulanten, die in neuern Zeiten sich auf den Ackerbau gelegt haben, auch auf die eigentlich arbeitende Classe sich verbreitet hat. In Schweden hat man große Neigung diese Maßregeln nachzuahmen, und die Vorschläge, von denen die guten Leute, nachdem hundert andre Entwürfe als nichtig befunden worden, jetzt ihr Heil erwarten, sind ähnliche Gesetze gegen fremdes Getreide! Nur das mittelländische Meer steht noch

offen, wo aber eine außerordentliche Concurrenz entstehen muß; ohne Nordafrika und Amerika in Anschlag zu bringen, weil alle Länder der Ostsee, Frankreich u. s. w. hier ihren Absatz suchen, und die Preise werden daher plötzlich sinken, wenn sie auch Anfangs eine gewisse Höhe erreicht haben. Bei dieser Lage der Dinge kann nichts so erfreulich seyn als die Möglichkeit eines größern und unabhängigen innern Absatzes zum Ersatz für den ausländischen Handel; dieser bietet sich durch die eingetretene politische Veränderung auf eine doppelte Weise dar: ein Theil der landwirthschaftlichen Produkte wird auf der Oder und besonders dem vorgeschlagenen Ukerkanal ihren Weg in die innern preußischen Lande, nach Berlin und den andern großen Städten finden; aber zweitens wird auch die Thätigkeit nach neuen Seiten gerichtet werden, namentlich auf Manufakturen und Fabriken; man hat über den Mangel derselben geklagt: selbst die einfachsten und natürlichen, deren Grundstoffe roh ausgeschickt wurden, konnten nicht gedeihn, weil ihnen aller Absatz abgeschnitten war; die Haupthindernisse fallen jetzt weg, die ihrem Aufblühn sich widersetzten; es eröfnet sich ein ausgedehnter Kreis für den Absatz und die bevorstehende Veränderung des Münzfußes wird es denen, die in Pommern Fabriken anlegen wollen, möglich machen, mit den Ländern einen gleichen Preis zu halten, wo das Arbeitslohn blos wegen des leichtern Münzfußes geringer ist.

Nur eine Seite werde ich noch berühren, weil hier der Nachtheil der Veränderung wenigstens für den Einzelnen unläugbar zu seyn scheint; ich meine die hohen Abgaben und die mancherlei sehr lästigen Verfügungen über die Accise, die zum Theil den Handel erschweren und seinem raschen Umtrieb wesentliche Hindernisse entgegen stellen. Es ist wahr, man lebt im Preußischen im Durchschnitt vielleicht um ein Drittheil theurer als bisher in Schwedisch Pommern, das sich eines sehr milden und schonenden Abgabensystems erfreute. Es ist eine gerechte und billige Forderung, daß in dieser Hinsicht in allen Theilen des preußischen Reichs eine Gleichheit eingeführt werde: selbst aus unläugbaren politischen Gründen dürfen keiner Landschaft in Hinsicht der Besteuerung Vorzüge zugestanden werden.

An die höhern Beiträge, die die Erhaltung des Ganzen erfordert, gewöhnt sich auch der Einzelne leicht, sobald überhaupt in den Abgaben ein gerechtes und festes System herrscht, der Willkührlichkeit kein Raum verstattet wird, die Nothwendigkeit einleuchtend ist und besonders wenn der Staat selbst in allen seinen Verpflichtungen gegen seine Gläubiger eine so gewissenhafte Redlichkeit, eine so musterhafte Pünktlichkeit beobachtet als der preußische: allein durch ein so ruhmwürdiges Verfahren konnte er in den schwierigsten Zeiten, wo Länder mit weit unermeßlichern Hülfsquellen sich in die furchtbarste Verlegenheit gestürzt sehn, seinen Credit behaupten. Es ist keineswegs meine Absicht das bestehende Abgabensystem im preußischen Staat unbedingt vertheidigen zu wollen: gegen die indirekten Abgaben haben sich ja grade preußische staatswirthschaftliche Schriftsteller, unter denen ich nur Krug zu nennen brauche, mit den entscheidensten Gründen erklärt: ich lasse mich auch nicht durch den Waidspruch handwerksmäßiger Finanzleute, daß eine Consumtionsabgabe von irgend einem Gegenstande, so lange nicht zu hoch sey, als die Consumtion selbst dadurch nicht vermindert werde, verblenden, und sehe die Grundlosigkeit desselben vollkommen ein; ich stimme in den Wunsch ein, daß dem Zoll und Accisesystem verbesserte Modificationen gegeben und besonders die lästigen Verfügungen aufgehoben werden möchten, die den freien Verkehr hemmen: es scheint mir vor allen Dingen nothwendig, daß man in allem, was den Handel und die Finanzen betrifft, von gewissen Hauptgrundsätzen ausgeht, die maaßgebend für ganz Deutschland werden müßen; man mag gegen diese Ansicht einwenden was man will, so wird eine verständige Betrachtung die Leichtigkeit ihrer Verwirklichung ergeben, sobald man nur zu der ursprünglichen deutschen Verfassung zurückkehrt.

Es läßt sich nicht zweifeln, daß die Verwaltung, jetzt nachdem die Verhältnisse sich in jeder Hinsicht verändert haben, und Hülfsquellen dem Staate zu Gebote stehn, worauf er früher nicht rechnen konnte, mit Ernst daran arbeiten wird, längst gefühlten Mängeln abzuhelfen und jeder billigen Erwartung zu genügen. „Vieles, sagt ein würdiger

preußischer Staatsmann *) ist in den letzten Jahren hierin schon verbessert und der goldnen Einfachheit um etwas näher gebracht worden. Diese aber auf einmal überall einzuführen, würde eine gänzliche Umschmelzung des bisher ihr fast durchgehends entgegen gesetzten Systems unsrer indirekten Abgaben und der Cassenverbindungen erfordern. Der Patriotismus der diese Parthien leitenden höchsten Staatsbeamten würde gewiß die aus einem solchen Unternehmen folgende ungeheure Arbeit nicht scheuen. Die Hauptbedenklichkeit bleibt, daß jene Abgaben vielleicht den wichtigsten und nach dem alten System ziemlich sicher eingehenden Beitrag zu den Staatsbedürfnissen liefern, woran bei einem neuen, nicht gradezu auf mehrere Belästigung des Unterthans berechneten, wenigstens in den ersten Jahren sehr leicht Ausfälle entstehn könnten."

In allen Zweigen der Staatsverwaltung kann eine wahre Verbesserung nur allmählig, nur so entstehn, daß die richtige Einsicht aus der Schule in das Leben übergeht, und wenn ich so sagen darf, praktisch wird, daß alle Staatsmänner von ihr durchdrungen mit einer warmen Begeisterung für die Idee den edlern und würdigern Grundsätzen die Herrschaft zu verschaffen suchen. Allerdings geschieht es in den Theilen, die sich auf die Finanzen beziehn, meist am spätesten und schwierigsten, theils weil die verkehrtesten und verderblichsten Maaßregeln immer durch Beispiele gerechtfertigt werden, weil hier oft in den höchsten Stellen eine Menge von Beamten angestellt ist, denen die höhere wissenschaftliche Bildung abgeht, die an das Mechanische des Herkommens gewöhnt, sich würdigen und aus der Betrachtung von der Natur des Staats fließenden Ansichten widersetzen und lieber die alten Mängel beibehalten wollen, theils endlich, weil es so schwierig ist, viele andere Einwirkungen abzuwehren, deren Quelle sich oft verbirgt, wie ihre eigentliche Absicht.

---

*) Hr. v. Heidebreck in der Abhandlung von dem Stettinschen Handel in Brüggemanns Beiträgen zu der ausführlichen Beschreibung des Königl. Preuß. Vor- und Hinterpommerns. I, S. 460.

Es ist nicht meine Absicht, lassen Sie es mich wiederholen, den unberufenen Lobredner eines Staatsvereins zu machen, der sich eben dadurch auszeichnet, das jedes Theilchen, daß sich ihm neu anschließt, in unglaublich kurzer Frist, sich mit unauflöslichen Banden dem Ganzen verkettet; daß selbst jede äußere Aufopferung leicht verschmerzt wird, weil die große moralische Kraft, die das Volk erhebt und veredelt, sich mit unwiderstehlicher Gewalt in die Gemüther ergießt, weil ein höheres geistiges Leben, wohin alle Deutsche sich sehnen, unter den Preußen sich herrlich und kräftig entwickelt hat, und alle edlere Naturen in seinen Kreis hineinzieht. Pommern möchte ich doppelt glücklich preisen, weil es nach meiner Ansicht, die ich Ihrer Prüfung offen und freimüthig dargelegt habe, jene höchsten Güter selbst nicht, wie man vielleicht hin und wieder befürchtet hat, durch irgend eine Aufopferung äußerer Vortheile zu erwerben braucht.

Digitized by Google

V.

Das Märchen von den Verschwörungen.

In dem Proceß des Königsmörders Damiens kommt eine höchst merkwürdige Nebenuntersuchung vor; ein Geistlicher Ingault erschien und zeigte dem Gerichte an, von seinem Wirth, dem Kaufmann Gabriel, gehört zu haben, ein Bedienter habe in seinem Laden gesagt, daß in Frankreich ein Blutbad geschehn und das Haus Bourbon ausgerottet werden müsse. Gabriel nennt den Bedienten Aubray. Aubray sagt aus: sein College Ferrard habe gesagt, von einem andern Bedienten gehört zu haben, daß einige Herren gesagt hätten, in Frankreich müsse ein Blutbad geschehn und das Haus Bourbon ausgerottet werden. Ferrard führt den Bedienten Roy als seinen Gewährsmann an. Roy berichtet, in einer Gesellschaft, der er aufwartete, habe der Advokat Lecouvé gesagt, es sey zu befürchten, daß in Frankreich ein großes Blutbad, ein allgemeiner Aderlaß geschehn werde. Alle Leute, es waren rechtliche und unbescholtene Männer, die der Gesellschaft beigewohnt hatten, wurden einzeln abgehört: Niemand hatte irgend etwas vernommen, was mit der Beschuldigung in Zusammenhang stand. Alle behaupteten, es sey keine Sylbe von politischen Dingen gesprochen worden; es ist traurig, sagte ein freimüthiger Theilnehmer jener Gesellschaft, wenn das Schicksal der Bürger von der Delation eines Bedienten abhangt, der ganz allein 12 bis 14 Personen zu bedienen hatte. Endlich erinnerte sich der gedachte Advokat, daß er an seinen alten Collegen Le Drou der sehr hypochondrisch war, und an der gesellschaftlichen

Freude gar keinen Antheil nahm, die Worte gerichtet habe, er müsse sich nothwendig zur Ader lassen. So ward die allerunschuldigste Aeußerung Veranlassung zu einer sehr langen und weitläuftigen Untersuchung, die ganz Paris beschäftigte: es war allerdings in einer Zeit, wo ein ungeheures Verbrechen geschehn war, wo man jede Spur aufgreifen mußte, die etwa zu einem nähern Aufschluß führen könnte. Recht lebhaft ward ich an dieses alte Geschichtchen erinnert, als ich das laute Geschrei von Verschwörungen und geheimen Verbindungen in Deutschland hörte: als ich die rührende Angst bemerkte, womit ein Mann, der sich mit K. bezeichnet, in der Jenaer Literaturzeitung Nr. 189, 1815, flehentlich die Regierungen aufruft, sich doch der Sache anzunehmen, und mit den nachdrücklichsten Maaßregeln als da sind Inquisition, geheime Polizei, Pahniaden u. s. w. ihn und alle, die gleich schwachen Geistes mit ihm sind, von ihrer Unruhe zu befreien. *)

---

*) In diesem Augenblick erhalte ich Nr. 259 der Literaturzeitung von Halle v. d. J. worin eine Anzeige der Niebuhrschen Schrift von einem Rez. enthalten ist, dessen Gesinnungen mit denen seines Collegen K. eine auffallende Uebereinstimmung verrathen; er wirft sich zum Kampfrichter zwischen Hrn. Niebuhr und Hrn. Schmalz auf und begleitet als voranstrompetender Herold den letztern vom Kampfplatz: der Mann will das Daseyn der Bünde aus denselben Gründen beweisen, wie Hr. K.; aus der Schrift die rheinische Mark, dem Aktenstück im politischen Journal und endlich aus einer, wie er behauptet, gehaltreichen anonymen Schrift, unter dem Titel: „die wichtigen Folgen vom europäischen Freiheitskampfe, S. 94." die doch weiter nichts ist als eine sehr flüchtige und gehaltlose Darstellung der neuesten Zeitereignisse. Der Verf. spricht vom Tugendbunde, und von dem deutschen Bunde, den das politische Journal bekannt gemacht: hier aber giebt er gleich einen Beweis von seiner Unredlichkeit, die den namenlosen Schriftsteller um alles Vertrauen bringen muß; er sagt S. 92, daß in der im polit. Journal enthaltenen Constitution, der Zweck: Deutschlands Freiheit und Einheit ausgesprochen sey; von Einheit Deutschlands ist gar nicht die Rede, im Gegentheil läßt sich durch den Ausdruck Freiheit, d. i. Treue unseren alten Fürsten,

Die Sache selbst, jene unzeitige abscheuliche Denunciation ist von den ehrenwerthesten Männern des deutschen Volks in ihrer völligen Grundlosigkeit so schlagend und überzeugend dargethan, daß darüber nicht weiter die Rede zu seyn braucht; allein die angezeigte Rezension ist ein so merkwürdiges Beispiel von dem verruchtesten Obskurantismus und einer seltenen Abgeschmacktheit, daß ich es der Mühe werth halte, sie näher zu zergliedern und sie und ihren Urheber der Verachtung des ganzen deutschen Vaterlandes Preis zu geben: ich leiste sogleich auf die erbärmliche Schutzwehr der Anonymität Verzicht, und erwarte, daß mein Gegner mir ebenfalls offen unter die Augen trete; dann mögen die Stimmen aller Wohlgesinnten und die öffentliche Meinung Deutschlands zwischen mir und ihm den Ausspruch thun.

Es war nothwendig die Sache auf's genaueste zu untersuchen: es mußte zur Evidenz dargethan werden, daß die geheimen politischen Vereine, die nach der Versicherung des Herrn K. an manchen Orten schon so gefährlich und so giftig wirken, und allenthalben sehr sichtliche Spuren zeigen, ein bloßes Hirngespinst und gar nicht vorhanden sind. Bis diesen Augenblick ist auch nicht ein einziger Beweis beigebracht, der in den Augen eines unbefangnen Beurtheilers nicht völlig kraftlos, läppisch und kindisch erscheint. Es ist nicht wahr, daß das Gerücht von solchen

---

grade das Gegentheil folgern. Der Vf. versichert S. 105, daß im J. 1812 die Papiere der Bundeshäupter gefunden sind, und daß darin zu lesen sey, eine Republik wäre für Deutschland die beste Regierungsform. Hat er wirklich Papiere der Art gesehn, so ist es unverantwortlich, daß er keinen bessern Gebrauch davon gemacht hat: warum sind die Bundeshäupter nicht genannt? Endlich kann sich unter weggenommenen Papieren immer ein Entwurf zu einer deutschen Republik finden, ohne daß daraus folgt, daß der Verfasser die Absicht gehabt hat, sie einzuführen oder für ihre Einführung zu wirken: ich kann über diesen Gegenstand nichts Näheres sagen, weil ich den Zusammenhang einer Geschichte nicht kenne, die jetzt wohl verdiente an's Licht gezogen zu werden: nur kann der anonyme Verf. des

Verbindungen lange und dauernd in Deutschland, in ganz Preußen oder nur in Berlin bestand: mir ist während meines ganzen hiesigen Aufenthalts (seit 1810) wenn ich die ersten Zeiten, wo es noch hin und wieder vom Tugendbund spukte, ausnehme, auch nicht das Mindeste darüber zu Ohren gekommen, ich habe im Jahr 1814 einen ziemlichen Strich von Deutschland bis an den Rhein durchreist, ich habe in diesem Herbst einen Ausflug an die Ostsee gemacht, und nirgends wo ich gewesen bin, hab' ich auch nur die geringsten Spuren bemerkt; von so vielen achtungswürdigen und ausgezeichneten Männern aus allen Ständen, deren Bekanntschaft ich gemacht habe, hat auch kein einziger nur ein Wort über das Daseyn solcher Verbindungen geäußert. Ich war wirklich in Verlegenheit, als mir im September d. J. die Schrift des Herrn Geh. Raths Schmalz in Stralsund zu Gesichte kam, und meine Freunde mich fragten, was es denn für eine Bewandniß mit diesem Bundeswesen habe, und ich ihnen zu meiner Beschämung gestehn mußte, gar nichts davon zu wissen oder darüber gehört zu haben.

Soviel bis jetzt zu meiner Wissenschaft gekommen ist, steht nur ein einziger Ankläger da, der sich genannt hat; einige dienstfertige Rezensenten sind ihm freilich zu Hülfe gekommen, allein da ein jeder, der in dieser Sache spricht, sich nicht scheuen muß, seinen Namen zu bekennen, kann ihr Zeugniß von gar keiner Gültigkeit seyn. Genau untersucht, beruht das Ganze auf einer bloßen Klatscherei, und obendrein in gewissen gesellschaftlichen Kreisen und unter Men-

---

gedachten Buchs nicht als ein Zeuge gelten, der da, wo man seine Behauptungen prüfen kann, sich gänzlich ohne Kritik zeigt: statt des angehängten Pariser Friedens wären einige Auszüge aus den gefundenen Papieren weit willkommner gewesen. Es ist der Mühe nicht werth, über eine Schrift der Art weiter zu sprechen. Noch erinnere ich, daß jeder sich nennen sollte, der für oder wider in dieser Sache spricht: deswegen erkläre ich, daß die Anzeige von der Schrift des Hrn. G. St. R. Niebuhr in der Halleschen A. L. Z. Nr. 260 von mir ist, und ich hoffe, daß der vorhergehende Rez., wenn er ein eben so gutes Gewissen hat, sich nicht scheuen wird, meinem Beispiel zu folgen: in meiner Rez. bemerke ich S. 502, Z. 21 v. U. einen Druckfehler, st. ohne Verantwortung, l. offene.

schen, die ihre guten Absichten haben, einen solchen Glauben hervorzubringen und zu unterhalten: hochverehrte Reisende haben davon geredet; in der Schrift: Preußens rheinische Mark wird Zweck und Daseyn des Bundes ganz schamlos ausgesprochen; das politische Journal Aug. 1814 hat die Statuten solch eines Vereins gedruckt; es wird auch angedeutet, daß die Behörden noch wichtige Dinge wüßten, ein Verzeichniß geheimer Namen, eine absonderliche Eidesformel besitzen mögen; dies letztere ist aber leere Spiegelfechterei, denn es läßt sich nicht denken, daß, sobald wirklich solche Thatsachen ausgemittelt sind, darüber noch länger der Schleier der Verschwiegenheit gebreitet wird; eine unbestimmte Berufung auf die Zukunft und was sie dereinst enthüllen dürfte, müssen wir in dem vorliegenden Fall durchaus verwerfen: wir halten uns nur an dem was zu Tage liegt, was einer Beleuchtung fähig ist. Es ist noch irgendwo ein unter dem Namen christlich deutscher Gesellschaft in Berlin bestehender Verein angeklagt worden, die Ausbreitung verderblicher und gefährlicher Grundsätze und Ansichten zur Absicht zu haben: sorgfältige Erkundigungen haben aber ergeben, daß gedachte Gesellschaft keinen weitern Zweck hat als zu gewissen Zeiten bei einem Gastwirth gemeinschaftlich zu speisen und sich während der Mahlzeit zu unterhalten: alles geschieht öffentlich, die Mitglieder werden von den gewöhnlichen Aufwärtern des Gasthofes, wo sie essen, bedient, und jeder Theilnehmer ist berechtigt, auch Fremde als Gäste mitzubringen, sobald sie Christen und Deutsche sind. Es läßt sich nun allerdings denken, daß eine ähnliche Geschichte, wie die im Eingang erzählte, begegnen könnte; man stelle sich vor, es existirte eine solche Mittagsgesellschaft in einem Lande, wo eine geheime Polizei für das Glück der Bürger wacht, die in ihrem Solde die Markörs hätte: es dürfte ja bloß ein Mitglied bei Tische sagen: die Suppe ist ungesalzen, das Essen taugt nicht, es wäre eine Veränderung nothwendig, und wie leicht könnten die horchenden Aufwärter, besonders wenn sie den Kopf voll von Bündlerwesen oder andern Staatssachen haben, wie jener französische Lakai, anzeigen, es würden gar gefährliche Gespräche geführt, es werde von einem ungesalzenen Staat, von nothwendigen Veränderungen gesprochen. Zur Franzosenzeit

Digitized by Google

konnten solche Denunciationen gefährliche Folgen haben und geht es nach dem Wunsch unsres Herrn K., so muß es in Deutschland dahin kommen, daß sogleich auf solche Anklagen die rechtlichsten Männer eingesteckt, fortgeschleppt, ja vor den Kopf geschossen werden!

Es hat der Herr Hauptankläger freilich gewisse Kennzeichen aufgestellt, woran man die vermeintlichen Ungeheuer, die er mit einem schön erfundenen Worte Bündler nennt, erkennen soll, um sich vor ihnen zu hüten, und sie aus seiner Nähe zu entfernen: leider! sind sie gar zu allgemein und zu trüglich, wenigstens hat der Verfasser dieses Aufsatzes nicht in Erfahrung bringen können, daß sie die Probe bestanden haben, auch selbst keine Gelegenheit gehabt, die Anwendung davon zu machen. Man könnte auf diese Weise mit leichter Mühe auch das Daseyn eines Obskurantenbundes deduziren; die 6 Kennzeichen der dazu gehörigen Bündler würden seyn: 1) Schmähung aller verständigen Ansichten über das deutsche Vaterland und deutsche Volksthümlichkeit unter Deklamationen gegen Aufrührer und Unruhestifter; 2) Streben, das Bonapartische Deutschland durch Despotismus im Innern und Schwäche nach außen zu erhalten; 3) Verunglimpfung derer, welche die Wahrheit freimüthig aussprechen; 4) Despotisiren, wo solche Menschen einmahl zu befehlen haben; 5) die Beibehaltung der elendesten Förmlichkeiten, um sich dadurch Wichtigkeit zu geben; 6) den Mantel nach dem Winde hangen, um, es mag gehen wie es will, doch einen Vortheil zu erschnappen. — Ich weiß nicht, ob es Individuen der beschriebnen Art giebt: sollten sie aber vorhanden seyn, so drücke ich meinen Unwillen über diese eigentlichen Sünder wider den heiligen Geist, die ich als bloße moralische Construktionen, als Noumena betrachte, aufs lebhafteste aus, erkläre aber, daß ich von einem Bunde derselben durchaus gar keine Kenntniß habe, denn ich kann mich nicht von der Pflicht dispensiren, das Daseyn der Dinge, von denen ich als notorisch oder allgemein geglaubt mißbilligend spreche, oder des Glaubens an dieselben, auch zu beweisen.

Die Hauptfragen sind: giebt es geheime Verbindungen, deren Zweck politischer Art ist und die gefährlich werden könnten, gegenwärtig in Deutschland, und zeigen sich

Spuren ihrer Wirksamkeit? Die Antwort ist: es ist von Leuten, die eine besonders feine Nase zu haben vorgeben, von weitem und in der Stille angedeutet, und von einigen Verwegnen gesagt worden, doch bis jetzt ohne Beweis. Was ist zweitens die nähere oder eigentliche Absicht dieser vorgeblichen Bünde? Herr K. in der Jenaer Allg. L. Z. sagt: „sie wollen durch sogenannte Deutschheit und angebliches Volksthum den Pöbel gewinnen, um ächt patriotische Staatsdiener zu verdrängen." Das ist allerdings eine grundgefährliche Tendenz: nur muß ich die Blödigkeit meines Verstandes beklagen, daß ich in der ganzen Stelle nichts als Unklarheit und Verwirrung entdecke: erstlich verstehe ich nicht, ob die Deutschheit überhaupt etwas sogenanntes ist, oder ob es eine wirkliche und eine sogenannte Deutschheit giebt: ist das Letztere, so wäre eine Entwickelung des Unterschiedes recht an der Zeit gewesen; dann kann ich keinen Gegensatz in der Deutschheit und der Volksthümlichkeit finden: ich habe immer gedacht, die Deutschheit wäre eben die deutsche Volksthümlichkeit; die Bündler wollen ferner dadurch den Pöbel gewinnen, d. h. doch in dem sie ihn zur Volksthümlichkeit erheben, die Deutschheit unter ihm ausbreiten? Der Pöbel muß dadurch aufhören Pöbel zu seyn, oder mit andern Worten, zum Volk werden; das wäre an und für sich ja etwas sehr löbliches, aber die Absicht ist grundschlecht: es geschieht, um die ächtpatriotischen Staatsdiener vermittelst des Pöbels zu verdrängen; scheint das nicht eine einleuchtende Dummheit von Seiten der Bündler zu seyn, wie sie doch so ganz verkehrte Mittel erwählen können; mich dünkt, sie hätten umgekehrt, wie weiland Bonaparte versuchte, das Volk zum Pöbel machen sollen; denn ist es denkbar, daß der zum Volk gewordene Pöbel einen ächtpatriotischen Staatsdiener, d. h. einen solchen, der das Volk und das Vaterland liebt, wird verdrängen wollen? im Gegentheil ein solcher Pöbel wird der Erste seyn, der die verwünschten Bündler zum Lande hinausjagt, die einen so großen Frevel unternehmen, ihm seine Stützen und Freunde rauben wollten. — Da Herr K. so genau unterrichtet ist, so wird es ihm leicht seyn, die ächtpatriotischen Staatsdiener zu nennen, gegen die so verruchte Anschläge geschmiedet sind. Er braucht nur einen einzigen, dem sie in ihrer Zeitung

Digitized by Google

und ihren Pamphlets nachgestellt haben, namentlich anzuführen, und ich will der Erste seyn, der ihm Recht giebt: es werden sich dann ja auch unverzüglich die wirksamsten Mittel ergreifen lassen, um die bedrohten ächten Patrioten vor allen offenbaren und geheimen Versuchen in Sicherheit zu setzen.

Herr K. giebt uns noch einen näheren Wink über die innere Organisation dieser Verbindungen: sie bilden eigentlich einen Orden der Schiffsbaumeister, nämlich im symbolischen Verstande, wie es Orden der Freimaurer, der Neubauer, der Zimmerleute giebt; die Bündler müssen ähnliche Sinnbilder, Teppiche und Zeichen besitzen: sie haben nämlich die Tendenz, das große Staatsschiff an einer der vielen Klippen des demagogischen Ozeans scheitern zu lassen: alsdann wollen sie sich der Trümmer bedienen, um lauter kleine Schiffchen zu bauen; ein vortrefflicher Aufschluß, der ein vollkommnes Licht auf das ganze Bündlerwesen wirft: man kann mit einer geringen Divinationskunst sogar die Grade zusammenstellen: die Lehrlinge im ersten lernen das große Staatsschiff von außen und innen kennen, die Gesellen im zweiten sind beschäftigt, den weiten demagogischen Ozean mit seinen Klippen zu erforschen und die Meister endlich im dritten kommen an das Verarbeiten der Trümmer! Nur scheinen sie zu diesem großen Zweck gar traurige und wenig wirksame Mittel zu haben, „unsinnige Grundsätze und Aeußerungen, die zugleich widerlich, rauh und absprechend sind; ungezügelte Herabwürdigungen kräftiger deutscher Regierungen und edler deutscher Männer, und endlich noch außerdem Dogmen aus dem Schatzkästlein, das weiland den jakobinischen Klubbs gehört hat: von diesen Mitteln machen sie Gebrauch in einer berüchtigt genug gewordenen sogenannten Zeitung und in Pamphlets.“ Das ist allerdings sehr wenig: und die Einfalt der Bündler wird mit jeder neuen Spur ihrer Wirksamkeit größer: sich einzubilden, mit so armseligen Kräften ein ganzes großes schweres Staatsschiff auf die Klippen zu jagen! Zur nähern Erläuterung muß ich aber wieder einige Fragen hinzufügen: erstens welche kräftige Regierungen und welche edle deutsche Männer zügellos herabgewürdigt sind? ferner, was sie für eine sogenannte Zeitung (wie unbedeutend doch die soge-

nannten Bündler seyn müssen, die nicht einmahl eine wirkliche, sondern nur eine sogenannte Zeitung zu Stande bringen können!) besitzen, die berüchtigt genug geworden ist?

Eine Schrift, die unlängst unter dem Titel Preußens rheinische Mark erschienen ist, erregt den Zorn des sogenannten Herrn K. in einem vorzüglich hohen Grade; er hofft zugleich aus ihr ein Gift saugen zu können, dessen Wirkungen unfehlbar seyn werden; die Ankläger haben sich nicht entblödet, den Verfasser gradezu für einen Initiirten auszugeben *), ja sogar zu behaupten, daß man darin „Zweck und Daseyn des Bundes schamlos ausgesprochen finde" **). Ich habe das Buch früher und jetzt zum zweitenmahl sorgfältig durchgelesen, ich bin auf jeden Ausdruck aufmerksam gewesen, aber ich habe auch nicht eine Spur entdecken können, daß der Verfasser als Organ eines Bundes spreche, noch vielweniger findet sich die Erwähnung eines Bundes und seines Zwecks. Jeder Mensch, der lesen kann, mag mich Lügen strafen, wenn er es anders findet ***): in diesem bestimmten Fall findet doch wohl die Regel, daß wer über notorische Dinge seinen Unwillen ausdrückt oder über allgemein geglaubte, aus keinem Grunde grade den

---

*) Es ist ein übler Umstand, daß die Ausdrücke immer so unbestimmt sind: ist Initiirter und Bündler einerlei?

**) Hier ist wieder eine auffallende Inconcinnität des Stils: natürlich müßte es heißen „Daseyn und Zweck:" ist dies blos Folge der belobten Leichtigkeit im Schreiben oder absichtlich gewählt, um, wenn die Sache zur Sprache kommt, eine Hinterthüre offen zu haben?

***) Der Rez. in der Hallischen Literaturzeitung a. a. O. sagt, daß S. 94. eine solche Verbindung gradezu eingeräumt werde; ich habe die Seite aus Verzweiflung zuletzt durchbuchstabirt, aber ich finde auch nicht die entfernteste Andeutung; ich sehe selbst keine Stelle, woraus die ungeheuerste Consequenzmacherei eine solche Aeußerung herauspressen könnte. Ist das Citat ein Druckfehler? Beiläufig: es ist zum Erstaunen, wie die edlen Seelen sich selbst in Ausdrücken begegnen: Herr K. spricht von einer berüchtigt genug gewordenen Zeitung und der Hallesche Rez. von einer berüchtigt genug gewordenen Broschüre: wunderliches Spiel des Zufalls!

Beweis des Daseyns dieser Dinge zu führen hat, keine Anwendung. Oder heißt „schamlos ausgesprochen" nicht mit dürren Worten gesagt, sondern „entfernt zu verstehn gegeben, auf den Gedanken leitend?" Aber auch dies letztere ist, wenigstens so weit mein Fassungsvermögen reicht, in der gedachten Schrift nicht der Fall: wobei man an alles in der Welt eher als einen Bund und seine verderblichen Zwecke denken kann.

Doch was hat denn jene Schrift gesündigt? Es kommt nicht darauf an, daß man grade in jeder einzelnen Ansicht mit dem Verfasser übereinstimmt, ich gestehe ausdrücklich, daß ich über manches Einzelne nicht mit ihm einverstanden bin, finde aber übrigens sein Werk durch und durch gesund und kernhaft: der Geist ist wahrhaft vaterländisch, die Darstellung bis auf kleine Nachlässigkeiten, die dem Feuer der Begeisterung nachgesehn werden müssen, vortrefflich, freilich nicht von der Art, wie sie vor 50 Jahren bei dem weiland Reichs-Kammergericht Herkommens war; den allgemeinen politischen Ansichten muß Jeder beistimmen, der die neue Geschichte nicht bloß aus dem Flassan studirt und dem die letzten Jahre nicht wie einem Dummkopf vorübergegangen sind; alle Preußen müssen dem Verfasser danken, daß er ihre Bestimmung und ihren Ruhm so laut und männlich verkündigt hat: nur elende Franzosenknechte mögen ihm zürnen, die durch die Donnerworte dieses Volksredners getroffen sind, deren Schlechtigkeit er mit freimüthiger Kühnheit an's Licht zieht. Der sogenannte Herr K. läßt eine Stelle abdrucken, worin der Verf. sagt, daß die Fürsten nur um des Volks willen da sind; hiebei ist zuerst zu erinnern, daß die Worte ganz aus dem Zusammenhange gerissen sind: sie stehen unverkennbar in einer bestimmten Beziehung und es ist ein elender Kunstgriff, sie als allgemeinen Grundsatz, als Lehre aufzustellen; Herr K. hofft aber eben dadurch einen großen Eindruck zu machen, und den tapfern Sprecher für das Wohl Deutschlands und die Ehre Preußens als einen Aufrührer und einen Demagogen darzustellen, der sich nicht entblödet, das Unverletzliche und Heilige anzutasten. Die Behauptung selbst aber ist doch eine uralte Wahrheit, die nicht nur alle edlen und wahrhaften Fürsten bekannt haben, für welche die Tapfersten und Herrlichsten

lichsten unter ihnen in den Tod gegangen sind, und die ja selbst der liebe Bonaparte nachgelallt hat: schon vor 20 Jahren, als ich Politik und Naturrecht hörte, ward sie als allgemeiner Grundsatz gelehrt, und der ehrliche Achenwall sagte bereits: imperans civilis acceptando imperium sese obligat ad curandam salutem publicam mediante regimine. Jene Wissenschaften haben seitdem mancherlei Veränderungen erlitten: indessen glaub' ich nicht, daß dieser Satz ausgestrichen ist, und es müßte wahrlich weit mit Deutschland gekommen seyn, wenn die Wiederholung solcher Gemeinplätze bereits zu einer politischen Ketzerei gedeutet werden sollte. „Der Geist dieser Zeit, sagt der Verf. der rheinischen Mark, ist ein lebendiger Geist; durch Geschrei von Jakobinern, Demokraten, Aufrührern und Tugendbündnern läßt er sich nicht scheu machen.“ Hierin hat er Recht, mein sogenannter Herr K. und Sie werden die Erfahrung machen. Ob die Ursachen, die in der gedachten Schrift angegeben werden, wirklich die Lage der Dinge, die wir betrauern, herbeigeführt haben, will und kann ich nicht entscheiden: daß aber der Zustand von Deutschland nach dem Leben dargestellt ist, muß man einräumen.

Der Urheber dieser wackern Schrift hat sich nicht genannt, allein wer sich nur einigermaßen auf die Eigenthümlichkeit des Stils versteht, wird und muß ihn erkennen; wer ihn aber erkennt und diesen edlen und trefflichen Mann, der einzig und allein für Deutschlands Befreiung geathmet und gestritten, der seiner Ueberzeugung große Opfer gebracht, der zur Zeit der allgemeinen Knechtschaft in tausend und abermahl tausend Herzen den prometheischen Funken glühend erhalten hat, zu lästern, ihn als einen Unruhstifter, einen Bündler darzustellen wagt, der verdient wenigstens von allen Deutschen als ein neuer Thersites ausgezischt zu werden.

Der sogenannte Hr. K., dem wir schon so viele ganz vortrefliche Aufschlüsse verdanken, sagt weiter: die geheimen Verbindungen wüthen noch fort, ungeachtet das politische Journal 1814 die Statuten enthält, in welchen die Oberhäupter des Bundes das Recht über Leben und Tod der Bundesbrüder haben; er hat nicht erfahren können, ob nicht schon irgend eine kräftige Regierung ernsthafte Maaßregeln

wegen dieser wichtigen Urkunde ergriffen hat; hiebei fällt ihm ein, daß am 13ten Sept. 1814 in Baiern eine trefliche Verordnung über geheime Gesellschaften erlassen sey; (hier ist auch sogar ein Gesetz gegen die sogenannte deutsche Tracht erschienen, wie weiland von Jerome von Westphalen gegen die Backenbärte) deswegen sind die Bündler der Baierschen Regierung so gram. (Verzeihen Sie mir, mein Herr K., daß mein Durst nach Belehrung mich zu neuen Fragen treibt: haben die Bündler in ihren Diensten einen spiritum familiarem, der ihnen die künftigen Dinge mittheilt, und wußten sie also schon im Voraus, daß die Bairische Regierung jene vortrefliche Verordnung erlassen würde, oder datirt sich der Haß der Bündler gegen dieselbe erst vom 13ten September 1814?)

Bis zu dem Augenblick, da ich in der Jenaer Literaturzeitung die Rezension des sogenannten Herrn K. gelesen habe, war von jener wichtigen Urkunde mir noch nicht das Mindeste zu Ohren gekommen; als ein Historiker von Profession sollte ich mich dieses Geständnisses billig schämen, ich habe auch nichts angelegeneres zu thun gehabt, als das politische Journal herbeizuschaffen: schon die Ueberschrift imponirt: der deutsche Bund. Ordensstatute der beiden ersten Grade. Eidesformel und Zeichen der deutschen Bundesbrüder. Das heiße ich Entdeckungen! doch bei jedem Beweise, der aus Urkunden, es sey nun zu einem historischen oder rechtlichen Behuf geführt werden soll, betrifft die erste Frage, die Aechtheit des Dokuments, die von äußern und innern Kennzeichen abhängt. Die Herren Herausgeber des gedachten Journals versichern, daß sie die Statuten aus einer sehr authentischen Quelle haben; dabei kann man sich aber nicht beruhigen; denn so bereitwillig ich bin, ihrer Wahrheitsliebe alle mögliche Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und so entfernt es von mir ist, ihnen die mindeste böse Absicht Schuld zu geben, so leicht ist es doch möglich, daß sie oder der Mann, dem sie die Mittheilung verdanken, und der eben so achtungswerth seyn mag, sich haben täuschen lassen: nach allen Regeln der Diplomatik muß ein auf diese Weise in die Welt gebrachtes Aktenstück gradezu als verdächtig zurückgewiesen, und als unbeweisend verworfen werden, weil ihm jede äußere Beglaubigung fehlt.

Das Ganze trägt zu sichtbar das Gepräge von einem Spaßvogel erfunden zu seyn; es giebt Leute, die gar zu gern alles glauben, was mit ihren Wünschen übereinstimmt: in kriegerischen Zeiten glaubten sie steif und fest die übertriebersten Siegesnachrichten, und nur langsam gaben sie die angenehme Täuschung auf: haben sie sich einmal in den Kopf gesetzt, es gebe geheime Bündnisse, so halten sie an dem Ungereimtesten und Lächerlichsten fest, was ihren Wahn zu begünstigen scheint. Für ein solches durchaus lächerliches Machwerk erkläre ich gradezu die ganze Urkunde des politischen Journals: es ist wirklich ein sehr gutes Zeichen, daß sie nicht die geringste Aufmerksamkeit erregt, selbst nicht eine einzige Polizeibehörde in Deutschland davon Notiz genommen hat: ich nenne es ein gutes Zeichen, weil sich daraus ein vortheilhafter Schluß auf den verständigen Geist der deutschen Beamten machen läßt, die die Lächerlichkeit und Bedeutungslosigkeit des Ganzen erkannten; denn ein solcher Orden konnte nicht bestehn und hat nicht bestanden: es mag die Idee in einigen Schwindelköpfen oder Abentheurern vorhanden gewesen seyn, aber es ist unmöglich, daß irgend ein vernünftiger Mensch sich in eine so abgeschmackte Verbindung sollte eingelassen haben. Schwatzhaftigkeit soll mit dem Tode bestraft werden, und kein Zufluchtsort in der Welt schützt vor der Rache des mächtigen Bundes. Schon diese Bestimmung, auf die der sogenannte Hr. K. ein großes Gewicht legt, ist ein unläugbarer Beweis, daß keine ernsthaften Männer daran Theil haben konnten, denn sie mußten ja selbst einsehen, daß sich eine Drohung der Art nicht ausführen ließ; wahrlich, nur ausgemachte Schwachköpfe können solche Gaukeleien, elende Reminiscenzen aus Ritterromanen, für wirklich oder gefährlich halten. Etwas ganz Eignes in dem Orden ist, daß keiner etwas zahlt, der Orden aber doch große Reichthümer besitzt und alle Dienste sogleich vergilt. (Vermuthlich haben diese Bündler endlich das große Geheimniß herausgebracht und wissen Gold zu machen) Kein Mitglied des Ordens kennt das andre. Der Orden hat eine Geheimschrift, die bloß in andern Charakteren für die gewöhnlichen Buchstaben besteht und die Stifter sind so einfältig gewesen, nicht zu bedenken, daß jeder Knabe eine solche Chiffre in einer halben Stunde ohne weiteres auflösen kann.

Aber gesetzt diese vorgeblichen Aktenstücke wären ächt, beweisen sie denn, worauf es hier ankommt, das jetzige Daseyn solcher Bündnisse, beweisen sie den angegebenen Zweck? Der Hauptstempel ist mit dem Jahr 1810 bezeichnet und die Herren Herausgeber des polit. Journals sagen selbst: „der hohe Zweck ist erreicht," mithin hät der Bund aufgehört. Existirte er noch, so würde diese Bekanntmachung der Statuten zugleich ein schlagender Beweis von seiner Ohnmacht seyn, denn wir haben nicht gehört, daß der Verräther, der die Statuten sogar in öffentlichen Druck gegeben hat, mit dem Tode bestraft sey! Aber der Zweck des Bundes ist nach der Urkunde, deren Verfasser in der deutschen Sprache und der Logik nicht sonderlich weit gekommen ist, S. 762 „Freiheit, d. h. Treue unsern alten Fürsten oder vereinte Anwendung aller unsrer Kräfte, uns und unser Vaterland von allen fremden Fesseln los zu machen;" ja der Bund hat eine so wenig demokratische Tendenz, daß Personen von Distinction (worunter doch ächtpatriotische Staatsdiener auch gehören) sogleich zu Obern aufgenommen werden, ohne vorher Untergebene gewesen zu seyn. Dies ist doch etwas ganz andres als was Hr. K. vorher als Zweck der noch fortwüthenden Verbindungen angab, „die Gewinnung des Pöbels durch angebliche Deutschheit und sogenanntes Volkgthum zur Verdrängung ächtpatriotischer Staatsdiener." Es ist möglich, daß einzelne Abentheurer versucht haben, durch Vorspiegelung von Ordensverbindungen leichtgläubige Gemüther zu täuschen: ja, es haben einige deutsche Windmacher selbst die englische Regierung, um einige 100 Pfund geprellt, allein die Polizei hat sie bald ausgekundschaftet und ihnen ihr Handwerk gelegt: *)

---

*) Ein sehr ehrenwerther Mann, der sich gegen mich erboten hat, die Wahrheit aller Hauptumstände zu vertreten, theilt mir folgende Aufschlüsse über diese Sache mit, die alle mögliche innere Wahrscheinlichkeit hat: vielleicht wird sie bald aktenmäßig dargestellt; bis dahin geb' ich nur die Thatsache: da die obige Argumentation ganz von derselben unabhängig ist, so soll diese Erzählung bloß zur Erklärung, nicht zum juristischen Be-

aber nie hat es ihnen gelingen können, irgend eine äußere Haltung zu gewinnen, nie haben sie selbst auf die öffentliche Meinung irgend einen Einfluß gehabt und es ist eine schändliche Verläumdung, die freie, durch die Umstände hervorgelockte und bestimmte Thätigkeit der deutschen politischen Schriftsteller als das planmäßige Werk der Verabredung und einer höhern Leitung darzustellen.

Aus so nichtssagenden, grundlosen und läppischen Gründen scheut sich mein sogenannter Hr. K. nicht, alle Fürsten und Regierungen aufzufordern, diesen schrecklichen Fehmvereinen ein Ende zu machen: alle rechtlichen Männer sollen

---

weise dienen: Ein gewisser St.... schiffte in der Franzosenzeit nach England und bat um Pässe nach London, weil er Aufträge vom deutschen Bunde habe. Die englische Regierung ließ sich auf nichts ein, und wies den St..., der früher in Prag und anderswo Abentheuer getrieben hatte, zum Lande hinaus. St.... machte in Harwich mit einem noch größern Abentheurer, einem sogenannten Baron v. L**, Bekanntschaft: dieser war bei den Tyrolern gewesen als es mit ihrer Sache auf die Neige ging. Die östreichsche Regierung verwieß ihn des Landes und ließ ihn über die Gränze bringen. Nun trieb er erst allerlei Abentheuer und ging darauf nach England, wo er sich für einen Abgeordneten der Tyroler ausgab. Man gab ihm Geld zur Rückreise. In Harwich nahm ihn St.... in den vorgeblichen deutschen Bund auf und ertheilte ihm Vollmacht denselben auszubreiten. L. nahm unterwegs einen Herrn D. auf, der auf der Durchreise im Dänischen seine Papiere verlor, was er erst in Lenzen entdeckte. L. reiste nun nach Schlesien, trieb dort Güterschwindel und andre Gaukeleien, bis er verhaftet und 1811 zur Untersuchung gezogen ward. Aus derselben ergab sich, daß der St.... zu gar keinem Bunde gehörte, daß er diese Spiegelfechterei nur trieb, um sich wichtig zu machen und etwas zu verdienen. Die vom Hrn. D** im Dänischen verlohrnen Papiere sind nun die im Augustheft des politischen Journals 1814 abgedruckten Documente, die dem Hrn. K. in Jena und seinem Geistesbruder in Halle die große Angst eingejagt haben. Es läßt sich von den Hrn. Herausgebern des politischen Journals und ihrer bekannten Unpartheilichkeit erwarten, daß sie über die Art, wie ihnen jene Papiere zugekommen sind, eine nähere Auskunft nicht versagen werden.

sich mit Hrn. Geh. Rath Schmalz vereinigen, das Unwesen von Tugend- und deutschen Bund zu bekämpfen, und die guten Bürger, (die doch auch wohl rechtliche Männer sind, oder wie unterscheiden sie sich?) sollen ihrem Beispiel folgen und ihnen ebenfalls zu Leibe gehn. Fehmvereine, Fehmverbindungen, Fehmpolizei, (ist das ein andrer Ausdruck für geheime Polizei?) sind die Lieblingsfloskeln, die Herr K. nicht oft genug wiederholen kann: es muß in denselben eine besondre Zauberkraft für ihn liegen; vermuthlich ist seine Einbildungskraft noch ganz mit den furchtbaren Vorstellungen von diesen Gerichtsanstalten des Mittelalters aus Veit Webers Sagen der Vorzeit angefüllt; — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — er dringt auf die exemplarische Bestrafung aller derjenigen, die noch in den verruchten Verbindungen bleiben und der geheimen Werbungsemissäre; es giebt schon überall, ruft er aus, die strengsten Gesetze gegen dergleichen Verbindungen; (nach einer frühern Aeußerung schien nur Baiern so glücklich zu seyn) Hr. K. kann seine Verdienste um Deutschland erhöhn, wenn er dieselben in einen Codex sammelt, wie man dergleichen schon von würdigen und verdienstvollen Männern über andre wichtige Zweige der Staatsverwaltung und Polizei besitzt: doppelten Dank wird er verdienen, wenn er in einer allgemeinen Einleitung zugleich die Kennzeichen und Symptome entwickelt, woran man den Bündler sogleich erkennen kann; vielleicht giebt es gar äußere Merkmahle, z. B. die Ausdünstung u. s. w.; es eröfnet sich hier ein ungemein weites Feld, wo alle mögliche Kenntnisse, anthropologische, physische, juristische u. s. w. benutzt werden können, und ich bin recht begierig auf die Ausführung dieses Wunsches, den gewiß alle redlichen Männer und guten Bürger mit mir theilen. Am Schluß kommt noch eine höchst wichtige und beherzigenswerthe Erinnerung vor; Hr. K., erhebt sich zum Propheten: „es wird in Deutschland so gehn wie in Frankreich, wenn die Fehmverbindungen so gleichgültig

behandelt werden, als Ludwig XVI. die seit 1788 aufkommenden geheimen Gesellschaften behandelte!

Und den Mordstrahl seh' ich blinken
Und das Mörderauge glühn,
Nicht zur Rechten, nicht zur Linken
Kann ich vor dem Schrecknis fliehn!

Die leibhafte Kassandra! Erwacht Deutschland jetzt nicht aus seinem Schlummer, so hat es sich selbst anzuklagen, wenn es in seinem Schooß alle Greuel entstehen sieht, die Frankreich zerrissen haben. Ehrenkronen und Ehrensäulen ist Deutschland dem Mann schuldig, der es so offenherzig über die Gefahren belehrt, von denen es bedroht wird; er verdient zum Großinquisitor aller Fehmverbindungen und zum Generalbündlerriecher durch ganz Deutschland ernannt und mit der Vollmacht versehn zu werden, besonders unsre Literatur von allen Auswüchsen zu reinigen, und statt des politischen Wustes, womit sie jetzt überschwemmt ist, ihr in anständigen Gesetzsammlungen, literärischen Noth- und Hülfsbüchern, treflichen Monatsschriften für die Polizei und alle ihre einzelnen Zweige, als da sind die Bündlerkunde, die Preßzwangslehre, die Paßvisirungswissenschaft u. s. w. u. s. w. Sammlungen von Rechtshändeln und Criminalfällen, wo besonders die Inquisitionsacten über die Bündler einen bedeutenden Raum einnehmen, Abhandlungen über die Dummheit der Deutschen, die Verbesserung des Nationalcharakters durch edlere Zusätze, staatsrechtlichen Untersuchungen über das Ceremoniale u. s. w. einen würdigen Spielraum anzuweisen!

Difficile est satyram non scribere: ich füge, nachdem ich den sogenannten Herrn K. bis an's Ende seiner Rezension begleitet und sie in ihr rechtes Licht gestellt habe, nur noch einige allgemeine Bemerkungen hinzu. Nicht der Kitzel mich in Dinge zu mischen, die mich unmittelbar nichts angehn, ist es, der mich veranlaßt, in dieser Sache die Feder zu ergreifen; es scheint mir die Pflicht eines jeden deutschen Mannes, der seine eigne Ehre und den Ruhm seines Volks liebt, laut zu erklären, daß ihm von solchen Verbindungen nichts bewußt sey, besonders derjenigen, die in ausgebreitetern Verhältnissen leben; ich habe eine nähere Veranlassung

da in diesen Insinuationen sehr unverholen auf einen treuen und herrlichen Mann, meinen vieljährigen Freund, gezielt wird, ja, da ich selbst die Grundsätze, die man als verderblich verschreit, seit lange bekannt und gelehrt habe: ich meine die Grundsätze von der Einheit des deutschen Volks, von der Nothwendigkeit eine deutsche Gesinnung und Deutschheit zu erwecken und zu befördern, von den Gefahren, denen wir von Frankreich ausgesetzt sind und der unzulänglichen Art, wie wir uns bis jetzt dagegen gesichert sehn, von der hohen Bedeutung, die den Preußen als den Vorkämpfern Deutschlands zukommt, von dem Bedürfniß einer auf historischen Gründen ruhenden repräsentativen Verfassung. Jene grundlosen Insinuationen können sehr schädlich wirken, wenn ihnen nicht gleich im Anfang laut und kräftig widersprochen wird; unser Erbfeind wird nicht unterlassen, dies alles recht hervorzuheben: schon fangen die Engländer an, in ihren Zeitungen ein großes Aufheben zu machen: sie kennen den Zusammenhang nicht, und daher rühren sie die ungereimtesten Dinge zusammen: so z. B. heißt es in the Times v. 19ten Oct. 1815. Nr. 9656., daß der Freiherr von Stein, Hr. Gruner, Hr. Jahn und Arnd den Tugendbund gestiftet haben und daß Hr. Schmalz und Hr. von Coeln, dem das Epitheton ornans notorious beigelegt wird, die Tendenz dieser Gesellschaft als nachtheilig für die Vorrechte des Adels darstellen, und was der Abgeschmacktheiten mehr sind. Ja das alte Großmütterchen, das in gedachtem Blatt der lieben Jugend seine politische Weisheit Tag für Tag zum Besten giebt, glaubt sich befugt, die Preußen zu warnen, daß sie doch ja nicht den Lehren einiger jacobinischen Schriftsteller Gehör geben mögen; — — — — — — — — — — — — *) es wird ihnen Hannover als Beispiel und Muster aufgestellt, dem sie folgen sollten!

---

*) We trust that the Prussians will in future be united with us in counsels as they have recently been in arms, but we should be much alarmed for the insecurity of such an union, if the jacobin doctrines of some of the recent German writers were to gain ground in that coun try. Times, 1. Nov. 1815.

Damit die Verläumder verstummen und sich nicht länger hinter die elende Vorspiegelung zurückziehn, daß wer das Wort ergreift, sich wohl getroffen fühle, müssen alle laut werden, und namentlich diejenigen, von denen schon die bloße Vermuthung der Theilnahme an irgend einem solchen vorgeblichen Vereine unter dem ganzen Kreise ihrer Bekannten als eine lächerliche Ungereimtheit erscheint; übrigens giebt es wirklich eine deutsche Gesellschaft und die Idee derselben hat Arndt in seinem: „Entwurf einer deutschen Gesellschaft, Frkft. a. M. 1814" entwickelt: eine deutsche Gesellschaft, die keine andern Weihen, Gelübde und Geheimnisse hat als die deutsche Liebe und Treue, und deren Art und Leben alle Augen sehen und alle Ohren hören dürfen, deren Zweck ist, Verbannung und Vertilgung der französischen Art und Sprache, Belebung deutscher Art und deutschen Sinnes, Erweckung deutscher Kraft und Zucht, und Erneuerung der alten und jungen Erinnerungen, die unsre Geschichte verherrlichen. Warum haben die Ankläger nicht dieser Schrift gedacht, in welcher die Idee einer deutschen Gesellschaft deutlich und unumwunden ausgesprochen ist: aber hier fand sich kein Stoff zu Verdrehungen, zu heimlichen Andeutungen, zu verstohlnen Winken, weil die Sache, deren Ausführung wünschenswerth wäre, die sich aber doch vielleicht auf einem kürzern Weg erreichen läßt, mit klarer und biedrer Offenheit hingestellt ist.

Die Ueberzeugung soll in allen Herzen fest wurzeln, daß die Fürsten an der Spitze des Volks stehend, auf's innigste mit demselben verbunden sind, daß ihre Würde und Heiligkeit desto größer ist, je treuer und wahrer sie die edelsten Bestrebungen, das Ideal des Volkes ausdrücken, oder wenn ich so sagen darf, es gleichsam persönlich darstellen: daß nichts so frevelhaft und gottlos sey, als jeder Versuch dieses ewige Band aufzulösen, als das sykophantische Geschrei, das in dem frischen und freien Regen der Geister, welches immer das Zeichen eines kräftigen und unerschlafften Volks ist, irgend eine Gefahr für die heiligsten Rechte wittert; nirgends ist die Ruhe eines Staates mehr gesichert, als wo sich ein edleres Volksleben entwickelt hat, als wo geläuterte Ansichten über die Bedeutung des bürgerlichen Vereins und seine Würde allgemein herrschend geworden sind. Den Ideen soll man

ihren Lauf lassen: ist denn die Erfahrung der ganzen Geschichte nicht zu der Ueberzeugung hinreichend, daß es ein eitles Unterfangen sey ihren Flug zu hemmen? Man kann sie mit äußern Mitteln für den Augenblick unterdrücken, aber sie sprengen das Gefäß, worin man sie einzuschließen sucht und schlagen mit verdoppelter Stärke hervor; Gedanken werden nur von Gedanken überwältigt und die Gährung der Meinungen und Ansichten mag noch so groß und gewaltig seyn, die thörichten, die grundlosen, die verwerflichen werden sich absetzen und ausscheiden, nur das Rechte und Wahre wird sich erhalten und in ein wahrhaft geistiges Eigenthum verwandeln.

Nachschrift.

Unläugbar giebt es einige Leute, die den Glauben an das Daseyn einer strafbaren geheimen Verbindung eifrigst zu befördern und zu unterhalten suchen. Zur Ehre des gesunden Menschenverstandes bemerke ich jedoch, daß ihre Zahl ungemein klein ist, und vielleicht reduziren sie sich auf einen Einzigen, den in den Rezensionen in der Hallischen und Jenaischen Literaturzeitung, in den Anzeigen im Hambnrger Correspondenten und namentlich in dem jüngst in einem Blatt desselben abgedruckten Schreiben aus Berlin vom 2ten Dez. herrscht eine solche Aehnlichkeit der Darstellung, ein solcher Mangel an aller Congruenz, eine solche Verwirrung der Begriffe, daß ich mich moralisch überzeugt halte, an allen drei Orten spreche nur Einer und derselbe.*) Der

*) Der Zeitungsartikel lautet folgendermaßen: Die kürzlich erschienene Schrift des Gouvernementsraths Koppe über „Geheime Vereine" erregt hier das allgemeinste Interesse. Der Verf. hatte, wie er bemerkt, zur Zeit der Stiftung des Tugendbundes besondere Gelegenheit „tiefe Blicke in das Wesen dieses Bundes zu thun," und dabei die gefährlichen Elemente" dieses Bundes kennen zu lernen; er rechnet zu denselben „den Grundsatz, seine Zwecke um jeden Preis, ja selbst gegen den Willen der Regierung, durchzusetzen, allenfalls selbst durch momentan-anarchischen Gebrauch der Nationalkraft," und bemerkt, daß dieser Grundsatz „frevelnd in's Leben getreten sey." Diese Aeußerungen eines so vollwichtigen Zeugen, verbunden mit der Darlegung des wei-

Mann macht es ungefähr wie jener Advokat, der einen jungen Menschen, den eine Dirne beschuldigte sie geschwängert zu haben, und der die Anschuldigung in 2 Instanzen abläugnete, durch den Spruch aus der lateinischtn Grammatik zu überführen suchte: zwei Verneinungen bejahen. — Er bedient sich nämlich des wunderlichen und einzigen Kunststücks die Schriften, die sich auf's bestimmteste gegen die Sage von geheimen Verbindungen erklären, als Zeugniß dafür anzuführen: in der Hallischen Literaturzeitung machte er es so mit der Schrift des Hrn. G. St. R. Niebuhr und hier — mit der Abhandlung des Hrn. Gouvernementsraths Koppe, die, beiläufig, nicht „über geheime Vereine", wie der Briefsteller angiebt, sondern „die Stimme eines preußischen Staatsbürgers in den wichtigsten Angelegenheiten der Zeit veranlaßt durch die Schrift des Hrn. Geh. R. Schmalz über politische Vereine" betitelt ist; es ist daher sehr natürlich, daß von geheimen Vereinen wenig oder eigentlich gar nicht darin die Rede ist.

Herr Koppe äußert sich wie jeder besonnene und verständige Mann gegen den Tugendbund und alles Ordenswesen: nun ist er dem Briefsteller flugs ein vollwichtiger Zeuge: wie aber diese Aeußerungen, verbunden mit der Darlegung des weitern Wirkens dieser geheimen Verbindungen in der Schrift die neuesten Ereignisse, den literarischen Streit über geheime Verbindungen beendigen sollen, kann ich nicht einsehn: mich dünkt, er muß jetzt erst anfangen, denn nun erst kommen die Ankläger mit Beweisen, deren Nichtigkeit und Erbärmlichkeit zum Theil von selbst einleuch-

---

tern Wirkens dieser geheimen Verbindungen, auch nach ihrer befohlenen, zum Schein dem Aeußern nach erfolgten, Auflösung, in der Schrift; „die neuesten Ereignisse," worin unter andern bemerkt ist, daß man sich 1812 der Papiere der Häupter des geheimen deutschen Bundes bemächtigte, darin den Plan, Deutschland zu einer Republick zu machen, gefunden habe, beendigen wohl so ziemlich den literarischen Streit über geheime Verbindungen. Die so lange verborgene Wahrheit liegt nun am Tage; niemand dürfte wohl wagen, sie weiter zu läugnen. Die Statuten des Bundes, so wie die des neuen deutschen geheimen Bundes, sind dazu gedruckt, welche den ganzen Plan enthalten und entdecken.

eet, zum Theil von mir dargethan ist: sie müssen also sie entweder vertheidigen oder ihre schlechte Sache selbst aufgeben. Herr Koppe sagt S. 11 sehr wahr: „Wie denn auch überhaupt in einer Fehde dieser Art jede anonyme Theilnahme durchaus verwerflich ist, weil sie ein Mißtrauen verräth des Schreibers in sich selbst und in die Reinheit seiner Absicht oder auch ein Mißtrauen in die Gerechtigkeit des Königs oder in die Gerechtigkeitspflege des Staats."

Um dem Briefsteller Gelegenheit zu geben, sich zu verantworten und die Sache worauf es ankommt in's Reine zu bringen, stelle ich ihm folgende Sätze entgegen, von denen jetzt allein die Rede ist:

1) Es ist durchaus unerwiesen, daß der Tugendbund nach seiner, wie er behauptet, dem Schein nach erfolgten Auflösung fortgedauert habe.

2) Der ungenannte Verfasser der „neuesten Ereignisse" u. s. w. hat über die Sache nicht das mindeste beigebracht, was Beachtung verdient: er stellt sie dar nach bloßen Conjecturen, wie den Zusammenhang der Universitätsorden mit einem vorgeblich deutschen Bunde, u. s. w. Er spricht übrigens auch nur von einer Partei, die aber bald mit einander in Zwietracht gerathen ist. Ich wiederhole es, daß ich mich hier auf keine Widerlegung der ganzen Darstellung in jener Schrift einlasse, die ich gradezu für durchaus schief und verfehlt halte, sondern nur bei den Puncten stehn bleibe, die nach den Anklägern eine entscheidende Beweiskraft haben sollen; der angeführte Vf. sagt, jene Verbindungen werden, so lange Frankreich noch nicht gedemüthigt und Deutschland constituirt ist, ohne Form und Namen in denselben Gesinnungen fortdauern; das muß ihm, sobald er beweisen kann, daß die Ueberzeugung von dem Unglück, das Frankreich über Deutschland gebracht und der Nothwendigkeit einer treuen und aufrichtigen Vereinigung der Deutschen ihnen angehörte, Jedermann zu geben; allein so lange nur Gesinnungen ohne Form und Nahmen vorhanden sind, kann von keinem Bunde die Rede seyn, der ohne beides ein reines Unding ist, deswegen ist auch die folgende Stelle, „daß die Verbindungen, die nicht Statt finden, doch mitwirken, mitsprechen wollen" baarer Unsinn.

3) Ueber die im Jahre 1812 weggenommenen Papiere

hab' ich früher gesprochen: nur hab' ich nicht vernommen, daß sie deutschen Bundeshäuptern angehört haben: hoffentlich wird darüber der verdienstvolle Mann, der dabei am nächsten interessirt ist, die nähere Auskunft geben. Aus einem unter denselben gefundenen Aufsatz geht hervor, daß der Verfasser die Republik für die beste Regierungsform für Deutschland halte. Die Paar Zeilen, die weiter angeführt werden, sind nach beliebter Weise vermuthlich wieder aus dem Zusammenhang gerissen: man kann daher nicht klug daraus werden: auf jeden Fall aber ist klar, daß daraus nicht auf die entfernteste Weise ein Plan hervorgeht, Deutschland zu einer Republik zu machen, wie der Briefsteller sagt.

4) Aus allen Verdrehungen, Mißverständnissen, Klatschereien, die die Ankläger zusammenkneten, geht keine Wahrheit hervor: nur soviel, daß es ihrer Behauptung an allem Grunde fehlt und das Ganze bis auf weitern Beweis ein Hirngespinst sey.

5) Ein Bund, dessen Statuten gedruckt und dessen Plan entdeckt ist, ist kein geheimer mehr und kann unmöglich irgend eine Wirkung haben.

F. R.

VI.

An E. M. Arndt. *)

Frankfurt am Mayn, September 1814.

Deutscher Freund von deutschen Ehren,
Laß uns hier am freien Rhein
Seine schönste Flasche leeren,
Wie im muntern Jugendschein
Unsrer frohen Greifentage **),
Die wie eine heitre Sage
Hell mir vor der Seele stehn.
Anders, Bruder! sind die Zeiten,
Und sie fordern auf zu streiten,
Daß wir nicht zu Grunde gehn:
In dem Raum von kurzen Jahren
Ist, was sonst nur Säkeln sehn,

*) Der vorhergehende Aufsatz veranlaßt mich die folgenden Zeilen, die ich vor einem Jahre schrieb, hier beizufügen; schon damals zeigten sich Spuren von der Thätigkeit der Auflaurer; sie wagten es noch nicht recht laut zu werden: hoffentlich werden sie, wenn sie das einstimmige Urtheil des ganzen Vaterlandes vernehmen, auf immer verstummen.

**) Anspielung auf einen gesellschaftlichen Verein, im J. 1802 in Greifswald, für welchen Arndt verschiedene Lieder gedichtet hat.

Furchtbar durch die Welt gefahren;
Allen Höllengeistern schien
Fast die Erde Preis gegeben:
Und der traurigste Ruin
Drohte allem freien Leben;
Doch die Rettungsstunde schlug:
Als der helle Glanz von oben
Neu das Herz empor gehoben
Sank der schmähliche Betrug;
Halte aus, troz Tück und Listen
Die im schwarzen Schooß der Nacht
Hämisch die Verräther rüsten;
Gott der rechte Helfer wacht;
Er, der uns bisher geführet
Und das Werk, das er begann
Mit dem schönsten Kranz gezieret,
Und verwirrt der Thoren Wahn
Wird auch ferner ob uns walten,
Daß wir Deutsche Mann für Mann
Uns zu einem Volk gestalten,
Das den Franzen trozen kann!
Immerhin mag Neze spinnen
Die verhaßte wälsche Brut,
Und auf neue Ränke sinnen:
Unverzagt bleibt deutscher Muth.
Was wir uns durch Noth und Blut,
Durch den felsenfesten Glauben
Abgekämpft der Hölle Wuth,
Kann uns kein Verhängniß rauben,
Keine Tücke, kein Verrath;
Mit der Noth kommt auch die That.
Dieser Zeiten stolze Wunder
Wirken wie ein stiller Zunder
Der der Frommen Herz entflammt;
Eitler Wahn, den Geist zu lähmen,
Der Begeistrung Glut zu zähmen,
Die aus freien Seelen stammt.
Mögen sie mit Beil und Hammer
Aengstlich all den alten Jammer
Sich bestreben aufzubau'n;

Er versinkt zu Schutt und Trümmern
Wenn die hohen Sterne schimmern,
Denen gläubig wir vertrau'n;
Wenn zu der Verräther Grau'n,
Göttlich sich die Geister regen
Und in ihrem tiefsten Grund
Die Gemüther sich bewegen.
Dann verstummt des Klüglings Mund.
Zu einander fliehn die Guten
Und aus den vereinten Gluten
Leuchtet überall der Brand
Rettend durch das Vaterland!
Ja das Heil ist aufgegangen,
Und das brünstigste Verlangen
Deutscher Herzen ist gestillt:
Die Getrennten stehn sich näher
Und der deutsche Busen schwillt
Nach den tapfern Thaten höher;
Deutscher Sinn und deutsches Schwert
Hat auf's Neue sich bewährt:
Neu eröfnet braust die Quelle,
Und daß sie zum Strom erschwelle,
Wackrer Kämpfer, kämpfe fort:
Gegen den Betrug der Hölle
Sichert einzig uns das Wort,
Frei und kräftig ausgesprochen
Das, der Freiheit höchster Hort,
Joch und Ketten oft zerbrochen;
Beßre Zeiten dämmern auf,
Teufel fliehen vor dem Kreuze
Vor dem Sonnenlicht die Käuze
Und den angefangnen Lauf
Kann kein Bund der Schlechten hemmen,
Kann den großen Strom nicht dämmen.
Neugebohren ist die Zeit
Und nicht irdisch sind die Preise
Die wir in des Lebens Kreise
Brachten aus dem hohen Streit;
Herrlich lebt in freien Herzen
Fester Glaube, frischer Muth:

An den dunkeln Todtenkerzen
Zündete sich Lebensglut:
Gott ist unsers Heiles Gründer
Und das Werk, das er gepflegt
Stürzet nicht der Wahn der Sünder,
Der nur Sylben zählt und wägt:
Der mit nüchternen Papieren
Wähnt den Weltgeist einzuschnüren,
Der sich allgewaltig regt.
Muthig also in die Schranken,
Rastlos auf das goldne Ziel:
Wo viel tausend Edle sanken
In dem düstern Lanzenspiel,
Wollen wir nicht zagend wanken;
Um des Siegers Schläfe ranken
Sich die Palmen lind und kühl;
Wenn die Schlechten und die Feigen
Deckt mit ihrem tiefsten Schweigen
Ewig die Vergessenheit,
Glänzt im hellsten Licht der Zeit
Noch der Name wackrer Streiter;
Und ihr Wirken greifet weiter,
Dient dem Bau der Ewigkeit!

F. Rühs.

VI.

Fortschritte der Cultur unter den eingebohrnen Amerikanern.

a) Der indische Prophet. *)

Onondaga, 23. Aug. Am letzten Sonntage starb in der Festung Onondaga ein Häuptling der Alleganies, der in dem ganzen Lande als der indische Prophet wohl bekannt war. Die den Einfluß kennen, den die Predigten dieses Mannes auf das Betragen der Nationen mit Ausnahme der Oneida's gehabt haben, können seinen Tod nur für eine strenge Fügung Gottes ansehn. Eine kurze biographische Skitze von diesem außerordentlichen Wilden, kann dem Publikum nicht anders als angenehm seyn. Während der funfzig ersten Jahre seines Lebens zeichnete er sich nur durch seine Dummheit und viehische Völlerei aus. Vor etwa 13 Jahren, da er eben seine Pfeife anzündete, fiel er plötzlich auf seine Matte (Bunk?) worauf er grade saß, zurück und blieb 6 oder 8 Stunden hindurch in einem Zustand der Unbesinnlichkeit; seine Familie hielt ihn für todt: es wurden Vorkehrungen getroffen ihn zu beerdigen, aber als man ihn von seiner Matte entfernen wollte, erwachte er wieder. Seine ersten Worte waren: „seid ruhig, ich habe den Himmel gesehn: ruft das Volk zusammen, damit ich ihm sage, was ich gehört und gesehn habe.“ Nachdem der Stamm sich in seinem

*) Aus einem amerikanischen Blatt in the times 18. Oct. 1815.

Hause versammelt hatte, berichtete er, daß ihm vier schöne junge Männer erschienen, die durch den großen Geist vom Himmel gesandt waren, und die ihm folgendermaßen anredeten: „der große Geist ist über euch und alle rothe Männer böse, und wenn ihr nicht sogleich euch der Völlerei, des Stehlens, der Lügen u. s. w. enthaltet, sollt ihr nie in den schönen Ort eintreten, den wir euch jetzt zeigen wollen." Er behauptete, daß er darauf von diesen jnngen Leuten nach dem Thor des Himmels geführt worden sey, das geöfnet war, doch war ihm der Eingang nicht erlaubt: er war über allen Begriff und alle Beschreibung schön. Die Bewohner schienen ganz glücklich zu seyn; er durfte drei bis vier Stunden bleiben, und ward darauf von denselben jungen Männern zurückgeführt, die beim Abschied versprachen, daß sie ihn jährlich besuchen wollten, und ihm befahlen, alle Indianer von dem, was er gehört und gesehn habe, zu unterrichten. Er besuchte unverzüglich die verschiedenen Indianerstämme in Westen der vereinigten Staaten mit Ausnahme der Oneida's. Sie setzten sämmtlich ein unbedingtes Vertrauen in seine Versicherungen und verehrten ihn als einen Propheten. Die Folge war, daß sie aus schmutzigen, trägen, der Trunkenheit ergebenen, elenden Wesen, ein reinliches, betriebsames, nüchternes und glückliches Volk geworden sind. Der Prophet hat nach seinem Vorgeben, fortdauernd alle Jahre regelmäßige Besuche von diesen himmlischen Boten erhalten; gleich nachher besuchte er seinerseits die verschiedenen Stämme. Er war auf einer dieser jährlichen Reisen zur Zeit seines Todes. Es verdient bemerkt zu werden, daß er der Friedensprophet genannt ward, im Gegensatz gegen den Bruder Tecumseh, der der Kriegsprophet hieß.

b) **Bericht über die Fortschritte der Cultur in den indianischen Niederlassungen an den Flüssen Alleganey und Cattagarues, (meist in dem Staat Pensylvanien südlich vom See Erie) bekannt gemacht von der jährlichen Zusammenkunft der Quaker in Philadelphia.**

Der Ausschuß der Freunde, der mit den indischen Ange- Angelegenheiten beauftragt ist, ward aufgefordert, den ge-

dachten Indianern einen Besuch zu machen, um zu sehn, was für Fortschritte sie seit 1803 gemacht hatten und um den Zweck durch freundschaftliche Unterredungen mit ihnen über Gegenstände, die zu ihrem Wohl beitragen könnten, zu befördern. Wir gingen am 1sten Sept. 1806 ab, kamen in der Mitte des gedachten Monats an und fanden die Indianer meist mit nützlicher Arbeit zu Hause beschäftigt. Da zwei von uns den meisten von ihnen bekannt waren, verursachte unsre Ankunft große Freude. Als wir längs der von der Commission zu Tunessassa gegründeten Niederlassung vorüber kamen, erstaunten wir über die in den letzten 3 Jahren von den Indianern gemachten Verbesserungen: denn ungeachtet unsrer großen Erwartungen, hatten sie durch Anstrengung und Aufmerksamkeit alle unsre Vorstellungen übertroffen. Der Anblick der Dinge war in der That angenehm; er zeigte von steigender Betriebsamkeit und Oekonomie, und diente zum Beweise, daß unsre Arbeit nicht umsonst gewesen war. Selbst die von ihnen angelegten Wege sind sehr gut gemacht und übertrafen die, die wir unter den Weissen an der Gränze bemerkten, weit. Sie hatten bei unserm letzten Besuch beinahe 100 neue Häuser aufgeführt: die meisten von 2 Geschossen; sie sind sehr gut aus gehauenen Balken zusammengesetzt, an den Ecken sehr perpendiculär und geschickt zusammengefügt. Einige sind mit getäfelten Thüren und steinernen Kaminen versehn: viele haben sogar gläserne Fenster. Ihre Ländereien sind mit guten Gehegen eingeschlossen, die sieben bis zehn Querhölzer (rails) hoch sind: die in diesem Herbst gesäete Menge Korn war viel größer als je vorher und hatte im Ganzen ein gutes Aussehn. Mehrere Indianer haben Waizen, Hafer, Buchwaizen, Kartoffeln, Rüben, Bohnen, Kürbisse, Gurken und mehrere Arten Melonen gepflanzt. Sie haben eine Anzahl Pferde und einen guten Vorrath von Hornvieh und Schweinen. Die Gebäude sind mit wenigen Ausnahmen das Werk ihrer Hände, und die Geschicklichkeit in einigen mechanischen Künsten ist ihrer Betriebsamkeit im Ackerbau gleich.

Der obige Bericht schildert die Fortschritte, die ein Stamm der Seneca's in der Entwilderung gemacht hat: er giebt denen, die an seiner Wohlfahrt Theil nehmen, eine große Ermunterung, in einer Unternehmung fortzufahren,

die so ganz berechnet ist, die Glückseligkeit des menschlichen Lebens zu vermehren; besonders erfreulich ist es, daß die Bemühungen der Freunde die Beschwerlichkeiten, denen sonst das weibliche Geschlecht beim Ackerbau und sonst ausgesetzt war, vermindert haben: denn in ihrem frühern wilden Zustand scheint die lästigste Feldarbeit, die Herbeischleppung des Holzes u. s. w. das Loos der Weiber gewesen zu seyn; die Männer unterstützen sie entweder höchst selten oder gar nicht. Aber ungeachtet sie weniger im Felde arbeiten, sind sie deswegen nicht müßig. Einige haben die Bereitung der Seife gelernt, um die Reinlichkeit zu befördern, andre verstehn das Spinnen und Stricken, und aller Wahrscheinlichkeit nach werden in kurzer Zeit ihre Sitten eben so sehr verändert seyn als die der Männer. Beide Geschlechter waren in ihren Personen, Kleidungen und Häusern reinlicher als zur Zeit unsres letzten Besuchs.

Es giebt noch eine Menge andrer Stämme, deren Fortschritte sehr beträchtlich sind, und jeder billigen und vernünftigen Erwartung entsprechen. Wir fanden uns am Cattaragues eben so sehr befriedigt als am Alleganey, obgleich die Fortschritte nicht so groß waren; die Niederlassungen liegen theils mehr entfernt, theils sind sie von späterem Ursprung.

Es ist sehr merkwürdig, daß die Indianer, unter denen wir uns bemüht haben, die Künste des gebildeten Lebens auszubreiten, fast allgemein den Gebrauch der starken Getränke aufgegeben haben; etwa zwei oder drei von den Ansiedlern am Alleganey ausgenommen, hat der ganze Stamm sich ihrer seit etwa 4 Jahren ganz enthalten und so viele andre. Unsre Mehl- und Sägemühlen am Alleganey sind sehr nützlich. Die Bevölkerung nimmt wegen dieser Veränderung in der Lebensweise sichtbar unter den Indianern zu; und sie schienen einer guten Gesundheit zu genießen.

Der Ausschuß, der seit einigen Jahren diesem wichtigen Gegenstand große Aufmerksamkeit geschenkt hat, erwähnt in einem schriftlichen Bericht an die Hauptversammlung, daß nach den Nachrichten von den zu Tunessasa angesiedelten Freunden und den Versicherungen mehrerer Mitglieder, die die Niederlassung im September besuchten, unter den Eingebohrnen ein ermunternder Fortschritt im Acker-

bau und einigen mechanischen Künsten, so wie in der Regelmäßigkeit des Lebens und der Sitten unverkennbar sey; letzteres wird durch die Hülfe unsrer Freundinnen, die unter ihnen sind, ungemein befördert; einige indianische Mädchen und Frauen haben große Lust bezeugt, von den Freundinnen unterrichtet zu werden. Die Commissarien hatten auf ihrer letzten Reise keinen einzigen Indianer gesehn, der im geringsten berauscht war. Ein Beweis von einer Umwandlung, den diejenigen allein vollkommen schätzen können, die mit der frühern Unmäßigkeit und den entsetzlichen Folgen derselben, die unter diesen unsern lang vernachläßigten Mitgeschöpfen herrschte, bekannt sind. (Aus dem European Magazine, Bd. 59. S. 356.)

Zeitschrift
für
die neueste Geschichte,
die Staaten- und Völkerkunde.

Drittes Heft. September 1815.

I.

Wünsche und Hoffnungen eines Rheinländers *).

Das was ein Volk hofft, das was es wünscht, geht hervor aus dem, was es ist. Das was es ist, aus dem was es war.

Deswegen sey zuerst in der Kürze erzählt, die Geschichte dieser Lande.

1.

Zu den Zeiten der Römer bewohnten die ripuarischen Franken — unterhalb dem Siebengebürge, — die Ufer des Rheins.

---

*) Dieser Aufsatz ist als Handschrift gedruckt zu Paris bei Firmin Didot, 1815, 32 S. 8. Wir hoffen, daß der neue Abdruck, wozu uns ein Freund des Verf. die Einwilligung desselben verbürgt hat, nicht unwillkommen seyn werde. Es ist gewiß in dieser Zeit äußerst wichtig, daß die Wohlgesinnten und Verständigen überall das Wort nehmen, und auf die Bedürfnisse und Wünsche der Völ-

dem Adel und der Geistlichkeit gehörten, und als solche steuerfrei waren.

Im ganzen Erzstifte Kölln waren nur drei silberne Pflüge.

„Er pflügt mit einem silbernen Pfluge," sagte man von einem Bauer, der 100 Morgen als Eigenthum bebaute. — Um die Urbarmachung wüster Gründe zu befördern, hatte einer der Churfürsten verordnet: daß jeder silberne Pflug ein Drittel seiner Steuern als Nachlaß erhalte.

3.

Als in neuerer Zeit die großen Erschütterungen Frankreichs ihre Kreise über ganz Europa verbreiteten, so waren diese Länder die ersten, welche unter ausländische Herrschaft kamen. Es war im Jahre 1794.

Die Wünsche nach einer freien Verfassung waren allgemein. — Die Abschaffung des Zehnten, die Aufhebung der Steuerfreiheit, die Aufhebung der Klöster, und eine allgemeine Religionsfreiheit, das war es, was damals die Gemüther bewegte, und viele glaubten, daß das Heil von Frankreich ausgehen würde.

Auch war eine Zeitlang die Rede davon, daß diese Gegenden, unter dem Namen einer rheinischen Republik, zu einem besondern Staate vereinigt werden sollten.

Dieses geschah nicht. — Die Länder wurden mit Frankreich vereinigt. Die Klöster wurden aufgehoben, ihre Güter verkauft. Die ungeheure Masse von Grundeigenthum, welches in todten Händen war, wurde verkauft, vertauscht, vertheilt. — Keine bürgerliche Familie von Vermögen versäumte es, die Gelegenheit zu benutzen und Grundeigenthum zu erwerben, — oder das bereits erworbene zu vermehren, und jetzt, nachdem der Vortheil mit den silbernen Pflügen aufgehört, ist ihre Zahl im Erzstifte von 3 auf dreihundert gestiegen.

Die Aufhebung der Steuerfreiheit und die Aufhebung des Zehnten, — der lebhafte Verkehr der im Verkaufen, im Theilen und theilweise Verkaufen der Güter entstand, veranlaßten eine Menge neuer Ansiedelungen und neuer Ehen, und seit dem Jahr 1794 war, ungeachtet der erhöhten Ab-

gaben und ungeachtet der Conscription die Bevölkerung und der Wohlstand im Steigen.

Der Landmann war deswegen der neuen Regierung gewogen. Auch war es der Protestant, der seit der neuen Ordnung der Dinge, gleiche Rechte mit seinen katholischen Glaubensgenossen erhalten, und jetzt, da er öfter der Wohlhabendere war, — auch öfter Antheil an der Verwaltung erhielt.

4.

Die endlosen Kriege des Kaisers ermüdeten endlich die Völker. — Die Abgaben wuchsen, so wie die Kriege unglücklich geführt wurden. Die Conscriptionen nahmen alle junge Mannschaft weg.

Die Einführung der Einregistrirungsbücher, die Einführung der vereinigten Rechte — die kostbare Gerichtsordnung, wodurch 9 Zehntel aller Einwohner ausser dem Gesetz waren, — die Besetzung der ersten Stellen durch Ausländer, denen dann jedesmal ein Heer von Vettern und Verwandten folgte, — die Zurücksetzung der Eingebornen, — alles dieses erzeugte und vermehrte die Abneigung gegen die Franzosen: und als endlich sich der Himmel im Jahre 1812 und 1813 gegen sie zu erklären schien, so erwachten die Bewohner dieser Gegenden langsam aus dem Zustande der Hoffnungslosigkeit, der seit einem Jahrzehend fast auf allen Völkern von Europa lag. Sie empfingen die Alliirten als ihre Befreier mit offenen Armen.

Zweifelhafte Gerüchte über das Schicksal der verkauften Klostergüter beunruhigten viele Familien. Auch waren die Kriegslasten schwer, auch mußte eine provisorische Regierung, der das Land und der die Einwohner fremd waren, mancherlei Irrthümer begehen. — Dieselben Personen, die sich zu den Franzosen gedrängt, drängten sich zur neuen Regierung.

Lange schwebten diese Gegenden in der Ungewißheit, welchem der germanischen Stämme sie sollten zugetheilt werden.

Endlich grüßte sie der König als ihr Herrscher. Er sprach einfache, redliche Worte zu ihnen, und ihre Herzen huldigten ihm mit Ehrfurcht und Liebe.

5.

Seit Jahrhunderte hatten unsere Lande ihre Stände und ihre Landtage. — Der Adel, damals der wichtigste und größte Gutsbesitzer, vertrat das Volk. — Auch schickten die Städte Deputirte zu den Landtagen. Diese bildeten hier die zweite Kammer.

Alles dieses hatte sich in der Zeit überlebt, und ging in der Zeit unter.

Als der König in seinem Patente zu uns sprach, da sagte er; „daß er seine neue Provinzen gesetzmäßig regieren würde, und daß das Volk durch seine Stellvertreter Antheil an der Gesetzgebung, Antheil an der Bewilligung der Steuern nehmen solle."

Dieses königliche Wort drang bis in die Hütten des Landmanns. — Es war ein Wort des Heils und der Freude, in einer Zeit, die viele Opfer gefordert, die noch welche fordert.

Nicht ohne Trauern sah das Volk wie bald nachher das königliche Wort, wie es ihm schien, mißverstanden wurde. Wie bei der Erbhuldigung in Achen, die Stellvertreter des Volks, nicht vom Volke gewählt, sondern von der Regierung bezeichnet wurden, — und wie der große Moment unbenutzt vorüberging, wo in einer verhängnißvollen Zeit, der neue Regentenstamm und das Volk sich innig mit einander verbinden sollten.

Unsere Herzen hatten dem Könige gehuldigt, als er in seinem Patente, einfache und treuherzige Worte zu uns sprach; als er sagte: „daß er die Gefahr der Läge und die Gefahr der Zeit nicht unerwogen gelassen, als er sich entschlossen, diese ihm zugetheilten Lande mit seiner Krone zu vereinigen."

Auch wir hatten einen ernsten Blick auf unsere Lage geworfen und auf die Gefahr der Zeit.

Auch uns schien es, daß unser Heil nur in der Stärke berühe; und unser Wunsch war die Verbindung mit jenen germanischen Stämmen, in denen sich in der neuesten Zeit so ein herrliches öffentliches Leben entwickelt, und an deren Spitze ein Fürst steht, der seine Stärke und die seines Volkes im Urim und Tummin sucht, im Licht und im Recht.

Auch uns schien es, daß nur ein Volk stark sey, das so innig mit seiner Fürstenfamilie zusammengewachsen, wie die alten Erblande des preußischen Staates, und daß in schweren Zeiten nur ein solches Volk solche Opfer, solche Kräfte, solche Thaten zeigen könne.

Deswegen wollten wir uns so gerne innig und herzlich mit unserm neuen Herrscherstamme verbinden — wollten so gerne dem Könige auf germanische Weise huldigen — redlich und herzlich, so wie er redlich und herzlich zu uns gesprochen.

Blöde standen wir in Achen vor der leicht aufgeschlagenen Bühne und sahen wie das Fest fast ein französisches wurde; ohne deutsche Herzlichkeit und Fülle des Lebens — wie die Feder das Wort führte — wie Worte gesprochen wurden, die Niemanden rührten, und wie nach französischer Weise, den folgenden Tag in den Zeitungen verkündet wurde, wie doch alles so gar herrlich gewesen.

Unser Auge sah in die Zukunft.

Unsere Trauer war nicht bitter — sie war ernst. Wir hatten unter den Franzosen gesehen, wie gefährlich es ist, wenn die Regierung sich selber huldigt; — wenn die Zeitungen der Regierung dasjenige ohne Maaß loben, was die Regierung gethan — und auch das — was die öffentliche Meinung getadelt.

Wir hatten gesehen, wie hiedurch die Bande zwischen Regierung und Volk lose werden. — Wie der Geist und das innere Leben entflieht, wie der Staat eine Mumie wird, deren Staub zusammenfällt, wenn ihn Außendinge berühren.

Wir wußten, daß wir schweren Dingen entgegen gingen — solchen Tagen, an denen die Völker gewogen werden — und wir fürchteten, wir und die Regierung möchten dann nicht fest genug in einander gegossen seyn, und zu leicht befunden werden.

Diese Tage kamen, ehe der Mond seinen Umlauf vollendet. — Viele wurden zu leicht befunden, und hätten die welche bei Ligny und Belle-Alliance ruhen, nicht das Schicksal des Tages entschieden, so hätte man auch in Achen am zweiten Theile gesehen, daß alles auf französische Weise gegangen.

In diesem französischen Wesen ist kein Heil und keine Sicherheit für die Völker. Dieses fühlten wir, dieses wars, was uns kümmerte.

Und dem redlichen Herzen des Königs, dem dürfen wir es wohl anvertrauen, was unsere Herzen gekümmert.

6.

Und das sind nun die Wünsche und Hoffnungen unseres Volkes.

Schwere Zeiten haben wir erlebt; vielleicht erleben wir noch eben so schwere.

Nach so großen Bewegungen kommen die Dinge nur langsam zur Ruhe — wie dieses die Reformation, wie dieses die niederländischen Unruhen bewiesen.

Auch in Frankreich sind die Dinge noch nicht da, wo man hoffen kann, daß sie bleiben. Die Regierung ist geändert — die Grundsätze scheinen es nicht zu seyn. — Man verfolgt noch, so wie sonst Zwecke; statt, ohne Eigennutz nur das Rechte zu wollen; — und da scheint es nicht unwahrscheinlich, daß das was wir für das Ende des Drama halten, nur das Ende eines Aktes ist.

Wenn in einer so verworrenen Zeit, Gott einem Volke gnädig ist, so giebt er ihm einen Fürsten von redlichem Herzen und aufrichtigem Gemüthe.

Denn Redlichkeit und Aufrichtigkeit ist das, was die Menschen verbindet — was das Band der Gesellschaft gründet, was den Bund zu einem menschlichen macht.

Dasselbe Gefühl des Rechts, was in der Brust des Königs wohnt, wohnt in der Brust des geringsten in seinem Volke, und indem sein königlicher Mund ausspricht, steht er als ein Mittelpunkt da, an den sich Millionen anschließen.

Jede Verfassung ist gut, die eine rechtliche ist, — die die Regierung und das Volk innig verbindet, und so innig, daß nie etwas Fremdes von außen, zwischen sie eindringen kann — die mit der Zeit fortschreitet und nicht in sich selber veraltet, und zur leblosen Mumie wird — die im Volk eine große Kraft erzeugt, und die der Regierung das Vermögen giebt, diese Kraft weise zu lenken und auf einen Punkt zu richten.

Despotische Staaten, wie die des Morgenlandes, geben

die größte Einheit der Regierung. Allein jede Kraft im Volke erlöscht — das Leben erstirbt, und am Ende unterliegen sie kleinen, aber kühnen Völkern; wie die Perser den Griechen.

Reine Volksverfassungen, wo in jedem Augenblick das Volk seine eigene Regierung ist — wo die Landgemeine an dem Tage, wo sie den Beschluß faßt, ihn auch ausführt; in diesen erzeugt sich, wie die Geschichte lehrt, die größte moralische Kraft. Nur solche haben Tage wie die Griechen zu Thermopylä — wie die Schweizer zu St. Jakob an der Birsch.

Und doch sind auch diese Tage vorüber gegangen und die Völker sind der Zeit gewichen.

Nur in kleinen Staaten kann sich diese Kraft erzeugen, nur in ihnen kann sie geleitet werden, wenn ein Themistokles oder ein Jtel Reding an der Spitze des Volkes steht.

Doch bleiben diese Blüthen menschlicher Kraft immer köstlich, da sie zeigen, was das Gemeinwesen, was das geliebte Vaterland aus den Menschen zu bilden vermag.

7.

Was ist die Weisheit der Staaten?

Immer das Recht wollen.

Alles geht nach ewigen Gesetzen. Diese regieren so die physische, so die moralische Welt.

Ein scharfes Auge erkennt in den verwickelten Bewegungen des Himmels, in dem verworren scheinenden Planetenlauf, die einfachen Gesetze der allgemeinen Schwere; — und es vermag die vergangenen Zustände des Himmels zu deuten, und die kommenden vorher zu sagen.

Ein Auge das schärfer ist, erkennt eben so in der Weltgeschichte die allgemeinen Gesetze der sittlichen Natur des Menschen, die in jedem Jahrhundert und unter jeder Länge und Breite dieselben bleiben.

Diese wirken als constante Größen im mannichfaltigen Planetenlauf, und hierdurch entsteht jene Herrschaft der Dinge, die am Ende jede menschliche besiegt, die ihr entgegen arbeitet.

Die frommen Hirtenvölker des Morgenlandes erkann-

ten diese Gesetze schon in den frühesten Zeiten — so wie sie unter dem ewig heiteren Himmel von Bagdad, die mannichfaltigen Bewegungen der Gestirne auch schon frühe erkannten. In einem unschuldigen Auge, in einem frommen Gemüthe, spiegelt sich klar das Leben und die Welt; und das was diese Hirten in ihren heiligen Büchern gelehrt, enthält mehr Lebensweisheit, als alle Schriften von Machiavelli bis auf uns.

Sie lehren alle: daß nur das Gute dauere, daß das Böse selber den Keim seiner Zerstöhrung in sich trage, — und daß die Weisheit in keinem Leibe wohne, so der Sünde unterworfen.

Die Geschichte unserer Tage, wo die waltende Gerechtigkeit Gottes so sichtbar über die Erde geht, wo die Stolzen gedemüthigt und die Traurigen getröstet sind, — hat aufs neue diese Herrschaft des Guten bestätigt.

8.

Und was ist das Rechte für den Staat? —

Das was den Menschen veredelt — was seine sittliche Anlagen entwickelt — was den Menschen zum Menschen — den Staat zum Staate macht.

Gott hat den Menschen nach seinem Bilde gemacht, so lehret die Schrift.

Der Bettler und der König stehen mit gleichem Rechte vor dem Throne des Ewigen, — vor dem Throne dessen, der keinen Nahmen hat; der da ist, der er war, der er seyn wird.

Der Mensch will eine rechtliche Verfassung, nicht allein ihres Werthes wegen, sondern wegen seiner Würde.

Das ist es, was die Zeit jetzt bewegt.

Das Rechtliche der Verfassung beruht auf dem Grundgesetze zwischen dem Volke und dem Fürsten — nach welchem jenes gehorcht.

Der Mensch gehorcht gerne und willig dem Gesetze; — er ehrt sich als vernünftiges Wesen, indem er gehorcht. — Nur das Gesetz vermochte jene Thaten und jene Inschrift zu erzeugen, die man einst auf den Gräbern jener Griechen las, die mit dem Leonidas fielen:

Wandrer gehst du nach Sparta: so sage: daß
wir hier liegen,
Wie das Gesetz es befahl.

Der Willkühr gehorchen, ist Merkmahl der Knechtschaft.

9.

Es ist der Wunsch unseres Volkes, daß seine Stellvertreter vom ganzen Volke gewählt werden, und daß sich in ihnen, der Schwerpunkt der physischen und moralischen Kraft der Nation befinde.

Eine Stellvertretung hat nur dann Werth, wann sie stark ist. — Sie ist nur dann stark, wann sie wirklich die Nation darstellt.

Am Rhein liegt die physische und moralische Kraft des Volks im Mittelstande; in dem Stande, dem Gott weder Reichthum noch Armuth gegeben, und der durch beide nicht verdorben ist. Auch ist er, wenn das Volk gezählt wird, der Zahlreichste.

Eine wahre Stellvertretung wird das Volk bekommen, wenn in jeder Gemeine die Hausväter unter sich den Zwanzigsten zum Wahlmanne wählen. Wenn ein jeder wählbar ist, der mehr als 10 Thaler Steuern bezahlt.

In Frankreich sind nur wählbar, die 1000 Franken Steuern bezahlen; — also nur die Reichen — also in vielen Gemeinen und in vielen Kantonen kein Mensch.

Jeder Hausvater sollte das Recht haben seine Stimme zu geben. Der, der einem Hause vorsteht, sollte auch Antheil an der Regierung haben; sey dieser Antheil auch noch so entfernt, auch noch so geringe.

Ist jeder wählbar, der über 10 Thaler Steuern bezahlt, so ist kein fleißiger, kein ordentlicher Bürger ausgeschlossen; weil Fleiß und Ordnung immer zu einem solchen Vermögen führen, daß eine Besteurung von 10 Thalern veranlaßt.

Wenn jeder Wahlmann jährlich einen Thaler in die Casse der Stände bezahlt, so macht dieses auf eine Million Bevölkerung, ungefähr 10,000 Thaler, da die Wahlmänner ungefähr 1 vom Hundert der Bevölkerung ausmachen. Aus dieser Casse können die Stände alle ihre Ausgaben be-

streiten, und so in allen ihren Gliedern unabhängig von der Regierung bleiben.

Versammeln sich die Wahlmänner aller Gemeinen eines Kantons im Hauptorte desselben, und wählen unter sich wieder den Zwanzigsten, so würde dieses ungefähr 10 Wahlherren für den Kanton geben.

Diese bildeten etwas ähnliches von dem, was in der Schweiz der große Rath des Kantons ist. Diese Wahlherren wählten dann mit den Wahlherren der übrigen Kantone, die Deputirten des Kreises für den Landtag.

Das Volk wird vielleicht anfangs die Wichtigkeit dieser Wahlen nicht allgemein einsehen. Allein so wie es sich durch diese Wahlen immer mehr gewöhnt an den öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen, so wie sich sein öffentliches Leben verbessert, so werden auch die Wahlen sich von Jahr zu Jahr verbessern.

Wesentlich scheint es zu seyn, daß jeder germanische Stamm seine Eigenheiten behalte, die sich aus seiner frühern Verfassung, aus seinen Sitten und Rechten entfalteten.

Schon Möser eiferte vor 40 Jahren gegen das Generalisiren der Regierungen, gegen das über ein Modell regieren aller Provinzen; gegen dieses Zerstöhren des innern Lebens der Stämme, wo Stubengelehrte und Schreiber das leichtsinnig ändern, was die Weisheit der Väter in langen Jahren aufgebaut.

Frankreich hat hierin ein warnendes Beispiel gegeben. Dieser Mangel an innerem Leben in diesem Volke, stammt aus den Zeiten Richelieus, der alles nivellirte. Die Philanthropisten in der Revolution haben es vollendet, indem sie durch die Departemental-Einrichtung alle Rechte und Gewohnheiten der einzelnen Stämme auseinander rissen und alle gleich machten.

Damals hielten wir dieses für Weisheit. Wir glaubten, daß dieses zu einer Einheit führe, die das Ziel jedes Staates seyn solle. Die Erfahrung hat gezeigt, daß diese Einheit, diese Gleichheit das innere Leben der Völker tödtet.

In den nördlichen Provinzen unseres Reichs, die von Stämmen bewohnt werden, welche sächsischen oder slavischen Ursprungs sind, dort liegt der wahre Schwerpunkt von der physischen und geistigen Kraft des Volkes vielleicht in

anderen Ständen, als in den Landen am Rhein, und sie bedürfen vielleicht eine etwas andere Einrichtung bei ihrer Vertretung.

Jede Vertretung ist gut, die Form mag seyn welche sie will, wenn sie nur den wahren Schwerpunkt des Volkes in sich schließt, und wenn sie so eingerichtet ist, daß dieser sich immer in ihr findet, auch wenn die fortschreitende Zeit ihn in andere Stände bringt.

10.

So wie im Körper das Blutader und Pulsadersystem jedes für sich besteht, so muß auch im Staate die Volksvertretung und die Regierung jede für sich bestehen, und völlig abgesondert seyn.

Es ist fehlerhaft, daß in Frankreich die Volksrepräsentanten zugleich Minister sind. — Niemand kann zwei Herren dienen. — Sie haben die Meinung gegen sich, daß sie dem am besten dienen, der sie am besten bezahlt. Das Volk hat kein Zutranen zu seinen Stellvertretern, und mit dem Zutrauen fällt der schönste Theil der Vertretung weg. Auch können sie in einem Staate, wo das persönliche Interesse jedes allgemeine überwiegt, sehr gefährlich werden, durch den Einfluß den sie auf die andern Repräsentanten haben, weil jeder sich gerne dem Collegen Minister gefällig erzeigt, indem er hofft, daß dieser in ähnlichen Fällen zu allen Gegendiensten bereit sey.

11.

Wenn von der einen Seite, die Regierung keinen Einfluß auf die Vertretung des Volks hat, so muß von der andern die Vertretung des Volks keinen auf die Regierung haben.

In keinem Falle können die Stände ein Gesetz vorschlagen, oder die Regierung veranlassen, eines vorzuschlagen. Auch sie müssen nie Blutader und Pulsader zu gleicher Zeit seyn wollen.

Es ist fehlerhaft, was wir in benachbarten Staaten gesehen, daß die Stände sich das Recht vorbehielten, der Regierung ein Gesetz vorzuschlagen, und wenn es in drei verschiedenen Jahren vorgeschlagen, und von der Regierung verworfen war, daß es dann doch Gesetz war.

Dieses heißt den einfachen Gang der Natur aufheben. Wenn die Stände das Recht haben, die Abgaben zu bewilligen, dann haben sie Mittel genug, die Regierung an die Wünsche des Volks zu erinnern. Und sollte die Regierung auf die Wünsche des Volks keine Rücksicht nehmen, dann würde sie sich bald, wie in England, in der Minorität befinden.

Man muß eben so gut voraussetzen, daß die Stände fehlen können, wie die Regierung. Man muß sogar voraussetzen, daß beide zusammen fehlen können. Keine Weisheit des Gesetzgebers kann voraussehend verhindern, daß etwas, was vom Menschen ausgehe, nicht menschlich fehle.

Nicht dieses muß man verhindern wollen, sondern nur das: daß nie zwischen der Regierung und dem Volke eine Kluft entstehe, in die sich Fremdes eindrängen könne.

Und dieses wird verhindert, wenn Regierung und Volk, jedes genau die Marken seines Rechts erkennt, und wenn sie sich wechselseitig zwingen, genau diese Marken zu halten.

Jeder kann innerhalb seiner Marken fehlen und irren; allein er fehlt und irrt gesetzmäßig, und weil es gesetzmäßig ist, so entsteht kein Zwiespalt zwischen Regierung und Volk.

Auch können beide zu gleicher Zeit irren. Die Regierung kann ein Gesetz vorschlagen, und die Stellvertreter es annehmen, was jene nicht vorschlagen, diese nicht annehmen sollten.

Allein auch hierdurch entsteht kein Zwiespalt. Die Folgen des Fehlers werden sich offenbaren — denn die Natur ist ewig gerecht — und keinem Zeitalter wird es an Einsicht fehlen, noch an gutem Willen, begangene Fehler zu verbessern.

So etwas kann man immer ganz ruhig der guten Menschennatur überlassen.

12.

Die Weisheit der Regierung, die das Ganze übersieht, kennt und leitet, schlägt die Gesetze vor.

Die Stände billigen oder verwerfen, nach ihrer redlichen Ueberzeugung.

Redliche Uneigennützigkeit ist die Haupttugend eines Landstandes.

Das rege Leben, was die Vertretung durch Stände in den Staat bringt, und dann der Zwang, den die Stände der Regierung auflegen, immer gemäßigt in ihren Unternehmungen zu seyn, und dadurch sich und den Staat zu erhalten, dieses ist der große Vortheil den Landstände geben, die vom Volke gewählt sind. Das große Zutrauen, daß solche Stände genießen, macht es dann möglich, daß in Zeiten der Noth, alle Kräfte, alles Vermögen des Volks in die Hände der Regierung gelegt wird, wodurch dann jedesmal das Vaterland gerettet wird. **Noch nie hat ein Volk untergelegen, daß sich mit seiner ganzen Kraft vertheidigte, und das keine Partheien unter sich hatte.**

Redliche, uneigennützige Liebe des Vaterlandes ist die Haupttugend der Stände.

Nicht so sehr ist es ihre Weisheit. Denn eine Versammlung von 300 Menschen, ist selten weiser als eine von drei, wie dieses an allen Akademien der Wissenschaften zu sehen. Auch lehrt die Erfahrung aller Zeiten, daß ein Einzelner leichter ein Buch der Weisheit schreibt, als eine Gesellschaft.

Das Volk wird bald einsehen, daß es nicht allein kluge, sondern auch redliche Männer wählen müsse. Solche, die dem Manne im Lande Uz gleichen, von dem in der Bibel steht: **daß er schlecht und gerecht gewesen, gottesfürchtig, und das Böse vermieden.**

13.

Dann ist der Wunsch unseres Volks, daß die Regierung keine aus fernen Provinzen schicke, und diese in den Landen am Rheine, zu Amtleuten und Landpflegern stelle. Es ist sein Wunsch, daß die Regierung Eingebohrne des Stammes wähle, und solche die im Lande angesessen und begütert sind.

In der Franzosen Zeit, war das immer die Klage, daß die Präfekten aus fernen Provinzen gesandt wurden, daß sie im Lande weder einheimisch noch begütert seyn durften, damit sie ein um so sicherers, ein um so blinderes Werkzeug in der Hand des Mannes wären, der die Völker so ge-

drückt. Sie liebten das Land nicht, sie suchten nicht sein Bestes, sie suchten nur das ihre.

Das Volk hatte den Argwohn gegen sie, daß sie nicht allein die Befehle blind ausführten, die sie erhielten, sondern daß sie auch mehr thaten als ihnen aufgegeben, besonders in den Conscriptionen, um sich bei der Regierung beliebt zu machen.

14.

Das sind die Wünsche unseres Volkes, und das seine Aussichten.

Das redliche, ernste Gemüth des Königs ist der Anker unserer Hoffnungen; der Anker, an dem eine chaotisch bewegte Zeit einen Stützpunkt findet.

Deutsche Treue ist der andere Anker unserer Hoffnungen.

So wie der Friede schon im Kriege eintreten muß, so muß die Verfassung schon da seyn, ehe sie geschrieben ist.

Bei uns ist nicht der unselige Argwohn, der in Frankreich herrscht, daß die Regierung jetzt so wie sonst, nichts suche, wie unumschränkt zu regieren, daß die Achtung gegen das Volk nicht aufrichtig sey, daß sie, so wie alle vorigen Regierungen, eine Kammer haben wolle im Sinne der Regierung, daß sie deswegen die Wahlherren nicht durch die Urversammlungen habe wählen, sondern durch die Präfekten ernennen lassen, und daß alles nur Komödie sey, und ohne Redlichkeit, wie immer.

Der Argwohn vergiftet alle menschliche Verbindungen. Die Schlauheit tödtet alle gute Gefühle. Die Bösen erwachen, der Glaube hört auf; der Haß entzündet sich, die Partheien bewaffnen sich; die Bürgerkriege entbrennen, und brennen fort, bis die Stätte leer gebrannt ist. Das ist der Gang der Natur. Das ist die Herrschaft der Dinge.

15.

Ein berühmter Weltweiser unseres Volkes sagte: „Wenn man die verschiedenen Schulen der Weltweisen aller Zeiten durchgehe, so finde man, daß sich die Wahrheit immer denen geoffenbaret, die sie mit redlichem Herzen gesucht.“

Dasselbe findet man, wenn man die verschiedenen Ver-

fassungen der Völker durchgeht. — Was das Rechte sey, hat sich immer den Staatenbegründern und den Staatenbeherrschern offenbaret, die mit redlichem Herzen darnach gerungen, es zu finden und darzustellen.

16.

Auch den Völkern wird das Rechte erscheinen, wenn sie es ernstlich suchen.

Und was ist das Rechte für die Völker?

Jede Verbesserung auf redlichen Wegen suchen und es nie vergessen, daß jede Verbesserung, durch das kleinste Unrecht erkauft, immer zu theuer ist.

Auch für die Völker gilt, so wie für die Individuen, Lord Horions Wort: Der Weg ist das Ziel.

So fochten vor 400 Jahren Schweizerlandleute für ihr gutes Recht, und für eine reine Sache. Steuerten aber dem, dem sie steuern mußten, zehndeten dem, dem sie zu zehnden hatten.

Das machte das Unglück der französischen Revolution, daß der Weg zur Freiheit oft so unsittlich war, daß sie so oft dem jesuitischen Grundsatze folgten, daß der Zweck die Mittel heilige.

Da mußte dann bald jede böse That, sich fortzeugend immer wieder selbst gebähren. Denn das ist ihr Fluch den jede in sich trägt.

Wenn es wahr ist, was viele Schriftsteller versichern, daß die Ausgewanderten, mit Hülfe von fremden Golde, viele böse Thaten veranlaßt, um desto sicherer die junge Freiheit zu verderben, so fiel ein großer Theil der Schuld auf die andere Seite.

Aber wehe dem, der wenn die Freiheit im Kraisen ist, die Sünde hinschickt, um das Göttlichgebohrne zu tödten. Die Rache kommt langsam, leise und finster so wie bei Herodes, nach der Aussage von Flavius Josephus.

17.

Und welche Zukunft liegt vor uns?

Fragen wir die Franzosen, so meinen sie: „daß wir derselben Revolution entgegen gingen wie sie; daß sie sich darauf verständen, eine Revolution zu beurtheilen, weil sie

25 Jahre in einer gelebt, und daß wir uns noch weniger verständigen würden, und noch mehr verwirren wie sie, und das schon deswegen, weil wir das Zeitwort hinten setzen."

Gut gemeint mag dieses wohl alles nicht seyn. Es ist ihnen verdrießlich, daß sie, ungeachtet sie das gebildetste und klügste Volk der Erde sind, so wenig seit 25 Jahren von dem zu Stande gebracht, wonach sie gestrebt. Doppelt verdrießlich ist's ihnen, wenn der Deutsche mit seinem schlichten Sinne und seiner einfältigen Treue jene bürgerliche Freiheit erreichte, wonach sie vergeblich getrachtet.

Auch erinnern sie sich aus Montesquieu, daß die Völker jedesmal in bürgerlichen Bewegungen ihre größte Kraft entwickeln, und dieses ist von Seiten der Deutschen, nicht sonderlich erfreulich für sie, da sie immer noch hoffen, daß wenn auch die Zeiten von Bonaparte nicht wiederkehren, so würden es doch wohl die von Ludwig XIV.

Das was Frankreich im Jahre 1789 bewegte, das bewegt jetzt Deutschland. Hierin haben sie recht.

Allein diese Bewegungen der Zeit, finden in Deutschland ein andres Volk und andre Fürsten.

Daß die französische Revolution, die in ihrem Anfange so gerecht war, eine so unglückliche Wendung nahm, und statt der Freiheit, den größten Despotismus auf den Thron setzte, den die Erde noch gesehen, das hat wohl vorzüglich in folgenden Ursachen seinen Grund: 1. In dem allgemeinen Hange des Volks zur Komödie, der sie antrieb, mit den ernsthaftesten Dingen so lange Komödie zu spielen, bis sie lächerlich gemacht waren. 2. In dem Hange zur Unwahrheit; in der Neigung des Volks, Lügen zu glauben. 3. In dem allgemein herrschenden Eigennutz, der jeden antreibt, Stellen und Geld zu suchen. Das Volk hatte seine Stellvertreter immer im Verdacht, daß wenn sie vom Wohl des Vaterlandes sprachen, sie nur an ihr eigenes dachten. — Nur wenige hatten den Muth, arm und redlich zu bleiben. Die meisten folgten dem allgemeinen Hange, möglichst viel zu erwerben, und ihr Leben auf Leibrenten zu setzen. 4. In der Sprache, die biegsam gegen jede Uebertreibung ist; und in der beschaulichen Eitelkeit des Volkes, die jeden antreibt, sich selber reden zu sehen. 5. In der Gegenwirkung eines ausgewanderten Adels, im Schwanken des Königs zwischen

diesem, und dem Volke, und dem Mistrauen, das hieraus entstand. Eendlich 6. in dem Unglück, in dem sich das Reich durch die Zerrüttung seiner Finanzen, und die Demoralisirung seiner Beamten befand.

In Deutschland ist dieses anders. Der Deutsche ist ernsthaft, und entheiligt das Ernsthafte nicht durch Possenspiel. Er hat eine natürliche Neigung zur Wahrheit und zum Rechten. Lügen, und Lügen glauben, ist ihm fremd. Seine Sprache ist wenig geneigt zur Uebertreibung. Er ist uneigennütziger wie die Franzosen; weniger arm, weil er nicht diese Gier nach Genuß hat. Ohne Religionsspott, weil die Freiheit des Denkens, seit Luther, bei ihm gesetzmäßig ist.

Und endlich findet diese große Zeit das Volk und das Heer in seinen schönsten Siegen, in seinen fröhlichsten Tagen. Wiedergeboren in allen seinen Theilen, ohne innere Parteien und ohne Gegenwirkung, und an seiner Spitze einen Fürsten, von dem das Volk unbedingt glaubt, daß es ihm unmöglich sey, eine Unwahrheit zu sagen. Sogar die Franzosen meinen, daß dieses allein schon die Lage Deutschlands ganz anders mache.

Aenderen wir in der französischen Revolution bloß den Umstand, daß das Volk Ludwig XVI. nicht im Verdacht gehabt, daß er es anders meine, und daß er heimlich einen Revers ausgestellt, in welchem er gegen alles protestirte, was er öffentlich gegen die Rechte der Royauté thun mußte, so war der Gang der Revolution anders; so gelang es der Anarchie nicht, eine Zeitlang durch den Schrecken zu herrschen, und so gelang es Bonaparten nicht, sich des Ganzen zu bemeistern.

Die Völker fallen nur dann in die Anarchie, wenn sie sich betrogen glauben, sie kommen nie dahin, so lange sie einem andern vertrauen, der für sie denkt und regiert. Nur dann fangen sie an für eigene Rechnung zu denken, Gesetze zu geben und auszuführen, wenn sie glauben von der Regierung und von ihren Ständen hintergangen zu seyn. Die Verwirrung, die aus dieser Vermischung von Befehlen und Gehorchen entsteht, wird ihnen zuletzt selber unerträglich und sie werfen sich dann, wie die Geschichte lehrt, leicht einem klugen Despoten in die Arme, der den Augenblick

schlau benutzt und gewissenlos genug ist, die Freiheit eines verwirrten Volkes zu morden.

So wie die Natur den Schwachen auf den Starken anwies, das Kind auf die Mutter, so wies sie den Blinden auf den Sehenden an, und Moses sprach schon in seinen Gesetzen, den Fluch über den aus, der den Blinden einen unrechten Weg führte.

18.

Die Zukunft der Völker liegt in der Hand Gottes. Doch scheint die Morgenröthe uns einen schönen Tag zu verkünden.

Geschrieben in Paris, den 5. September 1815.

J. F. Benzenberg.
Gutsbesitzer am Rheine.

II.

Wie gerieth Torgau im Jahr 1813 in die Gewalt Bonaparte's?

So offenbar auch der letzte große Rettungskrieg geführt wurde, so öffentlich auch die Haupt-Thatsachen jedermann bekannt sind; so giebt es doch noch einige Ereignisse, die in der geschichtlosen Dunkelheit begraben liegen. Schon mehr Mal ist die obenstehende Frage aufgeworfen worden. Es giebt darüber allerdings wichtige Urkunden, und als Einleitung zu diesen, stehe hier folgende Rede des General Thielemann in Torgau an seinem Geburtstage 1813 vor der Schlacht bei Lützen gehalten.

„Meine Herren! Wenn Sie mein Herz durchschauen könnten, so würden Sie sich tief überzeugen, daß die Bescheidenheit unter den wenigen von der Natur mir verliehenen Gaben, nicht die letzte sey. Mit einer wehmüthigen Niedergeschlagenheit stehe ich vor Ihnen, da ich einen Tag, dem ich nie einen andern Werth zutrauen konnte, als welchen er für diejenigen hat, denen ich Versorger und Vater bin, heute von der Armee und den Edelsten derselben, ja von einem respektabelen Theile der Nation, der Torgauer Bürgerschaft, zu einem öffentlichen gemacht sehe, und die Rührung unterdrückt meine Worte.“

„Viele unter Ihnen, meine Herren, würden den Platz, auf welchen ich jetzt zu stehen die Ehre habe, mit eben so

viel, ja größerem Erfolg, mit eben so viel Würde, mit eben so viel Vertrauen erfüllt haben, als ich; — Gott und mein Schicksal aber wollten, daß ich es von Ihnen sey, der in dem jetzigen so wichtigen Momente, wie deren die Geschichte kaum in mehreren Jahrhunderten darbietet, sich an Ihrer Spitze befände. Nur der Gedanke, meine Herren, daß die Feier dieses Tages nicht mir, nicht meiner Persönlichkeit, sondern der Gleichheit unserer Gesinnung in diesem wichtigen Momente gelte, nur dieser Gedanke giebt mir Muth, zu Ihnen zu sprechen. — Wollen Sie es mir zuschreiben, daß wir heute in der uns angebornen deutschen Muttersprache unsere Gefühle austauschen können, ohne nöthig zu haben, es kärglich in fremder Mundart zu thun, wollen Sie es mir zuschreiben, daß wir uns heute allein, ohne scheue Rücksichten auf fremde Beobachter aus Grund des Herzens mittheilen können, wollen Sie mir es endlich zuschreiben, daß unser allergnädigster König allein Herr in Torgau sey, so will ich es annehmen, denn mit Vorsatz und Besonnenheit und nicht ohne große Verantwortlichkeit auf mich zu nehmen, habe ich dieses vorbereitet, und hierdurch für jeden unter uns die Gelegenheit befördert, auf Herrmanns und Winkelrieds Bahn seinen Namen in das Buch der vaterländischen Geschichte zu schreiben. — Allein hierdurch ist auch mein Loos unwiederruflich bestimmt, ich kann nicht mehr für Frankreich fechten, denn abgesehen davon, daß jenseits des Rheins für mich keine Verzeihung mehr ist, so würde, diese Verzeihung nur hoffen geschweige annehmen zu wollen, mich diesseits des Rheins der Zahl der niedrigsten Verräther zugesellen."

„Doch, wenn mir der heutige Tag als ein Tag des allgewaltigen Schicksals erscheint, an welchem mir Ihre Liebe und Vertrauen diese Erklärung abzwingt, so sey vor allem der Schwur erneuert, das uns anvertraute heilige Pfand, die Festung Torgau, nur ihm unsern geliebten König zu erhalten, oder uns unter deren Trümmern begraben zu lassen. Schon ist unser König uns wieder nahe, und bald wird es einer besseren, ja der einzigen der heiligsten Sache gelten, der Sache der deutschen Freiheit. — Vor allem fern sey von uns aller Uebermuth, alle schändliche Sicherheit und leichtsinnige Hoffnung; treten wir auch jetzt mit erprobtem

Muthe, gereifter Kriegserfahrung und derjenigen Zuversicht in unserm Handeln und Thun in die Schranken, welche Zuversicht zu haben dem geprüften Mann wohl ziemt, so wollen wir doch nie vergessen, daß es unsere Lehrer in der Kriegskunst waren, gegen welche wir fechten möchten. Aus diesem Pokale, der unsers geliebten Königs Bildniß trägt, trinke ich also

auf unsers Königs Wohl,
auf Deutschlands Freiheit oder
einen Tod wie einst Leonidas!"

III.

Der Feldzug in Norwegen 1814.

Von

einem norwegischen Officier.

Aus dem Dänischen.

Als im J. 1814 die Norweger sich weigerten, mit Schweden in eine Vereinigung zu treten, erwartete man einen Kampf der Verzweiflung; Niemand stellte sich vor, daß ohne alle entscheidende Schläge die bloße Erscheinung der Schweden hinreichen würde, um den großen Entschluß wankend zu machen, den sie so feierlich ausgesprochen hatten. So eben ist ein Bericht über den Feldzug erschienen, unter dem Titel: Feldtaaget i Norge 1814, af en norsk Officeer. Christiania 1815. 62 S. S. 8. Unser letzter Feldzug, sagt der Verfasser wird sowohl ausserhalb als innerhalb des Vaterlandes auf eine Art beurtheilt, die weder dem Heer noch dem Volke Ehre macht. Um eine richtigere Ansicht über diese Begebenheiten zu verbreiten, hat er die Geschichte ans Licht gestellt, aus der wir einen gedrängten Auszug liefern; d. h. die eigentliche Geschichtserzählung, ohne die Operationspläne, die der Verf. vorschlägt und seine ausführliche Kritik über die Bewegungen und die Maaßregeln, die wirklich Statt fanden: es sind diese Ansichten für den Ausländer

von keinem Interesse, und ohne eine genaue Kenntniß des Locals läßt sich von ihrer Ausführbarkeit nicht urtheilen. Die Darstellung des Originals ist sehr vernachläßigt, was auch bei der Uebersetzung sichtbar ist. R.

Sobald Norwegen durch den Kieler Vertrag an Schweden abgetreten war, zeigte die Stimmung des Volks sich ganz gegen diese Vereinigung. Prinz Christian Friedrich machte eine Reise durch das Land nach Drontheim und fand überall die Gemüther den Schweden abgeneigt. Unterdessen ward ein Heer von etwa 30000 Mann im südlichen Norwegen zusammengezogen, das in der Abwesenheit des Prinzen vom General-Major von Staffeldt befehligt ward und die Schweden von allen Einfällen abhalten sollte. In der Mitte des Februars, nach seiner Rückkehr von Drontheim, erklärte sich Christian Friedrich als Norwegens einstweiliger Gebieter und berief einen Reichstag auf den 10ten April, der Norwegens Regierungsform für die Zukunft bestimmen sollte. Es war ein Hauptfehler, daß man den günstigen Augenblick, da ein bedeutender Theil des schwedischen Heers in Deutschland war, nicht zu einem Einfall in Schweden benutzte, und sich Gothenburgs bemächtigte *). Nachdem der Prinz sich zum Regenten von Norwegen erklärt hatte, ward ihm der Eid geleistet und in allen Kirchen des Landes ein allgemeiner Bettag angeordnet. Schwedische Bevollmächtigte erschienen nun, um auf die Vollziehung des Kieler Vertrags zu dringen, aber sie wurden mit Würde abgewiesen. Der König von Dänemark erklärte alle gebohrne Dänen, die ferner in Norwegen bleiben würden,

---

*) Die Idee mit 30000 Norwegern einen Einfall in Schweden zu machen, ist geradezu höchst abentheuerlich; es würde den Schweden sehr leicht geworden seyn, mit ihren Reserven, außer den in Deutschland befindlichen Truppen, noch 40000 Mann aufzubringen. Wagten die Norweger sich tiefer in Schweden hinein, so waren sie unfehlbar verlohren: denn ein solcher Einfall würde die Vaterlandsliebe und den Stolz der Schweden mächtig erweckt haben; es waren von den letzten Bewaffnungen her noch viele geübte Kriegsleute übrig, und eine so verwegene Unternehmung hätte da-

ihrer dänischen Unterthanenrechte verlustig. Ein Gesandter ward nach England geschickt, um den Entschluß des norwegischen Volks anzuzeigen und die Billigung und Unterstützung dieser Macht zu suchen. Im Mäy waren die Verhandlungen der Reichsversammlung beendigt und Prinz Christian Friedrich ward zum König von Norwegen erklärt. Das Volk leistete darauf öffentlich der Constitution und dem Könige seinen Eid und brachte in allen Kirchen dem höchsten Wesen seinen Dank für dieses Ereigniß dar.

Unterdessen blieb man ruhig: Abgeordnete der verbündeten Mächte trafen ein, mit denen verschiedene Noten gewechselt wurden; man schlug die Zusammenberufung eines Storthings (Volksversammlung) und einstweiligen Waffenstillstands vor. Hierauf wollten sich die Schweden nur unter der Bedingung einlassen, wenn ihnen die Festungen Fridrichsstadt und Fridrichstein eingeräumt würden. Die fremden Gesandten reisten endlich mit des Königs letzter Ant-

---

her durchaus mißlingen müssen, selbst wenn sie von erfahrnen und tapfern Kriegern unter heldenmüthigen Anführern unternommen wäre: wie viel mehr bei einem Heer, das aus lauter ungeübten Leuten bestand, die zum Theil einen guten Willen haben mochten, aber nie einen Feind gesehen hatten, das in jeder Hinsicht schlecht ausgerüstet war, an dessen Spitze die untauglichsten Anführer standen: die nicht einmal die außerordentlichen Vortheile zu benutzen wußten, die ihnen ihr eigenes Land darbot? Diese Gründe müssen jedem einleuchten und ich brauche daher wohl nicht weiter darauf aufmerksam zu machen, daß es geradezu wahnsinnig gewesen seyn würde, mit 30000 Mann auf verschiedenen Seiten auf eine Strecke von wenigstens 50 Meilen operiren zu wollen. Der Kampf den die Norweger bestehn wollten, war in jeder Hinsicht ungleich: es mag die Trennung von alten Verhältnissen traurig seyn, aber wenn eine freie und würdige Verfassung das höchste Glück eines Volks ist, das andre Nationen nur durch blutige und schreckliche Revolutionen, und furchtbare Kriege unter den drohendsten Erschütterungen errungen haben, so muß man gestehen, daß ein sehr gütiges Geschick über ein Volk gewaltet hat, das bei vielen treflichen Eigenschaften doch in der Muße und Unthätigkeit so vieler Jahrhunderte und dem Untergang aller politischen Bewegung in seiner Mitte in eine Erschlaffung versunken ist, aus der selbst eine entscheidende Katastrophe es nicht aufzurütteln vermochte. R.

wort auf die gemachten Vorschläge ab, gleich darauf begab er sich nach Moss: die Beurlaubten wurden einberufen: die fremden Bothschafter kehrten mit der Anzeige zurück, daß die norwegischen Vorschläge von den Schweden nicht angenommen wären und daß der Krieg unvermeidlich sey.

Die Armee war beim Anfang der Feindseligkeiten folgendermaßen aufgestellt und vertheilt: die Brigade Stafseldt, etwas über 8000 Mann stark, kantonnirte in Berg, Skinberg, Thunoe, Rakkestad, Eidsberg, Trögstad u. s. w. Die Brigade Hegermann, etwas über 7000 Mann, in Sörum, Ullensager, Eidsvold u. s. w.; das Corps von Krebs in der Gegend von Kongsvinger, etwa 2000 Mann. Das Rode'sche Corps, von etwa 1000 Mann, auf der Hedemark und in Elverum. Die sogenannte Reservebrigade unter General-Major von Arenfeldt, etwa 4000 Mann, stand in Christiania, Drammen u. s. w. Bei Fredriksvärn stand Generalmajor von Mailänder mit etwa 2000 Mann. — Außer diesen Truppenabtheilungen befehligte Oberstlieutenant von Stabell einen Vortrab von etwa 2000 Mann, der eine Linie von Krogfos in Ödland etwa bis Skotsborgsund gezogen hatte. Die Schweden waren mit starken Ausrüstungen zur See in den Häfen zwischen Gothenburg und Strömstadt beschäftigt. Sie zogen auch den größten Theil ihrer Truppen nach dieser Seite hinab, so daß man einen Angriff auf den südlichen Theil der Gränze vermuthen mußte. Sie beabsichtigten auch eine Landung an der Westseite; beide Entwürfe schienen unwahrscheinlich, weil sich schwerlich ein guter Erfolg erwarten ließ und sich in beiden Fällen große Schwierigkeiten darboten; wenn der Feind uns also nicht nach den Regeln der Kriegskunst angriff, muß man ihm diesen Fehler nicht gleich zum Vorwurf machen; oft kann eine solche Operation auf die Kenntniß gegründet seyn, die man von den feindlichen Anführern hat. So unwahrscheinlich der Angriff an der südlichen Gränze auch scheinen mußte, fand er doch wirklich Statt *). Am 25sten

*) Der Operationsplan der Schweden gegen Norwegen mußte sehr einfach seyn: sie mußten suchen sich der Haupthäfen zu bemächtigen; waren Drontheim, Bergen, Christiania genommen und hinreichend besetzt, so war die Eroberung vollendet: die Bewohner im Innern mußten sich von selbst unterwerfen. R.

Julius ward von der nordischen Flotille, die bei den Wallfischinseln (Hvalörne) aufgestellt war, gemeldet, daß man Bewegungen bei Strömstadt merke. Am 26sten ging die schwedische Flotte, die aus etwa 4 Linienschiffen, 4 Fregatten, einigen Briggs und 70 Kanonenbooten bestand, von Strömstadt aus. Da die unsrige bei den Wallfischinseln nur aus etwa 40 Kanonenbooten und Jöllen bestand, erhielt sie Befehl sich vor dieser Uebermacht gegen Walloe zurückzuziehen: was auch ohne Verlust bewerkstelligt ward. Der Feind landete darauf auf den Wallfischinseln. Norwegen hatte wohl 150 Kanonenboote und Kanonenjöllen außer 7 Briggs; es läßt sich nicht begreifen, was der größte Theil dieser Seemacht in Bergen, Drontheim, Christiansand sollte; und es war der erste Hauptfehler, daß unsre Flotte bei den Wallfischinseln nicht stärker war, um die schwedische Seemacht zurücktreiben zu können. Man könnte freilich sagen, daß die Besetzung der Wallfischinseln eben von keiner sonderlichen Wichtigkeit war: und dies ist auch in gewisser Hinsicht, nämlich auf Landoperationen, wahr; allein man muß bedenken, daß die Schweden dadurch in den Besitz von Häfen kamen, wodurch sie die Fahrt in der Bucht von Christiania leicht sehr erschweren konnten, alle Fahrt nach Fridrichsstadt und Fridrichsstein war abgeschnitten, und nachdem sie sich einmahl auf den Wallfischinseln festgesetzt hatten, war es schwer sie von denselben zu vertreiben; sie bedrohten endlich zu allen Zeiten die Ostküste von Christiania und hielten uns dort im Schach.

Sobald der Feind die Wallfischinseln besetzt hatte, ward gleich der größte Theil des Heers nach dieser Seite hinunter gezogen, weil man voraussah, daß der Angriff dem südlichen Theil der Gränze gelten würde und man zugleich wußte, daß er nur eine geringe Stärke in Wärmeland hatte. Da der Besitz von Krageröe für die Vertheidigung von Fridrichsstadt wichtig war, ward es mit 11 — 1200 Mann Fußvolk unter Oberstlieutnant von Hjerman's Befehl besetzt. Krageröe besteht aus lauter steilen Klippen und einigen sehr schmalen Thälern zwischen denselben. Eine Landung mit Kriegsfahrzeugen zu decken ist ganz unmöglich, weil die Vertheidiger hinter den Klippen in Sicherheit liegen und zwar ganz nahe am Strande. Fast der Hälfte dieses Stran-

des kann sich der Feind nicht nähern, da er auf der einen Seite von der Festung Fridrichsstadt und auf der andern von den Batterien bei Huth gedeckt wird. Die Insel hätte freilich noch stärker gemacht werden können, als sie von Natur ist, besonders wenn man eine Batterie gegen die kleine Insel Kjöigö angelegt hätte, die nur durch einen schmalen Sund von Kragerö getrennt ist, und die der Feind bereits am ersten Tage besetzte, als er Meister der Wallfischinseln ward; indessen erscheint doch die Eroberung der Insel bei einer solchen Besatzung als eine wahre Unmöglichkeit, wenn man einigermaßen ihre Beschaffenheit kennt.

Den 3ten August bei Tagesanbruch griff der Feind Krageroe in 3 Abtheilungen an: nämlich mit einer auf der südlichen Seite, einer in der Bucht von Futteröd und der dritten und stärksten hinter Langö. Sobald der oberste Befehlshaber diese Menge von Fahrzeugen erblickte, verlohr er den Muth, fand es unvernünftig sich mit einer so großen Uebermacht einzulassen, obgleich er, als man ihm vor wenigen Tagen Verstärkungen anbot, versicherte, sie nicht nöthig zu haben, und zog sich hinüber nach Fridrichsstadt und Onsö, ohne sich in ein Gefecht einzulassen und ohne daß ein Mann getödtet oder verwundet worden wäre. Auf solche schändliche Weise ward dieser wichtige Posten verlassen, ohne dessen Besitz es dem Feinde unmöglich gewesen seyn würde, sich Fridrichsstadt zur See zu nähern.

Am 3ten August Nachmittags gingen die schwedischen Kanonenboote den östlichen Einlauf nach Fridrichsstadt hinauf und beschoßen die Werke mit Kanonen. In der Nacht zwischen den 3ten und 4ten Aug. hatte der Feind verschiedene Haubitzen nach Kragerö hinaufgebracht und bewarf die Stadt von einigen Klippen, doch ohne Wirkung und ohne einen Mann zu tödten oder ein Haus in Brand zu setzen. Auch die Kanonenboote nahten sich ebenfalls wieder und beschossen die Werke. Während dieses unbedeutenden Schießens ward abwechselnd parlamentirt: unterdessen ward mit Schießen eingehalten, doch fuhr der Feind fort sich zu nähern. Die Kartätschen machten ein entsetzliches Geprassel, und darüber muß der Befehlshaber ganz den Muth verlohren haben, denn es ist leicht einzusehen, daß sie keine Wirkung haben konnten. Das Fort Isegram bestreicht vor-

nehmlich den Einlauf nach Fridrichsstadt: es war mit niedrigen Batterien versehen, die die Wasserfläche bestreichen konnten: sie waren mit Achtzehnpfündern besetzt, die aber auf allerhöchsten Befehl am Tage ehe der Feind die Wallfischinseln besetzte, Gott weiß wohin — transportirt wurden und hernach nach Svanesund hinaufkamen, wo sie versenkt wurden; noch waren 6 Achtpfünder auf Isegram, die eine sehr gute Wirkung würden gethan haben, aber da der Feind Kragerö genommen hatte, fand man, daß das Fort zu sehr ausgesetzt sey; es ward verlassen und die Kanonen wurden nach der Festung hineingebracht. Jetzt konnte der Einlauf nur von zwei halben Bastionen und dem Fort Königstein bestrichen werden und von dem letztern die ganze Zeit nur in einer langen Entfernung. So lange die Schweden noch weit entfernt waren, ging die Sache gut, allein da sie sich mehr näherten und die Kanonen der Festung eigentlich am wirksamsten seyn sollten, konnte man sie wegen der schiefen Lage der Werke nicht beschießen; auch hinderte die Vorstadt Waterland; man hatte nicht Entschlossenheit genug sie abzubrennen. Es war ein großer Fehler, daß man Isegram verließ. Das Fort liegt auf einer Insel, die von den beiden Ausflüssen des Glommen und einem dritten Arm, der sie von Kragerö trennt, gebildet wird. Der letztere kann freilich durchwatet werden, doch geht das Wasser bis an das Kinn; allein das Werk ist mit einer hinreichend hohen Bekleidungsmauer und Gräben, die größtentheils bestrichen werden, nebst einem bedeckten Wege versehen. Mit 200 Mann hätte es also sehr gut vertheidigt werden können. Isegram bestreicht auch vornehmlich Kragerö: für den Augenblick die einzige Stelle, von welcher der Feind sich näherte.

Am 4ten Aug. Nachmittags capitulirte der Commandant nach vielem Parlamentiren. In dem andern Artikel der Capitulation ist festgesetzt, daß die Besatzung kriegsgefangen seyn soll; allein an einer andern Stelle wird ein Waffenstillstand von einigen Stunden bewilligt, während dessen Jeder sich entfernen konnte: doch giebt der Commandant in seinem Bericht sich selbst als kriegsgefangen an. Da sich Niemand um den Ausmarsch bekümmerte, begaben sich die Leute, die nicht beim Feinde bleiben wollten, mit

ihrem Gepäcke auf dem Rücken, wie eine Heerde Schaafe nach Moss.

Der Besitz von Kragerö kann bei einer Belagerung von Fridrichsstadt dem Feind in so weit nützen, daß er den innern Raum der Festung beschießen, sie auch auf mehreren Seiten beschäftigen, und die Hülfsmittel nehmen kann, die Kragerö sonst darbietet: allein es ist eine Unmöglichkeit, an eine ordentliche Attacke von dieser Seite zu denken; sie nützt nicht einmahl zur Unterstützung eines Angriffs vom festen Lande, da dieser gegen eine Front geführt werden muß, die wegen der Lage von Königstein unangreifbar ist. Es ist wahr, Fridrichsstadt litt an vielen Dingen Mangel, die erfordert werden, wenn ein Ort eine ordentliche Belagerung aushalten soll. Man hatte auf eine unbegreifliche Weise die Festung von Kanonen, Pulver u. s. w. entblößt. Die Proviantmagazine waren auch nicht im Stande, um eine lange Blokade auszuhalten. Bombenfeste Stellen fehlten sowohl für die Besatzung, als die Vorräthe, und es war nichts geschehn, um sie auf andere Art zu ersetzen. Wäre also die Festung ordentlich eingeschlossen worden, so würde ein Bombardement, wobei die Häuser und Magazine verbrannten, sie zur Uebergabe gezwungen haben; die Besatzung, die ungefähr 1500 Mann stark war, war auch zu klein: das Doppelte würde kaum hinreichend gewesen seyn. Bei den Werken selbst waren auch verschiedene Fehler, von denen einigen doch leicht abgeholfen werden konnte. Die Unternehmung der Schweden beschränkte sich auf eine bloße Kanonade von der Seeseite: die Festung war gar nicht eingeschlossen; auf der linken Seite des Glommen stand kein Mann vom Feinde, und auf der Ostseite war er ebenfalls noch nicht angekommen. Die Brigade des Generalmajor Arenfeldt war bereits bei Onsö und im Kirchspiel Rode eingetroffen: der Commandant durfte ihn nur von seiner Lage unterrichten und ihn ersuchen, Glemmingen zu besetzen. Auf diese Art konnte man mit aller Ruhe zusehn, daß der Feind von Kragerö die Häuser in Friedrichsstadt in Brand setzte, die Besatzung so oft sie müde war, ablösen und die Geduld des Feindes nachdrücklich auf die Probe setzen. Auch die Bürger von Fridrichsstadt sollen versucht haben, Muthlosigkeit in der Besatzung, besonders der Landwehr hervorzu

bringen; diesem Uebel hätte aber durch ernsthafte Maaßregeln leicht vorgebeugt werden können.

Gleich nach der Uebergabe von Fridrichsstadt rückte die Arenfeldtsche Brigade vor, und besetzte Rolfs und Sannesund, nebst der Brücke bei Kjölberg. Auch von Enningdal näherte sich der Feind, und trieb die norwegischen Vorposten unter Capitän von Spörks Befehl zurück. Am 2ten Aug. griff der Feind den Capitän v. Sp., der sich bei Veen gesetzt hatte, mit großer Uebermacht wieder an, warf ihn abermahls und rückte gegen Gjelmung und nach Roden und Kjöl vor. Nachdem die Postirung bei Swinesund auf diese Art umgangen war, ward auch eine Colonne hinübergeschickt und Fridrichsstein auf diese Weise vollkommen eingeschlossen. Major von Butenschön, der das norwegische Jägercorps befehligte, ward darauf bei Gjelmung aufgestellt, und Oberstlieutnant von Stabell mit verschiedenen Truppen nach Dingnäs gegen Kjöl geschickt. Butenschön hatte verschiedene Gefechte bei Gjelmung, Guslund und Saekkeland: auch Oberstlieutnant von Stabell: aber beide wurden von der Uebermacht des Feindes zurückgedrängt. Indessen stand Butenschön noch am 5ten August bei Saekkeland und Stabell nach Björnstad hinauf in Rakkestad.

Hätte der Feind eine Colonne über Skotsbjergsund und den Engpaß bei Ström geschickt, so würden die Norweger in ihren Stellungen völlig umgangen gewesen seyn, nun aber konnten sie leicht sich ihm in der rechten Seite und im Rücken bewegen; aber daß ein Theil von Staffeldts Brigade, die ungefähr 8000 Mann stark war, nicht vorrückte und Skotsbjergsund, den Steenfluß, Tistedalsfluß und Swinesund besetzte, muß allerdings auch für einen Fehler gelten, da die Gegend mit wenigen Leuten leicht vertheidigt werden kann. Es ist überhaupt unbegreiflich, was die Staffeldtsche Brigade vom 26sten oder 27sten Julius, da die Nachricht von der Besitznahme der Wallfischinseln angekommen seyn mußte, bis zum 2ten Aug. da Cap. von Spörk angegriffen ward, gethan hat.

Am Abend des 4ten August war der größte Theil von Hegermann's Brigade bei Bodal in Rakkestad angekommen und am 5ten mußte auch der übrige Theil eintreffen und die Truppenmasse auf dieser Seite auf 10 bis 12000 Mann

angewachsen seyn. Es ließ sich mit Grund erwarten, daß man nun angriffsweise verfahren würde: dies würde auch wirklich geschehen seyn, wenn man nicht unglücklicherweise Nachricht von dem Fall von Fridrichsstadt erhalten hätte. Nun sah man in Gedanken den Feind bereits den Uebergang bei Kjölbergsbrücke mit Gewalt bewerkstelligen, Arenfeldt zurücktreiben, die Armee abschneiden, vielleicht sie auch einschließen und Gott weiß, was für Ideen man sich in den Kopf gesetzt hatte: man zog sich daher ungeachtet der Lust der Truppen anzugreifen plötzlich über Grön und Onstadsund zurück, um sich vor der vermeintlichen Gefahr in Sicherheit zu setzen. Im Vorbeigehn wollen wir bemerken, daß fast die ganze Armee bei dem Grönsund übergesetzt ward, wo keine Anstalten dazu gemacht waren, und wo nichts ihn deckte: deswegen drängte sich Alles um hinüber zu kommen und das Ganze war in großer Unordnung: man brauchte nur ein Paar Meilen nach der Schiffbrücke und dem Brückenkopf bei Langenäs hinaufzugehn, um diesen Uebergang in größter Ruhe und mit aller möglichen Bequemlichkeit zu bewerkstelligen; es schien als wenn es östlich vom Glommen gleichsam unter den Füßen brenne und man eilte deswegen so viel als möglich, um von dieser Qual befreit zu werden.

Ein Corps von etwas mehr als 2000 Mann unter General Gahn drängte über Magnorbrücke gegen Kongsvinger vor. Oberstlieutenant von Krebs setzte sich mit ungefähr 2000 Mann in der vom vorigen Kriege her befestigten Position bei Lier, eine halbe Meile jenseits Kongsvinger. Diese Stellung ist vorn von einer Reihe Anhöhen gedeckt, die an einigen Stellen ziemlich steil sind. Auf der linken Seite ist sie von dem kleinen und großen Vingersee geschützt, der sich durch einen ziemlich tiefen Fluß mit dem Glommen gleich vor Kongsvinger vereinigt. Auf der rechten Seite ist sie von einem Wasser, dem Fuskersee und einigen Morästen umgeben. Die linke Seite kann deswegen nicht füglich umgangen werden, aber die rechte ist dagegen nicht sicher; zwar liegen auf der andern Seite des erwähnten Fuskersee's einige steile Berge, allein selbst die Infanterie kann ohne Schwierigkeit hinüberziehn, und man würde dadurch in den Rücken der Stellung kommen: überdieß läuft auch ein Fußweg an der andern Seite der gedachten Berge. Am 2ten

Aug.

August Nachmittags griff der Feind den Oberstlieutnant von Krebs mit vieler Tapferkeit an, er ward aber eben so gut empfangen und nach einem hartnäckigen Kampf, der bis gegen Abend währte, mit einem bedeutenden Verlust an Todten und Verwundteten zurückgetrieben. Die Artillerie, die aus 4 Dreipfündern und 6 einpfündigen Feldstücken bestand, trug vieles zu dem glücklichen Ausschlag bei. General Gahn setzte sich bei Matran in der Nähe der Kirche von Eidskov. Hier ward er am 5ten Aug. von Oberstlieutnant v. Krebs in zwei Colonnen angegriffen. Die eine ging auf der großen Landstraße gegen die Vorderseite des Feindes und die andere und stärkste umging seinen rechten Flügel und kam ihm in den Rücken. Zwar schlug ein Theil der feindlichen Macht sich durch, aber er verlohr doch sein ganzes ziemlich bedeutendes Gepäck nebst 300 Gefangenen, außer einer Menge Offiziere und vielen Todten und Verwundeten. Das Gahnsche Corps war nach diesen beiden Gefechten überall zerstreut und so gut wie vernichtet.

Als der Feind sich durchschlug, fand er nur eine dünne Jägerkette gegen sich: denn das Fußvolk, das diese unterstützen sollte, war noch nicht angekommen. Einige sagen, daß es nicht so früh eintreffen konnte und Andere, daß es nicht so ganz seine Pflicht erfüllt hat. Man muß das letztere glauben, denn da die Jäger- und Schlittschuhläuferkette sich bereits aufgestellt hatte, konnte doch das Fußvolk nicht mehr so weit zurück seyn, daß es sie nicht zu rechter Zeit hätte unterstützen sollen. Von vorn hingegen hat man mit vielem Nachdruck angegriffen, und die Artillerie zeichnete sich wieder aus. Wo der Feind sich setzen und ernsthaften Widerstand leisten wollte, spielte sie gleich aus kurzer Entfernung mit Kartätschen auf ihn und zerstreute ihn.

Sobald der Feind merkte, daß er umgangen sey, stellte er einen Theil seiner Macht gegen diejenigen auf, die ihn von vorn angriffen, und wandte sich mit dem übrigen Theil gleich um, um sich durchzuschlagen: seine fahrende Artillerie gallopirte davon, gewann dadurch einen guten Vorsprung und öfnete zuerst den Durchgang mit Kartätschen. Darauf griff die Infanterie in geschlossenen Colonnen an und kam so hindurch. Unsere Jäger konnten nur ihre Kolben gebrauchen, die aber natürlicherweise nicht hinreichten. Drei von

unsern Jägerdivisionen die bei Mangor standen, streiften in diesem Gefecht über Manglefield, um dem Feind in die linke Seite zu fallen, aber sie kamen erst an, nachdem das Gefecht vorbei war. Der Angriff geschah zwar zu früh: allein man behauptet, daß Oberstlieutnant von Krebs von der Absicht des Feindes, seine Stellung noch denselben Tag zu verlassen, unterrichtet war: er mußte also eilen, um wenigstens etwas auszuführen; wirklich stand auch das Gepäck des Feindes zum Rückzug angespannt, als das Gefecht anfing.

Oberstlieutnant von Stabell und Major von Butenschön blieben auf der östlichen Seite des Glommen mit einer Truppenabtheilung, die man als einen Vortrab des Heers betrachten konnte. Sie ward bei Bodal und Björnstad längs dem Bodalsfluß aufgestellt, um den Rückzug zu decken. In dieser Stellung fiel ein Gefecht mit dem Nachtrab vor, worin wir von der feindlichen Uebermacht zurückgetrieben wurden. Butenschön ging darauf mit dem norwegischen Jägercorps über den Glommen bei Grönsund, und Stabell zog sich gegen Trönberg hinauf. Dieser letzte hatte darauf unbedeutende Gefechte bei Trönberg und Jörgentvedt, worauf er sich bei Twet in der Nähe der Kirche Trögstad setzte.

Hier und bei Jörgentvedt ward Stabell mit einigen Truppen verstärkt, die nach Orjebrücke und nach Rodends hinaufgeschickt waren, um den Feind abzuhalten, daß er nicht dem Heer von dieser Seite in den Rücken falle: so daß sein Corps ungefähr 3500 Mann ausmachte.

Bei Langenås in der Nähe von Onstadsund hatte man eine Pontonbrücke über den Glommen geschlagen und sie durch einen sehr schön angelegten Brückenkopf gedeckt. Am 9ten August griff der Feind denselben mit vieler Tapferkeit an, ward aber mit einem großen Verlust an Todten und Verwundeten zurückgeschlagen. Wir hatten gegen 20 Kanonen; unser Verlust bestand in 7 Todten und 13 Verwundeten. Während dieses Gefechts stand Oberstlieutnant von Stabell mit 3—4000 Mann bei Tvet, beinahe im Rücken des Feindes. Hätte er ihn angegriffen und zu umgehen gesucht, so würde der Feldzug vielleicht eine andere Wendung genommen haben. Man sagt, daß die Truppen

sehr erschöpft gewesen seyn sollen; allein da sie 24 Stunden auf einer Stelle gestanden hatten, konnten sie sich wenigstens bei guten Vorkehrungen ausgeruht haben. Zu der Erschöpfung trugen allerdings die schweren Tornister und Lebensmittel, die in Mehl, gedorrtem Fisch u. d. g. bestehn, sehr viel bei. Da man den Leuten nicht zu rechter Zeit ihre Monturen gab, mußte man ihnen nachgeben, daß sie ihre Tornister mit ihren eigenen Kleidern anfüllten. Gegenwärtig sehn unsere Soldaten mit ihrem Gepäcke und ihrem Proviant auf 5 Tage, eher wie Packesel als wie Krieger aus, die im Stande sind schwere Märsche zu machen. Auch wurden die Pferde sehr mager gefüttert und erhielten nur 24 Pfund Heu in 24 Stunden; es wäre besser gewesen, wenn man ihnen den ungemahlnen Hafer gegeben hätte, den die Leute erhielten. Man mußte sich der Bauerpferde bedienen, um die Tornister und die Lebensmittel fortzuschaffen, weil es an Troßpferden fehlte, wodurch einige Gegenden sehr gelitten haben.

Das sonderbarste bei dem Gefecht von Langends war die Art, wie wir den Sieg benutzten. Sie bestand nämlich darin, daß wir sehr eilig den Brückenkopf verließen, die Kanonen versenkten, die nicht in Eile transportirt werden konnten, und die Pontons der Flut Preis gaben. Zur Ursache dieses höchst auffallenden Verfahrens gab man an, daß die Brücke hinter dem Brückenkopf konnte bestrichen werden, doch waren diejenigen, die dieses Feuer ausführen sollten, dem nahen Geschütz von unsern Batterien ausgesetzt. Hiedurch benahm man sich die Mittel um auf die andere Seite des Glommen zu kommen und den Feind zurückzutreiben.

Am 11ten Aug. Nachmittags griff der Feind den Oberstlieutnant von Stabell bei Tvet in drei Colonnen an. Eine kam von Jörgentwet gerade gegen Twet: eine von Maelstang über Stuput; und die dritte und stärkste von Askim über Egeberg und Oistad. Bei der Annäherung des Feindes ward sogleich ein Theil der Truppen zurückgeschickt, um den Rückzug zu decken. Der Feind überwältigte den Posten mit Gewalt und Stabell zog sich mit dem größten Theil seiner Macht um Hemnäs über Fedtsund zurück. Während dieses Rückzugs waren ein Bataillon Drontheimer und einige Jägerdivisionen vom Oberstlieutnant von Krebs

auf dem Wege um Stabell zu verstärken, der mit seinen meisten Truppen bei Blakjär über den Glommen ging und darauf zum Stabell'schen Corps stieß. Ein Theil der beiden Aggerhusischen Scharfschützen-Bataillons soll in diesem Gefecht seine Pflicht nicht gethan haben: auch ging die Mehrzahl derselben nach der Convention zum Feinde über. Wenn die Leute sich schlecht halten und in ganzen Divisionen übergehn, so liegt im Allgemeinen die Schuld an den Offizieren. In dem erwähnten Gefecht war der Feind uns freilich weit überlegen: doch scheint es, daß man einen kräftigen Widerstand hätte leisten können, wenn man nach der Angriffsart des Feindes urtheilt, die einen raschen Anfall auf seine rechte Seite begünstigte. Fedtsund war übrigens nicht der richtige Punkt für unsern Rückzug; wollte man durchaus über den Glommen gehn, so mußte man den Uebergang bei Blakjärsund suchen. Hier war er durch die Blakjärschanze gedeckt und man mußte überdies vermuthen, daß der Feind, wenn der Krieg fortgesetzt worden wäre, Blakjär würde angegriffen haben, um sich dort den Uebergang zu sichern. Wenn unser Corps denn bei Fedtsund stand, so war es umgangen und mußte gleich über den Rellingsund gehn, um nicht völlig eingeschlossen zu werden. Am besten wäre es gewesen nach Höland zu gehn und falls man weiter gedrängt ward, sich etwa bei Haugrim und Haneborg zu setzen: vielleicht auch einen kleinen Theil der Macht nach Fedt zu senden. In dieser Stellung war man sicher, konnte Verstärkungen an sich ziehn über Manglefield von Kongsvinger und stand sehr bequem, um dem Feind den Uebergang bei Blakjär und den Marsch nach Christiania zu verhindern, indem man ihm in den Rücken fiel. Stabell soll aber bestimmten Befehl gehabt haben, über Fedtsund zu gehn und dieser Vorwurf trifft ihn daher nicht.

Nach der Uebergabe von Fridrichsstadt ward die Kjölbergbrücke, Rolfs und Sannesund von Arenfeldts Brigade besetzt, wie vorhin angemerkt ist: ebenfalls standen eini[illegible]
Truppen in Oensoe nach Slevig hinab, wo eine Fest[illegible]
terie war: einige auch bei Carlshus [illegible]
Kuri und Krogstad. Die Trup[illegible]
nige Divisionen über Rolffens[illegible]
posten angesehn werden konn[illegible]

setzt. Der Feind versuchte den Uebergang über den letztern und bemächtigte sich einer Insel im Glommen an dieser Stelle, richtete aber nichts weiter aus. Die erwähnten Vorposten auf der andern Seite des Rolffensund wurden darauf mit Uebermacht zurückgeworfen. Nun fürchtete man daß der Feind über Rolffensund gehn und den Truppen bei Sanne- und Opsund in den Rücken kommen würde; deswegen zog man sich höchst.übereilt von Thunoe über Ise- und Sannebrücke zurück. Sobald Arenfeldt hiervon benachrichtigt ward, schickte er die Truppen gleich wieder vorwärts, um ihre alten Stellungen einzunehmen, aber es war bereits zu spät, da die Schweden eine Menge Truppen herübergeführt hatten.

Am 9ten August rückte der Feind gegen die Kjölbergbrücke heran und es entstand eine Kanonade, wobei unser Geschütz ihm ziemlich vielen Schaden zufügte. Da er jedoch am Nachmittag mit mehrern Kanonen kam und sich zugleich gegen Oermen hinaufzog, wo Furthen sind, die unbesetzt waren, und man befürchtete, daß er in der Nacht hier herübergehen und uns in den Rücken fallen würde, so zog unser Geschütz, das beim Rückzuge über Ormen mußte, sich Abends gegen Carlhus zurück, aber das Fußvolk blieb noch bei Kjölberg und in Onsoe. Ungefähr um diese Zeit trieb der Feind unsere Vorposten vor Ise- und Sannebrücke zurück, und versuchte herüberzugehn, richtete aber nichts weiter aus.

Während dieser Gefechte war Arenfeldts Brigade mit Truppen, die vom Westlande herübergesetzt wurden, verstärkt worden. Gleichfalls ward nach dem Vorfall bei Langends Oberst von Hegermann über die Swindalsgebirge mit einigen Truppen gegen die Isebrücke abgeschickt, so daß das südliche Corps jetzt gegen 10—12000 Mann ausmachte.

Betrachtet man die Sache nach rein militärischen Gründen, so scheint es nicht ganz richtig gewesen zu seyn, daß man Arenfeldts Brigade so sehr verstärkte: aber ohne Zweifel wirkten hier politische Veranlassungen. Es hatte sich nach dem Rückzuge von Rakkestad und dem Gefecht von Langenäs hinreichend gezeigt, daß das Heer so schlecht angeführt war, um etwas Gutes von dem Kriege erwarten zu

können. Man hatte deswegen auch bereits Unterhandlungen mit dem Feinde eröfnet: aber er fuhr dessenungeachtet fort seine Operationen so weit als möglich zu treiben, um diesen Unterhandlungen von seiner Seite desto mehr Gewicht zu geben. Unser Heer hatte sich auf der andern Seite des Glommen gesetzt und man glaubte nicht ganz ohne Grund, daß Onstad- Grön- Fedt- und Blakjärsund so besetzt wären, daß sie nicht leicht überwältigt werden könnten, nur hielt man die Kjölbergbrücke und den Weg nach Moss für minder sicher und deswegen verstärkte man Ahrenfeldts Brigade. Diese Ansicht wird noch mehr bestätigt durch die Sage, daß Hegermann von den Svindalsbergen dem Feinde in den Rücken und in die Seite fallen würde, wenn er Carlshus vorbeigehn sollte. Die Thätigkeit des Feindes gegen Arenfeldt hatte vermuthlich zur Absicht, theils seinen Unterhandlungen dadurch mehr Gewicht zu geben, theils unsere Hauptmacht nach dieser Seite hinab zu locken, um eine geringere Stärke bei Blakjär gegen sich zu haben, im Fall der Fortdauer des Kriegs. Die Batterie bei Slevig ward verlassen ohne Befehl und ohne angegriffen zu seyn, ungeachtet Truppen in der Nähe standen.

Nun blieb alles ziemlich ruhig bis zur Nacht zwischen den 13ten und 14ten August. Am 13ten Aug. Abends zog der Feind den größten Theil der Truppen, die an der Ise- und Sannebrücke und auf Rolfsen standen, gegen die Kjölbergbrücke hinunter, ging darauf über den Kjölbergfluß unterhalb der Brücke und machte zugleich eine Landung bei Slevig. Der Feind rückte darauf in zwei Colonnen vor, eine andere ging über Kjölberghof und trieb unsere Truppen zurück. Man scheint sich in diesen Gefechten nicht gehörig einander unterstützt zu haben. Unsere Truppen zogen sich endlich gegen Carlshus und Tomb, wo sie eine starke Stellung nahmen. Während dieses Gefechts kreuzten verschiedene feindliche Kriegsschiffe vor Kuri und der Krögstadbucht und machten Mine zu einer Landung.

Es heißt, daß man die Absicht hatte, den Feind von der Ise- und Sannebrücke her in den Rücken zu fallen, falls er die Position bei Carlshus mit Gewalt durchbrechen und uns gegen Moss zurücktreiben würde. War die Absicht blos, den Feind in seiner Stellung zu halten, so war diese

Idee nicht so ganz verwerflich, aber wir waren unstreitig im Stande noch mehreres zu thun: wenigstens ist es keine empfehlungswürdige Maaßregel mit den übrigen Truppen ruhig zu seyn, wenn der Feind sich mit Uebermacht auf einen Punkt unsrer Linie wirft. Daß Unterhandlungen angeknüpft waren, ist keine Entschuldigung; denn gerade in einem solchen Fall muß man die Operationen so weit als möglich treiben, um seinen Anträgen desto mehr Gewicht zu schaffen.

Endlich erfolgte die Convention: vermöge derselben sollten alle Nationaltruppen nach ihrer Heimath entlassen und die Festung Fridrichsstein dem Feinde übergeben werden. Ferner ließ man sich vorschreiben, daß das Regiment Scharfschützen, das Söndenfjeldsche und Oplandische Regiment, das Jäger- und Artilleriecorps zur Bewachung der Demarcationslinie gebraucht werden sollte. Ein außerordentlicher Reichstag sollte versammelt werden, um auf demselben über die Vereinigung Norwegens mit Schweden zu unterhandeln: dagegen verpflichteten sich die Schweden vorläufig, die Eidsvoldsche Constitution anzuerkennen, so weit sie nicht mit der Vereinigung der beiden Reiche streitig sey. Unsere Demarkationslinie sollte von Soon über Soner gegen den Hobbelfluß gehn, längs demselben nach Skjutfors, von demselben in gerader Linie nach dem Glommen, in der Nähe der Spydbergkirche: von dort längs dem westlichen Ufer dieses Flusses und dem Oier bis Kongsvinger vorbei. Die Demarcationslinie blieb in statu quo, alles Gebiet dazwischen neutral.

Fridrichsstein war seit der Einschließung belagert und bombardirt: aber ohne sonderliche Wirkung. Der Commendant hatte sich vorgesetzt die Festung bis aufs Aeusserste zu vertheidigen und Drohungen und Versprechungen waren gleich fruchtlos. Als man ihm endlich wiederhohlte Befehle schickte, die Festung dem Feinde zu übergeben, überlieferte er sie dem Offizier, der zunächst auf ihn folgte, um den erhaltenen Auftrag auszuführen. Jeder brave Normann muß mit Ehrfurcht an den Befehlshaber auf Fridrichsstein denken.

So hart die Bedingungen auch scheinen, so war es doch unter den obwaltenden Umständen eine Nothwendigkeit

sie anzunehmen. Nur die Bestimmungen in Hinsicht auf die Truppen, die die Demarcationslinie bewachen sollten, verdienen getadelt zu werden; zuerst bestimmte man, daß alle Nationaltruppen entlassen werden sollten und hernach setzte man fest, daß das Regiment Scharfschützen, das ein Nationalregiment ist, zur Besetzung der Demarcationslinie gebraucht werden sollte; ferner hatte man nicht bedacht, daß selbst die geworbenen Regimenter auf dem Feldfuß aus Nationalen und Geworbenen zusammengesetzt sind. Jedermann weiß, was für Mißverständnisse dieß veranlaßt hat, und diese sind wieder die Quelle großer Unordnungen geworden. Daß man Truppen aus dem entferntesten Theile des Reichs zurückgehn ließ, die erst in langer Zeit wieder zum Heer stoßen konnten, war ein noch größerer Fehler, da man dadurch die Streitkräfte lähmte, im Fall der Krieg fortgesetzt worden wäre *).

---

*) Aber eben deswegen hatten die Schweden diese Bedingung vermuthlich vorgeschrieben. R.

IV.

Der Falken-Orden.

Nach den herrlichsten Thaten, den glänzendsten Beweisen der Treue und des angebohrnen frommen und tugendhaften Geistes, wodurch das deutsche Volk sich verherrlicht hat, entblöden Dummköpfe und Schwächlinge sich nicht, die Sehnsucht, sich recht innig und vertraut einander anzuschließen, und die gemeinschaftlichen Anlagen gemeinsam auszubilden und zu entwickeln, die sich in allen Deutschen regt und auf mannichfaltige Weise kund giebt, als gefährlich, lächerlich und schädlich zu verschreien; der Gedanke eines edlen deutschen Fürsten, diese Sehnsucht laut auszusprechen und ihr durch ein äußeres Zeichen seinen Beifall und seine Zustimmung zu versichern, ist daher doppelt erfreulich: er muß die Gutgesinnten trösten und beruhigen, die mit Wehmuth das Treiben der Sykophanten im Dunkeln, die Listen und Kniffe sehn, womit sie die Meinung zu verwirren, die Fürsten und die Völker zu trennen und, wenn es möglich wäre, alles Große und Herrliche, was die neuesten Zeiten hervorgebracht, in den Staub zu treten suchen. Das ist die hohe Bestimmung der Fürsten, dem Volk in jeder Tugend und Vortreflichkeit voranzugehn: sie müssen die Gesinnung und das Wesen desselben ehren, denn sie sind eins mit demselben und ihre Würde hat keine andere Bürgschaft als die Liebe, die Treue und den Gehorsam desselben; sie sind be-

rufen die Volksgesinnung zu vertreten und müssen ihren höchsten Stolz in der Aneignung derselben setzen.

Das Gefühl von Würde und der Vortreflichkeit ihres Volks ist es, was den Deutschen gefehlt hat. Dieser Mangel hat sie zum Spott der Fremden gemacht: für unsere Selbstständigkeit und die Fortdauer unsres wahren Heils ist es durchaus nothwendig, dies Gefühl zu erwecken und lebendig zu erhalten: auf alle Weise muß es angefacht und durch die vielseitigste Entwickelung der deutschen Eigenthümlichkeit unterhalten werden: es giebt dazu keine bessere Zeit als die gegenwärtige, die mit einem ewigen Glanz in unsrer Geschichte strahlt: ein Funke ist unter das Volk geworfen, der die Herzen der Edelsten und Besten entzündet hat. Nur durch eine innige Neigung für sich selbst, für das Vaterländische, kann ein Volk das Vortrefliche in sich entwikkeln, und auf eine würdige Weise sein historisches Daseyn behaupten. Absichtlich stelle ich diese Grundsätze ganz scharf und unbedingt hin, weil ihre Beschränkung sich von selbst versteht: es ist dieses wahre Volksgefühl etwas ganz andres als ein übertriebener Patriotismus, der sich zu demselben gerade so verhält, wie ein schnöder Egoismus zu der wohlanständigen Selbstschätzung, die die Folge eines redlichen Bestrebens ist, ein guter Mann und ein guter Bürger zu seyn. Von jenem Hyperpatriotismus, der auch mehr lächerlich als schädlich ist, ausgenommen wo er zu einer unverständigen Verstockung gegen alles Bessere und zu einer Verkennung jedes andern Verdienstes ausartet, finden sich in Deutschland auch wenige Beispiele. Die Bemühungen aller Deutschheitsprediger gehn nur darauf aus, den eigenthümlichen Character unsres Volks wieder herzustellen, dessen Wesen in Gottesfurcht, Treue, Tugend, Verstand, Tapferkeit und inniger Gemüthlichkeit besteht. Es ist erlaubt und pflichtmäßig dieses deutsche Wesen hervorzuheben und auf was für Art es geschehen kann zu loben und zu verherrlichen.

Aber noch mehr: ein Volk das sich so ruhmwürdig ermannt, sich aus der tiefsten Schmach der unwürdigsten Knechtschaft troß aller Hemmungen, die sich ihm zum Theil aus seiner eignen Mitte widersetzten, zur Freiheit erhoben hat, das nie verleitet worden ist, sich irgend einen gewalt-

samen Schritt zu erlauben, darf mit Recht ein stolzes Gefühl seines Werths in sich tragen; es muß in jedem Einzelnen den Wunsch und das Bestreben erzeugen, seines Volkes werth zu seyn. Müßte man nicht das Geschlecht, auf welches die unmittelbare Offenbarung Gottes, die Wunder dieser Zeit nicht den tiefsten und bleibendsten Eindruck gemacht hätten, auf's äußerste verachten; müßten wir uns nicht als in dem innersten Lebenskeimen zerstört und aufgelöst betrachten, wenn wir nicht jene höhere begeisternde Empfindungen, die sich unverkennbar kund geben, als die Bürgschaft einer bessern, würdigern Zukunft zu erhalten und zu pflegen suchten? Nur verstockte Seelen mögen diese frische und stolze Anregung, dies neuerwachte Gefühl von der Tugend, Tapferkeit und Treflichkeit unsres Volks verdammen, weil sie nichts ahnden von den Leitungen des Herrn, der da waltet über die Himmel und Erden; o der Thoren, die diese Neigung, diese hohe Empfindung in allen reinen und empfänglichen Gemüthern, diese begeisternde Glut, die die Herzen unsrer Jugend läutert und erhebt, mit einem Spaß, den sie für gar witzig halten, auszulöschen wähnen. Kann etwas Bedaurenswertheres seyn, als wenn neulich irgend ein Nachzügler aus der goldenen Zeit des verschollenen Jerome in einem Wochenblatt — ich weiß nicht ob von Cassel oder von Plundernsweilern — mit der Mine einer recht wichtigen zeitgemäßen Bemerkung die großen Thaten, die deutscher Verstand und deutscher Muth ausgeführt haben, mit dem Ei der Henne verglich und nun hinzusetzt, das wäre nun schon bis zum Ueberdruß genug bekakelt, man solle das doch endlich vergessen und zu dem alten gewohnten Treiben zurückkehren. Und diese unendlich abgeschmackte Gemeinheit ward von den Herausgebern vielgelesener Zeitungen begierig aufgenommen; sie schien ihnen Wasser für ihre Mühle zu seyn und sie haben sich recht eifrig bemüht, sie unter das Volk zu bringen, damit es einsehe, daß alles Reden und Rühmen von Deutschlands Würde und dem Werthe seines Volks nur Gekakel und Geschwätz sey! Wir machen's ja wie die Franzosen, setzen diese Verkündiger einer abgemessenen Weisheit hinzu, die auch immer prahlten, sich die große Nation genannt hätten und nun, weil der Hochmuth vor dem Falle gehe, verachtet und in den Staub ge-

treten danieder liegen. Die also sprechen, wissen nicht was sie wollen. Prahlerei liegt nicht in dem Charakter des Deutschen und widerspricht der Natur unsers Volks; wir rühmen uns nicht unsrer Thaten, unsrer Siege, unsrer Bildung wie die Franzosen: jeder von ihnen hält die Gesammtheit oder das Volk, dem er angehört, nur deswegen für das erste und größte, weil er dazu gehört, weil das Ganze seiner Persönlichkeit untergeordnet wird, weil diese immer der Mittelpunkt bleibt, um den sich alles dreht, selbst alles Große, was er seinen Landsleuten überhaupt zuschreibt. Die Deutschen wollen aber ihren Ruhm nur darin finden, einem treuen, tapfern, tugendhaften Volk anzugehören, der nothwendig den Einzelnen demüthig machen muß, weil alles was er erstrebt und leistet, wenn es gegen die großen Verpflichtungen gehalten wird, die ihm die Erinnerung an die Geschichte und die Herrlichkeit seines Volks auferlegt, als nichtig und unbedeutend erscheint. In diesen kurzen Gegensätzen liegt die Antwort auf die platte Anklage einer dünkelvollen Prahlerei und eines französischen Hochmuths, die nur der Unverstand derjenigen erheben kann, die die Verhältnisse nicht in ihrer eigentlichen Natur angesehn haben. Daher wollen wir nicht müde werden, alles was deutsch ist zu preisen und zu verherrlichen, alles hervor zu heben, was das Gefühl von deutscher Vortreflichkeit belebt, die Neigung und Ehrfurcht für das Einheimische in Sitten, Künsten, Gebräuchen erwecken und besonders eine nähere Bekanntschaft mit der vaterländischen Geschichte befördern kann: mit einem Worte, was die große geistige Vereinigung zwischen den Deutschen herstellen wird, die vorläufig die politische ersetzen und für die Zukunft vorbereiten muß. Es sind hier sogar Uebertreibungen und Fehlgriffe in den Mitteln sehr verzeihlich, weil denen, die das Bessere wollen, noch so viel Feindliches entgegensteht; da die von Frankreich ausgegangenen Wirkungen zur Unterdrückung alles Volksgefühls und einer höhern deutschen Gesinnung so tief eingedrungen sind, daß ihre gänzliche Vertilgung noch einen langen und eifrigen Kampf erfordern wird; das Andenken an die Zeiten der Schmach und Unterdrückung scheint in vielen Gemüthern ganz erloschen zu seyn; die elendesten Verräther, die Anhänger und Helfershelfer der Franzosen kommen ungescheut

zum Vorschein und wagen sogar die deutschen Gesinnungen und die edelsten Bestrebungen, wodurch seit Jahrhunderten die deutsche Geschichte verherrlicht ist, für Possen und Thorheit zu erklären.

Es giebt noch viele Deutsche die dem fremden Lande, der welschen Zunge und Sitte huldigen, denen das Vaterland ein leerer Klang und die Vortreflichkeit desselben eine thörichte Fabel ist: darum wollen wir mit warmen Dank den deutschen Fürsten preisen, der seine Ehrfurcht vor dem, was die Besten und Edelsten des Volks wollen, durch die Stiftung eines Ordens, der nur für deutsche Gesinnung und deutsche Männer bestimmt ist, laut und öffentlich an den Tag gelegt hat; Heil Ihm, der seinen Ruhm darin setzt, ein deutscher Mann und ein deutscher Fürst zu seyn, gleich seinem unsterblichen Ahnherrn Bernhard, der diese Verhältnisse mit hoher Würde und deutscher Kraft zum Verdruß der französischen Schranzen gegen Ludwig XIII. geltend machte.

So lange es zu den frommen Wünschen gehört, die unendliche Mannichfaltigkeit von Orden, womit seit den Zeiten Bonaparte's Deutschland überschwemmt ist, in einem hohen und bedeutungsvollen, einem wahrhaft deutschen Orden untergehn zu sehn, muß man sich freuen, wenn in den einzelnen Einrichtungen Grundsätze ausgesprochen werden, in denen eine Ahndung des Höhern und Allgemeinen sich offenbart. Möge der Falkenorden durch strenge Auswahl nur solche Männer in sich vereinigen, die in Gesinnung und Leben sich immer als deutsch bewiesen und bewährt haben.

F. R.

Statuten des Großherzoglich Sachsen-Weimarischen erneuerten Ritter-Ordens der Wachsamkeit oder vom weißen Falken.

Wir Carl August von Gottes Gnaden, Großherzog zu Sachsen-Weimar-Eisenach, Landgraf in Thüringen, Markgraf zu Meißen, gefürsteter Graf zu Henneberg, Herr zu Blankenhayn, Neustadt und Tautenburg u. s. w. Ein-

gedenk der, durch die Gnade der göttlichen Vorsehung und durch deutsche Kraft und Tugend dem gesammten Reiche deutscher Nation wiedergewonnenen, und jetzt auf das Neue gesicherten Unabhängigkeit, und um auch Unserer Seits Männern, welche durch Rath oder That zu diesem großen Werke ausgezeichnet beigetragen haben, ein Zeichen der Würdigung ihrer Verdienste, deren Folgen sich auch Unserm Großherzoglichen Hause und Unsern Landen vorzüglich wohlthätig erwiesen haben, zu widmen, haben Wir beschlossen, den von Unserm in Gott ruhenden Vorfahren und Großherrn-Vater, dem Durchlauchtigsten Fürsten, Herrn Ernst August, Herzog zu Sachsen u. s. w. zu Ermunterung der Treue und zu Belohnung der patriotischen Gesinnungen für das deutsche Reich und dessen Oberhaupt, mit Genehmigung der damals regierenden Römisch-Kaiserlichen Majestät, den 2ten August 1732 gestifteten, und seit jener Zeit von mehreren Fürsten und hohen Standespersonen getragenen

Orden der Wachsamkeit

oder

weißen Falkenorden,

in seiner wesentlichen Beziehung, doch mit den, durch die veränderten Zeitverhältnisse nöthig gewordenen, Modificationen zu erneuern; erneuern denselben hiermit, und fügen der ihm ursprünglich ertheilten Bedeutung noch die Bestimmung hinzu, daß derselbe besonders auch denjenigen Unserer Staatsdiener und Unterthanen zur Ermunterung und Belohnung ihrer durch Treue, Talent und gesetzmäßige Amtsthätigkeit geleisteten Dienste soll ertheilt werden, welche Wir durch die erwähnten Eigenschaften ausgezeichnet erachten, oder in Zukunft erachten werden.

Dem zu Folge verordnen Wir, wie nachstehet:

1. Der im Jahr 1732 den 2ten August gestiftete Herzoglich Sachsen-Weimarische Orden der Wachsamkeit, oder Orden vom weißen Falken, wird von heute an erneuert.

2. Er ist und bleibt der einzige Großherzoglich Sachsen-Weimarische Orden.

3. Er besteht in drei Klassen.

4. Die erste Klasse wird gebildet von dem Großmeister, dem jedesmaligen regierenden Großherzog zu Sachsen-

Weimar, den Prinzen Unsers Großherzoglichen Hauses und zwölf Großkreuzen.

5. In Unsern Landen vermag Niemand das Großkreuz des Ordens zu erhalten, der nicht den Rang eines wirklichen Geheimenraths oder eines General-Majors hat.

6. Die zweite Klasse besteht aus fünf und zwanzig Kommandeurkreuzen.

7. In Unsern Landen vermag Niemand das Kommandeurkreuz zu erhalten, der nicht den Rang eines Geheimen-Regierungs-, Staats-, Justiz-, Kammer-Raths u. s. w. hat, oder den Grad eines Majors in Militärdiensten bekleidet.

8. Die dritte Klasse besteht aus funfzig Ritterkreuzen.

9. Die Hauptpflichten der Ordensritter aller Klassen sind:

1) Treue und Ergebenheit gegen das gemeinsame deutsche Vaterland und gegen die jedesmalige rechtmäßige höchste Nationalbehörde.

2) Ein jedes Mitglied des Ordens soll, nach Maaßgabe seines Standpunktes dahin wirken, daß vaterländische Gesinnung, daß deutsche Art und Kunst, Vervollkommnung der gesellschaftlichen Einrichtungen in Gesetzgebung, Verwaltung, Staats-Verfassung und Rechtspflege sich immer weiter entwickle, und daß auf eine gründliche und des Ernsts des deutschen National-Charakters würdige Weise sich Licht und Wahrheit verbreiten.

3) Jedes Mitglied des Ordens hat die Verbindlichkeit, sich seiner bedrängten und durch den Krieg in Nothstand versetzten Mitbürger, besonders aber der im Streite für das Vaterland Verwundeten und der Hinterlassenen der, im Kampfe für dasselbe gefallenen, Krieger werkthätig anzunehmen.

10. Als ein den gegenwärtigen Zeiten angemessenes Symbol, welches zu Erfüllung dieser Obliegenheiten und

zur Wachsamkeit für das Wohl der Deutschen auffordert, und allen Scharfsinn hierzu aufreget, ist das Ordenszeichen: ein goldener, weiß emaillirter Falke, mit goldenem Schnabel und Fängen, auf einem achteckigten goldenen, grün emaillirten Sterne, zwischen diesem Sterne ein viereckigter rother, etwas kleinerer Stern, dessen Spitzen weiß emaillirt sind. Ueber dem Sterne befindet sich eine goldene Königliche Krone, und auf der Rückseite der achteckige grüne Stern weiß, der viereckige rothe aber grün emaillirt. In der Mitte ist ein blau emaillirtes Schild mit dem Wahlspruch: vigilando ascendimus. Dieses Schild ist mit einem goldenen Lorbeerkranze, und für die Militärs mit Armatur, eingefaßt, welches eine goldene Königliche Krone bedeckt. Der zu diesem Ordenszeichen gehörige, auf der linken Brust zu tragende, silberne Stern hat in der Mitte einen weißen fliegenden Falken auf goldenem Grunde. Ihn umgiebt der Wahlspruch: vigilando ascendimus in blauem Email. Dieser goldene eingefaßte Kreis, liegt auf dem grün emaillirten Sterne, und dieser auf dem silbernen größeren Ordenssterne.

11. Dieses Ordenszeichen wird von der ersten Klasse der Großkreuze an einem breiten hochrothen gewässerten Bande über die rechte Achsel getragen. Der Ordensstern wird auf die linke Brust geheftet.

Die zweite Klasse für die Kommandeurs trägt das Ordenszeichen an einem schmalen rothen Bande, woran es um den Hals auf die Brust herunterhängt.

Die Ritter der dritten Klasse führen ein ähnliches kleines Ordenszeichen an einem rothen Bande im Knopfloche.

12. Das Fest des erneuerten Ordens der Wachsamkeit, soll alle Jahre am 18ten Oktober, als dem Nationalfeste der Befreiung Deutschlands von der Schmach ausländischer Herrschaft gefeiert werden.

13. Jeder Ordensritter soll an diesem Tage sich durch Handlungen im Sinne der dritten seiner Ordenspflichten thätig zeigen.

14. Der Orden hat einen Kanzler und einen Ordens-Sekretär.

15. Zum Kanzler des Ordens ist der jedesmalige, im Großherzoglichen Staats-Ministerio zu Weimar dirigirende,

girende, oder den Vorsitz führende, Staats-Minister bestimmt.

16. An den Kanzler des Ordens ist, alsbald nach erfolgtem Ableben eines Ordensritters, das Ordenszeichen von dessen Erben zurück zu senden.

Urkundlich haben Wir gegenwärtige Verordnung, als ein erneuertes Statut des Ordens mit Unserer Unterschrift und Großherzoglichem Insiegel vollzogen, zu dem Archive des Ordens beilegen lassen. So geschehen und gegeben Weimar am 18ten Oktober 1815.

V.

Versuch einer Darstellung der Sitten und des Charakters der Kurländer.

Divitiarum et formae gloria fluxa atque fragilis: virtus clara aeternaque habetur.

Sallust. Cat.

Vorwort.

Wenn es von der einen Seite allerdings bedenklich scheinen kann, daß ein Eingeborner eines Landes es unternimmt, die Sitten und den Charakter seiner Landesleute zu schildern, weil man von ihm nicht leicht ein freies, unbefangenes Urtheil erwarten wird, da früh empfangene Vorurtheile und die Macht der Gewohnheit diesem leicht hinderlich werden können: so ist doch auch von der andern Seite nicht zu läugnen, daß fast nur ein Eingeborner die Eigenthümlichkeiten seines Volkes genau genug aufzufassen, und die Sitten desselben in ihren wahren Beziehungen und ihrer Bedeutsamkeit zu schildern im Stande ist; vorausgesetzt nämlich, daß es ihm nicht an Freiheit des Geistes und Wahrheitsliebe fehle, und er auch andere Völker genugsam kenne, um zweckmäßige Vergleichungen anstellen zu können. Der Verfasser dieses Aufsatzes befindet sich jetzt selbst in dem Falle,

einige Züge zu einer Schilderung der Sitten und des Charakters seiner Landesleute zu wagen. Er kennt die Klippen, die ihm drohen, aber er hofft, sie glücklich zu vermeiden. Ein warmer Freund seines Vaterlandes hat er sich dennoch von allen Vorurtheilen, die den Blick zu trüben vermögen, frei zu erhalten gesucht. Ohne das Fremde und Ausländische mit besonderer Vorliebe entgegen zu nehmen, oder auch im Voraus für sein Volk eingenommen zu seyn, hat er es mit andern verglichen, und die Resultate seiner Vergleichungen einer sorgfältigen Prüfung unterworfen. Schon als Knabe hat er die Angelegenheiten seines Vaterlandes mit dem lebhaftesten Interesse betrachtet; in seinen frühesten Jünglingsjahren hat er sein freies Vaterland eine Provinz einer benachbarten Macht werden gesehen; und endlich hat er als Mann gelernt, auch unter dieser veränderten Gestalt seines Vaterlandes, ein guter Bürger, und ein treuer Unterthan des Monarchen zu seyn, dessen Obhut die Vorsehung und der unvermeidliche Drang der Umstände sein Vaterland hingegeben hatten. Dieses konnte um so eher der Fall seyn, da die ersten Jahre seines Mannesalters schon in die Zeiten fielen, wo bereits ein Monarch den Thron bestiegen hatte, den nicht nur Rußland, den Europa segnet, in dessen schönem Gemüthe gewiß die trefflichsten Pläne für das Glück seiner Völker leben, die nur unübersteigliche Hindernisse ihn verhindern werden jemals ganz realisiren zu können; ja dessen reiner und edler Sinn vielleicht sogar im Auslande besser und allgemeiner erkannt wird, als in seinem eigenen Reiche.

Als Knabe und in den ersten Jahren seines Jünglingsalters, hat der Verf. bloß sein Vaterland gekannt; darauf hat er als Jüngling und nachmals im männlichen Alter Deutschland besucht; endlich hat er mehrere Jahre in einer benachbarten Provinz in einem öffentlichen Amte gelebt; dabei aber sein Vaterland nie aus den Augen verloren, und auch gegenwärtig lebt er in einer andern Provinz, obgleich ihn kein Widerwille gegen sein Volk von demselben entfernt hat. Auch wenn er in der Mitte seiner Landesleute lebte, würde er sich gewiß in gegenwärtiger Schilderung der strengsten Wahrheit befleißigen; aber bei denen, die diesen Aufsatz lesen, gewinnt er vielleicht an Glaubwür-

digkeit, wenn er noch die Versicherung hinzufügt, daß er gegenwärtig mit seinem Vaterlande in keinem anderen Verhältnisse steht, noch auch wahrscheinlich jemals stehen wird, als in dem der innigen Theilnahme, und kindlicher Liebe und Dankbarkeit.

Wenn er die Schilderung des Charakters und der Sitten seines Volkes unternimmt, so ist es sein Wunsch, die guten Seiten desselben auch dem Auslande bekannt zu machen, und seine Landesleute zur treuen Bewahrung derselben aufzumuntern. Die Schattenseiten aber, welche die Wahrheit ihn gleichfalls zu zeigen verpflichtet, mögen seinen Landesleuten Veranlassung geben, Vorurtheile zu verbannen, Schritte, die der Geist der Zeit mit lauter Stimme fordert, bald, aber mit Bedachtsamkeit und reinem, edlem Sinne zu thun, und die guten Anlagen, die in ihnen liegen, allgemeiner zu entwickeln und auszubilden. Denn nur durch Tugenden und Geisteskultur kann ein Volk, so wie jeder einzelne Mensch, sich eine wahre und dauernde Achtung sichern, und wenn es keiner politischen Selbstständigkeit genießen kann, so zeige es desto mehr Werth und Selbstständigkeit in seinem Charakter. Hieran seine Landesleute zu erinnern, auf daß, wenn auch ihr bürgerlicher Wohlstand durch unvermeidliche Umstände so sehr gelitten hat, und sie ihr altes Vaterland nur noch in der Erinnerung finden, ihr innerer Werth sich desto reiner verkläre, dazu möge auch dieser Aufsatz beitragen.

Allgemeine Schilderung des Landes.

Kurland, welches unter diesem gemeinschaftlichen Namen die beiden Herzogthümer Kurland und Semgallen in sich begreift, hat eine größtentheils ebene Lage. Nur in wenigen Gegenden trifft man mäßige Berge, oder vielmehr Hügel an; dagegen wird das Land aber auch nur an wenigen Orten so flach, daß sich stehende Sümpfe erzeugen könnten. Eigentlich romantische Gegenden giebt es daher nirgends, wohl aber viele höchst freundliche, die einen äußerst angenehmen Eindruck machen, und einige, die wirklich

mahlerisch sind. Hin und wieder findet man freilich auch ermüdende Ebenen, die dem Auge fast keinen anderen Ruhepunkt gewähren, als die zerstreut liegenden Wohnungen und Gebüsche. Der Boden ist fast überall sehr ergiebig; nirgends vielleicht so üppig, wie in dem angränzenden Litthauen, aber auch nirgends so karg, daß er den Fleiß des Landmannes nicht belohnen sollte. Und doch ist die Kultur des Bodens noch nirgends so vervollkommnet, wie sie es seyn könnte, und an manchen Orten sogar noch äußerst vernachläßigt. Bei sorgfältigerer Bearbeitung, bei größerem Fleiße, bei vermehrter Viehzucht, bei zweckmäßigerer Benutzung aller Mittel, welche die Natur darbietet, und besonders nach Wegräumung des größten Hindernisses aller bessern Kultur, der Leibeigenschaft des Bauern, wird dieser Boden gewiß noch reichere Früchte tragen, und Kurland wird in seinem Innern Ersatz für so manche schmerzliche Verluste finden, die es erlitten hat. Ungeachtet aber die Kultur des Bodens noch bei weitem nicht so gut betrieben wird, als sich wünschen ließe, ist der Getraidebau doch sehr beträchtlich. Auf ihn beruht aber auch hauptsächlich der Flor des Landes. Es muß jedem Fremden ein überraschender Anblick seyn, diese fast unübersehbaren Getraidefelder vor sich zu sehen, die ihm in andern Ländern, wo es nicht so große Besitzungen Einzelner giebt, nirgends vorgekommen seyn können. Kurlands reiche Wiesen könnten allerdings noch größere Viehheerden ernähren, wobei denn auch der Ackerbau gewinnen würde. Noch giebt es Gegenden, in welchen beträchtliche Landstriche unbenutzt liegen, die noch von dem Fleiße der Einwohner ihre Urbarmachung erwarten, und bei Verbesserung der Landwirthschaft, bei erhöheter Industrie, und wann einst die Segnungen der Freiheit über alle Klassen des Volkes werden gekommen seyn, leicht in blühende Wiesen und fruchtbare Kornfelder verwandelt werden können.

In manchen Gegenden von Kurland, besonders in denen nach der preußischen Gränze zu, und in dem sogenannten Oberlande, (dem Theile von Kurland, der sich längs der Düna hin bis an das weißreußische Gouvernement erstreckt,) giebt es noch große Wälder. Im Ganzen ist noch überall ein Reichthum an Holz, und nur wenige Gegenden

spüren schon jetzt Mangel an diesem, besonders in einem nordischen Klima, so unentbehrlichen Lebensbedürfniß. Wenn aber nicht bald eine bessere Forstwirthschaft eingeführt wird, so möchte dieser Mangel leicht weiter um sich greifen. Die großen Forsten der Krone stehen zum Theil unter der Aufsicht von Forstmeistern, die nicht die geringste Kenntniß vom Forstwesen besitzen, und die ihre einträglichen Stellen bloß als eine Versorgung erhalten haben, und sie auch selbst aus keinem andern Gesichtspunkte betrachten. Mit der Verwaltung der Waldungen, die Privatpersonen gehören, steht es zum Theil noch schlimmer. Nur wenige Gutsbesitzer haben sich eine hinlängliche Kenntniß des Forstwesens erworben, um ihre schönen Waldungen gehörig benutzen zu können, und um auf die so nöthige Schonung derselben bedacht zu seyn; von manchen wird sogar dieser kostbare Theil ihrer Besitzungen völlig vernachläßiget. Man sieht daher häufig in den Forsten die größte Unordnung, und in der Anwendung des Holzes eine Verschwendung, die jedem, der holzarme Gegenden kennt, und die Wichtigkeit dieses unentbehrlichen Lebensbedürfnisses gehörig würdigt, mit Unwillen und Bedauern erfüllt.

Fabriken, einige Papierfabriken ausgenommen, giebt es in Kurland gar nicht. Grobe Zeuge zu ihrer gewöhnlichen Kleidung verfertigen die Bauern selbst. In einem Lande, das im Ganzen noch eine geringe Bevölkerung, aber einen fruchtbaren Boden hat, scheint es auch wirklich am zweckmäßigsten, daß der Fleiß der Einwohner sich auf die Erzeugung möglichst vieler roher Produkte beschränke, für die sie immer einen sichern Markt finden, und alsdann leicht im Stande sind, ihre Bedürfnisse an fremden Produkten und ausländischen Fabrikaten zu befriedigen. Denn nicht nur Fabrikwaaren bedarf Kurland aus andern Ländern; sondern auch unentbehrliche Lebensbedürfnisse, z. B. Salz und Metalle. Alle diese Bedürfnisse aber können durch den Ertrag der rohen Produkte, die Kurland für die Ausfuhr erzeugt, leicht bestritten werden. Zu der Zeit, als Kurland einen völlig freien Handel hatte, genoß das ganze Land eines blühenden Wohlstandes: Beweis genug, daß der Handel vortheilhaft war. Freiheit des Handels also ist das wahre Palladium des Wohlstandes, dessen Kurland bedarf.

Für den Absatz der Produkte bieten die beiden kurländischen Seehäfen Liebau und Windau, und das nahe an der Gränze Kurlands gelegene Riga bequeme Gelegenheit dar. Bei gutem Winterwege sieht man alle Straßen mit Fuhren bedeckt, die den Ertrag des Fleißes der Landleute diesen Häfen zuführen, und zum Theil mit Bedürfnissen für den Haushalt aus den Städten zurückkehren.

Der Gartenbau ist in Kurland im Ganzen noch sehr weit zurückgeblieben. An manchen Orten wird zwar, in so, fern das Klima es erlaubt, gutes Obst erzeugt; aber allgemein ist der Obstbau, besonders bei den Bauern, noch nicht; wiewohl es schon Gegenden giebt, in welchen selbst die Bauern durch Obst- und Hopfen- und Gemüse-Bau jährlich beträchtliche Summen gewinnen. Der Gemüsebau ist besonders bedeutend in der Nachbarschaft der Städte. Die Obstgärten werden theils von russischen Handelsleuten in Pacht genommen, theils wird das Obst von ihnen aufgekauft, um dasselbe, besonders Aepfel, nach dem nördlichen Rußlande zu bringen.

An den Küsten der Ostsee nähren sich viele Menschen bloß von der Fischerei. Ueberdies gewähren fischreiche Flüsse, Landseen und Teiche einen Ueberfluß an Fischen.

In den großen Wäldern giebt es noch Bären, wiewohl selten; häufig aber Elenthiere und Rehe; Wölfe in solcher Menge, daß sie oft beträchtlichen Schaden thun. An kleinem Wildprett ist überall ein großer Ueberfluß.

Kurz: Salz und Eisen ausgenommen, erzeugt Kurland alles, was zu den unentbehrlichen Lebensbedürfnissen gehört, und zwar in solchem Ueberfluß, daß es dadurch reichlich im Stande ist, seine übrigen Bedürfnisse, selbst die des Wohllebens, zu befriedigen, ohne daß sein Wohlstand dabei leiden könnte, sobald der Handel nur nicht zu großen Beschränkungen unterworfen ist.

Im Ganzen macht der Anblick des Landes einen angenehmen Eindruck, der freilich von ganz anderer Art ist, als den eine sehr angebaute Gegend Deutschlands gewährt. Nicht eine Menge von Städten und Dörfern, die über das Land ausgestreut sind, wie in Deutschland. Aber unübersehbare Kornfelder, welche reiche Erndten versprechen, blühende Wiesen, mit Waldungen untermischt, oder von ihnen

umkränzt, weite Weideplätze, mit zahlreichen Viehheerden bedeckt; alles dieses gewährt einen nicht unerfreulichen Anblick. An Waldungen, oder doch an kleine Gehäge gelehnt, liegen größtentheils die zerstreuten Wohnungen der Bauern, und so schlecht diese auch im Ganzen gebaut sind, geben sie doch mit ihren Nebengebäuden, mit ihren Umzäunungen, Gärten, umliegenden Feldern und Wiesen, oft ein recht liebliches Bild. Die Bauern in Kurland wohnen nicht in Dörfern, wenigstens giebt es deren nur sehr wenige, sondern in zerstreut liegenden Wohnungen. Wenn dieses auf der einen Seite ein Hinderniß der Geselligkeit ist, und manche Tugenden, die diese erzeugt, dadurch zurückgehalten werden; so ist auf der andern Seite nicht zu läugnen, daß für die Landwirthschaft daraus bedeutende Vortheile erwachsen, indem jeder Bauerwirth seine Ländereien viel freier benutzen kann, als das Beisammenwohnen in Dörfern gestattet. Doch auch dieser Vortheil könnte erst dann in seinem ganzen Umfange von den Bauern benutzt werden, wann ihre bürgerliche Lage eine andere Gestalt gewonnen hätte. Einen wichtigen Nachtheil der zerstreuten Wohnungen werden wir weiter unten zeigen, wo wir über die Erziehung und den Unterricht sprechen werden.

Große Städte hat Kurland bekanntlich nicht. Selbst Mitau, die ehemalige herzogliche Residenz, und auch jetzt der Sitz der Regierung, hat höchstens zwölftausend Einwohner. Die Häuser dieser Stadt sind auch noch jetzt größtentheils von Holz, und wenige mehr als ein Stockwerk hoch. In neuerer Zeit sind jedoch viele schöne und geschmackvolle Gebäude aufgeführt. Die zweite Stadt, Liebau, mit einem Hafen an der Ostsee, hat nur ungefähr fünftausend Einwohner. Die übrigen Städte sind alle ungleich unbedeutender, und größtentheils nur Flecken zu nennen. Die Zahl aller Städte und Flecken in Kurland beläuft sich aber überhaupt, wenn man auch die kleinsten mitrechnet, nur auf zwanzig. Die kleinern Städte und Flekken, von denen einige in schönen Gegenden liegen, sind größtentheils schlecht gebaut, und haben auch nur ein sehr geringes Gewerbe.

Auf dem Lande gewähren die vielen Rittergüter und Höfe, die mit ihren vielen Wirthschaftsgebäuden oft wie

kleine Flecken erscheinen, einen höchst angenehmen Anblick. Sind auch diese Höfe nicht alle gut und geschmackvoll angelegt, so zeugen sie doch größtentheils von Zweckmäßigkeit und Wohlstand. Einige reiche Gutsbesitzer haben aber auch eben so prächtige als geschmackvolle Gebäude aufgeführt, und sie mit den reizendsten Umgebungen zu verschönern gewußt.

Hin und wieder erscheinen noch alte Burgen, die Zeugen alter Ritterzeiten, theils in Ruinen liegend, theils noch besser erhalten, und selbst noch bewohnbar.

Alles dieses nun, die weiten Kornfelder und Wiesen, die herrlichen Waldungen, die zerstreuten Bauerwohnungen, die gewöhnlich so still und friedlich an Gebüsche gelehnt sind, die Höfe und Kirchen, oft in so reizenden Gegenden, die alten Burgen, an die so viele Erinnerungen der Vorzeit sich knüpfen, der Gedanke, der sich in diesem Lande überall aufdrängt, daß es ein Land des Ackerbaues, dieser sichersten aller Erwerbsquellen ist, der daher rührende Wohlstand, der auch jetzt noch sichtbar ist, — alles dieses macht gewiß auf den Einheimischen, wie auf den Fremden einen höchst angenehmen Eindruck. Daher rührt denn auch bei den Kurländern diese unbesiegbare Liebe zu ihrem Vaterlande, und daher kömmt es, daß selbst Ausländer sich in diesem Lande so bald heimisch fühlen.

Historische Uebersicht.

Ehe wir zur Schilderung der Einwohner Kurlands übergehen, wird es nöthig seyn, einige historische Nachrichten vorausgehen zu lassen. Der Charakter und die Sitten eines Volkes, und dessen Verfassung und innere Einrichtungen erklären sich oft gegenseitig, und die Geschichte ist die Vermittlerin, welche uns zeigt, wie aus dem Charakter und den Sitten sich die Verfassung gebildet, und wie diese wieder auf jene zurückgewirkt habe.

Von den alten Bewohnern Kurlands, den Kuren und Semgallen, die auch unter dem gemeinschaftlichen Namen der Letten begriffen werden (welchen wir auch hier beibehalten wollen), haben wir nur sehr dürftige Nachrichten.

Von ihrer Lebensart, ihren Sitten, ihren innern Einrichtungen, ihrer Religion, haben uns Schriftsteller des Mittelalters erst von der Zeit an, da eine deutsche Kolonie sich in dem benachbarten Livland niedergelassen hatte, einzelne Züge berichtet, aus denen sich kein Ganzes bilden läßt, und bei denen man nie vergessen muß, daß sie aus dem Gesichtspunkte der Kirche, und natürlich im Geiste der damaligen Zeit aufgefaßt sind. So viel indessen scheint gewiß, daß die Letten ein sehr rohes, aber tapferes und kriegerisches Volk waren. Ihre beständigen Kriege mit ihren eben so rohen Nachbaren in Livland, Ehstland und Litthauen beweisen dieses. Die Küstenbewohner trieben Seeräuberei, und unternahmen sogar Streifzüge nach den Inseln der Ostsee, ja selbst bis nach Schweden.

In Livland war schon gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts eine deutsche Kolonie angekommen, und ein christliches Bisthum gestiftet worden. Die Päbste fanden die Gelegenheit erwünscht, ihre Macht auch in diesem Theile des Nordens zu begründen, um so mehr, da die griechische Kirche, zu welcher die Russen sich bekannten, ihre Arme sonst leicht bis zur Ostsee hätte ausstrecken können. Durch Lehre und Schwerdt wurde das Christenthum unter den alten Bewohnern Livlands mühsam ausgebreitet. Zahlreiche Pilger kamen jährlich aus Deutschland, um in dem Kampfe gegen die heidnischen Einwohner Ablaß und Seligkeit zu gewinnen. Eine ritterliche Verbindung, der Orden der Schwerdtbrüder oder Schwerdtträger, unterstützte kräftig die geistlichen Waffen der Bischöfe, und, im Geiste des Zeitalters, trug das Schwerdt mehr, als die Lehre zu der sogenannten Bekehrung dieser Ungläubigen bei, deren größter Theil das Bad der Taufe nur annahm, um dem Blutbade zu entgehen. Wie sollten sie die Lehre des Christenthums erkennen, da ja ihre Lehrer Anfangs mit ihrer Sprache noch so unbekannt waren? Was sollten sie von einer Lehre halten, die mit Schwerdt und Blut unter ihnen verkündigt wurde? Doch gelang es endlich den Deutschen, die Bewohner Livlands zum Bekenntniß des Christenthums zu zwingen. Noch schwerer aber war der Kampf mit den benachbarten Ehsten, bis man, mit Dänemarks Hülfe (wie ein bekehrter Lette und Priester, Hein-

rich der Lette, sich naiv genug ausdrückt) auch diesen das Joch des Christenthums auflegte. Doch hatten die Bischöfe und die Ritter, wie auch die neugegründete Stadt Riga, von den benachbarten Letten in Kurland, und von den Litthauern und Russen manche Drangsale auszustehen. Dieses bewog den Orden der Schwerdtträger eine Vereinigung mit dem deutschen Orden, der sich schon früher in Preußen festgesetzt hatte, nachzusuchen und auch zu erwerben. Der vereinte Orden konnte nun um so nachdrücklicher für das Bekehrungsgeschäft, und für die Eroberung des Landes wirken, und zugleich der übermächtigen Geistlichkeit desto besser die Wage halten. Schon war das Bisthum zu Riga zu einem Erzbisthum erhoben, mehrere Bisthümer waren in Livland und Ehstland errichtet, und schon lange vor der Eroberung des Landes gab es Bischöfe von Kurland und Semgallen. An der Spitze des Ordens in Livland stand der Ordensmeister oder Heermeister, der dem Hochmeister in Preußen zwar untergeordnet war, aber nur in sehr geringer Abhängigkeit stand. Diese bezog sich eigentlich bloß auf die Angelegenheiten des Ordens, nicht aber auf die Regierung des Landes. Die Ordensmeister gelangten nach und nach zu großem Ansehen, welches besonders der berühmte Walter von Plettenberg während seiner langen Regierung zu befestigen wußte. Immer suchten sie eine gewisse Verbindung mit dem deutschen Reiche zu unterhalten, um dadurch ein desto größeres Gegengewicht gegen die steigende Macht des Erzbischofs und der Bischöfe zu gewinnen, welche von ihrer Seite gleichfalls bald bei dem deutschen Kaiser, bald bei dem Pabste gegen die mächtigen Ordensmeister Schutz und Beistand suchten. Auch sollte der bloße Name deutscher Reichsfürsten den Ordensmeister und die Bischöfe gegen mächtige Nachbaren schützen; denn mehr Schutz, als dieser bloße Name gewähren konnte, hatte man von dem Reiche nicht zu erwarten.

Schon gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts war auch Kurland größtentheils erobert worden. Aber zugleich mit dem Christenthum hatte man die Sklaverei dahin gebracht. Man hatte auch den Einwohnern Kurlands das Joch des Christenthums, aber mit ihm zugleich das Joch der Leibeigenschaft aufgelegt. Das Land wurde, wie Liv-

land, zwischen dem Orden, dem Erzbischofe, und einem eigenen Landesbischofe getheilt. In allen diesen Theilen wurden viele Ritter und Adeliche mit ansehnlichen Gütern belehnt. Für den Unterricht der neuen Christen ward wenig gethan; daher blieben noch bis in späte Zeiten unter den Einwohnern von Livland und Kurland viele heidnische Gebräuche in Ausübung. Unter ihren Göttern waren sie frei gewesen; die Religion der Christen lernten sie nur von ihren Unterdrückern kennen, die selbst gegen die heiligsten Rechte der Menschheit so wenig Achtung zeigten. Wie sollten sie sie lieben? Wo sollten sie die Muster christlicher Tugend und Frömmigkeit suchen? Bei rohen Rittern und Abentheurern, deren Muth sie bewundern mochten, aber deren Härte nur Schrecken, nicht Liebe und Verehrung einflößen konnte? oder bei rohen und fast eben so unwissenden Priestern, denen sichtbar die Befestigung ihrer weltlichen Macht mehr am Herzen lag, als die geistliche Sorge für diejenigen, die sie zum Heil ihrer Seelen bekehrt, d. h. getauft, zu haben vorgaben? Häufige Empörungen, und selbst Abfälle vom Christenthum bezeugten es laut, daß der Same des Christenthums nur gewaltsam unter ihnen ausgestreut war, noch aber nicht gewurzelt hatte. Indessen wollen wir dieses harte Urtheil nicht im Allgemeinen über die Geistlichkeit dieser Zeit gefället haben. Es ist nicht zu läugnen, daß sie auch in diesen Ländern manches Gute begründete, und vielleicht würde sie auch den neuen Kindern der Kirche ein weniger schweres Joch aufgelegt haben, wenn nicht die Eifersucht, welche sie und der Orden gegenseitig gegen einander nährten, beide Theile vermogt hätte, durch Unterdrükkung ihrer unglücklichen Unterthanen ihre eigene Macht zu befestigen. Vielleicht hätte sich die Geistlichkeit mit einer großen Ausdehnung der geistlichen Gewalt begnügt, ohne sie durch bürgerliche Knechtschaft zu begründen. Der Geist aber wird endlich mündig, und wenn die geistlichen Gewalthaber alsdann nicht freiwillig das Joch erleichtern, so wird er es abzuschütteln wissen, sobald es ihm zu schwer wird. Wo aber bürgerliche Sklaverei alle Kräfte gelähmt hat, da ist jeder Hoffnung der Freiheit ein so tiefes Grab gegraben, daß nur eine gewaltsame Erschütterung es zu sprengen vermag.

Die Nachrichten, die wir von Livland und Kurland aus diesem Zeitalter haben, sind so unvollständig, und bestehen fast nur aus Bruchstücken, rühren auch größtentheils nur von Geistlichen her, so daß dieser Theil der Geschichte schwerlich vollkommen erörtert werden kann. Aber aus manchen einzelnen Thatsachen, über welche sich Nachrichten vorfinden, und aus manchem, was in viel späteren Zeiten noch geschehen konnte, und sogar gesetzlich war, läßt sich einigermaßen abnehmen, von welchem Geiste diese Verkündiger und Begründer des Christenthums in diesen Ländern beseelt waren. Wir erkennen es freilich, daß er dem Geiste der damaligen Zeit gemäß war, und dürfen uns über die Unterjochung der Liven, Letten und Ehsten um so weniger wundern, wenn wir erwägen, daß noch zwei volle Jahrhunderte später die christlichen Spanier in Amerika Gräuel verübten, vor denen wahrscheinlich selbst diese deutschen Ritter und Priester einen Abscheu gehabt hätten. Aber so wie nachmals in Amerika der glänzendste Muth, die heldenmüthigste Kühnheit durch die verabscheuungswürdigste Grausamkeit und Verachtung aller Menschenrechte entehrt wurde; so glänzen auch in der Geschichte unseres Landes neben den Zügen empörender Gewaltthätigkeit die seltensten Beispiele hohen Heldenmuthes und einer Ausdauer, die es verdient hätten, zum Glücke eines Volkes angewandt zu werden.

Zwischen dem Erzbischofe und dem Orden herrschte fortdauernd Eifersucht, die bisweilen in offenbare Fehden ausbrach, in welchen gegenseitige Erbitterung die Waffen schärfte. Neue Drangsale entstanden daraus für die armen Unterthanen beider Theile, und welches Beispiel für sie, daß ihr geistlicher Oberhirt, und die, welche für die Begründung der Religion der Liebe gefochten hatten, sich einander selbst zerfleischten! Für das feindselige Verhältniß, welches zwischen dem Erzbischofe und dem Orden obwaltete, kann es kein gültigeres Zeugniß geben, als daß der Erzbischof es sogar nicht verschmähete, mit dem damals noch nicht christlichen Fürsten der Litthauer ein Bündniß gegen den Orden einzugehen. Die Stadt Riga, die sich zu einer bedeutenden Republik erhoben hatte, schwankte zwischen dem Erzbischofe und dem Orden; doch war sie Anfangs ersterem mehr geneigt, weil sie ihn weniger fürchten mußte, und er ihrer mehr bedurfte.

In der letzten Zeit der Ordensregierung gestaltete sich in Livland wieder ein anderes Verhältniß. Der Orden hatte ein bedeutendes Uebergewicht gewonnen, besonders dadurch, daß die Stadt Riga ihm geneigter geworden war, und selbst die Stände des Erzbischofs und der Bischöfe unter einander in Spaltung gerathen waren. Es hatte nämlich Luthers Reformation, bald nach ihrem Entstehen, auch in Livland und Kurland Eingang gefunden. Alle Bemühungen der Geistlichkeit vermogten es nicht, dem Fortgange der Reformation Einhalt zu thun, und natürlich geriethen jene dadurch in immer größere Bedrängniß. Die Ordensmeister waren der Reformation günstig, oder benutzten sie wenigstens, um ihr politisches Uebergewicht zu befestigen. Unter der Regierung des Ordensmeisters Heinrich von Galen kam es sogar zwischen ihm und dem Erzbischofe, Markgrafen Wilhelm von Brandenburg, zu einem Kriege, in welchem der Erzbischof und dessen Coadjutor, Herzog Christoph von Mecklenburg, in die Gefangenschaft des Ordens geriethen, und erst nach einiger Zeit, durch Vermittelung hoher Mächte, unter harten Bedingungen ihre Freiheit wieder erlangten. Doch auch damit war der Friede noch nicht hergestellt. Innere Zwietracht, Eifersucht und Habsucht hemmten alle Vorkehrungen, die gegen die von außen drohende Gefahr hätten getroffen werden sollen. Es hatten nämlich mehrere auswärtige Mächte die Absicht, sich Livlands und der dazu gehörigen Provinzen zu bemächtigen. Am härtesten wurde es von dem russischen Czar bedroht, der schon mehrere Oerter, theils durch gewaltsame Wegnahme, theils durch eine erzwungene Uebergabe in Besitz genommen hatte, und der jeden hartnäckigen Widerstand durch Verheerungen bestrafte. Livland war erschöpft und durch innern Zwiespalt zerrüttet. Die Häupter dieser sonderbaren Republik suchten sich gegenseitig zu schwächen, und bedachten es nicht, daß indem sie die einzelnen Theile ihres morschen Gebäudes untergruben, das Ganze nothwendig bald zusammenstürzen mußte. Immer dringender ward die Gefahr. Der letzte Ordensmeister, Gotthard von Kettler, ein thätiger und kraftvoller Regent, sparte weder Anstrengungen, noch Unterhandlungen, um den wankenden Staat zu retten; das Uebel hatte aber schon zu weit um sich ge-

griffen, als daß eine Heilung ohne die schmerzlichsten Mittel möglich gewesen wäre. Ehstland, welches bei dem Orden keinen Schutz mehr fand, ergab sich dem Könige von Schweden, um nicht dem russischen Czar in die Hände zu fallen. Pohlen zauderte mit seiner versprochenen Hülfe, und wollte sie endlich nicht anders, als unter der Bedingung der Unterwerfung leisten. Es mußte endlich ein entscheidender Entschluß gefaßt werden. Die livländische Republik war zu ihrem Untergange reif, und konnte sich nicht länger behaupten. Der Ordensmeister hatte das Beispiel des Hochmeisters deutschen Ordens, Markgraf Albrechts, Herzogs von Preußen, vor sich. Wollte er noch für sich und seine Ritter etwas retten, so mußte er bald einen entscheidenden Schritt thun. Die Stände unterwarfen sich dem Könige von Pohlen, nach erhaltener Zusicherung vieler ausgezeichneten Freiheiten. Der Ordensmeister legte seine Würde nieder, und empfing Kurland und Semgallen, nebst dem herzoglichen Titel, als ein erbliches Lehen von der Krone Pohlen.

Von dieser Zeit an ist die Geschichte Kurlands von der Geschichte Livlands getrennt, und Kurland ist nachmals nur selten, bei den in Livland und um den Besitz von Livland geführten Kriegen, in die Schicksale dieses verschwisterten Landes verwickelt worden.

Der kurländische Adel erhielt durch den König von Pohlen und den neuen Herzog sehr ansehnliche Privilegien. Hätte aber Kurland damals eine bedeutende Stadt, wie z. B. Riga war, gehabt, so würde sich wahrscheinlich die innere Verfassung des Landes anders gestaltet haben, und nicht alle Macht bloß in die Hände des Adels gekommen seyn. Doch wurden auch den kurländischen Städten ihre bisherigen Rechte zugesichert. Die Bauern blieben Leibeigene, die Rechte der Erbherren wurden in ihrem ganzen Umfange bestätigt. Diese hatten sogar die peinliche Gerichtsbarkeit über ihre Unterthanen auf ihren Gütern, die sie aber nur mit Zuziehung mehrerer im Lande ansäßiger Edelleute ausüben durften.

Gotthard Kettlers Regierung war im Ganzen glücklich und wohlthätig für das Land. Er hatte sich mit einer Prinzessin von Mecklenburg verheirathet, und seine Nach-

kommen herrschten mehr als anderthalb Jahrhunderte über Kurland; nicht immer ruhig, denn oft hatten sie sehr ernstliche Streitigkeiten mit ihrem Adel, der die schon eingeschränkte Gewalt der Herzoge immer mehr zu beschränken strebte. Wieviel mehr hätte ein so kluger und kraftvoller Regent, als Herzog Jakob war, nicht wirken können, wenn seine Gewalt weitere Gränzen gehabt hätte. Unglücklicherweise fiel auch die Regierung dieses Fürsten in eine Zeit, wo die Kriege zwischen Schweden und Pohlen selbst das friedliche Kurland bedrängten. Der Herzog selbst gerieth in schwedische Gefangenschaft, wurde jedoch bald wieder eingesetzt. Unter ihm war besonders der Handel Kurlands blühender geworden. Ueberhaupt aber hatte unter den Regenten aus dem Kettlerischen Hause ein blühender Wohlstand sich über das Land verbreitet. Es genoß der Segnungen, welche eine freie Verfassung, eine glückliche Lage für den Handel, ein fruchtbarer Boden, und selbst seine politische Unbedeutenheit ihm gewährten. Wieviel glücklicher wäre dieses gesegnete Land noch gewesen, wenn die ungemessene Freiheit nicht oft zu Uebermuth verführt, sondern wenn sie vielmehr über alle Klassen der Einwohner ihre wohlthätigen Strahlen verbreitet hätte, und nicht gerade diejenigen, die im Schweiße ihres Angesichtes ihren väterlichen Boden bauten, dieses köstlichste Gut gänzlich entbehrt hätten!

Das Erlöschen des Kettlerischen Regentenstammes war die Losung zu manchen Verwirrungen, die die endliche Auflösung dieses kleinen Staates vorbereiteten. Die benachbarten Mächte hatten es eingesehen, daß Kurland in ihrer Hand nicht so unbedeutend seyn dürfte, und daß der Besitz dieses fruchtbaren und wohlgelegenen Landes mehr als ein bloßer Schmuck ihrer Krone werden könnte. Die pohlnische Republik wünschte Kurland sich einzuverleiben, und hintertrieb es daher, daß der von der kurländischen Ritterschaft zum Herzoge gewählte Graf Moritz von Sachsen (der berühmte Maréchal de Saxe) nicht zum Besitz des Fürstenstuhls gelangen konnte. Aus Eifersucht gegen Pohlen nahm sich Rußland der Wahlfreiheit der Kurländer an. Aber welche Demüthigung für den kurländischen Adel, daß er auf Empfehlung des russischen Hofes, und um sich diesem mächtigen Nachbaren gefällig zu beweisen, sich fast nothgedrungen

drungen sah, den Günstling der Kaiserin Anna, Ernst Johann von Biron, einen Mann von dunkler Herkunft, zum Herzoge zu wählen. War es hierauf ein Trost für die Kurländer, daß eben dieser Mann nachmals, als Vormund des minderjährigen Kaisers Iwan, das ganze russische Reich mit fast uneingeschränkter Gewalt regierte, so erfolgte eine desto größere Demüthigung, als ihr Herzog, ein regierender Fürst eines dem russischen Reiche nicht unterworfenen Staates, plötzlich gefangen genommen und in die Verbannung geschickt wurde. Ein Schicksal, welches sich dieser, sonst kluge, Fürst durch seine Härte und durch den übermüthigen Stolz, mit welchem er die russischen Großen, und selbst die Aeltern des jungen Kaisers behandelte, selbst zugezogen hatte.

Es entstand indessen daraus eine nicht geringe Verlegenheit für die kurländische Ritterschaft. Wenn viele sich darüber freuten, einen Herzog los geworden zu seyn, der so stolz und herrschsüchtig, und dabei mit so großer Macht in dem größten der benachbarten Reiche bekleidet war, wodurch ihre Freiheit allerdings gefährdet wurde; so war dagegen auch die Besorgniß natürlich, daß diese Gewalthandlung von Seiten Rußlands leicht andere zur Folge haben könnte. Auch war es eine sich nothwendig aufdrängende Bedenklichkeit, ob denn durch die Entsetzung des Herzogs von seiner vormundschaftlichen Regierung in Rußland, und durch seine Verbannung, auch wirklich der herzogliche Stuhl als erledigt zu betrachten sey? Je mehr aber Rußlands drohende Uebermacht die Nachbarschaft dieses Reiches gefährlich machte, desto nothwendiger mußte man es finden, durch festes Anschließen an einen andern Staat sich zu sichern, um die bisherige Verfassung behaupten zu können. Die pohlnische Macht, auf welche Kurland, als auf seine Lehensherrschaft, zuerst seine Blicke richten mußte, war in merklicher Abnahme, und schon Karl XII. von Schweden hatte es der ganzen Welt gezeigt, daß Pohlen kaum im Stande war, sich selbst zu schützen. Doch nunmehr war auch Schwedens Macht gebrochen, und es konnte keinen sichern Stützpunkt mehr abgeben. Dänemark war zu ohnmächtig, Preußens Macht hatte sich noch nicht ganz entwickelt. Es blieb also nichts übrig, als darauf bedacht zu

seyn, einen Prinzen aus einem großen und geachteten Hause auf den herzoglichen Stuhl Kurlands zu setzen, in dessen Persönlichkeit und Verbindungen man eine Schutzwehr zu finden hoffen durfte. Nach manchen Streitigkeiten und Partheiungen im Innern traf die Wahl den königlich pohlnischen und churfürstlich sächsischen Prinzen Karl. Eine unglücklichere Wahl hätte man kaum treffen können. Karl, dem es weder an Geist, noch an Gutmüthigkeit fehlte, war doch viel zu sorglos und unthätig, um in so verhängnißvollen Zeiten die Zügel der Regierung mit der nothwendigen Klugheit und Kraft führen zu können. Er liebte das Vergnügen leidenschaftlich, lebte fast nur für dieses, und war so verschwenderisch, daß er in kurzer Zeit einen großen Theil der Domänen verpfändet hatte. Und was hatte man denn in Hinsicht der äußern Sicherheit durch seine Wahl gewonnen? Das zerrüttete Pohlen konnte bei drohender Gefahr keinen Schutz mehr gewähren. Sachsen, das Stammhaus dieses Fürsten, war zu entfernt und von zu geringem Gewicht. Alle übrige Nachbaren hatten diese Wahl ohnehin nicht gerne gesehen.

Höchst unerwartet rief endlich der russische Hof den Herzog Ernst Johann aus der Verbannung zurück, und machte den Kurländern die Zumuthung, ihn in seine herzogliche Würde wieder einzusetzen. Ein Theil der Ritterschaft, theils um sich dem russischen Hofe zu empfehlen, theils auch weil sie sich in ihren Erwartungen von dem Herzoge Karl, und von den Vortheilen, die durch ihn dem Lande erwachsen würden, betrogen sah, erklärte sich alsobald für Ernst Johann. Andere, die Karln persönlich ergeben waren, oder von seinen Verschwendungen noch Vortheile zu ziehen hofften, blieben ihm getreu; auch da noch, als er schon sich selbst verlassen hatte. Ein kleines russisches Truppenkorps, das in Kurland einrückte, machte indessen allem Zwiespalt bald ein Ende. Der Herzog Ernst Johann wurde wieder eingesetzt.

Von dieser Zeit an war der Einfluß Rußlands auf alle kurländischen Angelegenheiten überwiegend. Wer mit unbefangenem Blicke die Verhältnisse dieses kleinen Staates betrachtete, mußte es leicht einsehen, daß er die Fortdauer seines Daseyns nur noch der Eifersucht der benachbarten

Mächte zu danken hatte. Je schneller aber Pohlen durch innere Zwietracht, die von den Nachbaren geflissentlich genährt wurde, in Ohnmacht herabsank, desto gewisser wurde auch der endliche Fall Kurlands. Doch weit entfernt, daß diese bedenklichen Umstände die kurländische Ritterschaft zu festem Zusammenhalten mit ihrem Herzoge vermogt hätten, wodurch vielleicht Verbindungen hätten angeknüpft werden können, die eine längere Dauer des bisherigen Zustandes möglich gemacht hätten, lag sie vielmehr mit dem Herzoge in beständigen Streitigkeiten. Ernst Johanns Sohn und Nachfolger, Herzog Peter, besaß weder die Klugheit, noch die Kraft seines Vaters, aber auch keine der andern Tugenden, die einen Regenten schmücken müssen. Nur auf die Vermehrung seines Privatvermögens bedacht, stolz und schwach, wollüstig und geizig, ohne alle Würde im Betragen, und ohne alle Gewandheit des Geistes, war er weder den bedenklichen Umständen seines Vaterlandes in Hinsicht der äußern Verhältnisse, noch auch dem Charakter seiner Landesleute gewachsen. Der Adel führte gegen ihn kostbare Prozesse in Warschau, und er mußte sich unzählige Kränkungen, und nicht selten offenbaren Hohn gefallen lassen. Und obgleich er die sogenannte Bürger-Union, welche zum Zweck hatte, dem Bürgerstande gleiche Rechte mit dem Adel zu erwerben, heimlich und öffentlich begünstigte, so wurde er doch endlich allen Theilen verächtlich. Der Einfluß Rußlands war während seiner Regierung höchst bedeutend geworden. Ein russischer Minister in Mitau ließ ihm oft genug seine Abhängigkeit fühlen. Auf eine kurze Zeit schien der Geist des Friedens über Kurland zurückzukehren, als dem Herzoge ein Sohn geboren wurde, auf welchen nun die Hoffnung des Landes gerichtet war; allein der Prinz starb, und die Zwietracht erwachte aufs Neue.

Immer bedenklicher wurde indessen die Lage Pohlens. Man konnte es sich nicht mehr verhehlen, daß mit diesem sonst so mächtigen Reiche auch Kurland fallen mußte. Endlich erschienen Pohlens verhängnißvolle Tage: es fiel, — und was sollte nun aus Kurland werden? Daß der bisherige Zustand fortdauern könne, wagten selbst die kühnsten Hoffnungen der Kurländer nicht zu erwarten. Sollte man sich einer andern Lehnsherrschaft ergeben? So mußte man

aber den verhaßten Herzog behalten, und sich mit ihm darüber vereinigen. Auch blieb ja keine andere Wahl, als zwischen Rußland und Preußen, jetzt den einzigen unmittelbaren Nachbaren. Wenn vielleicht manche, wegen der Gleichheit der Sprache und Religion, sich lieber an Preußen angeschlossen hätten; so war dagegen zu bedenken, daß Kurland, wegen seiner Lage, ungleich inniger mit Rußland zusammenhing, und daß, im Fall es jemals zu einem Kriege zwischen Rußland und Preußen kommen sollte, der Schutz und die Behauptung dieser Provinz für Preußen ungleich schwerer geworden wäre, als für Rußland. Würde aber auch eine dieser beiden Mächte sich mit der bloßen Lehensherrschaft über Kurland begnügt haben? Konnte die Ritterschaft hoffen, unter einem mächtigen Lehensherrn die großen Vorrechte zu bewahren, die sie bisher, unter dem Schutze der durch innere Zerrüttung ohnmächtigen pohlnischen Republik, gegen ihren schwachen Herzog mit solcher Eifersucht behauptet hatte? Solche und ähnliche Betrachtungen beschäftigten die sorgenvollen Gemüther des Ritterstandes, auf welchen allein die Entscheidung beruhte, in sofern sie noch frei seyn konnte; während der Bürgerstand, und besonders die für ihren Flor besorgten Städte, in banger Erwartung auf die endliche Entwickelung dieser sonderbaren Verhältnisse harreten. Die Bauern, als Leibeigene, hatten keine Ahndung davon, daß sie bei einer Veränderung der Landesherrschaft gewinnen oder verlieren könnten, und theilten daher weder die Hoffnungen, noch die Besorgnisse der übrigen Stände. Der Herzog fühlte endlich das Peinliche seiner Lage. Durch die schwersten Kränkungen, und endlich auch schon durch Altersschwäche gebeugt, entsagte er der Regierung. Jetzt war der Augenblick, wo unausbleiblich ein entscheidender Entschluß gefaßt werden mußte. Abgeordnete des kurländischen Adels gingen daher nach St. Petersburg, und unterwarfen das Land, ohne weiteren Vorbehalt, der großen Kaiserin Katharina, deren Weisheit und milde Regierung ihr schon vorher alle Herzen zugewandt hatten, und die ganz Europa mit Bewunderung betrachtete.

Diesem Beispiele des kurländischen Adels folgte der Adel des piltenschen Kreises. Es ist nöthig, auch über diese

kleine Republik einige Worte zu sagen. Sie bestand aus dem ehemaligen Bisthum zur Kurland, welches zuletzt nach dem Städtchen Pilten benannt worden war. Nach der Aufhebung des Bisthums schloß sich dieser kleine Staat unmittelbar an die Republik Pohlen, und genoß unter pohlnischem Schutze einer vollkommenen Freiheit, die weniger durch die Bemühungen der Herzoge, den piltenschen Kreis mit dem übrigen Kurlande zu vereinigen, als durch die öftern Versuche der pohlnischen Republik selbst, ihn dem pohlnischen Staate ganz einzuverleiben, gefährdet wurde. Doch wurden alle diese Versuche durch den standhaften Widerspruch des piltenschen Adels, und durch die Vermittelung benachbarter Mächte, immer unwirksam gemacht, und so hatte sich diese kleine Republik, bis zur gänzlichen Auflösung des pohlnischen Staates, glücklich erhalten.

Wir haben diese ziemlich lange Abschweifung in die Geschichte Kurlands machen müssen, um auch denen, die sich um die Geschichte dieses kleinen und politisch unwichtigen Staates weniger bekümmert haben, einen Schlüssel in die Hand zu geben, durch welchen manche Züge in dem Charakter der Kurländer sich ihnen leichter aufschließen werden. Wir eilen nunmehr zu unserem Hauptzwecke, zu einer Schilderung des Charakters und der Sitten der Kurländer.

Allgemeine Charakteristik der Kurländer.

Sollte ein Völkchen, das kaum aus einer halben Million Menschen besteht, und aus so ungleichartigen Theilen zusammengesetzt ist, welches, bis vor kurzem, durch ein beständiges Zuströmen von Ausländern, immer neue Bestandtheile erhielt, in welchem Preußen und Sachsen, und überhaupt Deutsche aus jeder Gegend Deutschlands willfährig aufgenommen wurden, sollte ein solches Völkchen wohl einen National-Charakter haben können? Diese Frage scheint verneint werden zu müssen; und doch ist es bei genauerer Bekanntschaft mit diesem Völkchen unläugbar, daß gewisse Charakterzüge allen Klassen desselben gemeinschaftlich eigen sind, und aus allen hervorleuchten. Wir werden uns bemühen, erst diese allgemeinen Züge auszuheben; alsdann

aber wird es nöthig seyn, zu einer Schilderung der verschiedenen Stände überzugehen, die in Hinsicht der Kultur und Lebensweise zum Theil so weit von einander abstehen.

Eine warme, fast blinde und kindische Liebe zum Vaterlande, und ein aus dieser entspringender Nationalstolz, ist allen Klassen der Einwohner eigenthümlich. Bei dem Adel entspringt diese Vorliebe für das Vaterland aus dem Bewußtseyn, daß durch die Tapferkeit seiner Vorfahren das Land erworben sey, aus den großen Vorrechten, deren er genoß, indem er eigentlich im alleinigen Besitz des Landes war, und aus seinem blühenden Wohlstande, der erst seit der Handelssperre so bedeutend gelitten hat, daß viele sonst reiche Häuser sich jetzt in zerrütteten Glücksumständen befinden. Wir haben schon bei der Schilderung des Landes gezeigt, welchen angenehmen Eindruck der Anblick desselben im Allgemeinen macht. Daher rührt denn auch wohl zum Theil bei den Kurländern diese Vorliebe für das Vaterland, die sie mit fast gleicher Gewalt wie die Schweizer das Heimweh ergreift, und nicht selten aus den günstigsten Verhältnissen außerhalb desselben zum väterlichen Boden zurückzieht. Aus diesem Grunde kehrten auch so viele junge Edelleute, die ehemals in auswärtige Kriegesdienste, besonders in preußische, traten, schon nach wenigen Jahren des Dienstes zurück. Es war nicht Mangel an Muth, denn auch Muth, und selbst Kühnheit, ist eine charakteristische Eigenschaft der Kurländer; auch war es gewiß nur bei wenigen Liebe zur Bequemlichkeit; aber die Sehnsucht nach dem väterlichen Boden, nach gewohnten Sitten und Verhältnissen, nach Freunden und Verwandten, diese war es, die sie veranlaßte, alle Hoffnung im Auslande zu verschmähen, um nur den theuren Boden wieder zu betreten, und in den geliebten Kreis zurückzukehren.

Von diesen Bewegungsgründen zur Vaterlandsliebe und zum Nationalstolz konnten nur wenige auf den Bürgerstand einwirken. Dieser konnte nicht stolz seyn auf die Thaten seiner Vorfahren, durch welche das Land erworben war; denn er bestand größtentheils aus Ausländern, deren Vorfahren erst in neuern Zeiten in Kurland einheimisch geworden waren. Auch konnte er nicht stolz seyn auf glänzende Vorrechte; denn diese besaß er nicht, da die Verwal-

tung des Landes, die Stadtmagistrate ausgenommen, allein in den Händen des Adels war, dieser auch allein das Recht des Güterbesitzes und die Landtagsfähigkeit hatte. Es war aber dem Bürgerstande, und selbst jedem hinzugekommenen Ausländer, die freieste Willkühr in Hinsicht des Erwerbes vergönnt; es war ihm vergönnt an den Segnungen des Landes Theil zu nehmen, ohne die Beschwerden und Sorgen der Verwaltung theilen, und ohne zu den Kosten der Verwaltung beitragen zu dürfen; denn es gab für ihn gar keine Abgaben, diejenigen ausgenommen, welche die Bürger der Städte für die Bedürfnisse ihres Gemeinwesens zu entrichten hatten, und die äußerst gering waren, auch nicht ohne Zustimmung der Bürger von den Magistråten erhoben werden konnten. Wie daher jeder Ausländer die gastfreundschaftlichste Aufnahme erfuhr, so vergaß man es auch, sobald er sich in diesem Lande eingebürgert hatte, daß er ein Ausländer sey, und machte keinen Unterschied zwischen ihm und den Eingebornen des Landes. Daher die auffallende Erscheinung, daß Leute, deren Väter erst aus dem Auslande nach Kurland gekommen waren, sich so stolz und glücklich fühlten, Kurländer zu seyn. Natürlich; ihre Väter hatten in diesem Lande einer freundlichen Aufnahme genossen, sie hatten ein Amt und reichliches Auskommen, sie hatten, was noch mehr ist, häusliches Glück gefunden, und hatten sich daher bald so heimisch gefühlt, daß ihre Kinder durch nichts mehr daran erinnert wurden, daß ihre Väter auf einem andern Boden geboren waren.

Der Bauer, wie überhaupt der gemeine Mann, liebt überall den Boden, auf welchem er geboren ist. Je unbekannter er, außer seinem beschränkten Kreise, mit der Welt und den Menschen ist, desto fremder fühlt er sich, sobald er aus diesem heraustritt. Aber der kurländische Lette liebt nicht nur sein Vaterland, er besitzt wirklich auch einen gewissen Nationalstolz. Der reichere Boden, dessen er sich erfreut, macht daß er auf den Livländer, seinen nächsten Nachbarn von der einen Seite, fast mit Mitleiden herabsieht, und dem Litthauer, seinem Nachbaren von der andern Seite, fühlt er sich durch Fleiß und Betriebsamkeit so überlegen, daß er ihm nicht selten Verachtung und Uebermuth fühlen läßt, weil dieser den reichen Segen seines schönen

Landes so wenig zu benutzen versteht. In wie vielen rührenden Gesängen spricht sich die Liebe des Letten zu seinem Vaterlande aus: in Liedern, die nicht nur für den Letten gedichtet sind, sondern selbst von Letten herrühren. Denn dieses Volk ist nicht ohne Anlage zur Poesie.

Ein froher, heiterer Sinn ist im Ganzen den Kurländern aller Klassen eigen. Die ausgedehnte Gastfreiheit, die von den einfältigen Zeiten der Väter her sich noch in diesem Lande erhalten hat, ein großer Hang zur Geselligkeit, und eine herrschende Liebe zum Vergnügen, haben selbst durch die verhängnißvollen Ereignisse, die auf ganz Europa eingewirkt und auch Kurlands Wohlstand zum Theil zerrüttet haben, nicht unterdrückt werden können; wiewohl nicht geläugnet werden kann, daß der alte Muth, der nicht selten Uebermuth ward, und eine Folge des allgemeinen Wohlstandes und Wohlbehagens war, nicht mehr so allgemein angetroffen wird.

Eine der schönsten Seiten der Kurländer, die noch von den Zeiten der Väter her nicht gänzlich untergegangen ist, ist der Sinn für häusliches Glück und die Achtung der Frauen, deren Sittsamkeit und häusliche Tugenden, wenn man auch manches aus der Vorzeit zurückwünschen sollte, noch immer gerühmt zu werden verdienen, und die, bei nicht selten schöner äußerer Bildung, doch noch öfter ein schönes Gemüth bewahren. Wieviel sich jedoch auch in dieser Hinsicht in neuern Zeiten verschlimmert habe, werden wir weiter unten zeigen müssen.

Daß bei einer allgemeinen Neigung zum Vergnügen und Wohlleben, ja selbst zum Luxus, das Geld in Kurland einer höhern Würdigung genießt, als billig ist, wird man sich leicht erklären können. Der Aermere will es dem Reichern in Wohlleben und Aufwand gleich thun, und zerrüttet dadurch entweder völlig seine Glücksumstände, oder sieht sich genöthiget, ängstlich auf den Erwerb bedacht zu seyn, um nur diese Neigung befriedigen zu können. Diese Neigung zum Luxus hat besonders in neuern Zeiten sehr Ueberhand genommen, und sich über alle Stände verbreitet; natürlich nicht selten zum Nachtheil der strengen Rechtlichkeit, die sonst den Kurländern nachgerühmt wurde. Je mehr der allgemeine Wohlstand gelitten hat, desto mehr wäre es zu

wünschen, daß dieses sonst so biedere Volk zu der alten Einfalt der Vorväter zurückkehren, und mit ihr auch strenge Rechtlichkeit in alle Lebensverhältnisse zurückführen möchte. Daß Wort und Handschlag eben so viel galten, als Siegel und Briefe, das war gewiß ein schönerer Ruhm, als der, in glänzenden Equipagen zu fahren und an reich besetzten Tafeln zu schwelgen. Doch ist die Neigung zu einem unverhältnißmäßigen Aufwande gerade bei den erwerbenden Klassen fast am allerherrschendsten, daher man die Töchter der Handwerker und selbst Dienstmädchen, in Hinsicht der Kleidung kaum mehr von den vornehmsten Frauen unterscheiden kann. Was den Aufwand der Dienstboten betrifft, so fällt freilich der größte Theil der Schuld der Herrschaft zu, welche selbst diese thörichte Begierde begünstigt, und sich darin gefällt, eine so prächtige Dienerschaft um sich zu haben. Wie viel häusliches Glück geht aber durch diese Neigung zum Aufwande bei einer zahlreichen Klasse von Menschen verloren, die nur durch Genügsamkeit glücklich seyn könnte, und wohin führt endlich eine Neigung, die in erlaubten Mitteln nicht immer Befriedigung finden kann? Aber auch bei den höheren Ständen in Kurland ist ein dem Vermögen nicht angemessener Aufwand häufig genug die Veranlassung einer gänzlichen Zerrüttung der Glücksumstände, und hat den Fall mancher lange blühenden Häuser zu Wege gebracht.

Eine strenge Rechtlichkeit im ganzen bürgerlichen Leben und in allen Geschäftsverhältnissen war ehemals ein Ruhm, den jeder Fremde den Kurländern im Allgemeinen zugestehen mußte, und gerne zugestand. Leider hat auch darin die neuere Zeit manches verändert. Der sinkende Wohlstand, der theils eine Folge jenes unverhältnißmäßigen Aufwandes, theils aber auch wirklich drückender Verhältnisse war, die besonders durch die Handelssperre erzeugt wurden, hat manche veranlaßt, selbst zu minder rechtlichen Mitteln des Erwerbes ihre Zuflucht zu nehmen, und weniger streng in der Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten zu seyn. Da Kurlands einziger Erwerb in der Erzeugung der Produkte des Ackerbaues, und in dem freien Absatz derselben besteht, und es dagegen alle übrigen Bedürfnisse durch den Ertrag seiner Produktion bestreiten muß, so ist es natürlich, daß

durch die Beschränkung des Handels nicht nur der Handelsstand, sondern auch die producirende Klasse leiden mußte, die für ihre Waaren theils keinen Absatz mehr fand, theils alle übrigen Bedürfnisse um so theuer bezahlen mußte, und daß der daraus entstehende Nachtheil sich bald über alle Klassen der Einwohner verbreitete. Daher sah man denn, seit diesen Beschränkungen des Handels, auf welchen Kurlands ganzer Wohlstand beruht, einen Geist des Wuchers überhand nehmen, der früher unerhört gewesen war, und dessen natürliche Folge wiederum, gewissermaßen als Nothwehr, ein gewisser Leichtsinn in der Erfüllung sonst so heiliger Verpflichtungen seyn mußte. Es hat dadurch nicht nur der allgemeine Credit gelitten, sondern auch der Ruf der Kurländer einen Flecken erhalten, den, wenn ihn auch vielleicht nur wenige verschuldet haben, doch die Gesammtheit tragen muß, und den die Rückkehr jener heiligen Grundsätze der Ehre und strengen Redlichkeit, wie jeder warme Freund des Vaterlandes von ganzem Herzen wünscht, bald wieder gänzlich tilgen möge. Es darf indessen auch nicht mit Stillschweigen übergangen werden, daß mehrere sehr angesehene Häuser, sobald die veränderten Handelsverhältnisse eine so auffallende Verminderung ihrer Einkünfte veranlaßten, ihren bisherigen Aufwand beträchtlich einschränkten, und lieber vieles Gewohnte entbehren, als ihre Grundsätze und den alten Ruf der Redlichkeit aufopfern wollten. Auf diese rühmlichen Beispiele blickt jeder redliche Kurländer mit Dank und Hochachtung hin, und wünscht ihnen in ähnlichen Fällen allgemeine Nahahmung.

Alles übrige, was zur Charakteristik der Kurländer gehört, werden wir besser in einer Schilderung der einzelnen Stände darstellen können, da diese theils in ihren Bestandtheilen, theils in ihren äußeren Verhältnissen unter sich so verschieden sind, daß jeder seine Eigenthümlichkeiten hat, die sich in einer allgemeinen Schilderung nicht leicht zusammenfassen lassen. Und wird man es uns verdenken können, wenn wir unsere Blicke zuerst auf die ursprünglichen Bewohner des Landes richten, auf diese ehrwürdige Volksklasse, auf die die Kraft und das Mark des Landes beruht, deren arbeitsame Hände dem Boden seinen reichen Segen abgewinnen, und ihn über alle Klassen ausspenden, während

sie selbst, genügsam und geduldig, nur so viel das Bedürfniß erheischt, davon genießet?

Die Bauern.

Diese sind sämmtlich Nachkömmlinge der alten Bewohner des Landes, der Kuren, Semgallen und Letten, die man jetzt gewöhnlich unter dem gemeinschaftlichen Namen der Letten begreift, wiewohl diese Stämme in frühern Zeiten wahrscheinlich gesondert waren. Ihre Sprache, die lettische, trägt noch immer Spuren ihres slavischen Ursprunges. In welcher Verfassung dieses Volk früher gelebt habe, läßt sich schwerlich mehr ausmitteln. Die ersten Prediger des Christenthums in diesem Lande, und ihre kriegerischen Gefährten scheinen sich wenig darum bekümmert zu haben, dieses Volk kennen zu lernen; wenigstens haben sie uns nur wenige und unzuverläßige Nachrichten hinterlassen. Es war ihnen nur um Verbreitung der christlichen Religion und um den Besitz des Landes zu thun; ob erstere nicht vielleicht bloß den Namen hergeben mußte, um zu letzterem zu gelangen, wer wollte darüber zu entscheiden wagen? So viel aber ist gewiß, daß mit dem Christenthum zugleich eine fremde Herrschaft des Landes eingeführt wurde. Ungern trugen die Letten die Fesseln eines Glaubens, der sich ihnen nicht durch seine innere Wahrheit und Schönheit empfohlen hatte, denn woher sollten sie diese kennen? — sondern der ihnen durch die Schärfe des Schwerdtes aufgedrungen war, und sobald sie es irgend vermogten, schüttelten sie diese ungewohnten Fesseln mit wilder Wuth, sie abzustreifen versuchend. Vergeblich; diese häufigen Empörungen wider den Glauben und wider die fremde Herrschaft, gaben ihren Unterdrückern nur Veranlassung das Joch zu erschweren. Feste Burgen wurden errichtet, um sie desto besser in Zaum zu halten; die Letten verloren den Besitz ihres Landeigenthums; Geistliche und Ritter theilten unter sich die Güter. Aber ein noch köstlicheres Gut, als den Besitz ihres väterlichen Erbes, verloren die Letten. In der Religion der Liebe, in der Religion, welche lehrt, daß Gott ein allgemeiner Vater sey über alles, was da lebet und we-

det auf Erden, und daß vor ihm kein Ansehen der Person gilt, in dieser Religion — so sehr ist die reinste und göttlichste Lehre gemißbraucht worden! — ging ihre persönliche Freiheit verloren. Von der Zeit an baute der Lette sein väterliches Erbe, als Leibeigener, für seinen Unterdrücker. Die Leibeigenschaft wurde gesetzlich, aber durch keine gesetzliche Bestimmungen beschränkt. Sie hat sich — ungern gesteht der warme Freund seines Vaterlandee diese Schmach desselben — sie hat sich bis auf diesen Augenblick erhalten, wiewohl die Zeit, die allgemeiner verbreitete Kultur, und die unwiderstehliche Stimme der Menschenrechte allmählich Milderungen erzeugt haben, die zwar noch durch kein Gesetz geheiligt, aber durch das eigene Gefühl eines wohldenkenden Adels diktirt sind.

Schwer und drückend war das Joch in früheren Zeiten; nicht allgemein; denn zu welcher Zeit gab es nicht fühlende und wohlwollende Herzen? Aber nur zu oft ward der arme Leibeigene bloß als Sache behandelt, von der man den möglich größten Vortheil zu ziehen suchte, ohne ihm auch nur den geringsten Antheil an Lebensglück und Lebensfreude zu gönnen. Die Landesgesetze erlaubten dem Gutsherrn, mit seinem Leibeigenen, wie mit jedem andern Eigenthum, nach Gutdünken zu verfahren. Er verhängte willkührliche Strafen, und war bei den Vergehungen des Bauern, auch wenn sie wider ihn selbst begangen waren, sein eigener Richter. Darf nun, wer das menschliche Herz kennt, noch zweifeln, wie oft da die Leidenschaft das Urtheil gesprochen, wie oft die Unschuld gelitten haben mag? wie oft wurde ein geringes Vergehen mit der härtesten Leibesstrafe gerügt! wie oft wagte es Leidenschaft und Rohheit alle menschlichen Rechte dieser Unglücklichen mit Füßen zu treten!

Es hat — nicht ohne Schaam und Unwillen läßt es sich gestehen — es hat Beispiele gegeben, daß einzelne Familien aus der Mitte ihrer Bekannten und Freunde, ja daß einzelne Glieder der Familie, daß Söhne und Töchter ihren Aeltern entrissen, und an Fremde verkauft worden sind, wie man eine Handelswaare verkauft. Man hat es gesehen, daß Menschen gegen Pferde und Hunde, oder andere Sachen vertauscht, oder daß sie verschenkt worden sind.

Konntet Ihr, meine biedern Landsleute, solche Gräuel in Eurer Mitte dulden? Konntet Ihr es dulden, daß die heiligsten Rechte der Menschheit mit Füßen getreten wurden? Konntet Ihr es dulden, daß ein gutmüthiges Volk, ein Volk, das im Schweiße seines Angesichtes für Euch arbeitete, wenn auch nur in einzelnen Fällen, solchen schnöden Mißhandlungen ausgesetzt war? daß mancher kleine Tyrann seine armen Unterthanen, die für ihn ihre Kräfte aufopfern mußten, dafür Hunger und Mangel leiden ließ, indessen er von ihrem Schweiße und ihren Thränen schwelgte? daß mancher sich nicht entblödete, mit frevelnder Hand in die geheiligten Rechte der Familien einzugreifen, Aeltern ihre Kinder zu entreißen, hier Ehen zu verhindern, dort Ehen zusammen zu kuppeln, wie sein Interesse, oder seine Willkühr es erheischte? daß mancher schaamlos genug war, selbst von der Unschuld einen schimpflichen Tribut zu fordern, und das Heiligthum der Keuschheit durch seine schnöden Lüste zu entweihen? Daß alles dieses vielleicht immer nur selten, und in neueren Zeiten immer seltener geschah, ist eine schwache Entschuldigung. Daß es geschehen konnte, daß Ihr, die Ihr Gesetzgeber und Herren des Landes waret, dieses duldetet, daß Ihr, die Ihr selbst mit Milde und menschenfreundlichem Wohlwollen Eure Rechte gebrauchtet, es zugeben konntet, daß durch solchen schnöden Frevel an den heiligsten Rechten der Menschheit Euer Stand, wenn auch nur selten, befleckt werden konnte, das ist es, was Euch die Nachwelt schwer verzeihen wird, und was Ihr nur dadurch abbüßen könnt, wann Ihr bald und mit edler Humanität einen Schritt thut, den der Geist der Zeit so dringend fordert, und den unser menschenfreundliche Monarch mit so warmem Herzen wünscht.

Wir haben uns zu dieser schmerzlichen Abschweifung genöthiget gesehen, um der Wahrheit ein Opfer zu bringen, und weil dieser Zustand der Bauern auf ihren Charakter nothwendig einwirken mußte. Alle Fehler, die man den Letten vorwirft, haben, wo sie wirklich vorhanden sind, ihren Grund hauptsächlich in ihrer bürgerlichen Lage, die ihnen fast keine persönlichen Rechte verstattet, und sie der Willkühr Preis giebt. Welch' einen reichen Schatz von innerer Güte aber mußte ein Volk haben, bei welchem eine

solche, Jahrhunderte fortwährende, Verfassung weder seine natürliche Gutmüthigkeit unterdrücken, noch einen gewissen heitern Sinn gänzlich vertilgen konnte. Wenn wir sagen, dieses Volk habe fast keine persönlichen Rechte gehabt, so wollen wir damit durchaus nicht behaupten, daß es deren nicht wirklich theilweise genossen habe; aber dieser Genuß war alsdann nicht gesetzlich begründet, sondern bloß eine freie Güte des Herrn. Denn selbst die wenigen Gesetze, welche den Leibeigenen gegen die schmählichste Mißhandlung sichern sollten, waren veraltet, und Niemand wachte über die Ausübung derselben.

Im Allgemeinen sind die Letten wohlgebildet. Die Männer von starkem, stämmigen Wuchse, die Weiber kräftig und blühend. Aber ihre rechtlose Verfassung hat schon ihrem Aeußern das Gepräge ihres gegenwärtigen oder vormaligen Zustandes aufgedrückt. Wo ein Gut eine Reihe von Generationen hindurch sich einer milden und menschenfreundlichen Herrschaft erfreut hat, welche den Unterthanen die Rechte, die kein Gesetz bestimmte, aus eigenem Herzenstriebe gab, da findet sich jener eben erwähnte wohlgebildete, kräftige Menschenstamm. Wir gestehen es gern und mit Freuden, daß bei weitem der größte Theil des Landes einen solchen aufzuweisen hat. Wie ganz anders erscheinen dagegen die Bauern auf manchen einzelnen Gütern, die ein unglückliches Verhängniß lange Zeit hindurch einer tyrannischen, oder wenigstens einer harten und drückenden Behandlung Preis gegeben hat. Klein und gedrückt, in Wuchs und Bildung das Gepräge ihrer verzweiflungsvollen Lage an sich tragend, pflanzen sie die Spuren derselben selbst auf ihre glücklicheren Nachkommen fort. Wie schwer wird es auf solchen Gütern auch dem menschenfreundlichsten Besitzer, diese traurigen Denkmähler einer unglücklichen Vorzeit allmählich auszulöschen. Eine Generation vermag es nicht. Nur einer fortdauernden weisen und sorgsamen Behandlung kann es endlich gelingen.

Wie aber der Leibeigene schon in seiner ganzen äußeren Bildung häufig genug die Behandlung offenbart, die er von seinem Herrn erfährt, oder die wenigstens seine Vorfahren erfahren haben: so ist es natürlich, daß diese sich auch in seinem Charakter aussprechen muß. Wir haben es schon er-

wähnt, daß der Lette einen großen Antheil von Gutmüthigkeit und heiterem Sinn besitze. Wie erfreulich sprechen sich diese da aus, wo er eine lange Reihe von Jahren hindurch einer menschenfreundlichen und väterlichen Behandlung genossen, und dadurch eine gewisse Sicherheit seiner Lage gewonnen hat. Wie rührend offenbart sich da nicht oft seine treue Anhänglichkeit für seinen Herrn, dem er es gutmüthig als ein Verdienst anrechnet, wann dieser ihn milde und freundlich behandelt. Man hat den Letten manche herrschende Fehler, und sogar Laster Schuld gegeben, von welchen wir bald sprechen werden. Nach unserer Ansicht erscheint er im Allgemeinen ganz anders. Gutmüthig und fröhlich; arbeitsam und wirthschaftlich, so sehr man es nur immer von dem Leibeigenen erwarten darf; dem Wohlleben nicht abgeneigt, und doch genügsam; redlich und offen, wo er es seyn darf, sonst nicht ohne einige Beimischung von Schlauheit; religiös, wo nur irgend durch weise und sinnige Lehrer ein höheres Gefühl für die Religion in ihm angeregt und genährt wird; eben da auch voll Achtung für Sittlichkeit und Tugend; hülfreich, gastfrei und dienstfertig; in seiner Lebensweise einfach, und zu einer gewissen Ordnung und Regelmäßigkeit geneigt; in seiner Kleidung, wo er es irgend vermag, sauber und selbst kostbar, doch selten, wiewohl öfter das weibliche Geschlecht, von der Kleidertracht seiner Väter abweichend; in seinen Vergnügungen nicht roher, als sich von dieser Volksklasse erwarten läßt; nicht ohne Witz und Laune, wie auch nicht ohne Anlage zur Poesie; gegen seine Herren und Prediger, und überhaupt gegen alle, die es ihm zu verdienen scheinen, voll Achtung und Ehrerbietung, ohne knechtische Erniedrigung; gegen seine Mitbrüder voll Theilnahme, und überhaupt nicht unempfänglich für die innigsten Gefühle der Liebe und Freundschaft; ein guter Gatte und Vater, und in allen seinen übrigen Verhältnissen ein guter und liebenswürdiger Mensch. — So ist der Lette, wo er nicht durch schlechte, oder wenigstens durch falsche Behandlung verbildet und entartet ist.

Man hat diesem Volke Undankbarkeit, Falschheit, Mißtrauen und Unredlichkeit, Neigung zur Trunkenheit und zum Diebstahl, und schlechte Wirthschaft vorgeworfen.

Es ist von diesen Fehlern und Lastern nicht frei, aber nur da, wo seine äußere Lage und die Behandlung seiner Gutsherrschaft, oder ihrer Beamten sie erzeugt hat; denn sie liegen nicht in dem Charakter dieses Volkes. Man wirft dem Letten Undankbarkeit und Mißtrauen vor, weil er bisweilen auch die besten Absichten seines Herrn nicht erkennt, und in allen Einrichtungen desselben immer etwas erwartet, wodurch er benachtheiligt werden könnte. Wer aber unpartheiisch prüft, der wird leicht finden, daß dieses nur da der Fall ist, wo der arme leibeigene Bauer durch eine fortlaufende Reihe von Erfahrungen zu diesem Mißtrauen geleitet worden ist. Wenn er fortwährend bemerkt hat, daß seine Herrschaft durchaus kein Interesse für ihn habe, sondern ihn immer nur als Mittel gebraucht, daß neue Einrichtungen, welche sie trifft, gewöhnlich nur seine Lasten erschwert haben; so ist es wohl sehr natürlich, daß er nachher auch den bessern Absichten eines bessern Herrn nicht traut, und sie nicht gleich dankbar anerkennt, bis endlich erst wieder eine Reihe von Erfahrungen ihn belehrt hat, daß er hier trauen dürfe. An Dankbarkeit fehlt es ihm dann gewiß nicht. Wie kann man es aber erwarten, daß ein durch schlechte Behandlung tief eingeprägtes Mißtrauen sobald ausgelöscht werden solle? Eben so hat bloß die Behandlung, der er ausgesetzt gewesen ist, hin und wieder in sein offenes Gemüth Falschheit und Unredlichkeit gepflanzt. Er wagt es nicht, sich seinem Herrn zu zeigen, wie er ist, weil er von diesem nichts Gutes zu erwarten hat. Er stellt sich gegen ihn ärmer und unvermögender, als er ist, weil seine Pflichten und Leistungen nicht gesetzlich bestimmt sind, und er es weiß, daß sein Herr sich oft berechtigt glaubt, ihm größere Lasten aufzulegen, sobald er sie nur irdend zu tragen im Stande ist. Was soll ihn, in einer solchen Lage, auch wohl vermögen, ein guter und sorgsamer Wirth zu seyn, da es ihm ja nicht vergönnt ist, des errungenen Wohlstandes zu genießen, und sein Unterdrücker mit frecher Hand selbst die Früchte seines mühsamen Erwerbes antasten darf? Und können wir es ihm verdenken, wenn er gegen einen solchen hartherzigen Unterdrücker, der ihm kein sicheres Eigenthum vergönnt, der ihn nicht als Menschen, sondern nur als Mittel für seine Zwecke betrachtet, dessen

Will-

Willkühr er oft genug erfahren hat, können wir es ihm verdenken, wenn er gegen diesen mißtrauisch ist, und Falschheit, Unredlichkeit, Betrug und Diebstahl, als einzige Nothwehr, gegen ihn für erlaubt hält? wenn er dann, jedes häuslichen und bürgerlichen Glücks beraubt, von allen Seiten gekränkt und bedrückt, sich oft unmäßig dem Trunke ergiebt? Und können wir uns wundern, wenn diese Uebel, sobald sie eine Reihe von Jahren hindurch Wurzel gefaßt haben, selbst bei besserer Behandlung nicht sogleich weichen wollen? Wie die Erziehung auf jeden einzelnen Menschen einwirkt, und die Spuren der Eindrücke, die das jugendliche Gemüth empfangen hat, sich in dem ganzen Leben nicht verwischen lassen, so wirkt der Geist der Regierung auf ganze Völker, und so und mehr noch der Geist der Gutsherrschaft auf den Charakter des armen Leibeignen. Wäre es uns nur möglich, uns in seine Lage hineinzudenken, so dürften wir uns wohl fragen, ob wir, unter gleichen Umständen, anders seyn würden? Man hat aber auch die rührendesten Beispiele von Dankbarkeit, Treue und Anhänglichkeit der kurländischen Bauern gegen ihre Gutsherren; Beispiele, welche allein schon jeden wohlgesinnten Gutsbesitzer reitzen sollten, sich die Liebe dieses guten Volkes zu erwerben, wenn auch nicht sein eigenes Herz und ein menschlicher Sinn ihn dazu aufforderte.

Es ist schon oben gesagt worden, daß seit der Eroberung des Landes die alten Einwohner den Besitz des Bodens verloren. Auch jetzt noch kann der Bauer kein Landeigenthum besitzen. Der Boden jedes Gutes gehört durchaus dem Herrn. Dieser hat einen Theil der Grundstücke an seine Bauern vertheilt, welche sie zu ihrem Unterhalte bauen, und dafür ihm ein gewisses Maaß seiner eigenen Ländereien bearbeiten und gewisse Frohnen leisten müssen. Gesetzliche Bestimmungen darüber giebt es nicht, auch wird nicht mit dem Bauern eine Uebereinkunft deshalb getroffen; sondern da der Bauer leibeigen ist, bestimmt der Herr allein, wieviel er ihm zugestehen, und wieviel er dagegen von ihn fordern wolle. Daß bei dieser Willkühr oft genug Mißbräuche vorkommen können, wird sich jeder leicht denken. Wo aber der Gutsherr gerecht und billig ist, wo die Lasten, die der Bauer zu tragen hat, einmal fest bestimmt

sind, und nicht willkührlich erhöht werden, wo der Bauer durch eine gerechte und gütige Behandlung den Muth gewonnen hat, fleißig und ordentlich in seiner Wirthschaft zu seyn, weil er es weiß, daß er sich auch wirklich seines Erwerbes werde erfreuen können, da hat diese Einrichtung und dieses Verhältniß des Bauern zu seinem Herren allerdings etwas patriarchalisches, und der Bauer steht sich dabei so gut, daß er nicht einmal eine Veränderung seines Zustandes wünscht. Da arbeitet er denn auch munter und fröhlich, und man sieht es seiner Wohnung, seiner Kleidung, und allen seinen Umgebungen an, daß er wohlhabend, zufrieden und glücklich ist. Es giebt Gegenden, in welchen die festliche Kleidung des Bauern, besonders des weiblichen Geschlechts, wirklich kostbar und reich an silbernem Schmuck ist. Wie muthig sieht man nicht oft die jungen Bauerbursche ihre munteren Pferde tummeln, mit welchen sie einen besondern Luxus treiben. Wie fröhlich und geschmückt erscheinen Jünglinge und Mädchen bei manchen ländlichen Arbeiten, die sie gemeinschaftlich verrichten. Wie jubelnd, wenn die Herrschaft dann freundlich in ihre Mitte tritt, und ihnen Zufriedenheit und Wohlwollen beweist. So leicht ist es, diese gutmüthige und genügsame Menschenclasse glücklich zu machen! Sollte man es glauben, daß es dennoch nicht allgemein geschieht? Wäre der Zustand der Bauern überall so, wie wir ihn jetzt eben beschrieben haben, so wäre keine Veränderung zu wünschen. Aber um der Mißbräuche willen, die Statt finden können, und wirklich noch immer oft genug Statt finden, auf daß nicht ein hartherziger und übelwollender, oder auch nur unbesonnener Gutsbesitzer wieder umstoßen könne, was seine weiseren und besseren Vorfahren aufbauten, auf daß Recht und Gerechtigkeit überall herrschend werden, auf daß auch der Bauer sich mit Sicherheit der Früchte seines Fleißes erfreue, und keine stolze Willkühr mehr ein so gesegnetes Land entehre und jedem edlen Kurländer die Schaamröthe ins Gesicht treibe; um dieser Gründe willen ist eine Veränderung nicht nur wünschenswerth, sondern nothwendig, um dieser Gründe willen erheischt es Gerechtigkeit und Edelmuth, und selbst der Stolz, der in jedes Kurländers Brust wohnt, daß keine Leibeigenschaft mehr die heiligsten Rechte der Menschheit entweihen dürfe.

Daß aber das Volk im Ganzen so gut ist, daß sich seine Sitten so rein erhalten haben, daß es oft so viel Verstand und richtigen Sinn zeigt, und so wenig Spuren der Rohheit an sich trägt, wird man um so mehr bewundern müssen, wenn man es weiß, daß es eigentlich alles bildenden Unterrichts ermangelt, und daß es für dasselbe fast keine Schule giebt, als das Leben und die Kirche. Es ist dieses ein neuer Beweis, daß der kurländische Bauer einen reichen Schatz von Güte und von Fähigkeit in sich trägt. Der Errichtung der Schulen für das Landvolk stellen sich schwer wegzuräumende Hindernisse in den Weg, deren wir weiter unten erwähnen werden. Es genießen also die Bauern keines andern Unterrichts, als den ihnen ihre Aeltern, oder andere Bauern, im Lesen und in der Religionslehre ertheilen können. Die älteren Kinder werden Sontags in den Kirchen katechisirt. Nur bei wenigen Kirchen giebt es Schulen, in denen der Unterricht sich aber auch nicht viel weiter erstreckt, als der, den sie zu Hause empfangen, und die auch nur von wenigen benutzt werden können. Der Besuch der Kirchen, als des einzigen Erweckungs- und Bildungsmittels für ihre höheren Geisteskräfte, ist vielen aber auch sehr beschwerlich und kann daher nur seltener Statt finden, weil manche Kirchspiele einen Umfang von vielen Meilen einnehmen. Je weniger aber von allen andern Seiten für die Bildung der Bauern gethan ist, desto wichtiger und bedeutungsvoller ist hier der Beruf des Predigers. Wie viel aber auch die Prediger auf dieses Volk wirken können, wie segensreich die Bemühungen würdiger Religionslehrer sich bei ihm offenbaren, davon geben mehrere Gemeinden einen schönen und rührenden Beweis. Leider aber fehlt es auch nicht an Beispielen, daß durch die Trägheit oder Stumpfheit der Religionslehrer, durch ihren Eigennutz und eine unwürdige Behandlung ihres schönen Amtes, ganze Gemeinden in eine sittliche Verwilderung gerathen sind. Beispiele, die das Herz jedes Menschenfreundes mit tiefem Schmerz erfüllen.

Die Wohnungen der Letten sind zum Theil noch immer sehr schlecht. Kleine hölzerne Hütten mit Stroh gedeckt, ohne Schornstein, mit kleinen Fenstern, größtentheils nur aus einer Stube und daran stoßenden Kammer bestehend,

nehmen oft mehrere Familien in sich auf, der Knechte und Mägde nicht zu gedenken. Jedes begnügt sich mit einem Plätzchen zur Lagerstätte, und ist zufrieden, wenn es noch in einem Nebengebäude einen Winkel findet, wo es seine Habseligkeiten hinstellen kann. Da das Häuschen keinen Schornstein hat, so findet der Rauch keinen andern Ausweg als durch die Fenster und Thüren, die daher geöfnet werden müssen, so bald der große Ofen geheitzt, oder Feuer auf dem Heerde gemacht wird. In diesen schlechten Hütten lebt der Lette, wenn er nur übrigens von seiner Herrschaft nicht gedrückt, und nur milde und gütig behandelt wird, bei seiner groben Nahrung, die aus schwarzem Brod und einfacher Zukost, nur etwa ein Paarmal in der Woche aus Fleisch besteht, glücklich und zufrieden. Daß diese schlechten Wohnungen indessen auf seine Gesundheit oft nachtheilig wirken, ist natürlich. Daß es nicht öfter geschieht, zeugt von der starken Leibesbeschaffenheit dieses Volkes. In manchen Gegenden haben indessen die Letten aus eigenem Antriebe ihre Wohnungen zu verbessern angefangen, in andern haben wohlwollende Gutsbesitzer sie mit Mühe — so mächtig ist bei diesem Volke die väterliche Sitte — an eine bessere Bauart gewöhnt. Sobald aber der Genius der Freiheit auch über dieses Volk sich herabsenken, und dessen Industrie und Sorgsamkeit noch mehr beleben wird, wird das Bedürfniß einer bessern Wohnung auch gewiß noch allgemeiner angeregt werden.

Daß der lettische Bauer eines beträchtlichen Grades von Industrie fähig ist, davon geben schon jetzt einige Gegenden einen sehr erfreulichen Beweis. Welche Thätigkeit und Betriebsamkeit herrscht bei den Bauern in der Gegend von Mitau, an den Ufern der Aa, die ihnen zum Absatz ihrer Produkte und für den Handel so bequeme Gelegenheit darbietet, in vielen Gegenden an der Küste der Ostsee, besonders in der Nähe von Riga, und überall, wo sie für die Erzeugnisse ihres Fleißes einen sichern Markt finden. Welcher blühende Wohlstand aber zeigt sich auch da, und in vielen andern Gegenden des Landes, wo menschenfreundliche und wohlwollende Gutsherren die Betriebsamkeit ihrer Bauern befördert, oder wenigstens nicht gehemmt haben.

Da es nicht unsere Absicht seyn kann, den lettischen Bauern in allen seinen häuslichen Verhältnissen zu schildern, und wir genug gesagt zu haben glauben, um im Allgemeinen seinen Charakter und seine Sitten darzustellen, so reißen wir uns ungern von diesem guten Volke los, um zu der Schilderung der übrigen Stände überzugehen. Vielleicht haben wir für unsere Leser auch schon zu lange bei einem Volke verweilt, das in der Weltgeschichte keinen Platz findet, aber deswegen dem Menschenfreunde nicht minder interessant ist.

Der Adel.

Es scheint uns der Billigkeit gemäß, daß wir auf die Nachkömmlinge der alten Bewohner des Landes diejenige Classe der jetzigen Einwohner folgen lassen, deren Vorfahren durch das Recht des Schwertes mit ihrem Blute den Besitz desselben erworben. Der jetzige kurländische Adel stammt noch einem großen Theile nach von den alten Rittern her, die mit der Kreuzfahne in das Land zogen, und von denen viele sich gleich bei Eroberung desselben mit ihren Familien daselbst niederließen. Als endlich Gotthard Kettler den geistlich-ritterlichen deutschen Orden verließ und als weltlicher Fürst sich verheirathete, folgten viele seiner Ritter diesem Beispiele, und manche blühende Geschlechter stammen von diesen Rittern her, die im Genuße häuslichen Glückes gern ihrer Gelübde vergaßen. Einige der alten Familien sind allmählig erloschen; wenige neue haben sich in späteren Zeiten in Kurland niedergelassen. Der Hauptstamm des Adels rührt also noch immer von jener alten Ritterzeit her.

Wenn man dem kurländischen Adel Familienstolz vorwirft, so darf man dieses eben erwähnten Umstandes ja nicht vergessen. Es mag in den Augen des Philosophen als Thorheit erscheinen, auf die Thaten der Väter stolz zu seyn, allein in den Augen des Menschen erscheint es dennoch so menschlich und natürlich. Nicht als ob wir diesem Stolze hiermit durchaus das Wort reden wollten; er kann nirgends Rechtfertigung, Entschuldigung nur da finden,

wo der Vorfahren Ruhm zugleich ein Sporn zu eigener Thatkraft wird. Wir rechtfertigen ihn also auch hier nicht, aber wir entschuldigen es, und finden es menschlich und natürlich, daß manche Familie vielleicht mit etwas zu großem Wohlgefallen daran gedenkt, daß unter ihren Vorfahren manches ruhmbekränzte Haupt geglänzt habe. Man hat den Ruhm dieser ritterlichen Vorfahren überhaupt zweideutig zu machen gesucht. Sie fochten für das Christenthum, sagt man, und sorgten doch nicht, daß das Licht des Christenthums die armen Letten wirklich erleuchten konnte; sie wollten die alten Bewohner des Landes von heidnischem Aberglauben und wilder Rohheit befreien, und machten sich zu Herren des Landes und jene zu ihren Sklaven; sie baueten der Gottheit Altäre, aber sie opferten auf diesen die Menschenrechte eines Volkes, und pflanzten, statt des üppigen Baumes der Freiheit, den sie ausrotteten, den dürren Stamm der Knechtschaft in Kurlands gesegneten Boden. Allein laßt uns gerecht seyn. Die Priester und Ritter, die Kurland zum Glauben und zur Unterwürfigkeit zwangen, handelten im Geiste ihrer Zeit. Was aber die Zeit gebiert, muß auch im Geiste derselben Zeit beurtheilt werden. Wir wollen also ihre Verdienste immerhin auf sich beruhen lassen, da wir es hier hauptsächlich mit der Gegenwart zu thun haben.

Durch die großen Vorrechte, deren der kurländische Adel genoß, mußte natürlich auch der Stolz desselben genährt werden. Er hatte allein das Recht, Landgüter zu besitzen; er gab auf seinen Landtagen, bei welchen er allein Sitz und Stimme hatte, Gesetze, die nicht nur für ihn selbst, sondern auch für die übrigen Stände gültig waren; alle obern und niedern Gerichte, die Stadtmagistrate ausgenommen, wurden nur aus seiner Mitte besetzt; er durfte selbst den Herzog nur als ersten Mitbruder betrachten, mit dem er nicht selten rechtete, und gegen den er oft genug seine Rechtshändel gewann. Selbst die ausgedehnte Gewalt, die er über seine Unterthanen hatte, konnte leicht diesen Stolz erhöhen; denn wenn das Bewustsein, daß man ein großes und gefährliches Recht, daß man das Glück oder Wehe Vieler in seiner Hand habe, ein edles Herz erhebt, und zu dem redlichen Streben begeistert, sich

dieses großen und so gefährlichen Rechtes wirklich nur zum Glücke der Unterworfenen zu bedienen: so geschieht es dagegen gar zu leicht, daß ein Herz von weniger zartem und edlem Sinne dadurch aufgebläht und zu eitlem Stolze verleitet wird. Sollte man aber unter einer zahlreichen Classe von Menschen wohl lauter edle und große Herzen suchen dürfen? Nur in einer idealischen Welt wäre dieses möglich; in der wirklichen Welt giebt die Erfahrung uns ganz andere Resultate. In unserem Urtheile über die Menschen aber haben wir uns doch wohl hauptsächlich an die Erfahrung zu halten.

Alle diese Betrachtungen können den Familienstolz des kurländischen Adels freilich nicht rechtfertigen, aber sie können das Urtheil über diese menschliche Verirrung mildern. Wahr ist es, daß der Adel sich fast zu wohlgefällig seiner großen Vorrechte bediente; aber wie nahe lag ihm auch die Gelegenheit dazu. Wahr ist es, daß er seine fast unbeschränkten Rechte über seine leibeigenen Unterthanen bisweilen auf eine empörende Art mißbrauchte; aber wir haben auch schon gezeigt, daß dieser Vorwurf mehr Einzelne trift, daß wirklich der bei weitem größte Theil desselben seine Unterthanen gut und menschlich behandelte, daß Einige sich ihrer recht väterlich annahmen. Dem Adel, als einer Gemeinheit, und als dem gesetzgebenden Körper des Landes, fällt nur hauptsächlich dieses zur Last, daß er ein Verhältniß nicht aufhob, welches zu Mißbrauch Veranlassung geben konnte, und daß die Bessern und Edlern es dulden konnten, wenn Einige durch schnöde Verletzung der heiligsten Menschenrechte ihren ganzen Stand befleckten. Denn da der Adel eine Gemeinheit und gesetzgebender Körper war, so kann man sich gewissermassen berechtigt glauben, jeden Mißbrauch ihrer Rechte, den Einzelne verübten, dem Ganzen zuzuschieben; weil der Einzelne sich keinen solchen hätte erlauben dürfen, wenn das Ganze es nicht geduldet hätte. Ueberhaupt kann man dem kurländischen Adel, nicht mit Unrecht, den großen Vorwurf machen, daß er zu viel Gemeingeist in Hinsicht des Interesse seiner Mitglieder besaß, und zu wenig Gemeingeist, wo es auf große und würdige Anstalten und Einrichtungen ankam, die das Wohl des ganzen Landes befördert hätten. Er hat

dafür in der Würdigung der Welt büßen müssen, indem man das Unrecht Einzelner dem Ganzen zur Last gelegt hat. Wahr ist es ferner, daß der Uebermuth, welchen der Adel gegen den Herzog zeigte, und dessen fast ununterbrochne Streitigkeiten mit diesem, dem Lande große Uebel zugezogen, und vieles Gute verhindert haben, welches der Adel mit dem Herzog gemeinschaftlich hätte bewirken können. Es läßt sich freilich nicht läugnen, daß besonders der letzte schwache Herzog oft genug selbst dazu Veranlassung gab; aber wenigstens eben so oft war die Schuld auf Seiten des Adels. Beide Theile haben ihre Schuld gebüßt, und wir enthalten uns daher alles ferneren Urtheils.

Was die Verhältnisse des Adels mit dem Bürgerstande betrift, so ist es wahr, daß eigentlich eine strenge Scheidung zwischen beiden Statt fand, daß jede Verbindung adelicher und bürgerlicher Familien, durch eine sogenannte Mißheirath, noch immer mit allgemeiner Mißbilligung aufgenommen wurde, daß aber übrigens diese Scheidung im gesellschaftlichen Umgange weit weniger sichtbar wurde, als in manchen andern Ländern, und daß, obgleich der Adel der gesetzgebende Körper war, und die Gerichte blos aus seiner Mitte besetzt wurden, der Bürgerstand nicht leicht über Beeinträchtigung seiner Rechte klagen konnte, sondern in der That eines höchst glücklichen Zustandes genoß, der von dem Adel ohne Neid betrachtet wurde. Erst gegen die letzte Zeit der vorigen Verfassung Kurlands entstand ein Mißverhältniß zwischen beiden Ständen, welches das gute Vernehmen merklich verminderte, und dessen Spuren noch nicht ganz verwischt sind. Es bildete sich nämlich unter dem Bürgerstande eine Verbindung, unter dem Namen der Bürger-Union, die für diesen Stand völlig gleiche Rechte mit dem Adel, z. B. das Recht Landgüter eigenthümlich zu besitzen, an der Besetzung der Gerichtsstellen Theil zu nehmen, auf den Landtagen Sitz und Stimme zu haben, forderte. Wenn diese Forderungen von der einen Seite billig schienen, so läßt sich von der andern Seite nicht läugnen, daß, wenn überhaupt das Recht der Eroberung gelten soll, der Adel ein größeres Recht auf den Landbesitz hatte, da das Land durch seine Vorfahren erobert war; daß eben darauf sich auch seine Rechte der alleinigen Land-

tagsfähigkeit, und der Besetzung der Gerichtsstellen gründeten. Es ließ sich gegen den Bürgerstand nicht ohne Grund einwenden, daß er nicht einmal durchaus aus Eingebornen bestand, sondern fortwährend durch Ausländer anwuchs, die blos des Erwerbes wegen in das Land kamen, und denen man daher, als Fremdlingen, kein so großes Interesse für das Beste des Landes zutrauen könnte; daß aber der Fremdling sich nothwendig den Gesetzen und Einrichtungen des Landes unterwerfen müsse, in welches er sich freiwillig begiebt, wenn er sich nämlich nicht zum Voraus gewisse Rechte ausbedungen hat; daß also der Bürgerstand wohl zufrieden seyn konnte, wenn er eine fast uneingeschränkte Gewerbsfreiheit besaß, wenn er von allen persönlichen Abgaben frei und zu den Bedürfnissen des Staates, dessen Schutz er doch genoß, nicht beizutreten genöthiget war, wenn endlich, die Gerichtsbehörden ausgenommen, deren Sekretariate doch auch immer mit Bürgerlichen besetzt wurden, eine Menge einträglicher Aemter ihm allein offen standen. Der Erfolg bewies, das der größte Theil des Bürgerstandes durch wenige nur geleitet war, die nicht das Interesse ihres Standes, sondern ihr eigenes gesucht hatten. Indessen war dadurch das Verhältniß des gegenseitigen Vertrauens und freundschaftlicher Annäherung, zum Nachtheil beider Stände merklich getrübt worden, und es ist wirklich, wiewohl die Umstände sich seitdem so sehr geändert haben, noch nicht ganz zurückgekehrt.

Indem wir von dem Zustande der Bauern gesprochen haben, haben wir schon gezeigt, wie ausgedehnt die Rechte des Gutsherrn über dieselben sind. Wiewohl wir, selbst zur Ehre des kurländischen Adels wünschen müsten, daß diese Rechte wenn ihre gänzliche Aufhebung vielleicht auch zu große Schwierigkeiten gefunden hätte, wenigstens längst schon gesetzlichen Beschränkungen unterworfen worden wären, um jeden möglichen Mißbrauch derselben zu verhüten: so gestehen wir es doch gern und freudig, daß ein solcher Mißbrauch in neueren Zeiten immer seltener eingetreten ist, und wirklich der größte Theil des Adels sich eine menschenfreundliche Behandlung seiner Unterthanen zur Pflicht gemacht hat. Eine desto auffallendere Erscheinung aber ist es, wie wir schon erwähnt haben, daß es dennoch bis auf diesen

Augenblick nicht dahin gekommen ist, eine gesetzliche und den Bedürfnissen des Zeitalters angemessene Einrichtung in dieser Hinsicht zu treffen, und daß der größere und bessere Theil des Adels es nicht seinem eigenen Interesse und seiner Ehre gemäß gehalten hat, dahin zu arbeiten, daß diese Schmach von seinem ganzen Stande abgewälzt werde. Diese Aeusserung des Gemeingeistes wäre allerdings rühmlich und edel gewesen. Es läßt sich auch das Stillschweigen des Bessern über diesen Punkt nicht anders erklären, als daß es die Wirkung einer falschen Ansicht gewesen sey. Man glaubte und glaubt in Kurland fast allgemein, daß mit der Aufhebung der Leibeigenschaft der ganze Adel nothwendig zu Grunde gerichtet werden müsse, weil der Bauer alsdann nicht mehr werde arbeiten wollen, weil er seine jetzigen Wohnsitze verändern werde u. dergl. Wie abentheuerlich diese Ansicht ist, kann hier nicht erörtert werden. So viel aber ist gewiß, daß sie von einem großen Mangel an Menschenkenntniß und an staatswirthschaftlichen Einsichten zeugt. Zugleich ist sie ein trauriger Beweis, daß selbst gute Menschen sich so schwer vom Egoismus loszusagen vermögen; indem diese sonst achtungswerthe Männer, die ihre eigenen Bauern mit Menschlichkeit und Güte behandelten, doch tausend andere in einer unglücklichen und hoffnungslosen Lage liessen, um nur ihr eigenes Interesse und das Interesse ihres Standes nicht aufzuopfern. Ja, es ging mit diesen Vorurtheilen so weit, daß jeder, der es auch nur in gesellschaftlichen Zirkeln wagte, über diese wichtige Angelegenheit einer guten und zahlreichen Menschenclasse zu sprechen, und den Wunsch eines veränderten Zustandes der Leibeigenen freimüthig zu äußern, sicher seyn konnte, einen fast allgemeinen Unwillen gegen sich rege zu machen. Für die Erhaltung des gegenwärtigen Zustandes der Bauern führt der Adel ungefähr folgendes an. „Nicht nur sey von seinen „Vorfahren durch das Recht des Schwertes das Land „erobert und die Einwohner unterworfen worden, sondern „es seyen auch nachmals viele Güter durch Kauf an andere „Besitzer übergegangen, die diese Güter unter der Bedingung der Leibeigenschaft der auf denselben befindlichen „Bauern, erkauft hatten. Solche Besitzer nun, die ihren „Besitz keiner Gewaltthat ihrer Vorfahren zu danken, sey-

„dern ihre Güter unter dem Schutze der Gesetze erwor„ben hätten, würden ja einen großen Theil ihres Eigen„thumes geradezu verlieren, wenn sie genöthiget seyn soll„ten, den von ihnen erkauften Leibeignen die Freiheit zu „geben.“ Abgesehen davon, ob ein an sich unrechtlicher Zustand dadurch für alle Folgezeit rechtlich werden könne, weil er sich früher des Schutzes der Gesetze erfreute (denn auch das Faustrecht und die Fehden hatten ja ihre rechtliche Zeit; sie haben sie aber nicht mehr): so liegt eben darin ein staatswirthschaftlicher Fehlschluß, daß mit der Aufhebung der Leibeigenschaft nothwendig auch der Werth der Güter verringert werden würde. Doch müssen wir es eigentlichen Cameralisten und Oekonomen überlassen, die Gründe für diese Ansicht auseinander zu setzen, da sie nicht in den Plan dieses Aufsatzes gehören. Ferner: "der let„tische Bauer sey noch viel zu uncultivirt, um von der „Freiheit einen richtigen Gebrauch machen zu können; viel„mehr werde er, da der Gutsherr jetzt die Verpflichtung „habe, für ihn zu sorgen und ihn zu vertreten, durch die „Freiheit nur dieser Fürsorge und dieses Schutzes beraubt, „und folglich unglücklicher werden.“ Wir haben es schon eingestanden und wiederholen es gern, daß unter einem menschenfreundlichen und wohlwollenden Gutsbesitzer, zwischen welchem und seinen Unterthanen ein fast patriarchalisches Verhältniß besteht, keine Veränderung nothwendig wäre, und selbst von den Bauern wenig gewünscht wird. In Hinsicht solcher würde aber auch selbst die Aufhebung der Leibeigenschaft nur eine geringe Veränderung hervorbringen; sie würde den Gutsbesitzer nicht das Recht nehmen, sorgsamer Vater seiner Unterthanen zu seyn, und diese nur gegen eine mögliche Verschlimmerung ihres Zustandes unter einem andern Gutsbesitzer schützen. Aber ist denn dieser Zustand allgemein? Der wahrhaft väterlichen Herren ihrer Leibeigenen giebt es immer nur wenige, und wenn wir auch gestehen, daß auf den meisten Gütern der Bauer menschlich behandelt werde, müßte eine Veränderung nicht auch schon um der Wenigen willen gewünscht werden, die noch immer unter harte Willkühr seufzen? O meine biedern Landsleute! keine Ausflüchte, wo die Stimme der Menschheit spricht, die Eure Herzen schon gewonnen hat,

und der nur der berechnende Verstand noch widerspricht! Gebt endlich der Stimme Gehör, die auch in Euren Herzen so rührend ertönt, und der Ihr zum Theil schon in Euren Handlungen gehuldigt habt, auf daß auch diejenigen, deren Herz sie nicht zu rühren vermag, wenigstens durch das Gesetz gezwungen werden, Eurem Beispiele zu folgen! „Aber der kurländische Bauer ist noch zu wenig gebildet, „um von der Freiheit einen zweckmäßigen Gebrauch zu ma„chen. Er würde durch dieselbe nur unglücklicher werden.“ Wie? ist dieses die Stimme der Menschlichkeit? oder ist es nur ein verkappter Egoismus, der aus Euch spricht? Woher bei Euch, die Ihr Eure Bauern mißhandelt, die Ihr selbst sie dadurch verderbt, und sie dann so oft der Noth und dem Mangel Preis gebet, woher bei Euch diese zärtliche Sorgfalt für ihr Wohl? und wie sollen sie denn endlich mündig werden, wenn Ihr sie in ewiger Unmündigkeit erhaltet? Und was habt ihr denn bisher gethan, um Eure Bauern für einen bessern Zustand zu bilden, für den Zustand der Freiheit, dieses allgemeine und unveräußerliche Gut der Menschheit? — Ihr habt Eure Bauern bereits vorbereitet, Ihr Edlen! die Ihr Eure nicht freien Unterthanen bisher als Freie behandeltet; die Ihr ihre Menschenrechte zu ehren, ihr Wohl zu befördern wußtet; die Ihr selbst ihnen ein Beispiel der Ordnung, der Wirthschaftlichkeit, der Mäßigung und Tugend waret, und durch Eure väterliche Sorgfalt und Leitung es sie fast vergessen machtet, daß jeder Eurer Nachfolger alles Gute, das Ihr stiftetet, wieder umzustürzen vermag! Warum thut Ihr denn nun nicht auch den letzten Schritt? Sollt ihr denn bloß für Eure Zeit, und nur für Eure nächsten Umgebungen haben wirken wollen? Giebt es denn für Euch nicht ein noch höheres und schöneres Ziel? O warum erhebt Ihr nicht Eure Stimmen, und fordert im Namen der Menschheit, im Namen des heiligen Rechtes, daß das, was Ihr zum Theil schon aus freier Regung Eures menschlichen Gefühles, und aus einer richtigeren Erkenntniß Eurer Pflicht thatet, nun auch den Stempel der Gesetzlichkeit erhalte, auf daß hinfort auf dem gesegneten Boden des Vaterlands keine Thräne mehr falle, die hartherzige Unterdrückung auspreßte, auf daß Recht und Gesetz unter allen Ständen mit gleicher Freiheit walte, und ein freies und glückliches Volk Euch dankbar verehre!

(Die Fortsetzung im nächsten Heft.)

VI.

Die englische Staatsschuld.

Statistische Scherze.

Die englische Staatsschuld ist endlich zu einer so ungeheuren Masse angewachsen, daß sie lustigen Köpfen Veranlassung zu den possierlichsten Aufgaben und Berechnungen giebt: in der That können die englischen Rechenmeister keinen bessern Gegenstand zu sogenannten Lustexempeln, wie sie in den ehemals üblichen Rechenbüchern vorzukommen pflegten, finden, und die liebe Jugend gewöhnen, das ungeheure Gebäude von der scherzhaften Seite anzusehn. Folgende Aufgaben sind aus dem Europ. Magazine Bd. 59. S. 168 und Bd. 66. S. 504, entlehnt: und man muß gestehn, daß wirklich in diesen Combinationen die ungeheuerste, ja man kann sagen, eine genialische Kühnheit herrscht: denn das heißt doch eine Schuld, an der man, wenn sie bezahlt werden sollte, schon bei der Entstehung der Welt hätte anfangen müssen zu zählen und doch nicht zu Ende gekommen seyn würde.

R.

1. Die fundirte und nicht fundirte Schuld betrug am 5ten Januar 1811 811,898,811 Pf. St., die 773,236,267 Guineen gleich kommen, die, jede G. zu 5 Pfgwcht. 8 Gr., 6812 Tonnen 11 Centner 3 Qrs. 5 Pf. 1 Unz. 6 Pfgwcht.

Avoirdupois wiegen. Wenn man annimmt, daß ein Wagen mit 5 Pferden 20 Ellen einnimmt, und 2½ Tonne von obigem Gewichte laden kann, so würde die Zahl der Zäume, die erforderlich wäre das Ganze zu ziehen, fast 28 (engl.) Meilen 23 Ellen ausmachen. Um die Schuld in Schillingen zu zählen, in dem Verhältniß daß man 30 Schillinge in der Minute, 10 Stunden am Tage und 6 Tage in der Woche zählte, würden 2,469 Jahre 306 Tage 17 Stunden 30 Minuten erfordert werden. Die Höhe der Schuld in Guineen, wenn 20 Guineen einen Zoll dick sind, würde 610 Meilen 339 Ellen 9 Zoll ausmachen: und rechnet man jede Guinee 1 Zoll im Durchmesser, so würden sie in einer geraden Linie 12,203 Meilen 150 Ellen 7 Zoll einnehmen. Noch mehr, die erwähnten Guineen würden an Raum 348 Morgen 2 Ruthen 202 Ellen bedecken: und endlich in Schillingen, jeder 1 Zoll im Durchmesser, würde die Schuld 7,319 Morgen 1 Ruthe und 349 Ellen ausfüllen.

2. Wenn man die unabgelöste Nationalschuld auf 700 Millionen Pf. St., um eine runde Summe zu erhalten, anschlägt, wie viel würde sie in Ein-Pfund-Noten wiegen, 512 Stück auf 1 Pfund gerechnet? Antwort: 61½ Tonnen.

3. Was für einen Raum würde die ganze Schuld in Ein-Pfund-Noten bedecken, wenn sie ausgebreitet und so dicht als möglich neben einander gelegt würden? Antwort: 4,516½ □Meilen.

4. Bestände das Ganze in Schillingen, was für eine Länge würde es einnehmen? — 590,959 Meilen 1,048 Ellen 2 Fuß 3 Zoll: dies ist gleich achtmal dem Umfange der Erde, und überdies 20,655 Meilen 1,048 Ellen 2 Fuß 8 Zoll, oder beinahe neunmal den Umkreis der Erde. Der Umfang der Erde ist 25,038 Meilen.

5. Wenn die ganze Schuld aus Pfennigstücken von der dicksten Art, jedes = $1\frac{57}{100}$ Zoll im Durchmesser bestände, und nach gleicher Weise in eine Linie gelegt wäre, wie groß würde der Umfang seyn? Antwort: 4,162,878 Meilen 1,386½ Ellen, oder mit andern Worten: er würde siebenzehnmal den Raum zwischen der Erde und dem Monde ausfüllen, und überdies zweimal rund um die Erde und fünfmal rund um den Mond gehn. Die Entfernung des Mondes ist 240,000 Meilen.

6. Was würde das Ganze in Gold, in Silber und in Kupfer wiegen? Antwort: 14,981,273¼ Pfund in Golde, 325,806,151½ Pfund in Silber, Troyesgewicht und 4 Mill. 687,600 Tonnen in Kupfer (16 Pennystücke auf 1 Pfund) Avoirdupois.

8. Wieviel Soldaten würden erfordert seyn, um sie in ihren Tornistern fortzubringen, 40 Pfund auf den Mann gerechnet. Antwort: 373,534 in Golde, 5,645,460 in Silber, und 262,530000 in Kupfer.

9. Wie weit würden sie auf dem Marsche sich ausdehnen, ständen sie 3 Ellen von einander. Antwort: Trügen sie Gold 688 Meilen 716 Ellen, Silber 9,628 Meilen 227 Ellen, Kupfer 446,443 Meilen 419 Ellen, oder beinahe 10⅕ Male den Umfang der Erde.

10. Wie viele Karren würden die Schuld laden, 2,900 Pfund auf jeden gerechnet? Antwort: 7494 in Golde, von denen der letzte nur 1273 Pfund aufnimmt; 142,914 in Silber, auf dem letzten nur 451 Pfund; 5,250,000 in Kupfer.

11. Wie weit werden die Karren sich erstrecken, 20 Ellen für jeden gerechnet? Antwort: Die mit Gold beladen würden 90 Meilen 1430 Ellen; die mit Silber 1283 Meilen; die mit Kupfer 59,692 Meilen 480 Ellen = dem doppelten Umfange der Erde und 9026 Meilen 480 Ellen darüber, einnehmen.

12. Wie viel Schiffe würden erfordert werden, um die ganze Schuld einzunehmen, jedes zu 500 Tonnen Kupfer? Antwort: 9,375 Schiffe. Die sämmtliche Kriegs- und Handelsmarine Englands wird auf 2,300,000 Tonnen geschätzt: es würde die gedachte Masse Kupfer das Ganze mehr als zweimal befrachten.

13. Wie viel Zeit würde erfordert seyn, um diese Summe zu zählen, in dem Verhältniß von 100 in der Minute, und wenn man zugiebt, daß täglich den Sonntag eingeschlossen 12 Stunden gezählt wird, in Guineen, Schillingen und Pennystücken? Antwort: Guineen würden 27 Jahre 6 Monate 2 Wochen 5 Tage 6 Minuten, in Pfennigstücken 6,944 Jahre 7 Monate 2 Wochen 2 Tage 4 Stunden erfordert werden, so daß wenn das Geschäft beim Anfang der Welt angefangen hätte und bis zur gegenwärtigen

Zeit fortgesetzt wäre, noch 1132 Jahre an der Vollendung fehlen würden.

14. Was betragen die Interessen für diese Schuld zu 5 Prozent, und wie ist ihr Verhältniß zu jedem Einzelnen in Großbritannien, wenn die Bevölkerung auf 12 Millionen angenommen wird? Antwort: Die jährlichen Interessen 24,500,000 Pfund; jährlicher Antheil des Einzelnen 2 Pfund.

15. Wenn die Familien in Großbritannien auf zwei Millionen gerechnet werden, wie viel macht der reine Antheil für eine jede aus? Antwort: 35 Pfund.

Verschiedene Umstände haben die Erscheinung der Zeitschrift verzögert. Da der Inhalt durchaus frei und ungebunden ist, wird in Zukunft in Hinsicht der Bezeichnung eine Aenderung Statt finden, und das nächste Heft vierten Bandes viertes Stück 1816 überschrieben seyn: sie wird also zwanglos erscheinen, wodurch auch dem Uebelstande vorgebeugt ist, daß die Hefte Aufsätze enthalten, die sich zum Theil auf spätere Gegenstände beziehen, als die Angabe der Monate auf dem Titel.

R.

Zeitschrift
für
die neueste Geschichte,
die Staaten- und Völkerkunde.

Vierten Bandes viertes Stück 1816.

I.

Versuch einer Darstellung der Sitten und des Charakters der Kurländer.

(Fortsetzung.)

In früheren Zeiten genoß der kurländische Adel eines weit allgemeineren Wohlstandes. Wir haben dessen schon erwähnt, daß der überhand nehmende Luxus, der sich über alle Stände verbreitete, viel zur Verminderung dieses Wohlstandes beigetragen habe. Schneller aber und sichtbarer waren die Wirkungen der Handelssperre. Alles Gewerbe in Kurland beruht auf dem Ackerbau, dieser festesten und sichersten Grundlage des Wohlstandes. Die Erzeugnisse des Ackerbaues sind fast die einzige Waare, die Kurland dem Auslande liefert. Sobald aber der Handel nach dem Auslande gehemmt war, fand diese Waare keinen Markt mehr. Die Kornpreise fielen daher plötzlich so sehr herab, daß sie kaum mehr die Fracht bezahlten. Diejenigen Gutsbesitzer, deren Güter mit Schulden belastet waren, sahen sich zum Theil

außer Stande die Zinsen abzutragen. Wurden ihnen nun noch bedeutenden Capitalien aufgekündigt, so mußten sie diese oft zu sehr hohen Zinsen aufnehmen, wodurch denn natürlich ihr Verderben beschleunigt wurde. Denn es war, ohngeachtet aller Gesetze dagegen, und obgleich dergleichen bisher fast unerhört gewesen war, der Geist des Wuchers mit fürchterlicher Wuth erwacht. Wenige Jahre vorher hatten viele durch die ungewöhnlich hohen Preise der Produkte sich verleiten lassen, Güter weit über den reellen Werth derselben zu bezahlen. Diese waren zum Theil ohne Rettung zu Grunde gerichtet. Der Krieg, der im Jahr 1812 auch Kurland heimsuchte, welches in vollen hundert Jahren dieses furchtbare Ungeheuer nicht gesehn hatte, trug das Seinige dazu bei, das schon bedrängte Land zu erschöpfen. Durch die Zahlungsunfähigkeit so Vieler, durch das schaamlose Treiben des Wuchers war der öffentliche Credit gesunken, und selbst die alte Meinung von der Rechtlichkeit der Kurländer hatte einen bedeutenden Stoß erlitten. Dankbar muß jeder redliche Kurländer es erkennen, daß mehrere bedeutende Männer alles, was sie vermochten, anwandten, um dem Credit aufzuhelfen, daß Andere, die sich selbst für den Augenblick in bedrängten Umständen befanden, sich die Entbehrung so vieler gewohnten Bedürfnisse auflegten, um nur ihre Verpflichtungen redlich erfüllen zu können, und so ihren eigenen und ihres Vaterlandes Ruf aufrecht zu erhalten. Alle diese achtungswerthen Bestrebungen haben denn auch ihren Zweck nicht verfehlt. Wiewohl der Handel noch bei weitem nicht den ehemaligen Flor wieder gewonnen hat, so hat sich doch das Land schon bedeutend erholt, und manche Familie, deren Sturz fast unvermeidlich schien, verdankt ihre Erhaltung bloß ihrer Redlichkeit und dem durch dieselbe erzeugten Vertrauen. Manche freilich sind auch ein Opfer ihrer falschen Spekulationen geworden, oder haben durch leichtsinniges oder unredliches Verfahren ihren Namen befleckt. Möge, zur Ehre des Vaterlandes, der Geist des Wuchers nie wieder erwachen!

Es ist nicht zu läugnen, daß der Wohlstand des kurländischen Adels weit allgemeiner seyn würde, wenn er sich mit größerem Fleiße der Landwirthschaft widmete, und sie nach richtigeren und festeren Grundsätzen triebe. Da Kur-

land keinen eigenen Hof und keine großen Städte hat, so ist der kurländische Adel eigentlich bloß Landadel; für den Landadel aber ist die Landwirthschaft das eigentliche Element, in welchem er sich bewegen sollte. Es giebt für ihn, seine Theilnahme an den öffentlichen Geschäften des Landes ausgenommen, keine würdigere Beschäftigung. Auf ihn beruht sein eigener Wohlstand, und der Wohlstand und das Glück seiner Unterthanen; sie bietet ihm ein so schönes Feld für seine Thätigkeit dar; sie erfordert Kenntnisse genug, um ihm selbst eine wissenschaftliche Bildung nicht überflüßig zu machen; und — emollit mores, nec sinit esse feros.

Dennoch giebt es unter dem kurländischen Adel nur wenige, die für wirklich gute Landwirthe gelten können, und die es verstehen, durch Anwendung zweckmäßiger Mittel den Werth ihrer Landgüter wirklich zu erhöhen und sie für die Dauer zu verbessern. Zwar beschäftigen sich viele selbst mit der Verwaltung ihrer Güter; aber theils lassen sie nur alles nach althergebrachter Gewohnheit gehen, theils befolgen sie in ihrer Landwirthschaft keine festen Grundsätze, erschöpfen sich in allerlei Versuchen, springen von einem Plan auf den andern, oder suchen, zu großem Nachtheil ihrer Besitzungen, nur den augenblicklichen Ertrag derselben zu erhöhen. Wie viele aber verpachten ihre schönen Güter, um in den Städten ein völlig unthätiges Leben führen zu können. Andere vertrauen auch wohl die Verwaltung ihrer Besitzungen, und selbst das Glück ihrer Unterthanen, unwissenden und rohen, nicht selten auch untreuen Verwaltern an.

Ueberhaupt hat man, und wie es scheint nicht ganz ohne Grund, dem kurländischen Adel einen starken Hang zur Unthätigkeit vorgeworfen. In der That eine auffallende Erscheinung, da es ihm weder an Kraft und Lebhaftigkeit des Geistes, noch an einer gewissen äußern Lebendigkeit fehlt. Einen Grund davon glauben wir in dem überwiegenden Hange zur Geselligkeit und zum Vergnügen zu finden, der allen Kurländern eigen ist, und in der so weit ausgedehnten Gastfreiheit. Es ist nichts seltenes, daß Familien sich einander auf mehrere Wochen, ja auf Monate besuchen. Hält der Hausherr es nun für seine Pflicht, sich ganz seinen

Gästen zu widmen, so leiden dabei natürlich seine Geschäfte. Jagd und Spiel treten an die Stelle der nothwendigsten Besorgungen. Kaum hat ihn dieser Besuch verlassen, so stellt sich vielleicht schon wieder ein anderer ein, oder er hält es für seine Schuldigkeit, Gegenbesuche zu machen, die ihn seinerseits eben so lange vom Hause entfernt halten. Indessen mag dann die Wirthschaft gehen, wie sie will. Die Geschäfte gerathen immer mehr in Verwirrung, und in Versuchen, sie zur Ordnung zurückzuführen, immerfort gehindert, giebt er sie endlich, so viel nur immer möglich ist, ganz auf. Bei einigen ist die Neigung zur Jagd so überwiegend, daß sie ihre Hauptbeschäftigung ausmacht, und fortgesetzte Jagdparthien die Bestimmung ihres Lebens zu seyn scheint. Bei andern nimmt die ungleich verderblichere Neigung zum Spiel diese Stelle ein. Diese unwürdige Neigung ist überhaupt in Kurland unter allen Ständen sehr herrschend geworden, und hat selbst das weibliche Geschlecht zum Theil ergriffen. Es springt in die Augen, daß wo sie herrscht, der Hang zur Unthätigkeit in ihr beständige Nahrung findet, und daß sie, so wie sie das Zusammentreten von Gesellschaften befördert, dennoch der Tod wahrer Geselligkeit ist. Und wieviel schöne Neigungen und Kräfte gehen nicht in ihr zu Grunde. Man findet nicht wenige Zirkel, in welchen nicht nur der Abend bestimmt dem Spiele gewidmet ist, sondern in denen man oft schon am Vormittage die Spieltische geordnet sieht. Manche adeliche Familien verlassen für den Winter ihre Güter und ziehen in die Stadt, selbst in die kleineren Landstädte, um selbst durch ihre häuslichen und landwirthschaftlichen Geschäfte nicht an der wichtigen Beschäftigung des Spiels gehindert zu werden. Das weibliche Geschlecht sieht sich dadurch genöthiget, sich entweder auch dem Spiel, oder anderen Vergnügungen und Zerstreuungen hinzugeben. Die schöne Häuslichkeit, die zu unserer Väter Zeiten selbst unsere adelichen Frauen schmückte, geht dadurch natürlich immer mehr verloren. Und welches verderbliche Beispiel für die Jugend! Was sollen unsere Jünglinge und Knaben denken? Welche Pflichtmäßigkeit sollen wir von ihnen erwarten, wenn wir vor ihren Augen eine nichtige Unterhaltung mit der Vernachläßigung unserer Pflichten erkaufen? Denn jedes Menschen

Pflicht ist es: auf eine würdige und zweckmäßige Art thätig zu seyn. Welches Beispiel für den Dienstboten, diese so häufig schon verderbte, und so leicht verderbliche Menschenclasse! und welch' ein empörender Anblick endlich für den armen Bauern, der im Schweiße seines Angesichtes arbeiten muß, nicht einmal damit sein Herr der Früchte seines mühsamen Fleißes wirklich genieße, sondern damit er sie in schnöder Unthätigkeit am Spieltische vergeude. Besser ist denn doch die Jagdlust, die wenigstens den Körper kräftiget und gesund erhält, und den Menschen in beständige Verbindung mit der freien Natur setzt, wenn auch nur um mit mörderischer Waffe in ihrem Busen zu wüthen. Leider finden aber nur zu oft diese beiden ungeistigen Neigungen, die der Jagd und die des Spiels, in Einem leeren Herzen Platz. Wir sind weit entfernt, Jagd und Spiel, sobald sie wirklich nur Erhohlung von Geschäften sind, zu verdammen, wir wollen nur, daß sie bei denen, die edlerer Beschäftigungen fähig sind, nicht Bestimmung ihres Lebens werden.

Es bedarf keiner Versicherung, daß diese nichtige Lebensweise in Kurland keinesweges allgemein ist. Indessen hat sie sich genug verbreitet, um jeden wahren Freund des Vaterlandes mit gerechten Besorgnissen zu erfüllen. Dagegen giebt es aber auch viele achtungswürdige adeliche Familien, die in ihren Sitten der edlen Einfalt der Väter treu geblieben sind, in deren Häusern noch jene gemüthliche und heitere Geselligkeit der Vorzeit wohnt, und die ihren schönen Beruf, das Wohl ihrer Unterthanen zu begründen, nicht verkennen. In andern haben Wissenschaft und Kunst, besonders die Musik, die in Kurland allgemein geliebt und oft mit vielem Glücke ausgeübt wird, den Kranz schöner Geselligkeit geflochten. Landwirthschaftliche und häusliche Beschäftigungen, die treue Sorge für die Unterthanen, und für die Erziehung der Kinder, ernste Arbeit und fortschreitende Erweiterung der Kenntnisse, wechseln mit Gesellschaften ab, in welchen ein feiner Ton und heiterer Sinn herrscht, und in welchen ein Jeder würdige Erhohlung und Kraft zu neuer Arbeit findet.

Man muß gestehen, daß der kurländische Adel für die Erziehung seiner Kinder keine Kosten spart. Daß diese

Kosten nicht immer gleichen Gewinn bringen, liegt bald an der Lebensart, die im Hause herrschend geworden ist, und folglich an den Aeltern, bald aber freilich auch an den Lehrern. Daß es an guten öffentlichen Bildungsanstalten fast gänzlich fehlt, werden wir weiter unten zeigen. Der Adel verschmäht daher, nicht ohne Grund, diese öffentlichen Bildungsanstalten fast allgemein, und läßt seine Kinder bloß durch Privatlehrer erziehen. Glücklich, wer eine gute Wahl zu treffen versteht, oder dem es bei seiner Sorgfalt gelingt, einen biedern Mann zu finden, der redlich die Sorge für die Erziehung seiner Kinder mit ihm theilt. Die Zahl der Inländer, die sich dem Erziehungsgeschäfte widmen, reicht für das Bedürfniß des Landes nicht hin. Ueberdem sind dieses größtentheils nur junge Theologen, die sich diesem Berufe widmen, bis sie Gelegenheit finden in ein geistliches Amt zu treten. Man sahe sich also oft genöthigt, Lehrer aus dem Auslande kommen zu lassen. Auf diesem Wege hat Kurland viele trefliche Männer gewonnen, die nicht nur manchen tüchtigen Jüngling gebildet, sondern auch nachher in geistlichen und weltlichen Aemtern sich um ihr neues Vaterland verdient gemacht haben. Bisweilen aber schlug auch die Wahl des Lehrers, den man mit großen Kosten aus dem Auslande kommen ließ, äußerst unglücklich aus. Es fehlte nicht an Leuten, die in der festen Ueberzeugung, in Kurland herrsche noch allgemein die gröbste Ignoranz, mit den ungemessensten Ansprüchen ins Land kamen, und unter der gröbsten Prahlerei und absprechendsten Dreistigkeit ihre eigene Flachheit zu verbergen suchten. Indessen herrschte früher eine besondere Vorliebe für die Ausländer, man verzieh ihnen mehr, als man jemals einem Inländer verziehen hätte, und selbst bei Besetzung öffentlicher Aemter wurden sie oft auf eine kränkende Art den Eingebornen vorgezogen. Mehrere unangenehme Erfahrungen haben endlich diesen Wahn getilgt, und jedem Verdienst, es gehöre dem Inländer oder Ausländer, die gebührende Würdigung wiedergegeben. Natürlich ist der Werth und die Fähigkeit zu dem Berufe des Erziehers auch bei den Inländern, die sich demselben widmen, sehr verschieden, und es wird daher Aeltern, denen die Bildung ihrer Kinder wahrhaft am Herzen liegt, oft schwer genug, ihre

gerechten Wünsche befriedigen zu können. Eben so oft aber finden auch die Lehrer, in dem ganzen Wesen und Treiben des Hauses selbst fast unüberwindliche Hindernisse, um ihrem Berufe Genüge leisten zu können. Was vermag der Erzieher in einem Hause, in welchem der ganze Zweck des Lebens in Vergnügungen und Zerstreuungen, oder gar in Spiel und Jagd zu bestehen scheint? Wo die Aeltern selbst den Lehrer nur als ein nothwendiges Uebel betrachten, ihn in seinen Bemühungen nicht nur nicht unterstützen, sondern oft sogar ihm entgegenwirken, — wo sie durch weichliche Verwöhnung ihre Kinder an Geist und Körper verderben, oder durch Verwahrlosung Uebeln Preis geben, gegen welche die größte Wachsamkeit des Lehrers allein sie nicht sichern kann? Dieses Entgegenwirken in der Erziehung findet häufig genug Statt, um einer ernsten Rüge zu bedürfen. Ueberhaupt ist bei dem kurländischen Adel die Ansicht immer noch zu häufig, daß der Edelmann keiner ernsten wissenschaftlichen Bildung bedürfe, daß es hinlänglich sey, wenn er von dem, was zum äußeren Glanz und Schmuck eines Mannes von Stande und Vermögen gehört, eine oberflächliche Kenntniß habe, daß ihm übrigens eine Leichtfertigkeit in Grundsätzen und im Handeln vergönnt sey, die in jeden andern Stande die größte Mißbilligung finden müßte. Wie wenige haben Muth und Kraft genug, nicht nur für den Unterricht ihrer Kinder zweckmäßig zu sorgen, sondern auch ihr ganzes Leben so einzurichten, daß es dem künftigen Geschlechte als würdiges Muster vorleuchten könne. Daher rührt denn auch häufig genug bei unserem jungen Adel dieser Leichtsinn im Denken und Handeln, diese Nichtachtung der heiligsten Verhältnisse, dieser Mangel an reinem Sinn, diese Oberflächlichkeit in der Bildung mit leerem Dünkel gepaart, diese fade Behaglichkeit in einem völlig nichtigen Leben und Treiben. Diese schnöde Verachtung aller Sitte und bürgerlichen Ordnung. Darum geht so manches schöne Talent entweder gänzlich verloren, oder leistet wenigstens nicht das, was man von ihm erwarten konnte. Daher hört man so häufig die Klagen über die jetzige Ausartung der Jugend. Wie könnt Ihr aber klagen, Ihr Aeltern, wenn Ihr glaubt genug zu thun, sobald Ihr Euren Kindern nur, oft ohne Wahl, einen Lehrer gebt?

Digitized by Google

Wenn Euer Leben ihnen nicht zugleich ein würdiges Muster, wenn Euer Haus nicht ein Beispiel der Ordnung, der Sitte und der Tugend ist? Wenn vielmehr Erscheinungen, die täglich nicht nur das Auge und das Ohr, sondern auch das Herz Eurer Kinder beflecken, im klarsten Widerspruche mit der Lehre stehen, die sie annehmen und bewahren sollen? Werden sie den Willen und die Kraft haben, sich ernster Arbeit zu widmen, wenn sie sehen, daß Ihr Euer ganzes Leben in eitlen Vergnügungen, oder am Spieltische vergeudet? Werden sie die heilige Sitte achten, die Ihr mit Füßen tretet? O schonet Eurer hoffnungsvollen Söhne und Töchter! Ergreifet selbst mit Muth und Kraft ein würdigeres Leben, und sie werden Euch mit den Früchten eines reichen Geistes, und eines reinen Herzens lohnen! Seyd streng und sorgsam in der Wahl derer, denen Ihr die Bildung dieser zarten Blüthen anvertraut; aber unterstützet sie denn auch mit dem ganzen Gewichte, das nur treue älterliche Sorge in die Wagschaale der Erziehung legen kann.

Daß aber auch aus vielen unserer edlen Häuser, besonders aus solchen, in welchen die Erziehung aus einem höheren Gesichtspunkte betrachtet wurde, und das Leben selbst in einer würdigeren Gestalt erschien, trefliche Jünglinge und Männer hervorgegangen sind, erzählen wir gern, und nicht ohne den Stolz, der dem wahren Patrioten geziemt. Auf ihnen beruht denn auch unsere Hoffnung, daß sie als wahre Pfeiler eines ächten Adels, der nicht auf alten Pergamenten, sondern in das Herz des wahren Edelmannes geschrieben ist, durch kräftiges Wirken alles Gute fördern, und das sinkende Vaterland aufrecht erhalten werden.

Bekanntlich hat das russische Reich die Einrichtung, daß mit einem gewissen Range im Kriegsdienste, oder in Staatsämtern, nicht nur persönliche adeliche Vorrechte verbunden sind, sondern auch erblicher Adel erworben wird. Durch diesen Dienstadel, zu dem oft nur eine lange Dienstzeit, auch ohne wirkliches Verdienst führt, sind in Rußland eine unglaubliche Menge neuer adelicher Familien entstanden. Auch Kurland hat bereits mehrere derselben aufzuweisen. Mögen diese es nie vergessen, daß ein neuer Adel nicht suchen müsse, es in leerem Dünkel den Schwächeren

dieses Standes gleich zu thun, sondern daß er vielmehr nur dadurch sich behaupten und allgemeine Achtung erwerben könne, wenn er in wahrem Verdienst, in kräftigem Wirken für das Vaterland, und in bescheidener Würde sich den Besseren des alten Adels an die Seite stellt.

Wir können diesen Abschnitt nicht schließen, ohne noch einige Worte den adelichen Frauen unseres Vaterlandes zu widmen. Es läßt sich nicht behaupten, daß die Erziehung der Töchter, was die geistige Bildung derselben betrift, im Allgemeinen besser sey; denn dieselbe Schwierigkeit, die in Hinsicht tüchtiger Erzieher Statt findet, findet sich auch, und noch weit mehr, in Rücksicht der Erzieherinnen. In manchen Häusern, in welchen überhaupt ein gebildeter Ton, und Liebe für Wissenschaft und Kunst herrscht, sprechen sich diese Vorzüge auch in der geschmackvollen Bildung der Töchter aus. Aber auch im Allgemeinen haben sich bei dem weiblichen Geschlecht ein reiner Sinn, stille Häuslichkeit, strenge Sitte und Tugend weit besser erhalten. Unter der sorgsamen Pflege der Mütter gedeihen diese stillen Tugenden auch an den Töchtern, und wenn es zugegeben werden muß, daß die Töchter unserer Edlen, wie überhaupt die Töchter unseres Landes, oft blühende Schönheit schmückt, so glänzen sie doch noch öfter durch den Schmuck zarter Weiblichkeit, und reiner Unschuld und Tugend. Um so mehr wünschen wir, und mit uns gewiß jeder wahre Freund des Vaterlandes, daß manche Verbildung, die in ihren Folgen so gefährlich werden kann, nicht fürder Statt finden, und das häusliche Leben in seiner ganzen Reinheit und Würde zurückkehren und bewahrt werden möge.

Die Geistlichkeit.

Dieser Stand greift zu unmittelbar in das Leben aller übrigen Stände ein, er hat durch seinen Beruf einen zu wichtigen Einfluß auf die allgemeine Bildung, und besonders auf die des gemeinen Mannes, er hat ein zu schönes Ziel seines Wirkens auf die höchsten Interessen der Menschheit, als daß wir es nicht für nöthig halten sollten, ihm hier einen eigenen Abschnitt zu widmen. Da der lettische

Bauer aller andern geistigen Bildungsmittel und Anregungen entbehrt, als die die Kirche ihm darbietet, so wird der Beruf des Predigers dadurch in diesem Lande um so bedeutungsvoller, und wenn von der einen Seite seiner Amtsführung eben daher, und aus andern Gründen, Schwierigkeiten in den Weg treten, die man in andern Ländern nicht kennt, so hat er dagegen von der andern Seite auch einen um so weiteren Wirkungskreis, und ein um so schöneres Ziel für seine redlichen Bestrebungen. Es scheint auch, daß die Vorfahren jene Schwierigkeiten anerkannt und richtig gewürdiget haben. Denn in wenigen Ländern ist für die äußere Lage der Prediger im Allgemeinen so gut gesorgt, als in Kurland, so daß sie, von Nahrungssorgen frei, sich um so mehr ganz ihrem Berufe widmen können. Es giebt Pfarren, die einer reichen Einnahme genießen; aber auch die kleinsten, vielleicht ein Paar ausgenommen, reichen wenigstens hin, um einer genügsamen Familie ein sorgenfreies Leben zu sichern. Auch nimmt der Prediger im bürgerlichen Leben eine bedeutende Stelle ein, und wo ihn Mangel an Achtung trift, hat er sie mehrentheils selbst verwirkt. Dennoch leuchtet es bei näherer Betrachtung hervor, daß die Achtung des Predigerstandes, besonders bei den höhern Ständen ungemein gesunken ist, und daß der Prediger nur durch persönliches Verdienst und eigenthümliche Würde die Achtung gewinnen kann, die man seinem Stande immer allgemeiner zu versagen anfängt. Wir sind weit entfernt, dieses Umstandes mißbilligend zu erwähnen, weil allerdings in den Ständen nur persönlicher Werth den Maaßstab der öffentlichen Würdigung hergeben sollte; dennoch aber wird es nöthig seyn, die Gründe dieser gesunkenen Achtung des geistlichen Standes aufzusuchen. Man hört oft genug die Behauptung: der Mangel eines höheren religiösen Interesse, die Nichtachtung der Religion selbst und der kirchlichen Gebräuche, habe allmählich auch die Achtung, die man dem geistlichen Stande widmete, herabgestimmt. Sollte aber nicht vielmehr die Nichtachtung der Religion aus derselben Quelle herzuleiten seyn, aus welcher die geringere Achtung der Geistlichen entspringt? Sollte nicht ein großer Theil der Geistlichen selbst die Schuld davon zu tragen haben,

und daher ihre Klagen auf sie selbst zurückfallen? Wir werden unsere Ansicht darüber offenherzig bekennen.

Wir haben es hier hauptsächlich mit den Landpredigern zu thun, weil selbst die meisten unserer Stadtprediger zugleich eine Landgemeinde haben. Es ist schon erwähnt worden, daß die kurländischen Bauern nicht in Dörfern, sondern in einzelnen Wohnungen zerstreut leben. Dabei giebt es nicht wenige Kirchspiele, die einen Umfang von mehreren, ja von vielen Meilen haben, und Gemeinden von vielen tausend Menschen bilden, die von Einem Prediger besorgt werden müssen. Bei diesem ausgedehnten Wirkungskreise ist es dem thätigsten Prediger nicht möglich, alle Individuen seiner Gemeinde, oder auch nur den größten Theil derselben persönlich kennen zu lernen; natürlich leidet dabei der Einfluß, den er auf ihre religiöse und moralische Bildung haben könnte, und die Menge der Geschäfte wird nur zu oft Veranlassung, daß er sie endlich mehr oder weniger mechanisch behandelt, und nach vollbrachter Arbeit, mehr als billig, die Ruhe liebt. Wenigstens gehört eine große Geisteskraft dazu, um diesen mühsamen Geschäften nicht zu erliegen, sie mit immer neuer Lebendigkeit zu verrichten, und dabei noch Muth zum Fortschreiten in eigener wissenschaftlicher Bildung zu behalten. Man darf des Umstandes nicht vergessen, daß die Prediger in Kurland ihre Kirchengeschäfte in zweien Sprachen, in der lettischen und deutschen, verwalten müssen, daß sie in der Regel zwei Gemeinden, eine lettische und eine deutsche haben, und zwar zwei Gemeinden, deren Bildungskreis ganz verschieden ist. Wenn nun mancher Prediger, wie nicht selten der Fall ist, an Einem Sonntage mehrere Hunderte, ja bis tausend Communikanten gehabt, wenn er eine lettische Predigt gehalten, und eine Menge von kirchlichen Geschäften in lettischer Sprache verwaltet hat, und nun etwa noch aus seiner deutschen Gemeinde sich gleichfalls Communikanten eingefunden haben, und er noch eine deutsche Predigt halten muß, ist es ein Wunder, wenn dann endlich mit der Körperkraft auch die Geisteskraft ermüdet, und es seinen Vorträgen an dem nöthigen Feuer fehlt, um alle Gemüther ergreifen zu können? Dennoch giebt es achtungswerthe Prediger, die gegen diese großen Schwierig-

keiten einer recht wirksamen Amtsführung mit Muth und Anstrengung kämpfen; aber mancher wird auch ein frühes Opfer dieses seine Kräfte überwiegenden Kampfes. Andere freilich verfallen in ihrer Amtsführung nur zu früh in jenen Mechanismus, der so viel dazu beiträgt, die Würde ihres Amtes herabzusetzen, und selbst Gleichgültigkeit gegen die Religion und gegen die kirchlichen Gebräuche zu erzeugen. Dieses ist selbst bei vielen von denen der Fall, die einen ungleich kleineren Geschäftskreis haben, und für welche also nicht einmal die eben angeführten Entschuldigungsgründe gelten können. Daher die unter den übrigen Ständen so allgemein verbreitete Meinung, daß der Prediger ein höchst bequemes Leben habe, und daß er mit zu denen gehöre, welche die alte Zeit in unverdienten Genuß eingesetzt hat. Das Amt des Predigers ist in Kurland, wie wir schon gezeigt haben, vielmehr höchst mühsam und beschwerlich, und erfordert den ganzen Muth, die volle Kraft eines für die Religion begeisterten Gemüthes. Wo ihm dieses fehlt, und wo er sein schönes Amt nur als eine Pfründe betrachtet, zu deren Genuß er berufen sey, da verdient er freilich die Vorwürfe, die ihm gemacht werden. Desto ehrenwerther aber müßten uns auch diese würdigen Geistlichen seyn, die wahrhaft geistlich gesinnt, das Wort Gottes im Geist und in der Wahrheit verkündigen, die durch keine Schwierigkeiten abgeschreckt werden, mit immer regem Eifer ihr schönes Ziel zu verfolgen, die nicht nur in der Kirche und bei amtlichen Verrichtungen, sondern in ihrem ganzen Leben, Lehrer, Muster, und natürliche Freunde ihrer Gemeinden sind. Es giebt ihrer, aber sie sind selten; doch in welchem Lande sind sie das nicht? Die Mehrzahl wird vielleicht in jedem Lande von denen seyn, die weder kalt noch warm sind, denen man weder wirkliche Vernachläßigung ihres Amtes vorwerfen, noch auch einen ausgezeichneten und begeisterten Eifer für dasselbe an ihnen rühmen kann. So ist es denn auch in Kurland. Wir dürfen es aber auch nicht verschweigen, daß es nicht wenige solcher giebt, die von der wahren Würde ihres schönen Berufes durchaus keine Ahndung haben, und daher hauptsächlich dazu beitragen, ihr ehrwürdiges Amt in der allgemeinen Würdigung herabzusetzen. Was soll man von Geistlichen

denken, die ihren wichtigen Beruf mit gewissenlosem Leichtsinne behandeln? Die sich nicht entblöden, selbst über Gegenstände der Religion, oder wenigstens über kirchliche Gebräuche zu spotten? Die aus Unwissenheit, oder Trägheit, oder Gewissenlosigkeit ihre Amtsverrichtungen mit der fadesten Gleichgültigkeit behandeln, und aus einem Mangel an religiösem Gefühl auch die Religiosität ihrer Gemeinden untergaben? Die nicht durch Treue und Eifer in ihrem Amte, und durch ein musterhaftes Leben, sondern nur durch den geistlichen Stolz, in welchem sie sich blähen, die Achtung ihrer Gemeinden zu gewinnen glauben? Die, auf die Würde ihres Amtes sich stützend, alles persönlichen Werthes entbehren zu können wähnen? Die nicht nach der Liebe ihrer Gemeinden ringen, bedenkend, daß sie nur in Liebe und durch Liebe auf sie wirken sollen, sondern die vielmehr durch schnöde Nachgiebigkeit und Schmeichelei sich beliebt zu machen streben? Die mit pharisäischer Heuchelei den Priestermantel nach jedem Winde drehen? Die durch niedrigen Eigennutz sich selbst und ihr Amt entehren? Deren Gemüth ohne Ahndung des Höchsten, des Göttlichen im Menschen, deren Leben ohne Kraft und Würde ist? Wir gestehen es nicht ohne tiefen Schmerz, daß zu diesem traurigen Gemälde mehrere der Prediger unseres Vaterlandes gesessen haben. Ja, es giebt leider auch in Kurland Prediger genug, die offenbar nur Miethlinge der ihnen anvertrauten Heerden sind. Menschen ohne allen Sinn für die erhabene Schönheit ihres Berufs, ihr Leben in dumpfer Trägheit, oder in eitlen Zerstreuungen, oder am Spieltische zubringend, die heiligsten Handlungen auf eine geist- und herzlose Art verrichtend, und durch schmutzigen Eigennutz besudelnd. Doch wir wenden uns ab von diesen traurigen Geständnissen, die die Liebe zur Wahrheit uns ausgepreßt hat. Indessen können wir es nicht unterlassen, noch einen schmerzlichen Blick auf die unglücklichen Gemeinden zu werfen, die der geistlichen Leitung solcher Hirten anvertraut sind. Wo soll der arme Bauer, der jedes anderen Bildungsmittels entbehrt, Belehrung finden, wo den Trost der Religion, wenn er sie bei seinem Prediger nicht suchen darf? Welches Beispiel soll ihm vorleuchten, wenn er es sich nicht mehr verhehlen kann, daß sein Religionslehrer sich nicht

nur von der Würde seines Berufes, sondern selbst von der Würde des Menschen entfernt habe? Fürwahr, es ist ein gültiges Zeugniß für den guten Sinn, der in den Letten wohnt, daß manche Gemeinde nicht in gänzliche Verwilderung und sittliche Rohheit ausgeartet ist, und die Religion noch ehrt, wo sie den Lehrer derselben in ihrem Herzen nicht mehr ehren kann. Desto gesegneter aber zeigen sich auch die Wirkungen einer treuen Amtsführung in den Gemeinden, die glücklich genug sind, in ihrem Prediger einen wahren Seelsorger gefunden zu haben, der ihnen begeisterter Lehrer, Freund und Muster zugleich ist.

Frägt man, woher es denn komme, daß es im Ganzen doch so viele, mehr oder weniger, unwürdige Prediger in Kurland gebe? So läßt sich hauptsächlich der Grund angeben, daß man bei Besetzung der Predigerstellen oft mit so leichtsinniger Gleichgültigkeit verfährt. Dieser Vorwurf trift sowohl den Adel, der bei weitem die meisten Predigerstellen zu vergeben hat, als auch zum Theil das Consistorium. Es ist eine traurige Betrachtung, welche Gründe bei einer Predigerwahl oft entscheiden. Bald will man einem alten Prediger, mit dem man in freundschaftlichen Verhältnissen steht, die Bitte nicht verweigern, ihm seinen Sohn oder Eidam zum Nachfolger zu geben; bald will man einen Hauslehrer, dessen man nicht mehr bedarf, versorgen; bald auch gesellschaftliche Talente, ja bisweilen sogar das des Kartenspiels, in seiner Gegend fesseln. Solche und andere, mehr oder weniger gemeine, Gründe wirken nicht selten entscheidend, und bei Bewerbungen um ein erledigtes Predigtamt trägt bisweilen der den Sieg davon, der die niedrigsten Mittel nicht verschmäht. Am wenigsten kommt dabei die wirkliche Amtsfähigkeit und Amtswürdigkeit in Anschlag. Und diejenigen, deren Pflicht es wäre, hier mit Ernst und unerschütterlicher Strenge einzugreifen, und solche unwürdige Arbeiter durchaus nicht zu dem Weinberge des Herrn zuzulassen, werfen, aus Schwachheit oder falscher Humanität, oft genug die Priesterweihe an Menschen weg, deren Unwürdigkeit sie selbst hinlänglich erkannt haben. Es ist übrigens einleuchtend, daß dieses Uebel immer weiter um sich greifen müsse, wenn ihm nicht bald und nachdrücklich Einhalt geschieht. Das verderbliche Bei-

spiel, daß weder gründliche gelehrte Kenntnisse, noch ein fester sittlicher Charakter und ein reines Leben erfordert werden, um zum Predigtamte zu gelangen, nährt den Leichtsinn und die Trägheit mancher jungen Theologen, und verleitet sie zu der gewissenlosesten Vernachläßigung der nöthigen Vorbildung zu einem so wichtigen Beruf, besonders der Bildung ihres Charakters und Bewahrung ihrer Sitten. Die Leichtigkeit, ohne Verdienst und wahre Würdigkeit, oft ein einträgliches Amt zu erhallen — denn nur nach dem Einkommen würdigen solche Menschen ihr Amt — diese Leichtigkeit zieht nicht nur manchen unwürdigen Ausländer ins Land, sondern bewegt auch Jünglinge sich dem geistlichen Stande zu widmen, denen es durchaus an allem innern Beruf dazu fehlt. Sie betrachten ein geistliches Amt nicht anders, als ein Gewerbe, in welchem sie ohne große Mühe und Anstrengung leicht ein bequemes und sicheres Brod finden können. Natürlich werden denn solche Leute nur Miethlinge, die die Kirche des Herrn auf die gewissenloseste Weise verrathen. Ist es doch so weit gekommen, daß durch diese Beispiele erschüttert, manche unserer edelsten und hoffnungsvollsten Jünglinge, die einst würdige Geistliche werden könnten, sich mit Widerwillen von der Theologie abwenden, und lieber jedem andern Fache sich widmen. Eine der traurigsten Erscheinungen, die der Leichtsinn des Zeitalters geboren hat, die aber auch nicht eher verschwinden kann, als bis ein religiöser Sinn sich allgemeiner verbreitet, und auch die Gemüther derer erfüllt, in deren Wahl es Gott gestellt hat, wer unter ihnen als Lehrer der Religion auftreten, und das heiligste Interesse der Menschheit leiten soll. Alsdann würden gewiß nur Männer, die durch Geist und Charakter würdige Diener des Herrn, und würdige Vorbilder ihrer Gemeinden wären, zum Predigtamte gelangen, und alsdann würden auch die Geistlichen in die volle Wirksamkeit, zu der sie durch ihr Amt berufen sind, und in die wahre Würdigung, die ihnen gebührte, wieder eintreten. Möge dieser reinere und bessere Sinn bald in unserer Mitte erwachen, und hinführo nicht mehr solche Flecken, als wir in dem Gemälde unseres Vaterlandes haben darstellen müssen, die theuren Züge desselden entstellen!

Was die Geistlichen Kurlands als Gelehrte sind und leisten, soll in dem folgenden Abschnitt gesagt werden.

Der Gelehrtenstand.

Wir haben den Predigerstand aus der Classe der übrigen Gelehrten ausheben müssen, weil er in besondern Beziehungen steht, die eine eigene Berücksichtigung erforderten. Wir haben es also hier hauptsächlich mit den übrigen Classen des Gelehrtenstandes zu thun. Diese sind Aerzte, bürgerliche Beamten, und Schullehrer, oder Privaterzieher. Von den Schullehrern werden wir weiter unten zu sprechen Gelegenheit haben. Der Privaterzieher haben wir bereits gedacht.

Die Aerzte genießen in Kurland im Allgemeinen einer ausgezeichneten Achtung. Das physische Leiden spricht die Menschen zu unmittelbar an, als daß nicht diejenigen, von welchen man Linderung desselben erwartet, in der allgemeinen Würdigung sehr hoch stehen sollten. Auch giebt es unter den Aerzten Kurlands Männer genug, die eben so sehr durch ihre Kenntnisse, als durch ihren menschenfreundlichen und liebenswürdigen Charakter diese ausgezeichnete Achtung in reichem Maaße verdienen. Indessen muß man es auch gestehen, daß von dem wohlhabenderen Theile des Publicums die Bemühungen der Aerzte im Ganzen so gut belohnt werden, daß es ihnen dadurch möglich wird, der Neigung ihres menschenfreundlichen Herzens zu folgen, und der ärmern Classe unentgeltlich Hülfe zu leisten. Auch auf dem Lande sind häufig geschickte und gut besoldete Aerzte von den Gutsbesitzern, nicht nur für ihre eigenen Häuser, sondern hauptsächlich auch für ihre Bauern angestellt. Diese natürliche Sorgfalt, wenn sie auch nicht überall von wahrer Menschenliebe, sondern vielleicht hin und wieder nur von richtiger Erwägung des eigenen Vortheils erzeugt seyn sollte, verdient dennoch gewiß einer ehrenvollen Erwähnung.

Die Stellen für bürgerliche Beamte, da, die Stadtobrigkeiten ausgenommen, alle Richterstellen ohne Ausnahme mit eingebornen Edelleuten besetzt werden müssen, beschränken

sich fast nur auf Secretariate. Je öfter es aber der Fall ist, daß die Richter selbst des Rechtes unkundig, und in Anwendung der Rechtsgrundsätze ungewandt sind, desto wichtiger wird der Posten eines Secretairs. Auch sind viele dieser Stellen mit einer sehr ansehnlichen Einnahme verbunden. An diese bürgerlichen Beamten schließt sich die zahlreiche Reihe der Advocaten an, an deren ganzer Lebensweise man es sieht, daß sie nicht nur Brod, sondern zum Theil eine sehr reichliche Einnahme haben. Man wirft den kurländischen Advocaten vor, daß sie sich sehr gut darauf verstånden das Recht zu drehen, und daß die häufigen Processe, durch welche sie eines so guten Einkommens genießen, geflissentlich von ihnen selbst veranlaßt und genährt würden. Wir können uns hier auf die Erörterungen dieser Beschuldigungen nicht einlassen; theils weil sie fast in jedem Lande, in welchem die Rechtsverfassung noch bedeutende Mångel hat, den Advocaten gemacht worden sind; theils weil es unter den Advocaten in Kurland so viele Ausländer giebt, daß diese Classe als am meisten gemischt, am wenigsten dem Vaterlande anzugehören scheint. Allgemein können diese Beschuldigungen ohnehin nicht gelten, da es unter den Advocaten auch Männer giebt, die des allgemeinen Rufes der Redlichkeit, und daher auch einer allgemeinen Achtung genießen.

Die Gelehrten in Kurland schließen sich fast mehr dem Adel, als dem Bürgerstande an. Da sie, die eigenthümlichen Vorrechte des eingeborenen Adels abgerechnet, im übrigen adlicher Rechte genießen, da sie überdem in vieler Hinsicht ihre Unentbehrlichkeit fühlen, so wird man es natürlich finden, daß sie sich dem ersten Stande des Landes nähern. Nur ist es zu bedauern, daß viele unter ihnen dadurch zu einem Aufwande verleitet werden, der es ihnen oft nothwendig macht, weniger strenge in der Anwendung der Mittel zur Vermehrung ihres Einkommens zu seyn, und daß sie oft mit einer lächerlichen Aengstlichkeit Verbindungen mit dem Adel suchen, anstatt durch innern Werth, durch Geschicklichkeit und Fleiß in ihren Berufsgeschäften dem Adel Achtung abzunöthigen, und von ihm gesucht zu werden. Daß dieses unsichere Schweben zwischen dem Adel und Bürgerstande auf ihre Familien, besonders auf das schwä-

chere Geschlecht, oft einen höchst nachtheiligen Einfluß hat, wird jeder Menschenkenner sich leicht sagen können. Man findet daher bei den Frauen und Töchtern dieses Standes nicht selten ein sonderbares Gemisch von Hochmuth gegen den übrigen Bürgerstand, und von ängstlicher Sucht, sich dem Adel zu empfehlen, und schüchtern sich in seine Reihen zu stellen; daher denn solche auch eben so oft von dem übrigen Bürgerstande gehaßt, als von dem Adel mit Recht verspottet werden. Doch giebt es unter dem Gelehrtenstande auch viele sehr achtungswürdige Familien, die durch wahre Bildung hervorleuchtend, mit edler Einfalt und Sicherheit auftreten, und daher auch allgemeine Achtung erworben haben.

Es bleibt uns nun noch zu erörtern übrig, warum die Gelehrten Kurlands im Allgemeinen als Gelehrte, so wenig leisten, und warum besonders Schriftsteller unter ihnen so selten sind. Wir sprechen hier wieder zuerst von den Geistlichen.

Von denen Predigern, die sogar die Pflege ihres Amtes vernachläßigen, und sich überhaupt der Trägheit hingegeben haben, darf man es ohnehin nicht erwarten, daß wissenschaftliche Bestrebungen ihr leeres Gemüth einnehmen könnten. Aber auch die Besseren, die mit regem Eifer ihrem Amte leben, finden eben in ihrer mühsamen Amtsführung, die wir bereits geschildert haben, ein bedeutendes Hinderniß, sich mit wissenschaftlichen Arbeiten weiter zu beschäftigen, als unumgänglich nothwendig ist, um in Bekanntschaft mit der neueren Literatur zu bleiben. Erwägt man nun noch, welche Schwierigkeiten schon dieses für einen Landgeistlichen, der oft zwanzig und mehrere Meilen von Mitau, der einzigen Stadt, die denn doch eine Bibliothek und einen gelehrten Verein aufzuweisen hat, entfernt ist, daß er daher seinen ganzen Bücherbedarf sich selbst anschaffen muß, erwägt man die Kostbarkeit der Bücher in diesem entlegenen Lande, in welchem noch dazu der Buchhandel den größten Beschränkungen unterworfen ist, und wo es wenigstens nicht immer vortheilhaft ist, als Schriftsteller aufzutreten: so wird man sich nicht mehr wundern, daß es unter den Geistlichen in Kurland so wenige Schriftsteller giebt. Doch haben einige sich auch in dieser Hinsicht vortheilhaft

bekannt gemacht; mehrere haben schätzbare Schriften in lettischer Sprache, zur Bildung des Landvolks geliefert, und es fehlt nicht an solchen, die mit Ehren in die Reihe der Schriftsteller treten könnten, wenn nicht obige Hindernisse, und besonders der höchst beschränkte Buchhandel ihnen im Wege ständen.

Eben diese Hindernisse treffen die übrigen Gelehrten Kurlands mehr oder weniger. Sie sind größtentheils Geschäftsmänner, denen ihr Beruf wenig Zeit übrig läßt, und die daher froh seyn müssen, wenn sie sich in allgemeiner Bekanntschaft mit der neuen Literatur Deutschlands erhalten können. Und wo sollte der kurländische Gelehrte, wenn er nicht Verbindungen mit dem Auslande unterhalten kann, nur einen Verleger für seine Schriften finden? In ganz Kurland giebt es jetzt nur Einen Buchhändler, der aber auch, müde der Plackereien denen der Buchhandel unterworfen ist, sich auf keine neuen und großen Unternehmungen einlassen kann. Indessen wollen wir es nicht läugnen, daß manche unserer Gelehrten, die freilich Muße genug hätten, und deren glückliche Lage ihnen auch gestatten würde sich einen größern Bücherapparat herbeizuschaffen, sich einer verderblichen Unthätigkeit und Zerstreuungssucht hingegeben haben, die sie von allen edleren Bestrebungen abhalten. Es müssen jedoch erst bedeutende Veränderungen erfolgen, es muß ein freier Umlauf der Ideen Statt finden, der Buchhandel muß, anstatt beschränkt zu werden, vielmehr Begünstigung finden, ehe man von den kurländischen Gelehrten häufigere Früchte erwarten darf. Auch müssen unsere Gelehrten erst lernen in edler Genügsamkeit auf einen Aufwand Verzicht zu leisten, der sie dem reicheren Adel gleich stellen soll, und der natürlich ihren Sinn zu sehr auf äussere Bestrebungen richten muß. Sie müssen es lernen, ihre Stelle in der Gesellschaft auf ihren inneren Werth, auf wahre Gelehrsamkeit und auf den hohen und edlen Sinn, der dem Gelehrten ziemt, zu gründen, und nicht auf den Glanz und Rang ihres äußerlichen Lebens. Es darf dem Gelehrten die Kraft zu Aufopferungen und Entsagungen nicht fehlen, wenn er Hohes und Großes wirken und zu Tage fördern will.

Um der Vorwürfe willen, die man in dieser Hinsicht

dem kurländischen Gelehrten zu machen pflegt, darf es jedoch nicht verschwiegen werden, daß viele Ausländer, die in Kurland einheimisch geworden sind, gleichen Schwierigkeiten unterliegend, von eben der Neigung zum Wohlleben und andern Aeusserlichkeiten ergriffen worden sind; nur wenige, und gewiß nicht mehrere, als unter den eingebornen Kurländern, haben sich im muthigen Kampfe gegen alle Hindernisse, die ihrem Fortschreiten im Wege standen, bewährt, und die wahre Würde des Gelehrten behauptet.

Die Städte.

Es ist bereits erwähnt worden, daß Kurland keine großen Städte hat. Selbst Mitau ist eigentlich nur ein kleiner Ort. Für alle diese Städte gelten daher auch mehr oder weniger alle die Beschuldigungen, die man überhaupt kleineren Städten zu machen pflegt. Wenn Mitau, als ehemalige herzogliche Residenz, und auch jetzt als Sitz der Regierung und aller obern Landesbehörden, manches von seiner Kleinstädterei abgelegt hat, so steht diese doch immer oft genug in dem schneidendsten Contrast mit dem daselbst herrschenden Luxus. Diesen Luxus hat weniger der ehemalige Hof eingeführt, da er im Ganzen sehr eingezogen lebte, als der reiche Adel, der sich einen Theil des Jahrs in Mitau aufzuhalten pflegt, und durch seinen Aufwand die übrigen Stände, bis auf den geringsten herab, zur Nachahmung gereizt hat. Ueberhaupt bemerkt der Freund des Vaterlandes nicht ohne Bedauern, daß das gesellschaftliche Leben in diesen Städten eine Richtung genommen hat, die weder dazu dienen kann, ihren wahren Flor zu begründen und zu erhalten, noch auch wahre Bildung und ein höheres Leben herbeizuführen. Je seltener allmählich Reichthum, oder auch nur wirklicher Wohlstand in den Städten geworden ist, desto herrschender ist das Streben nach Lebensgenuß, den man nicht mehr in stiller Häuslichkeit und im kleinen Kreise der Freunde sucht, sondern in öffentlichen Gesellschaften, Zerstreuungen, Aufwand und andern Aeusserlichkeiten. Da Mitau keine Handelsstadt ist, und selbst das wenige Handelsgewerbe seit einigen Jahren großen-

theils in die Hände russischer und jüdischer Kaufleute übergegangen ist, die neben größerer Gewandheit und Schlauheit, auch mehr Genügsamkeit besitzen, so kömmt in Mitau der Kaufmannsstand im Ganzen wenig in Betrachtung, und wird im äussern Leben nicht selten von den Handwerkern überstrahlt. Der ganze Handel beruht zum Theil nur auf einen Vormarkt für Riga, und auf Krämerei. Es giebt also in Mitau nur wenige Handlungshäuser von Bedeutung. Wichtiger ist der Kaufmannsstand in den Seestädten, in Windau, und besonders in Liebau. In letzterem Orte giebt es einige sehr reiche Handlungshäuser; daher aber auch, wie überhaupt häufig in Seestädten, eine Neigung zum Wohlleben und selbst zu schwelgendem Genuße, die bisweilen sogar die Schranken des Anstandes überschreitet, und nur zu weit von der stillen und ehrbaren Bürgertugend entfernt ist.

Die herrschende Sucht zu Zerstreuungen, die wir schon an allen Classen der Einwohner Kurlands haben rügen müssen, hat sich besonders auch in den Städten ungemein verbreitet; und leider sind es Zerstreuungen, die nicht einmal allgemeines und wirkliches Vergnügen gewähren, sondern vielmehr aller wahren Geselligkeit und Heiterkeit widerstreben. Nicht nur in den genannten größeren Orten, sondern selbst in den kleineren, und fast in den kleinsten Flecken, haben sich Clubbs gebildet, deren Zweck gesellschaftliche Unterhaltung seyn soll, aber größtentheils nur das Spiel ist. Da diese Clubbs, die dazwischen eintretenden Balltage ausgenommen, nur für Männer bestimmt sind, so ist es natürlich, daß die wahre Geselligkeit dabei leiden muß. Wie sehr durch diese öffentlichen Gesellschaften die herrschende Zerstreuungssucht der Männer begünstigt wird, leuchtet von selbst ein. Der Mann sucht seine Erhohlung nicht mehr im Schooße seiner Familie, oder in dem kleinern Kreise der Freunde, sondern in den Clubbs am Spieltische, an welchem er oft seine Wohlfahrt zerrüttet. Und die armen Weiber? ihnen bleibt nichts, als die Erinnerung an den vorigen Ball, und die Hoffnung auf den nächsten; oder der Trost sich gegen einander über ihre Männer zu beklagen; denn nicht selten, indeß der Hausvater auf dem Clubb seinen Erwerb durchbringt, darbt die unglückliche

Familie in tiefster Dürftigkeit zu Hause. Wo aber auch dies nicht der Fall ist, wird man es wenigstens natürlich finden, daß auch bei den Frauen und Töchtern eine größere Sehnsucht nach Zerstreuungen erwacht, da sie es sehen, daß dem Manne und Vater das eigene Haus nicht genügt. Der sonst so schöne und in Liebe vereinte häusliche Zirkel entbehrt jetzt des Hausvaters, und ist durch seine Abwesenheit verödet. Eine unruhige Sehnsucht führt Verstimmung herbei, und stört endlich den häuslichen Frieden. Wie sehr alles stille häusliche Glück dadurch allmählich zu Grunde gehen, wie sehr selbst der wohlthätige Einfluß, den der Umgang beider Geschlechter gegenseitig auf beide hat, indem er das eine mildert, das andere kräftiget, dabei leiden muß, wird man sich leicht sagen können. Glücklich die Familie, die in einer würdigen Mutter eine Stütze ihrer häuslichen Glückseligkeit gefunden hat! Wo aber auch diese fehlt, wo sogar auch die Mutter von dem Hange zu Zerstreuungen hingerissen ist, da verwildert das Herz der Knaben und Jünglinge, da verödet das Herz der blühenden Töchter, und ist es dann ein Wunder, wenn Tugend und Sittsamkeit, diese Grundsäulen jedes häuslichen und bürgerlichen Glückes, immer seltener werden, und wenn noch größere Gefahren dem künftigen Geschlechte drohen? Schon jetzt wird das bürgerliche Mädchen, selbst die Tochter des Handwerkers, nicht allgemein zur Hausfrau erzogen, um einst das stille Glück und den Wohlstand eines thätigen und genügsamen Gatten begründen zu helfen, und eine treue und sorgsame Mutter ihrer Kinder zu werden. Schon ist der Bürger selbst aus seinem Kreise des fleißigen Erwerbs und stillen häuslichen Genusses getreten, und so wie er selbst im friedlichen Hause nicht mehr Befriedigung finden zu können glaubt, und leeren Aeusserlichkeiten huldigt, so glaubt er denn auch dafür sorgen zu müssen, daß die Aussenseite seiner Töchter mit einem gleißenden Scheine übertüncht werde, der, indem er sie den gebildetern Ständen lächerlich macht, ihr eigenes Glück untergräbt, und sie Bedürfnisse kennen lehrt, zu deren Befriedigung vielleicht künftig die Blüthe des häuslichen Glückes, die stille und sittsame Tugend des Weibes fallen muß. Was soll der künftigen Hausfrau des Bürgers und Handwerkers das Französischplappern? wozu

das Geklimper auf dem Clavier oder der Guitarre? wozu das zeitverderbende Pinseln? In allen diesen eitlen Beschäftigungen — denn eitel nennen wir sie mit Recht, wo sie doch gewöhnlich nur pfuscherhaft getrieben werden — geht das künftige häusliche Glück so manches Mädchens zu Grunde. Und nun gar die verderbliche Leserei! Die Lese- und Leih-Bibliotheken, die es fast in allen Städten Kurlands giebt, und die nicht selten von Leuten unternommen sind, die entweder gar keinen Begrif von einer zweckmäßigen Auswahl einer nützlichen Lectüre für ein gemischtes Publicum haben, oder aus Eigennutz dem schon verderbten Geschmacke huldigen, haben wirklich auch in der niedern Classe des Bürgerstandes eine wahre Lesewuth erzeugt, und das viele Lesen elender Romane hat nicht ermangelt, auf die Sitten einen höchst nachtheiligen Einfluß zu gewinnen, und Empfindelei, Ueberspannung, leere Gleißnerei und alle Uebel hervorzubringen, durch welche ein reiner Sinn verderbt, der Geist entkräftiget, das Herz von den natürlichsten Gefühlen zu erkünstelten gleichsam herübergelockt wird, und endlich verödet. Wohin diese unglückliche Ueberspannung, dieses Heraustreten aus der bestimmten Bahn, die unter dem Bürgerstande, und am meisten unter den niedern Classen desselben, so sehr Ueberhand genommen haben, endlich führen werden, läßt sich schwerlich voraussehen; nur zu etwas Gutem können sie nicht führen, denn sie können nicht wahre Bildung werden, die nur an einem reinen und unverdorbenen Sinne gedeihen kann. Eine verderbte Luft wird durch Sturm und Gewitter gereinigt: welcher Sturm aber, welches Gewitter wird die verderbte Luft des bürgerlichen Lebens reinigen? Erfolgen muß die Reinigung, das lehren die ewigen Gesetze der Natur, das lehrt die große Lehrerin der Menschen, die Geschichte; aber wann? und durch welche Mittel? das bleibt im Rathschlusse der Allwissenheit verborgen.

Die deutschen Einwohner auf dem Lande.

Ausser dem Adel, dem Gelehrtenstande und den Bürgern der Städte giebt es noch eine Menge anderer deut-

scher Einwohner, die als Wirthschaftsbeamte, Handwerker, Schenk- und Gastwirthe, Dienstboten, oder in andern Beschäftigungen auf dem Lande leben. Die Wirthschaftsbeamten machen unter diesen die erste Classe aus. Wenn sie geschickt und thätig sind, und den Ruf der Redlichkeit haben, werden sie nicht nur gut belohnt, sondern auch mit Achtung behandelt. Es giebt unter ihnen manche achtungswerthe Familien. Daß es aber auch nicht an solchen fehlt, die die Sorglosigkeit, Unkunde und Unthätigkeit ihrer Herren, zu ihrem eignen Vortheil auf unrechtmäßige Art benutzen, wird man natürlich finden. Da der lettische Bauer, als Leibeigner, nur selten den Ackerbau verlassen, und sich einem andern Gewerbe widmen kann, so sind selbst auf dem Lande die meisten Handwerker Deutsche. Man findet unter ihnen geschickte und tüchtige Arbeiter, oft aber auch elende Pfuscher. Diese sind denn auch größtentheils sehr arm, und so übermüthig sie sich auch bei aller Armuth, bloß weil sie persönlicher Freiheit genießen, über den Letten erhaben glauben, so stehen sie doch oft an Bildung noch weit unter diesem. Natürlich: denn da es auf dem Lande gänzlich an Schulen fehlt, ermangeln sie sowohl als der Lette, des Schulunterrichts. Dem Bauern aber wird selbst seine früh beginnende ländliche Beschäftigung, und der vertraute Umgang mit der Natur zur Schule, die ihn weniger mit Kenntnissen bereichert, als seinen Verstand schärft und seine Geisteskräfte erregt. Auch dieses Bildungsmittel fehlt dem armen deutschen Einwohner auf dem Lande, der bei seinem beschränkten Gewerbe ausser diesem fast nichts kennen zu lernen Gelegenheit hat. Den Dünkel dieser armseligen Leute lohnt der Lette oft mit beissendem Spott, und mit mannigfaltigen Neckereien, die er sich gegen sie gern erlaubt.

Am wohlhabendsten unter diesen deutschen Einwohnern auf dem Lande sind, neben einigen geschickten Handwerkern, diejenigen, welche als Gastwirthe in den öffentlichen Gasthäusern an den großen Landstraßen leben, und deren gute und billige Bedienung der Reisenden, besonders von allen denen, die aus Pohlen und Liefland kommen, des großen Abstandes wegen, mit Recht gerühmt wird.

Diejenigen dieser Deutschen, die als Dienstboten ihren

Unterhalt suchen, sind von der verderblichen Neigung zum Luxus, die fast alle Stände beherrscht, größtentheils so sehr ergriffen, daß es wohl nöthig wäre auf zweckmäßige Mittel zu denken, durch welche diesem Uebel gesteuert werden könnte. Wir haben es schon eingestanden, daß die Schuld davon zum Theil den Herrschaften beizumessen ist, die aus Eitelkeit diese thörichte Neigung begünstigen, und dadurch zum Verderben dieser Menschenclasse nicht wenig beitragen. Daher ist denn auch jetzt schon die Klage über den Mangel an guten und tüchtigen Dienstboten, auf dem Lande wie in den Städten, fast allgemein.

Die Juden.

Ehemals gab es in Kurland nur wenige Juden. Bloß in der kleinen Stadt Hasenpoth, im piltenschen Kreise, war eine größere Juden-Colonie. In den übrigen Städten und auf dem Lande traf man sie selten an. Seitdem aber Litthauen und Kurland beide dem russischen Scepter unterworfen sind, haben sie sich aus dieser benachbarten Provinz in unglaublicher Menge nach Kurland gezogen. In Mitau und den übrigen Städten ist ein großer Theil des Handelsgewerbes in ihren Händen. Wenn sie in Kurland größerer Sicherheit und einer besseren Behandlung genießen, als in Litthauen, so entbehren sie hier dagegen des Vortheils, wie in Litthauen, fast in alle Geschäfte einzugreifen, und selbst als Geschäftsführer großer Gutsbesitzer reichen Gewinn zu ziehen. In Kurland sind sie fast auf den Handel allein, und auf einige Handwerke beschränkt. Es giebt unter den jüdischen Kaufleuten Männer von Bildung und Erziehung, die jedoch nicht aus Litthauen, sondern aus Deutschland eingewandert sind. Gegenwärtig befinden sich mehrere junge Juden auf der Universität, um die Heilkunde zu studieren. Schon mehrere jüdische Aerzte, die es in Kurland gegeben hat, haben eben nicht klagen können, daß das Vorurtheil ihnen im Wege stand, sobald sie selbst sich achtungswürdig zeigten. Von jüdischen Rechtsgelehrten hat man bisher in Kurland noch kein Beispiel.

Viele der Judenfamilien, in Mitau besonders und in

Hasenpoth, leben auf deutschem Fuße, der aber doch selten die jüdische Form ganz verläugnen kann. Neben diesen aber giebt es jetzt eine Menge äußerst armer und schmutziger Judenfamilien, die ihre Herkunft aus Litthauen nur zu sehr an den Tag legen. Andere befinden sich eben im Uebergange von jüdischer zu deutscher Sitte und Kleidung, wodurch oft die lächerlichsten Contraste entstehen. Es ist unglaublich, mit welchen kleinen und unscheinbaren Gewerben sich ein großer Theil dieser Menschen ernährt, und oft sogar ein bedeutendes Vermögen erwirbt. Mehrere, die vor wenigen Jahren mit einem unbedeutenden Vorrath an kleinen Waaren von Haus zu Haus gingen, sind jetzt ansehnliche Kaufleute und haben schöne Waarenläger. Auf die bürgerliche Verbesserung der Juden ist noch wenig Bedacht genommen worden; ein Umstand, der doch wohl Beherzigung verdiente, da sonst ihre zunehmende Menge nothwendig dem Lande höchst nachtheilig werden muß. Denn täglich fast strömen sie noch aus dem benachbarten Litthauen zu, und haben schon, den Handel mit russischen Waaren ausgenommen, der größtentheils in den Händen russischer Kaufleute ist, fast alles kleinere Handelsgewerbe an sich gezogen. Ein Glück für die deutschen Kaufleute ist es, daß die Juden sich bis jetzt noch nicht auf den Großhandel eingelassen haben, weil sie sonst bei ihrer großen Gewandheit und schlauen Aufmerksamkeit auf jede Gelegenheit zum Gewinn, auch diesen bald in ihre Hände bringen würden.

Zustand des Erziehungswesens.

Da der Zustand des Erziehungswesens einen so wichtigen Einfluß auf die Bildung eines ganzen Volkes hat, und daher auch von dem ganzen Volke als eine höchst wichtige Angelegenheit betrachtet werden muß, so können wir unsern Aufsatz nicht schließen, ohne noch einiges über das Erziehungswesen in Kurland zu sagen.

Es ist schon erwähnt worden, daß es auf dem Lande gar keine öffentlichen Schulen giebt. Der Bauer, und der auf dem Lande wohnende ärmere Deutsche, sieht sich aller Mittel beraubt, seinen Kindern auch nur den nothwendig-

sten Unterricht ertheilen zu lassen. Alle ihre Kenntniß beruht daher größtentheils nur auf ein nothdürftiges Lesen, das sich durch Tradition unter ihnen fortgepflanzt hat, und auf das Auswendiglernen des Katechismus. Die Kunst des Schreibens ist unter den Bauern noch so selten, daß derjenige, der sie besitzt, unter ihnen schon für sehr gelehrt gilt. Selbst das Lesen ist keinesweges allgemein, und in manchen Gemeinden ist es noch immer das Eigenthum weniger Individuen. Auch der bemittelte Bauer, der seine Kinder gern unterrichten lassen möchte, findet keine Gelegenheit dazu. Einige thätige und gewissenhafte Prediger haben zwar dafür gesorgt, daß die bei ihren Kirchen angestellten Küster wenigstens einen nothdürftigen Unterricht ertheilen müssen; wegen der großen Entfernung vieler Gemeindeglieder aber können auch diese Anstalten fast nur von den näher wohnenden benutzt werden. Diese Entfernung der Bauerwohnungen von einander ist denn auch das wichtigste Hinderniß gegen die Errichtung der Schulen auf dem Lande. Der menschenfreundliche Kaiser hat schon längst den Wunsch geäußert, daß Parochial-Schulen errichtet werden möchten; aber es haben sich der Ausführung desselben immer noch zu große Schwierigkeiten in den Weg gestellt. Wie ist es auch möglich, daß aus einem Gemeindebezirk von mehreren Meilen die Kinder täglich zur Schule gebracht werden könnten? Es müßten also solche Anstalten getroffen werden, daß die versammelten Kinder beisammen bleiben könnten. Aus mancher Gemeinde würden aber viele hundert Kinder zusammenkommen, und was für große Anstalten würde es also erfordern, diese alle aufzunehmen, sie zu beherbergen, zu beköstigen, und unter gehöriger Aufsicht zu halten. Diese größeren Gemeinden müßten also in mehrere Abschnitte zerfallen; es müßten mehrere Schulen für dieselben errichtet werden: der Prediger müßte die Verpflichtung haben, sie unter seine Oberaufsicht zu nehmen. Wo aber sollte man taugliche Subjekte zu den Lehrerstellen hernehmen? An solchen fehlt es gänzlich. Die Errichtung von Landschulen wird also in Kurland nicht eher möglich, als bis vorher ein gutes Schulmeisterseminarium errichtet worden ist, in welchem eine Anzahl tüchtiger Lehrer gebildet werden könnte. Alle diese bedeutenden Schwierigkeiten haben es bewirkt,

daß bisher gar nichts geschehen ist. Aber sollte es deswegen immer so bleiben? Sollte man nicht endlich anfangen ernstlich darauf zu denken, die ersten Schritte zu thun, ohne welche die folgenden nicht geschehen können? Man hat die Kosten gescheut; aber dürfen diese in Anschlag kommen, wo es die Bildung eines ganzen Volkes, eines guten und bildsamen Volkes betrift? Sollte nicht schon die Ehre des Vaterlandes ein Aufruf für jeden edlen Kurländer seyn, kräftig mitzuwirken, auf daß dieses dringende Bedürfniß endlich befriedigt werde? Wenn der Adel und die Geistlichkeit sich zur Ausführung eines so edlen und wohlthätigen Zwekkes fest verbinden, so wird es immer möglich seyn, alle Schwierigkeiten zu beseitigen, und sie werden sich den Dank und Segen aller künftigen Geschlechter ihres Vaterlandes erwerben.

In den Städten giebt es zwar öffentliche Schulen; aber sie sind leider in einer traurigen Verfassung. Den Hauptgrund davon muß man in der äußerst geringen Besoldung der Lehrer suchen, die jeden tüchtigen Mann abschreckt, sich einem so mühsamen und schlecht belohnten Amte zu widmen. Und hat ja ein solcher sich entschlossen ein Schulamt zu übernehmen, so sieht er sich, um Brod zu haben, genöthiget, sich mit Nebengeschäften zu befassen, oder er findet auch in seinen unwürdigen Collegen Hindernisse seiner bessern Wirksamkeit, und aus beiden Gründen ergreift er daher gern jede Gelegenheit, sein Schulamt wieder verlassen zu können. Dieser häufige Wechsel der Schullehrer, die kümmerliche Lage, in welcher sie seufzen, das Formenwesen, welches seit einiger Zeit in den Schulen eingeführt worden ist, und das Vielerlei, das in denselben zum Theil von Lehrern gelehrt werden soll, die ihr Fach selbst nicht verstehen, sind Uebel, die durchaus eine Radicalcur erfordern, wenn die Schulen erfreuliche Früchte tragen sollen. Daher sind denn auch die öffentlichen Schulen in der Achtung des Publicums so sehr gesunken, daß selbst der wohlhabendere Bürger seine Kinder lieber in Privaterziehungsanstalten giebt, oder sie zu Hause durch Privatlehrer unterrichten läßt. Nur in den beiden Städten Mitau und Libau genießen die Schullehrer einiger Vortheile, die ihre Lage erträglicher machen, und daher sind denn die

Schulen an diesen beiden Orten auch wirklich mit tüchtigern Männern besetzt; doch müssen diese sich auch hier zu Entbehrungen verstehen, die selbst mancher Handwerksmann sich ungern auflegen würde. Diese schlechten Besoldungen der Lehrer an den öffentlichen Schulen fallen um so mehr auf, da die Hauslehrer im Ganzen so gut belohnt werden. Es ist nicht selten, daß ein Hauslehrer einen Gehalt bezieht, der drei, auch wohl viermal so hoch ist, als der eines öffentlichen Schullehrers.

Die Mängel der öffentlichen Schulen sollen Privaterziehungsanstalten ersetzen, deren es in den Städten und auf dem Lande mehrere giebt. Doch unter allen diesen ist nur eine in Mitau befindliche, von größerer Ausdehnung; die andern beschränken sich gewöhnlich nur auf wenige Zöglinge. Auch sind alle diese Anstalten, sobald sie nur etwas mehr leisten, zugleich so kostbar, daß es weniger bemittelten Aeltern, besonders wenn sie mehrere Kinder haben, nicht möglich ist, sie in diesen erziehen zu lassen. Die häusliche Erziehung ist daher nicht nur sehr allgemein, sondern sie leistet, wo Aeltern und Lehrer treulich ihre Pflicht thun, im Ganzen auch noch am meisten. Die meisten Prediger, denen es ihre Berufsgeschäfte nur irgend gestatten, erziehen ihre Kinder selbst. Einige würdige Geistliche haben sich das Verdienst erworben, neben ihren eigenen Kindern, dem Vaterlande auch noch andere nützliche Bürger erzogen zu haben. Andere, theils durch ihre vielen Amtsgeschäfte, theils durch Trägheit, theils auch vielleicht, welches noch immer rühmlicher wäre, durch das Gefühl ihrer eigenen Unfähigkeit bewogen, haben selbst die Erziehung ihrer Kinder Hauslehrern anvertraut. Der Adel fast allgemein, und auch viele der angesehenern Bürgerfamilien lassen die Erziehung und Bildung ihrer Kinder durch Hauslehrer besorgen. Glücklich ist das Haus, welches einen geschickten und rechtschaffenen Mann gefunden hat, und ihn zu schätzen und sich zu erhalten weiß. Denn für das Bedürfniß des Landes ist die Zahl der guten und wahrhaft achtungswerthen Hauslehrer bei weitem nicht groß genug. Neben den eigentlichen Erziehern nimmt man bisweilen auch noch eigene Musikmeister, Zeichenlehrer, und auch wohl russische und französische

Sprachmeister ins Haus, so daß manchen Familien die Erziehung ihrer Kinder allerdings sehr kostbar wird.

Die öffentlichen Schulen in den Städten sind, nach ihrer jetzigen Einrichtung, eigentlich bloß Bürgerschulen. Was für den künftigen Gelehrten erforderlich ist, muß größtentheils durch Privatunterricht geleistet werden. Dennoch hat seit einigen Jahren die Zahl der Studierenden ungemein zugenommen. Darf man dieses im Allgemeinen für ein gutes Zeichen fortschreitender Bildung halten?

Nur eine Anstalt besitzt Kurland, die recht eigentlich zur Vorbildung künftiger Gelehrten bestimmt ist; nämlich das akademische Gymnasium in Mitau. Diese Anstalt wurde von dem letzten Herzoge Peter gestiftet, und sehr ansehnlich dotirt. Er schenkte einen schönen und geräumigen Pallast, eine Bibliothek, und einen astronomischen Apparat dazu, und setzte den Lehrern gute Besoldungen aus. Den Plan zu diesem Gymnasium ließ er von dem Akademiker Sulzer in Berlin entwerfen. Schade, daß dieser die Bedürfnisse Kurlands zu wenig kannte, vielleicht auch der Eitelkeit des Herzogs schmeicheln wollte. Anstatt, wie es wahres Bedürfniß für das Land gewesen wäre, diese Anstalt auf den Fuß einer tüchtigen Schule, die aus mehreren Classen hätte bestehen müssen, einzurichten, erhielt sie vielmehr einen ganz akademischen Zuschnitt. Acht Professoren, hielten Vorlesungen über Theologie, Rechtswissenschaft, Philosophie, Mathematik, Naturwissenschaften, griechische und römische Literatur und Geschichte. Neben diesen waren Lehrer der neueren Sprachen und der Künste mit guten Besoldungen angestellt. Aber die jungen Leute, welche diese Anstalt benutzten, waren nicht Schüler, sondern Studenten. Darin, und in der akademischen Form der Vorträge lag der erste Grund, daß diese so gut ausgestattete Anstalt nie das geleistet hat, was man von ihr erwartet hatte, ja daß sie sogar vielen jungen Leuten wirklich verderblich geworden ist. Wenige kamen mit genugsamen Vorkenntnissen hin, um diese akademischen Vorlesungen gehörig benutzen zu können; wenige Lehrer waren weise und wohlwollend genug, um sich zu der ungeübten Fassungskraft ihrer Zöglinge herabzulassen. Da die Professoren übrigens ganz sich selbst und ihrem guten Willen überlassen waren, so vernachläßig-

ten einige derselben ihre Pflichten auf die unverantwortlichste Weise. Auch war man überhaupt nicht immer glücklich in der Besetzung der Stellen gewesen. Die akademische Freiheit und der Studenten-Dünkel, der die jungen Leute ergriff, führten zu Ausschweifungen, die durchaus nicht hätten geduldet werden müssen. Die wenigen würdigen Lehrer, die mit Treue und Eifer ihre Pflichten erfüllten, konnten allein diesen einreissenden Uebeln nicht steuern; wiewohl jeder bessere und gebildetere Jüngling, den diese Anstalt geliefert, bloß diesen wenigen Lehrern alles zu danken hat.

Seitdem die neuerrichtete Universität zu Dorpat die Aufsicht über alle Schul- und Erziehungsanstalten auch in Kurland erhielt, hat man den Lehrplan und die Verfassung des Gymnasiums einigermaßen verändert. Ob aber diese Veränderungen im Ganzen zu etwas besserem geführt haben, scheint uns noch zweifelhaft, denn dadurch, daß man den Lehrern den Professortitel genommen, daß man sie einem schlecht besoldeten, und — wie es einmal zu gehen pflegt — daher wenig geachteten Schuldirector unterworfen hat, dadurch ist diese Anstalt noch immer keine zweckmäßige Schule geworden, wie das Bedürfniß des Landes es erheischte.

Dieser unerfreuliche Zustand der öffentlichen Schulen, die große Beschränkung des Buchhandels, die Schwierigkeit die jeder literarische Verkehr mit dem Auslande findet, machen es erklärlich, daß es bei einer beträchtlichen Menge von Personen, die sich zum Gelehrtenstande rechnen, dennoch so wenige wirkliche Gelehrte giebt. Leider erweckt der gegenwärtige Zustand des Erziehungswesens und selbst der verminderte Wohlstand, der es jetzt nur noch wenigen unserer studierenden Jünglinge möglich macht, das Ausland zu besuchen, eben keine tröstlicheren Aussichten für die Zukunft.

D. Karl Johannes Bidder.

II.

Nachtrag zur Abhandlung:

Die Juden in Schweden.

S. August 1815. S. 127.

Ihre eigentliche Absicht haben die Juden nicht erreicht: im Gegentheil läßt sich ihre große Beschränkung voraussetzen. Schon am 31sten August 1815 ist eine Verordnung erlassen, daß Juden in Zukunft nicht ohne besondere Königliche Erlaubniß nach Schweden kommen und sich daselbst niederlassen sollen. Es kam hinzu, daß bald darauf mehrere jüdische Häuser in Stockholm Bankerot machten, die durch das Versprechen hoher Zinsen große Kapitalien an sich zogen, und endlich die Gläubiger hintergingen. Es entstand hierüber eine sehr große Unzufriedenheit, die die Abneigung gegen die Juden sehr vermehrte, und man kann auf dem nächsten Reichstage eine weit stärkere Opposition gegen dieselben erwarten. Noch haben wir erfahren, daß gegen die Herren Grevesmöhlen und Boye von Seiten der Gerichte eine Untersuchung eröffnet, und der erstere wegen seiner abscheulichen und ehrenrührigen Frechheit zum Verlust der Ehre, einer Gefängnißstrafe und der Landesverweisung verurtheilt, der letztere aber seines Amtes entsetzt sey.

III.

Verfahren des Marschall Davoust gegen den Regierungskanzler in Stralsund Hrn. von Pachelbel.

(Von ihm selbst dargestellt.)

Einleitung.

Als die Franzosen den 27 Februar 1812 Schwedisch-Pommern besetzten, waren daselbst zwei Geschäfte von Wichtigkeit für das schwedische Cabinet eingeleitet, die die Franzosen als Beschönigungsgründe des unrechtmäßigen Angriffs auf diese Provinz geltend machen zu können glaubten. Ich hatte nämlich vom Hofe Befehl erhalten, für 8000 Rthlr. Getreide, Rocken und Hafer, das für Schwedens eigenes Bedürfniß bestimmt war, anzukaufen; es sollte auf Kauffarthei-Fahrzeugen transportirt werden, die man von Carlshamn mit Colonial-Waaren, die zufolge des auch in Schweden angenommenen Continentalsystems confiscirt waren, und nun für Königl. Rechnung verkauft werden sollten, nach Stralsund schicken wollte. Der Kaufmann Haase, in Stralsund war zum Commissionär erwählt. Ein Cabinetsschreiben vom 22 December 1811 hatte mich hievon benachrichtigt, und mit den nöthigen Instructionen versehen, da-

mit ich die von Hrn. Haase zu ergreifenden Maaßregeln beobachten, und den Waarenverkauf so leiten könnte, daß die Einwohner dieser Provinz vorzugsweise ihr Bedürfniß zu billigen Preisen erhalten möchten, um das harte Loos, das die Drangsale der letzten Kriegsjahre, und die kostspieligen Vertheidigungsanstalten gegen die Engländer über sie verhängt hatten, einigermaßen ihnen zu erleichtern. In diesem nämlichen Schreiben war mir auch befohlen, den französischen Vice-Consul zu Stralsund, Hrn. Mahëlin, in dem Falle, daß er auf irgend eine Weise der Ausladung oder dem Verkauf der gedachten Waaren Hindernisse in den Weg legen wollte, zu bedeuten: es halte sich die Krone vollkommen berechtigt, diese im Lande confiscirten Kaufmannsgüter aus einer ihrer Provinzen in eine andere transportiren zu lassen; und glaube nach dem Sinne des Continentalsystems zu verfahren, so lange man sich genau nach den Bedingungen richte, die von dem Kaiser Napoleon im vorigen Jahr stipulirt worden; das schwedische Gouvernement würde außerdem noch das französische unmittelbar hierüber verständigen.

Am 22 Januar 1812 war ein Getreideankauf bis zum Belauf von 3593 Rthl. abgeschlossen worden, und ich hatte denselbigen Tag dem schwedischen Cabinet über alles, was in dieser Angelegenheit durch mich geschehen war, schriftlich Bericht erstattet. Alle Veranlassung war bald da, zu fürchten, daß dieser ohne Chiffre geschriebene Brief, den ich mit der Post über Hamburg und Copenhagen gesendet hatte, unterwegs in unrechte Hände gefallen, und nach seinem ganzen Inhalt gelesen worden sey.

Die erwähnten Fahrzeuge aus Carlshamn, mit ihren dort eigenommenen Ladungen von Colonial-Waaren kamen inzwischen, unter Convoy einer Kutterbrigg, bei der Halbinsel Mönchgut an; Herr Haase aber, der noch zur rechten Zeit einen Wink über die Annäherung der Franzosen erhalten hatte, ließ die Schiffe so schleunig, als es eine schon nöthig gewordene schwere Auseisung gestattete, zurückgehen; sie segelten gerade in demselben Augenblick wieder ab, als die französischen Truppen in Stralsund einrückten; und die ersten Civil- und Militär-Behörden des Landes hatten diese Gelegenheit benutzt, Bericht abzustatten, so wie auch

ich, früher ertheilten Instructionen *) gemäß, in guten Papieren alles baare Geld hinüber schickte, welches zur Verfügung der Königl. Kammer vorhanden war, nachdem die gewöhnlichen Gehalte und Pensionen für das erste Vierteljahr abgezogen waren.

Weit eher, als den 7ten Februar, da man zwischen neun und zehn Uhr Abends mir Arrest ankündigte, war ich benachrichtigt worden, daß der Kaufmann Haase, den man wegen der von Carlshamn erwarteten Colonial-Waaren, schon seit mehrern Tagen in seinem Hause arretirt hielt, bei einem der mit ihm angestellten Verhöre, sich auf das officielle Schreiben vom Stockholmer Cabinet, bezogen hatte, welches unter dato des 22sten Dec. 1811 an mich war adressirt gewesen; ebenfalls, daß seine Examinatoren durch ihn den Umstand erfahren hatten, daß dieselben Fahrzeuge, die jene Colonial-Waaren bringen sollten, bestimmt wären für Königl. Rechnung Getreide von hier nach Schweden zu führen.

Endlich hielt ich es auch für höchst wahrscheinlich, daß man bei dem Ueberfall, welchem ich mich ausgesetzt sahe, sich bemühen würde, der chiffrirten Schreiben vom Stockholmer Cabinet habhaft zu werden, um es sich dadurch, in Ermangelung eines Schlüssels, zu erleichtern, diejenigen chiffrirten Schreiben zu lesen, deren man sich auf der Hamburger Post, mit welcher meine Briefe abgeschickt wurden, wenn die Ueberfahrt nach Ystadt gehemmt war, entweder schon bemächtigt hatte, oder sich noch zu bemächtigen gedachte.

Am 7ten Februar 1812, an welchem Tage ich des Morgens, eben so wie vorher schon, über Angelegenheiten

*) Dieser Umstand scheint dem Herrn Obersten von Peyron unbekannt geblieben zu seyn, indem er in einer Rechtfertigungsschrift, die sich in einer Sammlung der zu seinem Proceß gehörigen Acten vorfindet, bei Erwähnung der durch mich nach Schweden übersendeten 20,000 Rthlr., diesen meinen Schritt bloß einem Uebermaaß von gutem Willen meinerseits zuschreibt. Vergl. Fullständiga handlingar i rättegangen emot f. d. General-Adjutanten, Ofversten m. m. Herr B. Peyron. Stockholm 1814. S. 50.

der französischen, unsre Provinz occupirenden, Armee, mit dem Divisions-General Grafen Friant Ueberlegungen gepflogen, und keine Spur eines zwischen uns Beiden obwaltenden Misverständnisses bemerkt hatte, kamen unvermuthet und auffallend spät zwei französische Beamte, der Secretär der hohen Polizei, Schmid, und der Lieutenant bei der Gensd'armerie, Brauer, nach meinem Hause. Als ich mich nach der Veranlassung ihres nächtlichen Besuchs erkundigte, antworteten sie mir: wir haben Befehl, Ihnen die vom Könige oder dem schwedischen Gouvernement Ihnen ertheilten Vorschriften und Schreiben in Bezug auf den verbotenen Handel und auf Getreide-Ankauf abzufordern. Ich erwiederte hierauf, daß dieselben nicht mehr in meinen Händen wären. Frage. Wo sind sie denn geblieben? Antwort. Ich habe diese Papiere verbrannt, lange vor der Ankunft der Franzosen in dieser Provinz. Fr. Warum? Antw. Weil ich mich nicht länger mit einem Wust von Papieren schleppen wollte, die mir um so mehr unnütz geworden, da ich selbst während der Monate October und November des verflossenen Jahres in Stockholm gewesen bin, und mündlich die hier in Frage befindlichen Gegenstände, so wie manche andere, besprochen habe. Uebrigens, wenn ich etwas Wichtiges verbrannt haben sollte, würde ich nur meinem eigenen Gouvernement verantwortlich seyn können. Fr. War Ihnen die Vernichtung dieser Actenstücke ausdrücklich befohlen? Antw. Nein, es geschah lediglich zufolge meines eigenen Entschlusses. Fr. Erinnern Sie sich des Inhalts? Antw. Mein Gedächtniß ist schwach, und ich weiß den Inhalt nicht mehr genau. Fr. Hat man Sie durch ein Schreiben vom 23sten December in Voraus benachrichtigt, daß Colonial-Waaren aus Schweden hieher geschickt werden würden? Antw. Ja, gegen das Ende des vorigen Jahres (wobei die vorhin erwähnten Umstände und Bedingungen angegeben wurden). Fr. Enthielt das Königl. Schreiben den Befehl, das Getreide, dessen Ankauf Ihnen aufgetragen war, nach Schweden zu übersenden? Antw. Ja. Fr. Sind die erwähnten Fahrzeuge oder Ladungen schon von Schweden herübergekommen? Antw. Nein, meines Wissens noch nicht. Fr. Haben Sie Getreide angekauft? Antw. Nein, da die Preise

plötzlich stiegen, so konnte kein Contract mit Hrn. J....., an welchen ich mich gewendet hatte, zu Stande kommen; sondern ich beschränkte mich auf eine bloße Punctation, und bat den Hof um fernere Verhaltungsbefehle, die aber noch nicht eingetroffen sind. Fr. Sind noch Königl. Magazine von Colonial-Waaren vorhanden? Antw. Nein, jetzt nicht mehr. Schmid und Brauer. Der General hat uns befohlen, Sie aufzufordern, daß Sie uns entweder die Schlüssel zu den Regierungs-Archiven einhändigen, oder auch sie dem Herrn General übergeben lassen mögen. Antw. Ich kann einem solchen Antrag nicht Folge leisten; mich bindet der Eid, welchen ich meinem Könige, bei'm Eintritt in seine Dienste geleistet habe. In dem Eid sowohl eines Regierungs-Raths als eines Regierungs-Kanzlers wird ausdrücklich gelobt und versprochen, daß man weder durch Drohungen noch Gewaltthätigkeiten sich zu einer Pflichtverletzung in Hinsicht der nothwendigen Geheimhaltung der Regierungsacten bewegen lassen will. Ich habe dem General Friant ins Französische übersetzte Copieen dieser beiden Eide zugestellt. Fr. Wie verhält es sich mit den Gebäuden, die Hr. Haase von der Krone gekauft hat? Antw. Es sind vier verschiedene Gebäude, die von Alters her der Krone gehören; diese hat sie, zufolge eines Contracts, dem Hrn. Haase während seines Aufenthalts in Schweden für — ich kann nicht mit Gewißheit sagen — 3400 oder 4800 Rthlr. verkauft. Herr Haase hat den Plan, in diesen Gebäuden Wollen- oder Baumwollen-Manufacturen anzulegen. Fr. Hat er die Kaufsumme schon bezahlt? Antw. Ja, schon in Schweden, und die hiesige Regierung hat Befehl erhalten, diese Häuser dem Käufer zu übergeben. Fr. Enthielt der mit Hrn. Haase abgeschlossene Contract heimliche Artikel? Antw. So viel ich weiß, nein; übrigens kenne ich ihn nicht.

Hierauf zeigten mir Schmid und Brauer an, daß sie Befehl hätten, mich für verhaftet zu erklären.

Ich antwortete: sollte man wohl die Gewaltthätigkeiten weit genug treiben wollen, um den ersten Königlichen Beamten an der Spitze der Civil-Verwaltung der Provinz seiner Freiheit zu berauben, einen Mann, der einzig und allein dem Monarchen, welchem zu dienen er die Ehre hat,

Rechenschaft über seine Handlungsweise schuldig ist? Denkt man denn nicht an die Möglichkeit, daß man in Stockholm das Vergeltungsrecht ausüben wird. Die Abgeordneten zuckten die Achseln, und beriefen sich nur auf ihnen ertheilte Befehle und Vorschriften. Sechs Personen stark waren sie in mein Haus gekommen; jedoch blieb nur ein Gensd'armes zu meiner Bewachung zurück.

Am folgenden Tage, ganz früh, ließ General Friant mich höchst unvermuthet, durch denselben Gensd'armes-Officier, der am vorigen Abend bei der Untersuchung gewesen war, zu sich rufen. Auf meine Erklärung, daß ich nur auf ausdrücklichen Befehl und unter der Bedingung, von keiner Wache begleitet zu werden, mich einstellen würde, versicherte der gedachte Officier, daß der General mich ersuche, nicht mir befohle, zu ihm zu kommen, und daß niemand mich begleiten sollte. Ich begab mich also bald darauf zum Grafen Friant, und warf ihm die Härte und Unbilligkeit der gegen mich ergriffenen Maaßregeln vor, da ich als Beamter an der Spitze der Angelegenheiten eines Monarchen stünde, dessen Bundesgenosse der seinige sey, ich in Schweden den Rang eines Generals hätte, und in jeder Hinsicht, wenn strenge Maaßregeln gegen mich befohlen wären, eine mildere Form derselben erwarten könnte. Nachdem hierauf der Graf Friant mir sein lebhaftes Bedauern über das unangenehme Verfahren gegen mich bezeugt hatte, rechtfertigte er es durch Vorzeigung eines Briefs von dem Marschall Davoust vom 24sten Februar, in welchem er angewiesen wurde, mich, jedoch ohne Beleidigung der Egards, verhaften zu lassen. Er erklärte hierauf, er könne mit meinen gestern Abend gegebenen Antworten nicht sonderlich zufrieden seyn, vorzüglich mit der, daß ich die mir abgeforderten Königl. und sonstigen Schreiben verbrannt habe; und gab sich nun die äußerste Mühe, mich zu einem Widerruf dieser Aussage und Auslieferung der vermuthlich bloß irgendwo versteckten Papiere zu bewegen, damit, wie er sich äußerte, die nöthige Aufklärung möge gewonnen werden, in Bezug auf ein gerechtes Mistrauen, welches das französische Gouvernement gegen die zuletzt obwaltende Gesinnung des Stockholmer Cabinets wegen des Continental-Systems hege,

dessen Beobachtung in seiner ganzen Strenge dem Kaiser Napoleon von großer Wichtigkeit sey. Ich konnte aber nur die Auskunft, die ich schon gegeben hatte, und die in dem niedergeschriebenen Verhör vom gestrigen Abend vorkam, wiederholen; ich fügte einige nähere Umstände hinzu, um den General über die Ladungen von Colonial-Waaren, die Herr Haase verkaufen sollte, zu beruhigen, weil diese Sache vorzüglich die unangenehmsten und gehäßigsten Nachspürungen und Untersuchungen seit 8 Tagen veranlaßt hatte. Er hörte mich sehr aufmerksam an, aber drang auf Beweise meiner Angaben, indem er schwarz auf weiß sehen müsse; so bald ich das Gesagte schriftlich zu documentiren vermöchte, so könnte ich gewiß seyn, versicherte er, unverzüglich meine Freiheit wieder zu erhalten. Ich meinerseits behauptete hingegen, man sey meinem bloßen Worte als dem eines allgemein als Mann von Ehre und Redlichkeit anerkannten Beamten Glauben schuldig. Nun vertraute er mir sein Vorhaben daß er um ohne fernere Weitläuftigkeiten zur Durchsicht der verlangten Papiere zu gelangen, die Regierungs-Archive versiegeln lassen werde. Gegen diese Drohung legte ich abermals für meine Person eine feierliche Protestation ein, um mir nicht einen Bruch meines Amtseides, den ich ihn sogleich in französischer Uebersetzung zuzustellen versprach, vorwerfen zu müssen; setzte aber hinzu, daß ich jedoch bei einer so wichtigen Gelegenheit keinen Eingriff in die Entscheidung der übrigen Regierungs-Mitglieder machen wolle, sondern erbötig sey, sie zusammenzuberufen, um die Frage, in wiefern dem Verlangen des Generels Folge geleistet werden könne, in Erwägung zu ziehen, und hierüber einen Beschluß fassen zu lassen. Dieser Vorschlag schien ihm nicht unwillkommen, und er versprach, die Zeit, wenn die Regierung bei mir zusammentreten könne, zu bestimmen. Aber eine Stunde nachdem ich den General verlassen hatte, ließ er mir sagen, er habe sich entschlossen, die Regierungs-Räthe um 3 Uhr Nachmittags bei sich zu sehen, wovon ich sie benachrichtigen möge. — Hier habe ich nur noch dieses nachzuholen: als ich während meiner Unterredung mit dem General bemerkte, daß er aus einem Ton in einen andern, nämlich von honigsüßen Worten zu Drohungen, überging; so erklärte ich ihm unumwunden, daß

ich durchaus der Mann nicht sey, den man durch Gewaltthätigkeiten oder Drohungen in Furcht setzen könne; daß ich im Gegentheil, man möge mich behandeln wie man wolle, um mir sogenannte Staatsgeheimnisse, von denen ich nichts wüßte, abzulocken oder abzuzwingen, keinen einzigen Augenblick die Bahn verlassen würde, welche zu wandeln mir Pflicht, Ehre und Gewissen vorschrieben. (Vergleiche die erste Beilage.)

Den 16ten Februar, als ich eben beim Anziehen war, lud mich der General Friant durch den mehr erwähnten Gensd'armes-Officier zu einer sofortigen Zusammenkunft ein. Kaum war ich in seinem Zimmer, als er, umgeben von einem seiner Adjutanten und dem Hrn. Verteuil, ehemaligen Commissair der Französischen Polizei in Hamburg, mir in einem äußerst verdrießlichen Ton eine officielle Depesche des Marschalls Davoust vorlas, in welcher von mir als von einem erbärmlichen Menschen gesprochen wurde, der das scheußlichste Loch zum Aufenthalt erwarten könne, wenn ich fortführe die Auslieferung der früher verlangten Documente, die ich bestimmt noch in Händen haben müsse, zu verweigern. Meine gegebenen Antworten wurden als leere, ausweichende, eines Schulknaben würdige Einwendungen angesehen. Um mir die Sache in Hinsicht der geleisteten Amtseide, auf die ich mich zu meiner Rechtfertigung bezogen hatte, zu erleichtern, so wurde mir an die Hand gegeben, mein Amt niederzulegen, worauf ich die mir noch vorzulegenden Fragen hoffentlich auf eine befriedigende Weise beantworten würde *).

Ich verlor die Fassung nicht; wies den Vorschlag, mein Amt niederzulegen, feierlich zurück; erklärte, daß ich dieses nur in die Hände des Monarchen, in dessen Dienst zu stehen ich die Ehre hätte, zu thun berechtigt sey, daß ich keinen gültigen Bewegungsgrund zu einem solchen Schritt anführen könne; daß ich einer Macht und Mündigkeit, welche die Gnade meines Königs mir anvertraut habe, freiwillig nicht entsagen könne, ohne eine große Verantwortlichkeit, die mir auf keine Weise wünschenswerth schiene, auf mich zu laden; endlich, daß ich, was die fer-

*) Eine vortreffliche französische Kasuistik! R.

Google

nern Erläuterungen, die man von mir verlange, beträfe, solche so gut es mir möglich sey, geben würde.

Hierauf schritt man zu einem neuen Verhör, dessen Hauptinhalt ich hier aus dem Gedächtniß aufzeichne.

Zuerst forderte man nochmals von mir, ich solle die erwähnten Documente, deren Vernichtung für höchst unwahrscheinlich erklärt ward, ausliefern.

Ich legte darauf eine ausführlichere Note über die Sache vor, um allen möglichen Misverständnissen vorzubeugen.

Man wendete ein: wenn man auch annehmen wolle, ich sey wirklich gewohnt gewesen, die Cabinets-Schreiben zu vernichten, so bleibe es doch immer mehr als wahrscheinlich, daß ich von diesen Documenten Abschriften oder Auszüge, so wie auch die Concepte meiner eigenen Briefe, aufbewahrt habe.

Antwort. Die Mannichfaltigkeit meiner Geschäfte hat mir nie erlaubt Concepte meiner Briefe zu besitzen; was aber den Fall betrifft, wenn etwa Abschriften oder Auszüge von confidentiellen Schreiben oder Depeschen des schwedischen Cabinets zum Behuf der Regierung genommen wurden, so sind solche immer zu unsern Acten gelegt worden. Frage. Wenn Sie dem Herrn Gouverneur (Obersten) Peyron etwas mitzutheilen hatten, bedienten Sie sich alsdann nicht Auszüge oder Abschriften der eingegangenen Depeschen? Antw. Durchaus nicht. Wenn eine Maaßregel zu ergreifen oder eine Nachricht mitzutheilen war, haben wir immer mündlich die Sache besprochen. Fr. Von welcher Art waren die zunächst vor Ankunft der Franzosen zu Schiffe nach Schweden übersendeten Depeschen? Antw. Es waren Briefe, theils von der Königl. Regierung, theils von Hrn. Obersten Peyron. Die erstern hatten sich sehr angehäuft, weil wenigstens seit 8 bis 10 Tagen, des Eises wegen, keine Postjacht hatte abgehen können. Fr. Hatten Sie für Ihre Person auch Briefe mitgesendet? Antw. Natürlich. Fr. Wovon handelten die Schreiben der Königl. Regierung? Antw. Es ist mir in diesem Augenblick unmöglich aus dem Gedächtniß zu sagen, aber die Concepte der Schreiben müssen im Archiv seyn. Fr. Haben Sie in Schweden gemeldet, daß

die Franzosen die Provinz besetzt hätten? Antw. Es versteht sich, daß ein so wichtiger Vorgang nicht verschwiegen werden durfte. Fr. Durch wen erfuhren Sie zuerst, daß die Franzosen kommen würden? Antw. Durch Gerüchte im Publicum, Boten, Mittheilungen von Seiten der Militär-Behörde u. s. w. Fr. Ihr Amtseid als Regierungs-Kanzler enthält ja die Verbindlichkeit, daß Sie ohne Mitwirkung und Theilnahme der Regierungs-Räthe nichts unternehmen dürfen? Haben Sie bei allen Gelegenheiten diese Vorschrift des Gesetzes beobachtet? Antw. Bei allen Gelegenheiten, wenn kein confidentielles Cabinets-Schreiben mir persönlich etwas aufgetragen hatte, was ich niemand mittheilen durfte. Fr. Wie war es möglich, daß der Kaufmann H. in den letzten Tagen vor der Ankunft der Franzosen, eine solche Menge Waaren unter Ihren Augen exportiren konnte, da gleichwohl Ihr König alle Ausfuhren dieser Art ausdrücklich verboten hat? Antw. Eine Exportation des Herrn H. ist mir gänzlich unbekannt geblieben. Uebrigens hängt die Entscheidung der Frage, in wiefern eine solche Ausfuhr erlaubt oder unerlaubt sey? von einer genauern Untersuchung der Sache ab; denn es ist in dieser Hinsicht ein Unterschied zwischen Preußen und den Ländern des Rheinbunds, z. B. den Herzogthümern Mecklenburg Schwerin und Mecklenburg-Strelitz. Nach Preußen, welches bekanntlich nicht zum Rheinbund gehört, ist es immer erlaubt gewesen, Colonial-Waaren, die in hiesiger Provinz verkauft oder gekauft worden, zu exportiren. Selbst aber was die beiden Mecklenburgischen Herzogthümer betrifft, so hat das Einfuhrs-Verbot in Bezug auf dergleichen Waaren seine Anwendung nur auf solche gehabt, die der Kaiser dem Könige von Schweden abgetreten, und die den 14ten August 1811 öffentlich verkauft wurden. Wenn also Hr. H. oder sonst jemand Waaren, die sich von dieser Auction herschreiben, ins Mecklenburgische eingeführt hätte, so wäre dieses eine Uebertretung des Gesetzes, und die Zollbehörden, welche den Transport über die Gränze zugelassen, würden für eine so unerlaubte Nachsicht verantwortlich seyn. Fr. Hatte die Regierung, oder hatten Sie, diese durch den Hrn. H. veranstalteten Ausfuhren ausdrücklich autorisirt? Antw. Nein. Ich muß Sie hier bitten, nicht zu

Digitized by Google

vergessen, daß wöchentlich Listen oder Uebersichten der Ausfuhren aller Art, so wie sie bei der Königl. Regierung eingingen, dem französischen Vice-Consul pünktlich mitgetheilt wurden, und daß dieser vortreffliche Controlleur, dessen Aufmerksamkeit stets wach war, nie das geringste dabei zu erinnern gehabt hat.

Hier fielen nun die Landsleute des Herrn Vice-Consuls weidlich über diesen her.

So endigte sich denn dieses Verhör; worauf der General mir im Namen des Marschalls Davoust ankündigte, daß meine Amtsverrichtungen von nun an aufhörten, daß ich mich als abgesetzt betrachten müsse, und daß man meine versiegelten Papiere erbrechen werde. Dies letztere geschah, und die Commissarien, drei an der Zahl, durchsuchten aufs strengste meine Papiere. Nachdem dies Geschäft beendigt war, forderten sie mich auf, schriftlich zu erklären, daß ich mich unbedingt dem am heutigen Morgen in Hinsicht meiner Absetzung ergangenen Befehl unterwürfe. Ich schlug dieses geradezu ab, wenn mir vorher nicht ein schriftlicher Befehl übergeben würde, um mich früher oder später gegen meinen König über meine Entfernung von dem anvertrauten Amte rechtfertigen zu können.

Am 17ten Februar, zwischen 6 und 7 Uhr des Abends, kam der Gensd'arme-Officier mit einem seiner Leute (deren immer einer seit dem siebenten Februar in meinem Vorzimmer gewesen war,) zu mir. Er wiederholte mir den bestimmten Befehl des Generals, schriftlich meinen Abschied zu verlangen, und ich ertheilte die vorige durchaus abschlägige Antwort. Hierauf gab er zu erkennen, daß er den Auftrag habe, gleichviel ob ich in der jetzt angeregten Sache den Willen des Generals erfüllen wolle oder nicht, mich in ein Gefängniß zu führen, in welchem ich hinter verschlossenen Thüren unter den Augen eines zu meiner Bewachung bestellten Gensd'armes oder Soldaten leben müsse. Auch verfloß kaum eine gute Viertelstunde, so war ich schon in die sogenannte Kustodie transportirt, das heißt in ein schimpfliches, für Spitzbuben und Diebe bestimmtes Gefängniß, wo ich nichts als vier nackte Wände und eine hölzerne Bettstelle vorfand. Das enge Behältniß, in welches man mich einsperrte, war sieben Fuß lang und fünf

breit. Das einzige Fenster welches das Tageslicht hindurch- ließ, war mit dicken übereinander geschlagenen Eisengittern versehen. In einem an meine Wand stoßendem großen Zimmer hatte ich zu Nachbarn einen Haufen aufgegriffener Deserteurs, welche Tag und Nacht aufs fürchterlichste lärmten: diese hatten den Vorzug vor mir, nicht unmittelbar unter den Augen der Wache zu seyn.

Am 18ten, des Morgens, fand sich der nämliche Herr Brauer (der Gensd'armes-Officier) wieder bei mir ein, um im Namen des Generals mich aufzufordern, ihm die verlangten Documente auszuliefern, oder auch anzuzeigen, wo sie wären. Er fügte die Drohung hinzu, es erwarte meiner sonst ein finsterer Kerker (un noir cachot). Ich ließ mich nicht erschüttern, sondern antwortete, ich sey bereit, mich dieser neuen Gewaltthätigkeit zu unterwerfen, wenn es möglich wäre, daß der Prinz von Eckmühl bei hinreichender Kenntniß meines gegenwärtigen Gefängnisses, glauben könnte, daß dieses nicht für einen Mann von meinem Rang und meiner Würde, vollkommen dem Begriff eines „finstern Kerkers" entspräche *). Herr Brauer entfernte sich.

Fünf Tage verflossen mir nun in der schmerzlichsten Ungewißheit über das Loos, welches mir bevorstünde. Während dieser Zeit war mir der Gebrauch von Tinte und Federn untersagt; mein Bedienter, und zuweilen mein ältester Sohn, waren die Einzigen, die sich mir nähern durften.

Nun erhielt ich einen neuen Besuch des Herrn Brauer. Er brachte mir einen versiegelten Brief von dem Herrn Haase, dessen schon mehrtägigen Aufenthalt als Gefangener in einem Privathause ich erfahren hatte. Dieser Brief war in den allerdringendsten Ausdrücken verfaßt, um mich zu bewegen, ich möchte doch das Cabinets-Schreiben ausliefern, welches ich zu seiner Zeit in Hinsicht des ihm gewordenen Auftrags, für Rechnung der schwedischen Krone die bekannten Colonial-Waaren zu verkaufen, bekommen hatte. Hr. Haase sprach in einem Ton, als wenn er hoffte,

*) S. den Brief der Regierungs-Räthe an den General Friant vom 18ten Februar 1812; dritte Beilage.

daß alle seine jetzigen Leiden aufhören würden, wenn man nur dieses Document den Franzosen nicht vorenthielte. Da sein Brief aber Spuren zu tragen schien, daß er dictirt worden, und dies um so mehr, da hier ein Gefangener sich an einen andern wandte, auch der Ueberbringer mit sorgfältigster und gespanntester Aufmerksamkeit mich betrachtete, während ich mit dem Lesen dieses Schreibens beschäftigt war, und nicht unterließ, auf eine Antwort meinerseits zu dringen; so glaubte ich in diesem ganzen Vorgang eine mir gelegte Schlinge zu bemerken, und bedachte mich nicht lange, sondern entschloß mich, sogleich eine Antwort, die vorgezeigt werden könnte, zu schreiben. Dieses that ich denn auch vermittelst der Schreibmaterialien, die der Gens-d'arme-Officier mit auffallender Gefälligkeit mir besorgte. Ich meldete nämlich Hrn. Haase, daß das verlangte Cabinets-Schreiben sich unter den vielen andern, die verbrannt worden, befunden habe. Als ich hernach allein war, hatte ich Zeit, um über mein Verfahren nachzudenken; und, obgleich ich selbst meine folgerechte Handlungsweise billigen mußte, fiel mir jedoch ein, daß möglicherweise meine von den Franzosen so genannte widerspenstige Hartnäckigkeit dem Hrn. Haase bedeutende Nachtheile durch Verlängerung seines Arrestes zuziehen könnte, ohne mir im geringsten zu nützen. Ich erinnerte mich auch, daß ein nicht in Chiffer verfaßtes Cabinets-Schreiben vorhanden sey, in welchem von der dem Hrn. Haase anvertrauten Commission die Rede war. Ich überwand mich daher endlich den Entschluß zu fassen, dieses Schreiben auszuliefern, im Falle es sich unter meiner Correspondenz mit dem schwedischen Cabinet befinden sollte, die ich, einige Tage vor Ankunft der Franzosen, versiegelt bei einem Freunde deponirt hatte. Es verhielt sich in der That so; und da kein Wort, welches zum Nachtheil des schwedischen Hofes hätte benutzt werden können, in dem Schreiben stand, so besorgte ich, daß es in eine Schieblade des großen Tisches im Sessions-Zimmer der Königl. Regierung, unter andere unbedeutende Papieren, practisirt, und mir der Schlüssel heimlich zugestellt wurde. So bald ich diesen in der Tasche hatte, beeilte ich mich, den Hrn. Brauer rufen zu lassen, und ihm denselben zu übergeben, um dieses für die Sache des Hrn. Haase

so nöthig erachtete Document aufzusuchen, weil das Schicksal dieses Mannes mein ganzes Mitleiden erregt habe, und um, fügte ich hinzu, auch hiedurch alles, was etwa in meiner Handlungsweise widersprechend scheinen möchte, zu rechtfertigen. Da man nun auf der rechten Spur zu seyn glaubte, schmeichelte man sich keinen kleinen Fund gethan zu haben, als man einige chiffrirte Zeilen auf der Hinterseite einer Cabinets-Depesche entdeckte, die der Freund, der die Sache ausführte, nicht bemerkt hatte. Man eröffnete also schleunigst mein Gefängniß, um mich aufzufordern, den Inhalt der erwähnten Zeilen zu dechiffriren. Da ich antwortete, daß ich selbst nie dechiffrirt habe, sondern daß dieses Geschäft immer durch einen Andern sey besorgt worden; so mußte ich diesen nennen, welches ich nicht ohne die beigefügte Einwendung that, daß ich die Möglichkeit des Dechiffrirens, bei Ermangelung eines Schlüssels, gänzlich bezweifeln müsse. Die genannte Person *) wurde aufgesucht, vor die französische Polizei geführt, und von dem früher genannten Verteuil verhört. Die standhafte Weigerung des Herrn Bagge, die verlangte Dechiffrirung zu leisten, ungeachtet sein vortreffliches Gedächtniß wohl vielleicht den ermangelnden Schlüssel hätte ersetzen können, hatte seine Verhaftung zur Folge: nachdem er zuvor zum General Friant war gebracht worden, der sich nicht entblödete, ihm zu sagen: kurz und gut, Sie müssen sich als Ihres Eides entbunden betrachten, und uns die Ihnen vorgelegten Zeilen dechiffriren, oder morgen früh lasse ich Sie erschießen. Da der Herr General Friant fand, daß diese Drohung nicht hinreichte um Hrn. B. zur Pflichtverletzung zu veranlassen, rief er gleichsam aus seiner Rolle fallend, aus: mein Gott, welches Dunkel ruht auf allen diesen Pommerschen Angelegenheiten.

Herr Bagge war glücklicher als ich: denn man schloß ihn bloß in einem Privathause ein. Den Morgen darauf wurde ein neues Leiden mein Loos. Folgende Umstände waren nämlich zur Kenntniß des Herrn Verteull gelangt. Dem Befehl Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen gemäß, disponirte ich über 8000 Rthlr. zum Behuf eines Getreide-Ankaufs. Die Kammer hatte gewünscht, je eher je lieber

*) Es war der jetzige Hofrath Bagge.

Digitized by Google

der Verantwortlichkeit für diese Summe entledigt zu werden, solche war daher aus den Königl. Kassen genommen, und bei dem Kaufmann Herrn J. deponirt, die Hälfte jedoch auf meine Ordres und gegen meine Quittung vom 30sten Januar zurückgeliefert worden. Diese Entdeckung gab nun einen scheinbaren Grund, mich eines willkührlichen Verfahrens mit Königl. Geldern zu beschuldigen. Verteuil und Brauer fanden sich alsbald in meinem Gefängnisse ein, um mich zu vernehmen und zu verhören. Sie gaben sich aber nicht einmal die Mühe, zu mir heraufzukommen, sondern ich, obgleich krank, mußte mich hinunter zu ihnen ins Zimmer des Gefangenwärters begeben. Hier war ich nun Zeuge einer Procedur, die mich doppelt empören mußte, da das Urtheil, welches mich zum Ersatz dessen, was ich mir unerlaubter Weise sollte zugeeignet haben, verdammte, aufs deutlichste früher ausgesprochen wurde, als die vor allen Dingen hier so unentbehrliche Untersuchung der Sache angefangen hatte. Meine Bewegungsgründe, mir schon nach Verlauf von fünf Tagen jene 4000 Rthlr. von den genannten Kaufmann zurückzahlen zu lassen, waren gewesen: erstens, der Wunsch, Gelder in Sicherheit zu bringen, die der Habsucht der Franzosen, wenn diese einmal Herren der Provinz waren, schwerlich entgehen konnten; zweitens, der Geldmangel, welcher die so genannte Hauptcommission in große Verlegenheit setzte, da sie täglich für die Befriedigung aller Bedürfnisse der eingedrungenen Armee, die übrigens keine feindliche heißen wollte, zu sorgen hatte. Die gedachte Summe wurde auch bei dieser Commission placirt als Anleihe von der Königl. Kammer gegen eine an dieselbe übergebene Verschreibung, worin die unverzügliche Rückzahlung bei Anforderung versprochen war. Die Erfahrung bewieß, daß das Geld in der That durch diese Vorsichts-Maaßregel gerettet wurde. Herr Verteuil, der mit seiner Protocollirung beschäftigt war, vermuthete nicht, daß ich mich so leicht in Betreff der von mir verfügten Anwendung der 4000 Rthlr. rechtfertigen, und ihn auffordern würde, mir nachzuweisen, durch welches andere denkbare Mittel, als durch einen solchen Vorschuß, (demjenigen von 10000 Rthlr. ähnlich, welchen die Regierung den 29. Januar dem Landkasten zu gewähren befohlen hatte,) es mög-

lich gewesen wäre, den dringenden Requisitionen Genüge zu leisten, so lange noch nicht der Belauf der Auflagen, womit die Provinz heimgesucht worden, eincassirt war? Nun war auch keine Rede mehr davon, daß ich zum Ersatz verpflichtet sey; man reclamirte aber jene Summe sogleich von der Hauptcommission, der es jedoch glückte, einer Rückzahlung auszuweichen, indem sie die größte Bereitwilligkeit erklärte, ihre Schulden zu tilgen, sobald es nur die Umstände erlaubten. Dies war der letzte Besuch des unermüdlichen Verteuils in meinem Kerker; einen nächtlichen aber mußte ich noch von seinem Mitschergen erdulden.

In der Nacht zwischen dem 22sten und 23sten Februar, da ich gerade an einem Anfall von Fieber, der von einer Hals-Entzündung begleitet war, gelitten hatte, und kaum der Wohlthat eines Halbschlummers theilhaft geworden war, überrumpelte mich der Lieutenant Brauer, dieses gewöhnliche Werkzeug der über mich verhängten Verfolgungen, weckte mich auf, und verkündigte mir im Namen des Generals Friant, daß ich sogleich nach Hamburg abgeführt, und vor den General-Commissär der dortigen hohen Polizei, Herrn d'Aubignosc, gestellt werden solle. Vergebens bat ich mir einen bloßen Aufschub von 24 Stunden aus, um die nöthigen Maaßregeln in Bezug auf meine Gesundheit und auf wichtige Privat-Angelegenheiten nehmen zu können. Man gab vor, die bestimmtesten Befehle erhalten zu haben, denen zufolge man mir nur einige Stunden zum Einpacken und zu den übrigen Vorkehrungen zur Reise bewilligte. Um 4 Uhr des Morgens saß ich schon in meinem Wagen an der Seite eines Gensd'armes. Man stelle sich mein Erstaunen vor, als dieser versicherte, nunmehr sey keine Eile nöthig, ich könne langsam und in kleinen Tagereisen, ganz nach meinem Gefallen, die Reise fortsetzen. Ich zog jedoch vor, mit Extrapost weiter zu eilen, und ich befand mich, unter günstigem Einfluß der Bewegung des Wagens und der freien Luft, wirklich am dritten Tage in Hamburg, nachdem ich gleich hinter Rostock Hrn. Bagge, der auf die nämliche Weise zum nämlichen Bestimmungsort transportirt wurde, angetroffen hatte.

Alle Kosten bei meiner Reise mußten von mir bestritten werden, und der Gensd'armes hatte Vollmacht an den

Stellen

Digitized by Google

Stellen, wo wir Nachtlager hielten, Soldaten zu meiner Bewachung zu requiriren. Diese strenge Maaßregel wurde jedoch nicht angewendet, da man bald einsah, daß sie nicht nöthig war. Die Reisekosten aber bei der Rückkehr des Gensd'armes nach Stralsund mußte ich auch tragen.

Bei meiner Ankunft in Hamburg Nachmittags den 26sten Februar, war ich so glücklich, obgleich nie von der Gegenwart des Gensd'armes befreit, in einem der bessern Gasthöfe absteigen zu dürfen. Am Tage darauf um 9 Uhr des Morgens, begaben Hr. Bagge und ich, jeder von seinem Gensd'armes begleitet, uns zu Fuß zum Schimmelmannschen Palais, wo die hohe Polizei residirte. Ich fürchtete, unzähligen Gründen zufolge, daß man zu irgend einem Aeußersten schreiten werde, gleichwohl verblieb ich bei gutem Muth; und ich muß meinem Unglücksgefährten, Herrn Bagge, die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß auch er sich mit großer Standhaftigkeit bewaffnet hatte. Der General-Directeur der hohen Polizei Herr d'Aubignosc, ließ uns beide hinauf in seine Wohnzimmer führen. Er war sehr höflich und zuvorkommend, und versicherte, daß die Absicht des Prinzen von Eckmühl nicht gewesen sey, uns auf solche Weise nach Hamburg führen zu lassen; daß Se. Durchlaucht nur persönlich eine Unterredung mit mir gewünscht habe; und daß wir von diesem Augenblick an frei seyen, und wohnen könnten, wo und wie es uns am anpassendsten wäre. Da Hr. Bagge fragte, ob der Prinz auch ihn sprechen wolle, antwortete Herr d'Aubignosc verneinend, fügte jedoch hinzu, man hätte sehr gern gesehen, daß jene vier Zeilen, von denen die Rede gewesen, dechiffrirt würden. Hr. Bagge beantwortete weitläuftig den Antrag, und bediente sich zugleich dieser Gelegenheit, einen Versuch zu machen, einige während des Gesprächs dem Herrn d'Aubignosc entfallene harte und ungerechte Beschuldigungen gegen mehrere Kaufleute in Stralsund zu widerlegen. Als auch ich das Wort nahm, und die Unmöglichkeit des Dechiffrirens auseinandersetzte, so ließ Hr. d'Aubignosc sich's am Ende gefallen, von seinem Antrag abzustehen; und verabredete mit mir auf den Mittag eine Zusammenkunft, um mich zum Prinzen von Eckmühl zu führen. Beim Marschall angelangt, verließ mich Herr

d'Aubignose im Vorzimmer, wo ich mich unter einem Haufen von Militärpersonen befand. Eine halbe Stunde später gewährte mir der Prinz Vortritt. Bei ihm waren Hr. d'Aubignose und der Staatsrath Graf Chaban.

Erinnerungen aus meinen Gesprächen mit dem Marschall Prinzen von Eckmühl, den 27 und 28 Februar 1812.

Der Prinz. Sie haben sich schlecht benommen. Ich. In welcher Hinsicht? Der Prinz. Sie haben sich geweigert, diejenigen Befehle und Schreiben Ihres Hofes zu produciren und mitzutheilen, deren Kenntniß für den Kaiser von Wichtigkeit ist, um an Ort und Stelle die Stimmung des schwedischen Gouvernements in Bezug auf das Continental-System beurtheilen zu können; und uns das Verfahren desselben zu erklären, theils was den in Ihrer Provinz auf eine so unanständige Weise getriebenen Handel mit Colonial-Waaren, theils was den verbotenen Briefwechsel mit England betrifft; endlich, um dahinter zu kommen, ob dieses Gouvernement selbst zu allem der in gleichen Veranlassung gegeben hat. Sie haben nur ausweichenden Antworten bald diesen bald jenen nichtigen Vorwand angeführt. Ich. Wenn meine erste Antwort in dem frühern Verhör vielleicht darum, weil sie zu allgemein war, etwas Halbes zu verrathen schien, so bemühete ich mich unverzüglich im spätern Verhör, diesen Fehler zu tilgen, indem ich die Gegenstände der Frage mehr unterschied und einzeln darstellte, welches vermittelst einer erläuternden Note geschah, die ich den Examinatoren überreichte. Ich schmeichle mir, daß der Inhalt dieser Note befriedigend gewesen sey. Ew. Durchlaucht sind zu weise und zu aufgeklärt, um nicht einem Beamten Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, der aus Liebe zu seinem Könige, dem er sein ganzes bürgerliches Daseyn verdankt, der ihn mit Wohlthaten überhäuft hat, und an den ihn mehrfache Eide der Treue binden, sich weigert, diese Eide, und namentlich denjenigen zu brechen, welcher ihm in Betreff seines Briefwechsels mit dem schwedischen Cabinet Vorsicht und Verschwiegenheit auferlegt. Der Prinz. Ha! das sind leere

Worte! der Einzug der französischen Truppen in Pommern und die Occupation Ihrer ganzen Provinz verpflichtete Sie vom ersten Augenblick an zu unbedingter Unterwürfigkeit. Dieser gemäß hätten Sie auf alles, was man von Ihnen verlangte, eingehen müssen, indem Ihre Amts-Eide als aufgehoben zu betrachten waren. Nur Ihr Eid als schwedischer Unterthan konnte Sie noch binden, und dieser bleibt ja unangetastet, bis es entschieden seyn wird, ob Pommern einen neuen Herrn erhält, als in welchem Falle Sie auch dieses ursprünglichen Eides werden entbunden werden *).

Ich. Da Hr. General Graf Friant der Regierung mehrmals erklärt hat, daß die unter seinem Befehl stehende Armee nicht in feindlicher Absicht gekommen sey; daß alle öffentlichen Behörden ununterbrochen ihre Amts-Verrichtungen fortsetzen sollten; und daß sein Aufenthalt bei uns, und das, was er seine Operation nannte, nicht mehr als zwei oder drei Wochen dauern würde; so konnten hieraus gewiß keine Verhältnisse einer Unterwürfigkeit hervorgehen, die auf eine Entbindung der Beamten von den ihrem Könige geleisteten Eiden hätten schließen lassen.

Der Prinz. Man hat schlecht geschlossen, schlecht räsonnirt. Daß wir nach unserm Einzug in Pommern das schwedische Militär nicht entwaffneten, bewieß hinlänglich, daß die Franzosen als Freunde gekommen waren; dies aber verminderte keinesweges Ihre Verbindlichkeit, allem, was man Namens und von wegen des Kaisers von Ihnen verlangte, Folge zu leisten. Ich. Mein Gewissen ist in dieser Hinsicht rein, und mein guter Ruf begründet. Der Prinz. Ei, wie wollen Sie denn die Nachsicht rechtfertigen, womit Sie die unerlaubten Ausfuhren des Kaufmanns H. geduldet haben? Ich. Ich glaube mich in Stralsund bei meinen Verhören hierüber erklärt zu haben. Die Frage, in wiefern die letzten Ausfuhren des Hrn. H. erlaubt oder unerlaubt gewesen, hängt von einer umständlichern Untersuchung an Ort und Stelle ab. Der Prinz. Brachten Sie wohl jemals die Strenge des Gesetzes gegen Personen in Anwendung, welche die im Continental-System enthal-

*) Vortreffliche und ächt davoustische Kasuistik. R.

tenen Bestimmungen übertreten hätten? Ich. Die Regierung hat es mehr als einmal gethan. Der Prinz. Lassen Sie sehen, führen Sie mir Beispiele an. Ich. Wenn ich zu unserm Regierungs-Archiv wieder Zutritt hätte, würde ich diese Aufgabe gleich lösen können. In diesem Augenblick steht mir jedoch mein Gedächtniß nicht so bei, daß ich die Ehre haben könnte, einzelne Fälle anzugeben *). Ew. Durchlaucht dürfen aber nm so weniger zweifeln, daß die Regierung, so weit es von ihr abhing, aufs allersorgfältigste in Hinsicht des verbotenen Handels gewacht habe, da Sie selbst von Zeit zu Zeit die Provinz mit einer Invasion bedroht haben, im Fall ein Engländer sich unterfinge, dort zu landen, oder auch Englische Colonial- oder Manufactur-Waaren eingeführt würden. Die Furcht vor einem solchen Ereigniß hätte allein hingereicht, eine fortgesetzte gewissenhafte Aufsicht zu bewirken, wenn der ausdrückliche Befehl des schwedischen Hofes nicht Bewegungsgrund genug gewesen wäre. Der Prinz. Ihr Hof hat bei mehreren Gelegenheiten ein Verfahren beobachtet, welches mich lange schon hätte dahinbringen sollen, meine Drohung auszuführen. Was hätten Sie dagegen einwenden können, wenn ich gleich nach den Unruhen, die voriges Jahr gegen französische Matrosen ausbrachen, und wobei, ungeahndet französisches Blut floß, mit einem Truppencorps in Pommern eingerückt wäre, um die Schuldigen zu züchtigen; nach gesetzlicher Strenge diejenigen Behörden, die bei diesem Vorfalle ihre Pflicht nicht erfüllt hatten, zu bestrafen; und so der französischen Regierung die ihr gebührende Genugthuung zu verschaffen? Was haben Sie wohl gethan, um diese uns zugefügte Beleidigung zu rächen, die immer ungeheuer bleibt, wenn auch, wie man mir hat sagen wollen, der französische Vice-Consul den Vorfall mit zu schwarzen Farben

---

*) Tags darauf, aber zu spät, erinnerte ich mich, daß Bestrafungen Statt gefunden hatten, nämlich 1) einiger Einwohner der Halbinsel Dars und der umliegenden Gegenden, wegen unerlaubten Verkehrs mit den Engländern; 2) des Kaufmanns v. E., wegen Verheimlichung von Colonial-Waaren, die er für Pottasche ausgegeben hatte; 3) des Seecapitains S. wegen versuchter Einfuhr von Colonial-Waaren.

geschildert hätte? Ich. Es kömmt mir nicht zu, mich zum Vertheidiger der vom schwedischen Gouvernement ergriffenen Maaßregeln aufzuwerfen. Es scheint meiner Rechtfertigung nicht zu bedürfen. Was Pommern aber betrifft, so kann ich, bei vollkommener Bekanntschaft mit der Sache, nur protestirend betheuern, daß die Befehle meines Hofes beständig die pünktlichste Beobachtung und treueste Aufrechthaltung des Continental-Systems bezweckt haben. Was den Vorfall insbesondere betrifft, den Ew. Durchlaucht anzuführen belieben, so kamen alle Maaßregeln in Beziehung auf denselben der Militär-Polizey zu; die Königl. Regierung hat sich nicht hierin mischen können, da unsre Constitution die verschiedenen Behörden aufs genaueste trennt. Ich weiß aber auch, daß sowohl Untersuchungen als Bestrafungen Statt gefunden, und die beiden Gouvernements sich über diesen Gegenstand erklärt haben. Der Prinz. Es liegt etwas Ritterliches im schwedischen Character, nichts destoweniger trägt das Benehmen des schwedischen Hofes gegen den Kaiser das Gepräge der Heuchelei. Man antwortet immer nur durch Ableugnen auf alle, auch die gegründetsten, Vorwürfe: das nenne ich Heuchelei. Sie können froh seyn, daß die Franzosen Größe genug besitzen, um nicht seit lange schon an Rache wegen der ihnen in Ihrem Lande zugefügten Beleidigungen zu denken. Am Ende aber zwingt man uns zur Strenge; zwingt uns, ein Exempel zu statuiren. Ich hätte einen Stralsunder Kaufmann, bei dem man nach Stockholm bestimmte Depeschen gefunden, und der sich, um der französischen Wachsamkeit zu entgehen, verkleidet hatte, als Spion können aufhängen lassen. Wie wagten Sie es, einen Courier nach Schweden zu schicken? Ich. Die Geschichte des Kaufmanns, den Ew. Durchlaucht vermuthlich meinen, ist folgende. Schon acht oder zehn Tage vor dem Einrücken der französischen Truppen in Pommern, bot ein junger Mann, der durch Dänemark nach Schweden zu reisen gedachte, seine Dienste an. Seine Absicht war, in Stockholm die Berichtigung einiger aus den Jahren 1805 und 1806 noch unbefriedigt gebliebenen Forderungen, Wechseln und Documenten gemäß, die er in Händen hatte, zu reclamiren: es schien ihm daher eine Art von Empfehlung

zur Beförderung seines Zweckes, wenn er Briefe von der Königl. Regierung oder deren Kanzler überbrächte. Zuerst wurde sein Anerbieten nicht beachtet; da er solches aber in den ersten Tagen des Februars erneuerte; so nahm man mit Vergnügen diese Gelegenheit, nach Stockholm zu schreiben, wahr, und Herr Oberst Peyron eben so wie ich, fand bei dem Entschluß, ihm unsre Depeschen anzuvertrauen, um so weniger Bedenken, da bloße Berichtserstattungen an Sr. Maj. den König darin enthalten waren; und da ferner weder die Regierung noch Hr. Oberst Peyron versprochen hatten, nicht nach Schweden zu schreiben, sondern bloß, keinen Courier dahin abzufertigen; denn dieses letztere war das Einzige, was der General Herr Graf Friant, als wir um Erlaubniß dazu angehalten, uns ausdrücklich verboten hatte. Uebrigens muß ich bemerken, daß der in Frage seyende Reisende keinen Paß von der Regierung, wohl aber einen vom Polizei-Directorium in Stralsund, und zwar von dem dortigen französischen Platz-Commandanten visirt bekommen hatte. Seine Reisekosten bestritt er aus eigenem Beutel. Der Prinz. Wenn die Sache sich so verhält, so ist es ein großes Versehen von dem General Friant, daß er Ihnen nicht alle Correspondenz ohne Ausnahme nach Schweden verboten hat. Man hat aber jenen Kaufmann verkleidet gefunden: warum sollte er das wohl gethan haben, wenn kein Geheimniß mit seiner Reise in Verbindung gestanden, und er keine andere Nachrichten zu überbringen gehabt hätte, als diejenigen, die Sie für den Inhalt der ihm anvertrauten Schreiben ausgeben? Ich. Wenn er sich wirklich verkleidet hätte, so kann er allein dafür verantwortlich seyn. Mir scheint es unzweckmäßig, da der Inhalt der Briefe, die er überbrachte, nur folgende Gegenstände betraf: die Ankunft der Franzosen in Pommern; die ersten Besprechungen der Königl. Regierung mit dem Hrn. General Friant; die wiederholt gegebenen Versicherungen dieses letztern, daß seine Absichten nicht feindlich seyen; die von ihm an die Provinz erlassenen Befehle, die französische Armee zu unterhalten; die Protestationen der Regierung gegen diese gewaltthätigen Maaßregeln; endlich, eine Uebersicht der Steuern, welche man augenblicklich den Unterthanen des Königs aufzulegen sich gezwungen gesehen

habe. Der Prinz. Es herrscht bei Ihnen durchaus kein guter Geist. In Ihrem Briefwechsel mit dem französischen Consul haben Sie sich mancher Ausdrücke bedient, die mit der Achtung, welche einem Stellvertreter dieser großen Regierung gebührt, unvereinbar sind; so z. B. hat man sich einmal unterstanden, diese letztere eine fremde Macht zu nennen. Ich. Die Schreiben der Königl. Regierung an Hrn. Mahelin sind immer dem schwedischen Cabinet mitgetheilt worden, und dieses hat sie alle entweder ausdrücklich oder stillschweigend, genehmigt. Die oft wenig gewählten Redensarten, welche Hr. Mahelin in mehrern seiner Schreiben an die Königl. Regierung anzubringen sich erlaubte, mußten dann und wann dergleichen Gegencomplimente veranlassen. Uebrigens dürfte es nicht auffallend seyn, wenn ein Collegium von deutschen Beamten, wie das der Königl. Regierung in Schwedisch-Pommern, bei einer oder der andern Gelegenheit die richtigsten und passendsten französischen Ausdrücke verfehlen sollte. Der Prinz. Schlechte Ausflüchte. Derjenige, der diese Briefe redigirt hat, muß eine genaue Bekanntschaft mit der französischen Sprache haben; man sieht deutlich, daß er mit der Eigenthümlichkeit derselben, die feinsten Wendungen nicht ausgenommen sehr vertraut ist *). Der gute Geist fehlt, ich sag' es noch einmal. Sie haben vielleicht in die vom schwedischen Hofe ergangenen Instructionen oder Befehle noch mehr Feindliches hineingelegt, als eigentlich darin war. Ich. Es thut mir außerordentlich leid, daß Sie eine so ungünstige Vorstellung von mir hegen. Mein Gewissen sagt mir, daß ich es nicht verdiene. Wenn ich Ew. Durchlaucht Entwürfe meiner Briefe nach Schweden vorlegen könnte, so würde ich Sie bald von dem Ungrund Ihres kränkenden Argwohns überzeugen. Der Prinz. Es ist allerliebst, daß man in Schweden ein großes Geschrei darüber erhebt, daß Ihr Militär in Pommern unsern Truppen bei ihrem Einmarsch keinen Widerstand geleistet hat. Wollte Ihr Kronprinz mit seinen beiden Regimentern einen Feldzug gegen uns eröffnen? Ich. Was diesen Gegenstand betrifft, so

*) Ich wagte es nicht, zu sagen, daß diese Briefe fast ausschließlich von mir herrührten.

darf ich keine Silbe antworten, denn hier ist die Rede von Politik. Der Prinz. Sowohl Ihnen, als der Regierung verbiete ich nun, kein einziges Wort, ohne ausdrückliche Erlaubniß, nach Schweden zu schreiben. Eine Uebertretung dieses Verbots würde exemplarisch bestraft werden. Sagen Sie auch dem Hrn. von Peyron, daß er keine Desertion der unter seinem Befehl stehenden Soldaten dulden möge. Wenn Truppen von unsern Alliirten nach Pommern kommen sollten, so empfehle ich ebenfalls die sorgfältigste Wachsamkeit, daß nicht das übelgesinnte Volk Gelegenheit finde, dahin zu arbeiten, den guten Geist dieses Militärs zu stören. Namentlich lasse man einen gewissen Edelmann aus Rügen, einen Major B., nicht aus den Augen: er hat unter Schill gedient, und ist ein unruhiger Kopf.

Das erste dieser merkwürdigen Gespräche schloß der Prinz von Eckmühl damit, daß er dem General-Directeur der Hohen Polizei im Hamburger Gouvernement Herrn d'Aubignose, (welcher, eben so wie ein Staatsrath aus Paris, Graf Chaban, sich als Zeuge eingefunden hatte,) den Befehl gab, mich nach Stralsund mit gehörigem Paß zurückzusenden, damit ich dort wieder meinen Amtsverrichtungen vorstehen möge. Das zweite und letzte Gespräch wurde mit einer Aufforderung zur höchsten Vorsichtigkeit beendigt. Niemand wird über die Bedeutung dieses Ausdrucks im Munde eines unter Napoleon dienenden Generals zweifelhaft seyn: es heißt nichts anderes, als: unbedingte Unterwürfigkeit und blinder Gehorsam.

Einige Tage nach meiner Zurückkunft in Stralsund, wurde mir, auf Ordres des Divisions-Generals Bar. Morand, der jetzt in Pommern die französischen Truppen commandirte, durch den General-Casseur der Provinz eine Summe von 800 Fr. ausgezahlt, und zwar als Schadenersatz für meine Reise, zufolge einer am 28 Februar von dem Marschall Prinzen von Eckmühl erlassenen Verfügung.

Beilage No. 1.

Registratur. Stralsund am 8ten Februar 1812.

Am heutigen Tage 8 Uhr Morgens erhielt ich die Nachricht, daß der Herr Kanzler am gestrigen Abend in Arrestationszustand versetzt sey, und sich daher außer Stand befinde, die Direction der Regierungs-Geschäfte fortzusetzen, daher ich sofort die Regierung zusammenberufen ließ, um zu überlegen, welche Maaßregeln bei diesem außerordentlichen Vorfall zu ergreifen seyn mögten.

Die Regierung hatte sich eben versammelt, als ein Officier der Central-Commission von der Regierung verlangte, Befehle ergehen zu lassen, daß ein jeder Eigenthümer von Schiffen schriftlich sein Eigenthum angeben, und daß jeder Einwohner der Stadt, der seine Böden oder Keller zu Waaren-Magazinen vermiethet oder hergegeben hätte, solches bei körperlicher Strafe und Vermeidung der Confiscation der Waaren anzeigen solle. Indem noch über die Ausführung dieses Verlangens berathschlagt ward, und jener das Sessionszimmer verlassen hatte, erschien ein anderer französischer Gensd'armes-Officier mit der Anzeige, daß er vom Herrn General Friant Befehl erhalten, alle Zimmer und Archive, deren sich die Regierung bei ihren Arbeiten bediene, dergestalt zu versiegeln, daß außer dem französischen Siegel auch das Siegel der Königl. Regierung angelegt würde. Diesem Verlangen konnte die Regierung um so weniger sich widersetzen, als mehreres Militär uns zugleich umgab, und konnte daher einem solchen Verfahren nur Protestation und die Erklärung, daß man nur der Gewalt weiche, entgegengesetzt werden. Es ward daher das Lehns-, das currente Archiv, die Kanzlei und das Sessions-Zimmer versiegelt, es mußten sich sämmtliche Kanzlei-Beamte und Bediente entfernen, und nachdem der actus ausgeführt war, wurden Militär-Posten vor die Eingänge gesetzt, und auch die Mitglieder der Regierung verließen das Zimmer.

Ich begab mich sodann zu den Mitgliedern der Haupt-Commission, wo ich den Herrn Regierungsrath Pommer-Esche, den Baron Krassow, den von Rheder und den Kämmerer Schwinge vorfand, und ihnen anzeigte, daß, wenn gleich die Regierung in der Fortsetzung ihrer Geschäfte

gestört sey, dennoch die Haupt-Commission nicht aufhören müsse zu arbeiten, da außerdem die Wohlfahrt des Landes in Gefahr gerathen dürfte. Obenbenannte Herrn versprachen solches zu bewerkstelligen.

Sodann begab ich mich zum Herrn Kanzler, wo man eben beschäftigt war, dessen Privat-Papiere zu versiegeln. Ein Adjutant des Herrn Generals erschien mit dem Auftrage des letztern, daß die beiden noch übrigen Mitglieder der Regierung sich Nachmittags um 3 Uhr bei dem Herrn General einfinden möchten. Ich begab mich mit dem Hrn. Regierungsrath Pommer-Esche zur bestimmten Zeit zu ihm. Wir wurden vom Hrn. General aufgefordert, demselbe in origine alle die Königl. Befehle auszuliefern, welchen auf den verbotenen Handel mit Colonial-Waaren, den Ankauf des Getreides für die Krone Schweden, und wie dies nachher noch mehr erweitert ward, auf den Verkauf der Krongebäude an den Kaufmann Haase, und überhaupt den Handel, auch Verbote von Ein- oder Ausfuhr des Getreides Bezug hätten.

Die Regierung konnte nur einem solchen Anmuthen entgegensetzen, daß die derselben gegen Sr. Majestät den König von Schweden obliegenden Pflichten es nicht erlaubten, in dies Verlangen zu willigen, daß sie das, was geschehen, als einen acte de violence betrachten müsse, und daß sie sich nicht entschließen würde, die Siegel wieder abzunehmen, die der Herr General habe anlegen lassen, daß daher, wenn das Begehrte in Ausführung gebracht werden solle, sie nur der Gewalt weichen und erwarten würde, ob der Herr General dergleichen Maaßregeln ergreifen wollte. Dieser suchte dagegen zu überzeugen, daß eine solche offene Darlegung als er verlange, der Regierung nie nachtheilig werden könne, und daß er uns wiederholt auffordern müsse, seinem Begehren Genüge zu leisten. Wir wiederholten dagegen die obige Aeußerung, wenn gleich wir zugleich versicherten, daß unsre Acten nichts enthielten, was irgend nachweisen würde, daß ein Contrebande-Handel in hiesigem Lande begünstigt sey, und daß dazu Befehle ergangen wären. Insonderheit bestand der Herr General darauf, daß ein Contract mit dem Kaufmann Haase abgeschlossen sey, nach welchem er Colonial-Waaren einzuführen berechtigt

worden, welchem aber die Versicherung entgegengesetzt ward, daß der Regierung davon überall nichts bekannt sey, wenn gleich gedachtem Haase im August Monat die von der französischen Regierung dem Könige von Schweden überlassenen sequestrirten Colonial-Waaren ordnungsmäßig verkauft wären. Der Herr General meinte aber, daß nicht von diesem, sondern von einem neuern abgeschlossenen Handel die Rede sey. Bei dem fortgesetzten Widerspruch von unserer Seite bestimmte sich endlich der Herr General, die Auslieferung anzubefehlen und anzuordnen, daß uns zwei Abgeordnete, nemlich der Chef der Douanen, Hr. Munck, und ein französischer Officier Hr. — — mitgegeben werden sollten, welche die Siegel abnehmen und im Archive anzeigen würden, was aus den Acten verlangt werde. Ehe diese beiden Männer herbeigerufen wurden, suchte die Regierung im fortgesetzten Gespräch die Bedrückung des Landes durch die ungeheuer große Einquartirung, und besonders den Mangel an Fourage und den Mißbrauch, der mit letzterm betrieben wurde, anschaulich zu machen, und erhielt das Versprechen, daß in 5 — 6 Tagen einige Regimenter an Infanterie und Cavallerie dem Lande abgenommen werden sollten, und daß er mit dem Herrn Cavallerie Divisions-General Bruyere über die Verminderung des Quanti jeder Ration, und sorgfältigerer Oeconomie mit der Fourage reden wolle, uns aber auch erlaube, uns selbst an ihn zu wenden. Auf Befragen, ob es erlaubt sey, mit dem Herr Kanzler der Regierung über Gegenstände der für die Regierung gehörigen Geschäfte zu conferiren, erwiederte der Hr. General, daß, so lange derselbe sich unter Surveillance befinde, solches nicht zugestanden werden könne. Demnächst machte die Regierung dem Herrn General vorstellig, daß der ergangene Befehl, den Donatärs die geleisteten Contributionen, und besonders die außerordentlichen, zu restituiren, nur den Pächtern zu gute kommen würde, indem die auferlegten außerordentlichen Steuern persönliche wären, welche die Pächter den Eigenthümern der Domainen nicht in Abzug bringen dürften, und daß, wenn ein anderes von den Bevollmächtigten der Donatärs ausgeübt würde, den Donatärs zu nahe geschehe. Der Herr General hörte dies mit Aufmerksamkeit an, und äußerte, daß er

einen schriftlichen Antrag darüber erwarte, und dem Prinzen Eckmühl darüber Bericht erstatten würde, und schien überhaupt die Sache nicht sehr dringend zu nehmen. Da nunmehr auch die abzuordnenden Officiers sich einfanden, begab der Herr General sich selbst mit hinunter nach den Zimmern der Regierung, ließ die Siegel abnehmen, und es ward nun im Archiv aufgesucht was zu wissen und zu sehen verlangt ward.

Es wurden darauf durch den Archivarius extradirt:

a) zwei volumina actorum, den Handel mit verbotenen Colonial-Waaren betreffend, welche im Jahr 1811 verhandelt worden.

b) Den Ankauf des Getreides für 10500 Rthlr.

c) Den Verkauf der Krongebäude an den Kaufmann Haase und

d) die Ausfuhr des Getreides angehend.

Die Schnüre der Acten wurden am Ende mit dem Regierungs-Siegel versehen, und so der französischen Behörde zur Nachsicht ausgeliefert, worauf der Herr General die Schlüssel zu allen Behältnissen zurückgab, die Regierung einlud, ihre Functionen fortzusetzen, und bloß verlangte, daß bis zum morgenden Tage eine Schildwache die Eingänge besetzt halten solle.

Die Regierung, nachdem sie verlangt hatte, daß über alles Geschehene ein Procès-verbal aufgesetzt werden möge, welches ihr aber, so wie vorher schon der Regierung über die geschehenen Eingriffe eine schriftliche Aufforderung zugehen zu lassen, versagt worden, mußte sich begnügen noch eine schriftliche Protestation gegen dasjenige was geschehen war, aufzusetzen, und ließ dem Herrn General, der sich inzwischen entfernt hatte, solche durch den französischen Officier, der dem Verfahren beigewohnt hatte übergeben, worauf sie ebenfalls die Zimmer verließ.

Actum ut supra.

Schubert.

Beilage No. 2.

Note.

Es giebt drei Classen derjenigen Königl. Schreiben und Rescripte, die wir in Schwed. Pommern von Stockholm aus zu erhalten pflegen.

1) Solche, die von Sr. Königl. Majestät eigenhändig unterzeichnet, und an die hiesige Regierung adressirt sind.

2) Solche, die auf Königl. Befehl vom Cabinet an die hiesige Regierung adressirt werden.

Diese zwei Classen Königl. Schreiben werden immer gleich einregistrirt, und kommen zu den Regierungs-Acten.

3) Solche diplomatische Schreiben, welche vom Chef des Stockholmer Cabinets an den Kanzler der hiesigeu Regierung, bald mit bald ohne Chiffer, adressirt werden. Vom Inhalt derselben hängt es ab, in wiefern der Kanzler, auf den die Verantwortlichkeit gegen Sr. Königl. Maj. immer ruht, auszugsweise, in Abschrift, oder auch gar nicht, sie den übrigen Mitgliedern der Regierung mittheilt. Die chiffrirten werden, sobald sie gebraucht sind, vernichtet, welches nur eine sehr natürliche Vorsichtigkeits-Maaßregel ist.

Diese 3te Classe von Königl. Schreiben oder Befehlen ist es, die der Regierungs-Kanzler bei seiner Beantwortung der ersten Frage, im Verhör den 7ten Februar Abends, gemeint hat.

Beilage No. 3.

An den Herrn Divisions-General, Grafen Friant.

Stralsund den 18. Februar.

Herr General!

Mit zerrissenem Herzen, Herr General, haben wir die Ehre, folgende Zeilen an Dieselben zu richten. Wir schreiben solche nicht als öffentliche Beamte an den Herrn Chef der fremden Truppen, sondern als Menschen und Privatpersonen an einen General, der sich nicht weniger durch seine menschenfreundliche Gesinnung, als durch seine Kriegsthaten berühmt gemacht hat.

Mehr denn überflüßig würde es seyn, Herr General, Ihnen die Lage zu schildern, in welcher der Herr Regierungs-Kanzler von Pachelbel, unser würdiger Chef, sich gegenwärtig befinden muß, da er von dem Platz des ersten Beamten des Königs, seines und unsers gnädigen Monarchen, sich herabgestürzt sieht bis in einen Kerker, der für die verworfensten Verbrecher bestimmt ist, — einen Aufenthaltsort, wo seine Gesundheit, ja, sein Leben in Gefahr ist, und wohin bisher noch nie ein Mann seines Ranges und seines Ansehens war gebracht worden. Und diesem hohen Beamten hat gleichwohl keine andere Schuld beigemessen werden können, als einzig und allein unverletzbare Anhänglichkeit an seinen König und Herrn.

Möge es Ihnen gefällig seyn, Herr General, den Herrn Kanzler aus dieser ungeziemenden Lage zu ziehen. Die Gewährung dieser Bitte wird nicht nur seinen Freunden, sondern der ganzen Provinz unbeschreiblich angenehm seyn. Genehmen Sie auch, Herr General, die Versicherungen unserer vollkommensten Hochachtung.

Die Regierungs-Räthe,

Schubert und Pommer-Esche.

IV.

Canada.

Nach Hugh Gray und Lambert.

(Fortsetzung.)

Bevölkerung. Einwohner.

Die Bevölkerung von Canada hat in den letzten 40 Jahren sich verdreifacht. Die Einwohner machten zur Zeit der Eroberung 76275 Seelen aus, wobei die Indianer eingeschlossen sind, die sich auf 7400 Köpfe belaufen. Im Jahr 1783 gab eine neue Zählung folgende Resultate;

Einwohner	Morgen Landes unter Cultur	Scheffel jährl. Aussaat
113,012.	1,569818.	383,349½.

Pferde	Hornvieh	Schaafe	Schweine
30096.	98591.	84,666.	41,490.

Als das Land in die Hände der Engländer gerieth, war das jetzige Ober-Canada noch von keinen Europäern bewohnt. Jetzt enthalten die beiden Canada's wenigstens 300,000 Einwohner: davon kommen ungefähr zwei Drittel auf Unter-Canada. Von den Bewohnern Unter-Canada's besteht nicht mehr als ein Zehntel in englischen oder amerikanischen Ansiedlern. In Ober-Canada hingegen giebt es fast gar keine andre Colonisten als ausgewanderte Nordamerikaner oder Briten. Es halten sich in dieser Landschaft

sehr wenige Franzosen auf: es ist ein merkwürdiger Umstand, daß unter allen Briten in den beiden Colonien vielleicht nicht 200 Engländer befindlich sind: in Quebec sollten nicht mehr als zwölf oder funfzehn aus diesem Lande seyn. Die Uebrigen sind entweder Irländer oder Schotten; doch steht die Zahl der erstern in keinem Verhältniß zu der der letztern, die von einem Ende Canada's bis zum andern verbreitet sind. Die Engländer wandern mehr nach den vereinigten Staaten als nach Canada aus und nicht weniger als 30,000 sollen im Jahr 1801 dahin ausgewandert seyn. Unzufrieden mit ihrer eignen Regierung suchen sie Trost unter einer fremden, deren Vorzüge ihnen mit so übertriebnen Farben ausgemalt sind. Wenige Monate reichen hin, um sie von ihrem Irthum zu überzeugen: und diejenigen, die ihren amerikanischen Herrn nicht verkauft sind, finden gemeiniglich ihren Weg nach Ober-Canada.

Die Schotten sind unter allen britischen Auswanderern die unermüdlichsten und beharrlichsten. Arm verlassen sie ihr Vaterland, aber gemeiniglich kehren sie mit einem artigen Vermögen zurück. Ihr geduldiger Fleiß und ihre Unverdrossenheit verbunden mit ihrem Verstande und ihren Einsichten, verschaffen ihnen Vermögen, während ihre angeborne Partheilichkeit für ihren vaterländischen Boden ihre unerschütterliche Anhänglichkeit an die britische Regierung verbürgt.

Die französischen Colonisten bilden eine von den Briten verschiedne Classe und zeigen eine eben so große Verschiedenheit in ihren Charactern und Sitten, wie zwischen ihren Brüdern in Europa Statt findet. Die Mehrheit der ausgewanderten Franzosen soll ursprünglich aus der Normandie gekommen seyn. Viele Jahre hindurch vermehrte sich die Bevölkerung der Colonie nur sehr langsam, weil sie Leuten, deren erhitzte Einbildungskraft nur durch Goldgruben oder Diamantenberge befriedigt werden konnte, nur geringe Vortheile anbot. Erst als der Werth des Pelzhandels und der Fischereien bekannt wurde, öffnete sich ein weiter Spielraum für den Unternehmungsgeist und die Betriebsamkeit und Ansiedler in großer Zahl fanden sich in der Niederlassung ein. Diejenigen die sich in Acadien, dem jetzigen Neuschottland niederließen, bildeten eine Art von

unabhängiger Gemeinde, frei von der Oberherrschaft des Mutterlandes. Sie besaßen das Innere, während die Engländer die Küste einnahmen. Mit der Zeit vermischten diese Einwohner sich mit einander und ihre Nachkommenschaft nahm einen gewissen Charakter an, der heutiges Tags diejenigen, die jetzt in Canada und Louisiana ansäßig sind, stark bezeichnet und sie von den französischen Bewohnern dieser Colonie unterscheidet; sie haben jedoch mehr von den französischen als britischen Eigenthümlichkeiten an sich. Die Acadier in Louisiana sollen roh und faul seyn, ohne Ehrgeiz, armselig lebend auf ihren elenden Pflanzungen, wo sie Mais bauen, Ferkel aufziehn und Kinder erzeugen. Um ihre Häuser sieht man nichts als Schweine, und vor ihren Thüren große Bauerbengel und dicke, plumpe Dirnen, die aus Mangel an Beschäftigung und Gedanken den vorüberreisenden Fremden anstarren.

Ihre Brüder in Canada sind wenig von ihnen verschieden. Sie sind eben so faul und unthätig; aber da sie in einem besser eingerichteten Lande leben, wo keine Sklaverei erlaubt ist, müssen sie sich mehr anstrengen als die Louisianischen Acadier und ihre Pachtungen haben ein weit besseres Ansehn.

Die französischen Canadier sind ein harmloses, ruhiges Volk, das wenig Industrie und noch weniger Ehrgeiz besitzt; aber aus Gewinnsucht, bloßer Eitelkeit oder der Unruhe, die Trägheit häufig verursacht, können sie sich den größten Beschwerden unterziehn; wie z. B. der Arbeit, um im Frühling den Ahornsaft zu sammeln, den Anstrengungen beim Pelzhandel u. s. w.

Die Habitans folgen den Spuren ihrer Vorfahren; sie sind mit Wenigem zufrieden, weil ihre Bedürfnisse nicht groß sind. Sie sind ruhige und gehorsame Unterthanen, weil sie den Werth und die Wohlthaten der Regierung erkennen, worunter sie leben. Sie machen sich nicht die Mühe, über die schlechten oder guten Eigenschaften derselben unnöthigerweise zu grübeln, weil sie sich durch ihre Gesetze geschützt und nicht gedrückt fühlen. Sie sind religiös, mehr aus Erziehung und Gewohnheit als aus Grundsatz. Sie beobachten die Förmlichkeiten und Gebräuche ihres Glaubens, nicht weil sie zu ihrem Heil nothwendig sind, sondern weil es ih-

rer Eitelkeit und ihrem Aberglauben schmeichelt. Sie leben in einer glücklichen Mittelmäßigkeit ohne einen Wunsch oder ein Verlangen ihre Lage zu verbessern, obgleich viele von ihnen die Mittel dazu hinreichend besitzen, aber sie lieben das Geld und selten ist bei einem Geschäft der Nachtheil auf ihrer Seite. Von Armuth und Druck sind sie seit der Eroberung zu unabhängiger Wohlhabenheit emporgestiegen; jetzt kennen und fühlen sie den Werth des Geldes und der Freiheit und wollen keines von diesen Gütern aufgeben. Ihre sparsame Mäßigkeit ist in ihren Häusern, ihrer Kleidung, ihren Speisen sichtbar; wären sie so unternehmend und thätig gewesen, als sie karg und mäßig gewesen sind, so würden sie die reichsten Bauern in der Welt seyn.

Ihre Häuser bestehn aus Balken, die mit der Axt ein wenig behauen, auf einander gelegt und an den Ecken durch einen Schwalbenschwanz verbunden sind: bisweilen wird zuerst ein Gerüst aufgeführt und die Balken werden zwischen zwei Rinnen aufeinandergelegt. Die Zwischenräume werden mit Thon oder Lehm ausgefüllt und die Seiten aus- und inwendig mit in Wasser aufgelöstem Kalk übertüncht. Man behauptet, daß das Holz dadurch besser, als durch einen Anstrich gegen die Wirkungen der Witterung und der Würmer gesichert wird: auf jeden Fall ist es wohlfeiler, eine Betrachtung die ihnen wichtiger ist als Wetter und Würmer.

Das Dach wird aus Brettern gemacht und gemeiniglich mit Schindeln gedeckt, bisweilen sind sie weiß übertüncht, aber öfter bleiben sie in ihrem natürlichen Zustande. Das Wetter verändert in wenigen Monathen die Farbe des Holzes und giebt den Schindeln das Ansehn von Schiefer, was bei den weißen Wänden eine angenehme Wirkung macht. Im Ganzen stehn diese Wohnungen aber den artigen Bauerhäusern in den Vereinigten Staaten weit nach, deren rauhe Balken gemeiniglich mit Brettern bekleidet und hübsch angemahlt sind; die canadischen Häuser haben nur ein Erdgeschoß, das gewöhnlich in 4 Fächer zerfällt. Ueber demselben bildet das abschüßige Dach einen Boden. Die kleinen Häuser haben nur ein oder zwei Gemächer nach der größern oder geringern Wohlhabenheit der Besitzer. Die beste Classe der Landhäuser hat immer vier Gemächer. In der Mitte des Hauses ist der Heerd angebracht und das Gemach, wo

er sich befindet, ist zugleich die Küche. Die übrigen Zimmer dienen zum Schlafen: denn es kommt nicht darauf an, wieviel Gemächer ein Haus enthält, sie sind selten ohne einige Betten, nach der Größe der Familie. Dieses unentbehrliche Hausgeräth steht immer in der Ecke des Gemachs; es ist eine Art von Bettgestell auf vier Pfosten und 3 bis 4 Fuß über den Boden erhöht. Am Kopfende ist gemeiniglich ein Betthimmel an der Wand angebracht, unter welchem das Bett steht. Auf diesem Gestell liegt ein Bett von Federn oder Stroh mit den gewöhnlichen Ueberzügen, das mit einer Flickendecke oder einer ausgestopften grünen Decke behangen ist. Im Winter legen die Männer sich häufig längs dem Heerde oder am Ofen, in eine Büffelhaut gehüllt. Mitten in der Nacht stehn sie auf, schüren das Feuer, schmauchen ihre Pfeife und legen sich wieder bis zum Morgen nieder.

Seitdem die Engländer sich im Lande angesiedelt haben, haben auch die französischen Weiber reinlichere Grundsätze angenommen. Ehemals blieben ihre Zimmer das ganze Jahr ungefegt und ungescheuert, und um zu verhindern, daß der Staub und der Schmutz sich empor hebe, sprengten sie mehrere Mahle des Tags Wasser darauf. Sie behaupteten, daß das beständige Scheuren der Zimmer und die große Reinlichkeit, wodurch die Engländer sich auszeichnen, der Gesundheit schade.

Das Hausgeräth der Habitans ist einfach und wird gemeiniglich von ihnen selbst verfertigt. Einige wenige hölzerne Stühle mit Sesseln aus Rohr oder Schößlingen und zwei oder drei Tische aus Brettern stehn in jedem Zimmer und sind selten verziert; sie sind indeß mit einer angemeßnen Zahl von hölzernen Schaalen, Tellern und Löffeln für den Gebrauch der Familie bei ihren Mahlzeiten hinreichend. Ein Schrank und 2 oder 3 große Kästen verwahren ihre Kleider und anderes Eigenthum. Ein Schenktisch in einem Winkel enthält ihren kleinen Vorrath von Tassen, Näpfen, Gläsern und Theetöpfen, während der Rand des Kamins vielleicht mit einigen zerbrochenen Scherben verziert ist. In dem besten Zimmer findet sich oft eine große Uhr und die Wände sind mit kleinen Gemälden der heiligen Jungfrau und ihres Sohns oder mit wächsernen Heiligenbildern und Crucifixen ausgeschmückt. Ein eiserner Ofen ist gemeiniglich

in dem größten Zimmer angebracht, von dem durch die andern eine Röhre nach dem Heerde läuft. In der Küche sieht man wenig mehr als Suppenkessel, Milchschüsseln, einen Tisch und einige Stühle. Die Feuerstätte ist weit und große Klötze werden auf altmodischen eisernen Böcken gelegt. Ein hölzerner Krahn unterstützt den großen Suppenkessel, der beständig auf dem Feuer steht.

Das vornehmste Nahrungsmittel ist Schweinfleisch, je fetter es ist, desto angenehmer ist es. Alle Habitans unterhalten eine Menge Schweine, die sie zu ihrem Wohlgefallen mästen. Erbsensuppe, worin ein wenig Schweinefleisch gekocht wird, macht ihr Frühstück, Mittag- und Abendbrod aus, Tag für Tag, mit sehr weniger Veränderung, ausgenommen einige Brühen und Puddings, die aus den Eingeweiden bereitet werden, wenn ein Schwein geschlachtet wird, und die Fastenzeit, wo Fische und Gemüse hinreichen. Die Canadier sind große Freunde von dicker saurer Milch und sie erquicken sich oft mit einer Schüssel nach ihrem Schweinefleisch. Milch, Suppe und andere dünne Speisen, werden aus einer gemeinschaftlichen Schüssel gegessen; jeder nimmt einen Löffel voll nach dem andern. Messer und Gabel werden selten gebraucht.

Alte Leute thun sich zuweilen mit Thee oder Kaffee etwas zu Gute, das Wasser wird in diesem Fall in der Feuerpfanne gekocht, weil sie sehr selten einen Theekessel im Hause haben. Vor einigen Jahren war der Thee noch so unbekannt, daß eine Postmeisterin auf dem Wege von Montreal einem Reisenden, der ihr seinen Thee zur Bereitung übergab, denselben als eine Schüssel Gemüse mit Butter gekocht vorsetzte! Das gewöhnliche Getränk der Weiber und der jüngern Glieder der Familie ist Milch und Wasser. Rum ist indessen der Lebensbalsam, der die Männer über alle Sorgen und Verlegenheiten tröstet. Sie lieben diesen verderblichen Saft leidenschaftlich und haben oft einen Rausch, wenn sie mit ihren Waaren zu Markt gehn.

Das Brod wird aus Weizen- und Gerstenmehl bereitet, aber aus Mangel an Bärme hat es einen sauern Geschmack und ist grob und schwer; ihre Ofen bestehn aus Flechtwerk und sind inwendig und auswendig mit einem dicken Ueberzug von Thon oder Mörtel versehn. Einige

sind aus Ziegeln oder Steinen aufgeführt, aber die erstern sind allgemeiner. Sie liegen in einer kurzen Entfernung von dem Hause, um Feuersgefahren zu verhüten, und sind ungefähr 4 Fuß vom Boden erhöht, und mit einem auf 4 Pfosten ruhenden Bretterdache bedeckt, um den Regen abzuhalten.

Die Kleidung des Habitan ist einfach und häuslich; sie besteht in einem langschooßigen Ueberrock von einer dunkelgrauen Farbe, mit einem Kragen, den er im Winter oder bei kaltem Wetter über den Kopf wirft. Der Rock wird durch einen gewirkten, mit Korallen besetzten Gürtel von mehreren Farben um den Unterleib gebunden. Die Weste und Hosen sind von demselben Tuch. Ein Paar Moccasins oder Sumpfstiefeln vollenden den untern Theil seiner Kleidung. Das Haar ist hinten mit einer Aalhaut (eelskin) in einen langen dicken Zopf gebunden und an jeder Seite seines Gesichts hängen ein Paar grade Locken herab, von der Art, die man gewöhnlich Rattenschwänze nennt. Auf dem Kopf trägt er eine rothe Nachtmütze. Das Ganze wird durch eine kurze Pfeife vollendet, die der Habitan vom Morgen bis Abend im Munde hat. Kein Holländer ist ein größerer Schmaucher, als ein Canadier.

Das Gesicht des Habitan ist lang und dünn: seine Farbe sonneverbrannt und schwärzlich und oft noch dunkler als die des Indiers. Seine nur kleine Augen dunkel und lebhaft; die Nase hervorstehend und der römischen Bildung ähnlich; seine Wangen eingefallen und mager; die Lippen klein und dünn; das Kinn scharf und hervorspringend. Dies ist das allgemeine Bild der französischen Canadier auf dem Lande und selbst in den Städten. Die Tracht wird selten verändert, höchstens im Sommer der Ueberrock in eine Jacke und die Mütze in einen Strohhut verwandelt.

Die Kleidung der Frauen ist altmodisch, denn die Theile, woraus sie besteht, kommen selten eher nach Canada, als bis sie in England verlegen worden sind; ich spreche jetzt von denen, die sich mit gedruckten kattunenen Röcken, muslinenen Schürzen, Shawls und Schnupftüchern schmücken: viele tragen aber nur eigengemachtes Zeug wie die Männer. Ein Unterrock und ein Mieder sind die vorherrschende Tracht; die alten Weiber bleiben noch den langen Schößen, weiten

Hüten und großen Haarwülsten hinten im Nacken getreu. Die jüngern Schönen vom Lande sind aber durch das Beispiel der Dienstmädchen in den Städten modischer geworden. Die Habitans verfertigen alles was sie zur Kleidung und zu ihren übrigen Bedürfnissen nöthig haben selbst; ein Canadier kauft selten, was er selbst verfertigen kann.

Die Kinder der Habitans sind, so lange sie klein sind, hübsch, allein weil sie im Winter an den Ofen sitzen und im Sommer auf den Feldern arbeiten, wird ihre Farbe schwärzlich und ihre Züge werden grob und gemein. Die Knaben gewöhnen sich an das schädliche Schmauchen, sobald sie eine Pfeife im Munde halten können, obgleich wegen ihres milden Tabacks die Wirkungen weniger nachtheilig seyn müssen, als in den Vereinigten Staaten, oder dem britischen Westindien. Die Mädchen werden durch die körperliche Arbeit stark, knochicht und männlich; nach einem Alter von 30 Jahren haben sie ganz das Ansehn eines frühen Verwelkens: aber ihre Leibesbeschaffenheit bleibt oft stark und gesund und Einzelne erreichen ein hohes Alter.

Wann ich im Winter in ein canadisches Haus trat, fühlte ich immer einen heftigen Druck auf meine Lungen, der durch die unerträgliche Hitze aus dem Ofen verursacht ward: während die Einwohner sich umher drängen und das Feuer noch mehr anschüren, um den Suppentopf oben auf den Ofen zum Kochen zu bringen. Die Männer stehn häufig auf einem Ofen bis sie ganz in Schweiß sind: und dann gehn sie in den kältesten Tagen, oft mit bloßer Brust in die freie Luft. Solche Extreme müssen dem Körper schaden: und wenn einige ein hohes Alter erreichen, kann die Zahl derselben doch nicht mit denen verglichen werden, die in der Blüthe des Lebens hingerafft werden. Die Weiber sind fruchtbar und vor jeder Thür eines Habitans sieht man fette dickköpfige Kinder. Ich habe indessen nicht gehört, daß der St. Lorenz solche Eigenschaften besitzen soll, als man dem Wasser des Missisippi zuschreibt, der die Fruchtbarkeit bei den Louisianischen Frauen befördern soll. Es wird sogar gesagt, daß Frauen, die in andern Gegenden der Erde unfruchtbar waren, ein Jahr nach ihrer Ankunft in Louisiana schwanger wurden.

Die Habitans haben leichte und höfliche Sitten. Ihr

Betragen gegen Fremde wird nie durch den Schnitt eines Wamses oder einer schönen Perücke bestimmt. Es ist höflich und achtungsvoll gegen Alle, ohne Unterschied der Personen. Sie behandeln ihre Obern mit der bescheidenen Ergebenheit, die weder den einen erniedrigt, noch den andern erhebt; ihre Untergebenen behandeln sie niemahls grob, weil sie arm sind, denn wenn sie die Armuth nicht unterstützen, sprechen sie ihr auch nicht Hohn. Sie leben untereinander in gutem Verhältniß; Eltern und Kinder wohnen häufig bis ins dritte Geschlecht in einem Hause. Das Gut wird so lange getheilt, als ein Morgen zu theilen ist. In ihrem Betragen sind sie im Allgemeinen anständig; die Frauen aus natürlichen Ursachen, die Männer aus Gewohnheit; die letztern baden sich nie im Fluß ohne ihre Unterhosen oder ein Tuch um die Mitte des Leibes. Sie heirathen jung und sind selten ohne eine zahlreiche Familie. Die Männer besitzen viele natürliche Anlagen, und einen guten Verstand; allein diese Naturgaben werden aus Mangel an guten Schulen nur selten ausgebildet. Die Weiber sind besser erzogen, oder wenigstens besser unterrichtet, weil die Priester eine größere Aufmerksamkeit auf sie verwenden. Daher erlangen sie gemeiniglich einen Einfluß über ihre Männer, den die muntern und gefallsüchtigen zu ihrem Vortheil zu gebrauchen wissen.

Der allgemeine Mangel an Erziehung und Gelehrsamkeit unter dem großen Haufen in Canada ist lange ein Gegenstand der Klage in den öffentlichen Blättern des Landes gewesen: zum Theil liegt die Schuld an der großen Sparsamkeit der Eltern, die nichts auf die Bildung der Kinder verwenden wollen. Die britischen oder amerikanischen Ansiedler in den hintern Ortschaften unterrichten die ihrigen in den gewöhnlichen Gegenständen des Unterrichts, aber die Canadier sind selbst ungebildet und unwissend, und können daher keine häusliche Schule einrichten. Eine größere Kenntniß der englischen Sprache könnte wohl durch Mitwirkung der Regierung und durch Sonntagsschulen in den Kirchspielen verbreitet werden. Nicht ein Fünftel von der ganzen Bevölkerung in Untercanada, die gebornen Briten mit eingeschlossen, versteht oder spricht englisch; nur wenige französische Geistliche sind damit bekannt; denn in dem Semi-

narium zu Quebek, wo die englische Sprache einen unerlaßlichen Theil der Studien ausmachen sollte, wird sie durchaus vernachläßiget; viele Kinder, die dort erzogen werden, diejenigen die zum geistlichen Stande bestimmt sind, ungerechnet, verlieren eine gute Gelegenheit mit derselben bekannt zu werden. Es ist möglich, daß die französische Geistlichkeit die Verbreitung der englischen Sprache unter ihren Pfarrkindern mit Eifersucht betrachtet; vielleicht denken sie, daß da der nähere Umgang zwischen britischen und französischen Canadiern dadurch erleichtert wird, den leztern über viele Mängel und Verkehrtheiten ihrer Religion die Augen geöffnet und sie folglich veranlaßt werden würden, ihren Glauben zu ändern und das Joch ihrer Priester abzuschütteln. Diese Furcht ist indessen ungegründet, denn so lange die Eitelkeit in der Brust der Canadier fortdauert und die Geistlichkeit diesen tadellosen Charakter und Ruf, der sie jezt auszeichnet und ihre unermüdliche Beharrlichkeit in ihrem Amt bewahrt, ist es nicht wahrscheinlich, daß ihre Pfarrkinder die Religion ihrer Väter verlassen werden. Eine allgemeinere Kenntniß des Englischen ist sowohl für die Geschäfte als die unparteiische Verwaltung der Gerechtigkeit, höchst wichtig und wünschenswerth; sehr nachtheilig ist es auch in Kriegszeiten, daß die Canadier nur französisch sprechen: es wird ihre Mitwirkung dadurch sehr erschwert; die Canadische Miliz steht unter ihren eigenen Befehlshabern und wird in französischer Sprache exercirt.

Bei den Hochzeiten der Canadier findet sich eine unglaubliche Menge von Fremden, Verwandten und Bekannten ein. Alle sind in ihren Sonntagskleidern, und fahren nach Beschaffenheit der Jahrszeit in Kaleschen oder Kariolen zur Kirche. Ich habe bisweilen gegen 30 dieser Fuhrwerke gezählt: jedes enthält 3 bis 4 Personen, von denen eine fährt. In den Städten geschieht die Copulation am Morgen; aber Neuverheirathete halten oft am Nachmittage einen Aufzug mit ihren Freunden durch die Straßen.

Die französischen Canadier sind äußerst höflich gegen einander, sie verbeugen sich und scharrfußen, wenn sie auf den Straßen gehn. So oft ich ein Paar Kärner oder Bauern, die Mütze in der Hand, mit gegeneinander gebogenen Leibern erblickte, stellte ich mir vor, welche sonderbare Wir-

kung eine solche Scene zwischen zwei von unsern Kohlenträgern oder Karrenschiebern in den Straßen von London hervorbringen würde. Bisweilen küssen die Männer sich auf die Wangen, doch ist der Gebrauch nicht allgemein. Sie sind äußerst fein uud höflich gegen Fremde und nehmen die Mütze ohne Unterschied vor einem jeden ab, dem sie auf der Landstraße begegnen. Sie zanken selten, außer wenn sie betrunken sind: zur andern Zeit sind sie gut aufgeräumt, friedlich und freundlich. Sie lieben Tanz und Unterhaltungen zu besondern Zeiten und bei Festen, bei welcher Gelegenheit sie ununterbrochen essen, trinken und tanzen. Wenn ihr langes Fasten im Frühling geendigt ist, haben sie ihre jours gras oder Festtage. Dann wird jedes Erzeugniß ihrer Güter zur Befriedigung ihres Appetits hervorgesucht; ungeheure Puterpasteten, mächtige Schweineschinken, Ochsen- und Hammelfleisch; große Näpfe mit Suppe oder dicker Milch, außer Fischen, Geflügel und eine reiche Abwechselung von Fruchtmuß zieren die Tafel. Vielleicht sitzen 50 oder 100 Personen beim Mittagsmahl: Rum wird Halb-Pintenweise oft ohne Wasser getrunken. Die Tische krachen unter ihrer Last und das Zimmer hallt von Lust und Freude wieder. Kaum aber schweigt das Klappern der Messer und Gabeln, als die Geige ertönt und zum Tanz auffordert. Menuetten oder eine Art von Landtänze beschließen das Fest. An Sonn- und Festtagen ist jeder aufs beste bekleidet: und die Weiber pudern bisweilen ihr Haar und schminken ihre Wangen. In dieser Hinsicht sind sie nur wenig von den Vornehmern unterschieden, ausgenommen, daß sie Beetwurzel statt Schminke gebrauchen. Auch die Männer sind bisweilen eitel genug, ihre Wangen mit dieser Pflanze zu verschönern. Die Weiber sind abergläubischer als die Männer und setzen mehr Vertrauen auf Weihwasser, Lichter, Heilige und Crucifixe als auf den Heiland selbst. Einer meiner Freunde war einst im Hause einer Französin, als sich ein fürchterliches Donnerwetter erhob. Die Laden wurden sogleich geschlossen und das Zimmer ward verdunkelt. Die Frau vom Hause, die nicht ihre und der Gesellschaft Sicherheit aufs Spiel setzen wollte, fing an nach der Flasche mit Weihwasser zu suchen und war bei einem plötzlichen Blitze glücklich genug, sie zu finden. Die Flasche ward geöffnet und der Inhalt sogleich

auf die Herrn und Frauen gesprengt. Es war ein fürchterliches Wetter, das ziemlich lange anhielt: sie verdoppelte daher ihre Besprengung und ihre Segnung bei jedem Donnerschlag, oder jeder Leuchtung des Blitzes. Endlich ließ das Wetter nach, und die Gesellschaft war glücklich von jedem Unfall frei geblieben; die gute Frau schrieb es bloß dem köstlichen Wasser zu. Da aber die Laden geöffnet wurden, fanden die Anwesenden auf Kosten ihrer weißen Röcke und Schnupftücher, ihrer Kleider, Westen und Hosen, daß die gute Frau statt mit Weihwasser sie mit Tinte besprengt hatte.

Die Habitans zeigen so wenig in ihrer Sprache als in ihrem Betragen etwas Bäurisches. Die Colonie ward ursprünglich von so vielen Edelleuten, verabschiedeten Offiziers und Soldaten und Personen von guter Herkunft bevölkert, daß richtige Sprache und leichte und zwanglose Sitten allgemeiner unter dem canadischen Landvolk herrschend wurden, als unter den gewöhnlichen Bauern andrer Länder. Vor der englischen Eroberung sollen die Einwohner so rein und richtig französisch gesprochen haben, als im alten Frankreich: seitdem haben sie viele Anglicismen in ihre Sprache aufgenommen: auch haben sie verschiedene veraltete Redensarten, die wahrscheinlich aus ihrem Umgang mit den alten Ansiedlern entstanden sind. Statt froid (kalt), sagen sie frète; statt ici (hier) icète; statt prèt (bereit) parré; auch lassen sie gewöhnlich die Endsilbe der Wörter hören, was wider die Gewohnheit der europäischen Franzosen ist.

Es giebt vielleicht keine glücklichere Bauern als die Habitans: sie haben alle Bedürfnisse des Lebens im Ueberfluß und können wenn sie wollen, sich sogar manche Gegenstände der Ueppigkeit verschaffen. Sie bezahlen keine Abgaben außer diejenigen, die ihre Religion erfordert. Die Einkünfte werden auf eine indirecte Weise von solchen Gegenständen erhoben, die ihnen eher schädlich als nützlich sind, und es ist daher ihr eigner Fehler, wenn sie die Last der Besteurung fühlen. Sie sind glücklich und zufrieden unter sich selbst und werden von einer wohleingerichteten Regierung geschützt. Die Gesetze sind strenge, aber in ihrer Anwendung mit so vieler Milde und Nachsicht für menschliche Gebrechen gemildert, daß es ein eignes Sprichwort geworden ist: es wird viel erfordert, wenn ein Mensch in Canada hängen soll.

Die Canadier haben jetzt fast ein halbes Jahrhundert einen ununterbrochenen Frieden genossen: denn die Ruhe wurde im amerikanischen Kriege wenig gestöhrt: so daß diese Begebenheit kaum als eine Unterbrechung des glücklichen Zustandes betrachtet werden kann. Hiedurch ist die Bevölkerung, der Ackerbau, der Handel und der Wohlstand des Landes gewachsen: und durch den Genuß aller Bequemlichkeit, die mit einem mäßigen Besitz, mit der Freiheit und Unabhängigkeit verbunden sind, sind die Einwohner in ihrer Anhänglichkeit an die Constitution und Regierung, worunter sie so große Fortschritte gemacht haben, gestärkt worden.

Geselliges Leben in Unter-Canada.

Jede von den beiden Städten Quebek und Montreal soll mit Inbegriff ihrer Vorstädte ungefähr 12000 Einwohner enthalten, unter denen beinahe drei Viertel Franzosen sind; meine Bemerkungen über den geselligen Zustand werden sich hauptsächlich auf Quebek, als die Hauptstadt, beschränken; da die Lebensart der Einwohner der in Montreal in jeder Hinsicht gleich ist, können sie als eine Darstellung des gesellschaftlichen Tons unter den höhern Ständen im ganzen Lande dienen. Die Engländer in Quebek bestehn aus den Regierungsbeamten, einigen wenigen Geistlichen, Rechtsgelehrten, Aerzten, dem Militair, den Kaufleuten und Handwerkern. Diese verschiedenen Classen bilden drei besondere Abtheilungen der Gesellschaft, die sich in einer ehrerbietigen Entfernung von einander halten. Die erste besteht aus den höchsten Ständen nach dem Gouvernör, und enthält die Mitglieder der Regierung, die ehrenvollern Gewerbe und einige der angesehensten Kaufleute: diese haben Zutritt im Schloß. Die geringern Kaufleute, die Krämer und Handwerker nebst den untergeordneten Regierungsbeamten, den niedrigen Offiziers und Commissärs, Advocaten und Geistlichen, die Aerzte und andern britischen Einwohner machen die zweite Abtheilung aus. Die dritte Classe besteht aus den französischen Einwohnern: diese halten sich, die wenigen ausgenommen, die zur Regierung gehören, fast ganz zusammen, wenn nicht etwa eine öffentliche Unterhaltung oder die jährlichen Versammlungen einige von ihnen

in Gesellschaft mit Engländern bringen. Ein sehr kleiner Theil der britischen Canadier ist in der Colonie gebohren: und folglich ein sehr geringer Unterschied in Person, Kleidung oder Sitten zwischen ihnen und den Bewohnern des Mutterlandes merklich. Die Franzosen, besonders die Jüngeren, haben sich in diesen äußern Dingen den Engländern so genähert, daß man ohne die Sprache ihre Gesellschaften schwerlich unterscheiden würde. Die Kreolen Canada's *) sowohl die französischen als englischen, die die Städte bewohnen, sind im Ganzen von mittler Statur, eher dünn als stark; sehr selten besitzen sie die blühende und rothe Farbe der Briten: ein blasses, kränkliches Ansehn charaktesirt die Eingebohrnen Canada's und mit wenigen Ausnahmen des ganzen amerikanischen Continents. Es ist wirklich sonderbar, daß ein neblicher Dunstkreis zu der blühenden Gesundheit beiträgt, die auf der Wange eines Briten glänzt, doch wird die Thatsache durch das Ansehn der Bewohner von Newfoundland, der Ufer von Neuschottland und Neuengland bestätigt, die mehr als die Hälfte des Jahres in Nebel eingehüllt, dieselbe röthliche Farbe besitzen als die Engländer, während die im Innern unter einem reinen Himmel leben, sich im Allgemeinen durch eine blasse oder schwärzliche Gesichtsfarbe unterscheiden. Canada kann sich keiner sehr überwiegenden Schönheit seiner Frauen rühmen; aber viele haben sehr angenehme und anziehende Gesichter. Montreal soll die übrigen Städte an weiblichen Schönheiten übertreffen: aber ich habe in Quebek und Trois Rivieres 2 oder 3 weibliche Gestalten gesehn, die vor allen, die mir in der ersten Stadt zu Gesicht gekommen sind, den Vorzug verdienten; die Landmädchen, fast lauter Französinnen, (mit Ausnahme derjenigen in den hintern Districten) sind in der Jugend hübsch: allein weil sie schwer arbeiten und beständig der Sonne ausgesetzt sind, werden sie schwärzlich und erhalten grobe Züge; sie haben die ganze Derbheit (sturdiness) aber nicht die Schönheit unsrer welschen Dirnen. Wenn die canadischen Frauen sich im Ganzen weder durch schöne Gesichter noch zierliche Gestalten

*) D. h. die in Canada gebohrnen Abkömmlinge von Europäern.

auszeichnen, so haben sie doch nichts Zurückstoßendes und die Männer dürfen sich nicht beklagen.

Selbst die Vornehmern in den Städten wenden auf die Erziehung eben keine größere Sorgfalt als die Geringern, obgleich sie den Vortheil öffentlicher Seminarien und Privatschulen besitzen. Ich glaube nicht, daß die allgemeine Beschuldigung, daß die Canadier lieber in Unwissenheit leben, als für den Unterricht bezahlen, auf die bessern Classen Anwendung findet: ein gewisser Leichtsinn des Charakters und falsche Nachsicht gegen ihre Kinder müssen eher als die Ursachen der vernachläßigten Bildung angesehn werden: die Seminarien und Privatschulen sind höchst mangelhaft in allen höhern Zweigen des Unterrichts, können aber denen, die einen leidlichen Theil von Genie und Geschicklichkeit mitbringen, zu einer mäßigen Einsicht verhelfen. Die ersten Abentheurer, die ihren Aufenthalt in Canada nahmen, besaßen mehr einem romantischen Geist und Neigung zum Umherziehn, als Geschmack für Gelehrsamkeit oder die festen Gewohnheiten des häuslichen Lebens. Die Kriegsmacht, die zu verschiednen Zeiten in dem Lande sich aufhielt, vermehrte nicht die allgemeine Masse von Kenntnissen und die Offiziers und Edelleute waren zu träge und ausschweifend, um auf ihre Kinder die Wissenschaften zu verpflanzen, die sie selbst besitzen mochten. Die Seminarien waren in diesem Zeitraum zu unvollkommen und arm, um der aufwachsenden Generation große Dienste zu leisten.

Die Geistlichen allein besaßen einen angemessenen Theil von Kenntniß und Gelehrsamkeit und unter ihnen zeichneten die Jesuiten sich am meisten aus. Ihr Unterricht beschränkte sich indessen auf ihre eigne Gemeinschaft, denn sie besaßen einen eigennützigen Stolz und eine Selbstsucht, die sie veranlaßte sich selbst zu vergrößern, wenn sie die andern Classen in Unwissenheit erhielten.

Die Sitten der Canadier in den blühendsten Zeiten der französischen Herrschaft sollen der Literatur und den Künsten oder der Ausbreitung von Kenntnissen unter dem aufwachsenden Geschlecht gar nicht günstig gewesen seyn. Die im Lande lebten brachten den Winter in Müßiggang zu und saßen gedankenlos am Heerde; wenn die Rückkehr des Frühlings sie zu den unerlaßlichen Feldarbeiten aufforderte,

pflügten sie den Boden oberflächlich, ohne ihn zu düngen, besäeten ihn sorglos, und fielen dann in ihren alten müßigen Lebenslauf bis zur Annäherung der Aerndte zurück. Selbst dann, da der große Haufe zu stolz oder zu träge war, um für Tagelohn zu arbeiten, und jede Familie genöthigt war, ihren eignen Einschnitt einzusammeln, zeigte sich nichts von der hellen Freude, die die Aerndtezeit in Europa belebt: diese Trägheit und Nachläßigkeit muß verschiedenen Ursachen zugeschrieben werden: Während der außerordentlichen Kälte, die indem sie die Flüsse mit Eis belegt, alle Anstrengungen der Betriebsamkeit hemmt und einen Winter von beinahe 7 Monaten hervorbringt, werden sie des Müßiggangs so gewöhnt, daß die Arbeit auch beim schönsten Wetter ihnen eine unüberwindliche Last scheint: diese Trägheit wird durch die vielen, von der Religion gebotnen Feste vermehrt, die einer Neigung Vorschub leisten, der sie von selbst nur zu sehr ergeben sind.

Die Bewohner der Städte, besonders der Hauptstädte, brachten den Winter sowohl als den Sommer in einer beständigen Reihe von Zerstreuung zu. Sie waren gleich unempfindlich gegen die Reize der Natur und die Freuden der Einbildungskraft, sie hatten keinen Geschmack für Künste und Wissenschaften, Lectüre oder Unterricht, ihre einzige Leidenschaft war Vergnügungssucht; und Personen von allen Altern und Geschlechtern waren von der Tanzwuth ergriffen. Diese Lebensart vermehrte natürlich den Einfluß der Weiber, die jeden Reiz außer der zarten Anmuth, der sanften Bewegungen der Seele besaßen, die allein das Hauptverdienst und den unauslöschlichen Zauber der Schönheit ausmachen. Lebhaft, munter, gefallsüchtig, der Buhlerei ergeben suchten sie mehr zärtliche Leidenschaften einzuflößen als sie fähig waren, sie zu fühlen. Bei beiden Geschlechtern zeigte sich mehr Andacht als Tugend, ein höheres Gefühl für Ehre als wirkliche Anständigkeit, mehr Religion als Rechtschaffenheit. Eitle Zerstreuung nahm die Stelle wirklicher Unterhaltung ein, und Aberglaube die der Sittlichkeit, welches immer der Fall seyn wird, wo man die Menschen lehrt, daß Gebräuche die Stelle von guten Werken vertreten, und daß Verbrechen durch Geld und Gebete abgebüßt werden.

Die Ausschweifungen und Zerstreuungen, die in der Gesellschaft vor der Eroberung herrschten, hielten nicht nur die Fortschritte des Handels und Ackerbaues auf, sondern auch den Unterricht und die Künste: die Erziehung der Kinder ward vernachläßiget und mit wenigen Ausnahmen characterisirte Unwissenheit und Unbekanntschaft mit der Literatur das ganze Volk: »Die Canadier sind sehr unwissend, sagt General Murray in seinem Bericht gleich nach der Eroberung: es war die Politik der Franzosen, sie so zu erhalten. Druckereien waren nicht erlaubt bis wir uns des Landes bemächtigten, und wenige oder gar keine können lesen.« Die britischen Colonisten, die sich ehemals in der Provinz niederließen, waren so gering an Zahl und überhaupt so niedrig von Geburt und Erziehung, daß wenig oder gar keine Verbesserung von ihnen erwartet werden konnte: auch die Civilbeamten, die zur Verwaltung hinausgeschickt wurden, waren unwissende und unmoralische Leute, deren Hauptzweck kein andrer war, als Geld zusammenzuhäufen. Ihr unmoralisches Betragen, und der natürliche Leichtsinn und die Zerstreuung des Militairs sowohl als der Einwohner selbst mußte nothwendig einen verderblichen Einfluß auf die Sittlichkeit und die Gesellschaft in Canada äußern. Die nachtheiligen Wirkungen wurden noch nach Jahren gespürt und sind selbst bis auf diesen Tag noch nicht ausgerottet.

Die Künste und Wissenschaften machten mit der äußern Wohlhabenheit, dem Ackerbau und den Gewerben nicht gleiche Fortschritte: denn der Handel und die Betriebsamkeit erzeugte statt die Gemüther aufzuklären, nur eine schmuzzige Gewinnsucht. Mit der Vermehrung der britischen Ansiedler und der Abnahme des französischen Adels und Mittelstandes verlohr sich auch vieles von der höflichen und muntern Lebensweise, und die gesellige Zerstreuung, die ehmals das Leben in den Städten characterisirte, machte den ernstern mühseligeren und unzierlicheren Formen des Geschäftlebens Platz. Die Kaufleute und Handwerker fanden größeres Vergnügen ihre Handlungsbücher durchzusehn, als bei einem prächtigen Fest zu glänzen. Ihre ganze Glückseeligkeit beschränkte sich auf die Erwerbung von Reichthümern und ihre Kinder, die dieselbe Bahn verfolgen sollten, er-

hielten keine andre Erziehung als nöthig war, um sie zur Erreichung dieses Zweckes in den Stand zu setzen.

Als Ackerbau und Handel zunahmen, wurden die englischen Colonisten bedeutender und achtungswürdige Männer wurden hinübergeschickt, um die Regierung des Landes zu führen. Die französischen Einwohner sind indessen in dem Verhältniß ausgeartet, als die britischen Ansehn gewonnen haben. Der Adel und die Herrn sind fast verschwunden in der Masse des großen Haufens: ihre Besitzungen und Herrschaften sind unter ihre Kinder getheilt worden oder in die Hände der reichen britischen Kaufleute gefallen. Die Wenigen, die noch ein Gut oder eine Herrschaft besitzen, leben selten auf demselben, sondern leben ganz in den Städten, vom Ackerbau, Handel und den Künsten gleich entfernt. Sie besuchen ihre Güter bloß, um die Einkünfte zu erheben: und bei der Einsammlung haben sie oft viele Händel mit ihren Pächtern, deren Naturallieferungen nicht immer von der besten Beschaffenheit sind; und soweit treiben sie bisweilen die Verachtung gegen ihren Herrn, daß der letztre genöthigt ist, ihnen das Korn und Federvieh vor die Köpfe zu werfen. Diese kleinen Zänkereien entstehen indessen öftrer von dem reizbaren Temperament der Herrn als von der Unverschämtheit des Pächters.

Sehr wenige junge Leute werden für die Rechtswissenschaft erzogen und dann bisweilen nach England geschickt, um darin gebildet zu werden. Einige junge Franzosen sind in unsern öffentlichen Schulen erzogen, aber bei ihrer Rückkehr vergessen sie bald ihre Kenntniß und Erziehung. Die französischen Einwohner schicken ihre Knaben in das französische Seminarium, wo sie soviel lernen als zu einem Priester, Schreiber, Advokaten oder Notarius erfordert wird: es wird indessen zu diesen Geschäften ein viel geringerer Grad von Wissenschaften erfordert als in England. Von den übrigen Canadiern sollen nicht fünf in einem Kirchspiel lesen oder schreiben können: selbst Mitglieder des Provinzialparlements sind ohne diese gemeinsten Kenntnisse. In den letzten Jahren sind einige neue Schulen in Quebek, Montreal und Trois Rivieres angelegt: in Montreal ist ein Seminarium, das mit dem Namen eines Collegii beehrt wird,

wird wo lateinisch, französisch und englisch und die gewöhnlichen Elemente der Wissenschaften gelehrt werden.

Die Franzosen schicken ihre Töchter in die Nonnenklöster, wo für geringes Geld Lesen, Sticken und Aberglauben gelehrt werden. Die englischen Einwohner geben ihre Kinder in die Pensionsanstalten, die neulich in den beiden Hauptstädten, zu sehr nach dem Muster unserer weiblichen Erziehungsanstalten in der Nähe von London errichtet sind, wo die Vorsteherinnen mehr Rücksicht auf äußern Anstand und Lebensart als sittliche Ausbildung nehmen. Einer meiner Bekannten schickte seine beiden Töchter, von denen die älteste 12 Jahr alt war, in eine solche Pension; bei einem Besuch, den sie während der Ferien im elterlichen Hause machten, drehte sich ihre ganze Unterhaltung um die Offiziers der Armee: die Eltern fragten erstaunt, woher sie diese Kenntniß erhalten hätten? Sie tanzten jede Woche mit uns, antworteten die Mädchen, wenn der Tanzmeister kam: es war sehr angenehm, denn sie tanzen vortrefflich.

Die Erziehung des weiblichen Geschlechts ist sehr leicht und oberflächlich; die mißverstandene Nachsicht der Eltern vermehrt ungemein den Leichtsinn und die Flachheit, die allgemein unter den canadischen Frauen herrschen. Auch die Anwesenheit so vieler jungen Offiziers, die wenig anders zu thun haben, als Weibern den Hof zu machen, schmeichelt der Eitelkeit junger Frauen und macht sie zu liebenswürdigen Koketten. Die Engländerinnen haben etwas mehr Ernst in die Gesellschaft eingeführt: aber die französischen Mädchen sind noch ganz so wie Kalm sie vor 70 Jahren schildert. Viele derselben kleiden sich über ihren Stand und über das Vermögen ihrer Eltern. Sie flattern umher, spaßen und lachen über Zweideutigkeiten, und wenn sie sich beleidigt glauben, nehmen sie es mit den Beiwörtern, die sie geben, nicht sehr genau. Sie zeigen sich auch gern an den Fenstern, und bisweilen gelingt es ihnen auf diese Weise sich einen Mann zu verschaffen. Auch viele Engländerinnen sind nicht von der Schwäche und Flatterhaftigkeit frei, die den Französinnen zugeschrieben wird: doch machen einige französische und englische junge Schönen eine Ausnahme von der allgemeinen Verderbtheit ihres Geschlechts in der Colo-

nie und zeichnen sich durch bessere sittliche Eigenschaften und höhere Bildung aus.

Von dem sittlichen Charakter der vornehmern Gesellschaft in Canada läßt sich nicht viel Rühmens machen; kleine nachtheilige Anecdoten von Andern werden aufgespürt, ausgebreitet und mit Vergnügen angehört; die weiblichen Gesellschaften machen vollends eine Lästerschule aus. Für ein so kleines Volk, als das canadische, ist die Zahl ungetreuer Weiber, unterhaltener Mädchen und Dirnen von leichter Tugend ungemein groß, und nach Verhältniß größer als im Mutterlande; man vermuthet daß mehr Kinder ungesetzlich als in der Ehe gebohren werden. Die häufige Untreue der Weiber und Männer bringt große Erbitterung und Uneinigkeit in einigen höhern Cirkeln hervor. Die Frauen laufen oft zu einander, um nach der Wahrheit der ärgerlichen Gerüchte zu forschen, die im Umlauf sind. Processe über Vergehungen in Hinsicht auf eheliche Treue sind indessen unbekannt; auch nehmen die canadischen Edelleute ihre Zuflucht nicht zu Duellen, um ihre beleidigte Ehre zu rächen: die Ehemänner übersehen gemeiniglich die Schwäche ihrer Frauen, und begnügen sich entweder die Zahl ihrer gehörnten Brüder zu vermehren oder suchen Trost in den Armen eines Kammermädchens.

Die weiblichen Dienstboten folgen dem Beispiel ihrer Gebieterinnen: und es finden sich sehr wenige, die von den Modelastern ihres Zeitalters frei sind. Die Aufwartung ist schlecht, während dagegen die Schwierigkeit gute Dienstboten zu erhalten wächst. Das Lohn ist jährlich 12 bis 20 Pfund: aber die Geschicklichkeiten der Mädchen verdienen nicht den vierten Theil dieser Summe; sie bleiben selten über einen Monat an einem Ort und werden nie auf eine längere Zeit angenommen. Ein Dienstmädchen, das vier bis fünf Monate an einem Platz bleibt, wird als ein Muster von Vortreflichkeit betrachtet. Nach ihrem Charakter erkundigt man sich in Canada nie vorher; daher sind Ehrlichkeit, Nüchternheit und Tugend sehr seltene Eigenschaften unter der dienenden Classe in Canada. Die weiblichen Dienstboten sind meist unwissende französische Landmädchen oder die Weiber der Soldaten, die im Lande ankommen. Sie werden bald durch die ungebundnen Sitten verdorben, die

unter den untern Classen der Europäer im Lande herrschen; auch haben sie nicht einmal ein besseres Exempel von den höhern Ständen. Die canadischen Frauen stehn nicht in dem Ruf viele ökonomische Kenntnisse zu besitzen, die die Annehmlichkeit und das Glück der Familien in England ausmachen. Selten kann die Gebieterin die Unwissenheit ihrer Dienstboten ersetzen: selten steht man hier die Ordnung und Oekonomie einer englischen Tafel.

Die Gesellschaft der Städte in Canada ist von einigen Schriftstellern als so außerordentlich heiter, lebhaft und angenehm dargestellt, die in denselben herrschende freundschaftliche Eintracht und edle Gastfreiheit so reizend geschildert, daß ein Fremder glauben muß, die Einwohner machen nur eine große Familie aus: ich bedaure, daß ich kein ähnliches Bild aufstellen kann. Als ich Canada besuchte, war die Gesellschaft in Parteien getheilt; ärgerliche Auftritte waren die Ordnung des Tags, und Verläumdung, Lästerung und Neid Stolz und Geringschätzung Anderer schienen ihre Fahnen unter der größern Menge der Einwohner aufgeworfen zu haben. Die Zeitungen waren voll von boshaften Anspielungen und schändlichen Verläumdungen: all die Fröhlichkeit, das Glück, das ich in Canada zu finden erwartete, scheint das Land entweder verlassen oder überhaupt nur in der Einbildungskraft früherer Schriftsteller bestanden zu haben.

Durch den Wachsthum des Ackerbaus und des Handels sind verschiedene arme und unbekannte Familien reich und angesehn geworden; der Maaßstab des Verdienstes ist auch in Canada nur zu gewöhnlich der Reichthum oder der Rang. Tugend und Talente werden wenig in Anschlag gebracht. Die Nordwest-Kaufleute sind nur zu häufig, selbst von denen, die Theil an ihrer Gastfreundschaft hatten, mit Lästerungen überhäuft worden, allein ich habe keine Beweise daß sie diese Behandlung verdienen.

(Fortsetzung folgt.)

V.

Ein Wort über die noch jetzt in Kurland vorhandenen Krewinnen.

Es ist gewiß sehr merkwürdig, daß von dem früher so zahlreichen Volke der Kriwiczen jetzt nur noch sehr geringe Ueberreste vorhanden sind, und daß wir diese gerade in Kurland, ganz von Letten umgeben, zu suchen haben *). Sie bewohnen hier die Güter Neu-Rahden, Memelshof, Krussen und Wittwenhof in der Gegend von Bauske. — Daß dieses Volk vormals ein sehr weit sich erstreckendes gewesen seyn muß, sehen wir aus Schlözers allgemeiner nordischer Geschichte S. 510, wo es heißt: „Die Kriwiczen wohnten nach dem Constantin am Pripet: aber dem Chrono-

*) Nestor versetzt die Kriwitschen nach Gegenden, wo nur Slaven wohnten: die Kreewinnen aber sind nach den mitgetheilten Sprachproben doch offenbar Finnen: ich kann mich daher durch die bloße Aehnlichkeit der Namen nicht überreden, daß die heutigen Krewinnen zu den alten Kriwitschen gehören. Wünschenswerth wäre es, wenn die kurländischen Gelehrten auf die Ueberreste alter Völker in ihrem Lande aufmerksamer als bisher wären: namentlich ihre Traditionen, Gebräuche, Volkslieder, ihren sogenannten Aberglauben zu sammeln suchten. Der Hr. Verfasser der folgenden Blätter, der sich besonders mit dem Studium seiner vaterländischen Geschichte beschäftigt, wird nach seiner Rückkehr auch über diese Gegenstände wohl ein größeres Licht verbreiten. R.

„graphen zu Folge begriff dieser Name alle Völker an den „Quellen der Wolga, des Dneprs und der Düna, wo nun „Smolensk ist: einige derselben wohnten auch in Sewerien. „Wirklich, setzt Schlözer hinzu, müssen sie vormals ein weit= „ausgebreitetes Volk gewesen seyn; denn von ihnen nann= „ten die Litthauer ganz Rußland Krewen Zemlâ.“ Durch welche Veranlassung nun aber dieses Volk nach Kur= land gekommen, oder wodurch es dahin versetzt, oder da= selbst zurückgeblieben ist, davon schweigt, meines Wissens, die Tradition und Geschichte, — und daher erwarte man auch von mir keine Antwort auf diese Fragen. Meiner Absicht zu Folge werde ich hier, in gedrängter Kürze, nur Weniges, als Einleitung, zu den nachfolgenden Sprachpro= ben sagen; — von diesen aber den Geschichts= und Sprach= forschern so viele zu geben, als es mir jetzt möglich ist, halte ich für Pflicht; weil ich weder in Haigolds (d. i. Schlö= zers) Beilagen zum neuveränderten Rußland, noch in Hu= pels u. a. schätzbaren Werken mehr, als die Erwähnung dieser Sprache finde. —

Die Kriwitzen, die in Kur= und Livland Kreewin= nen oder Kreewingen genannt werden, sind wahrschein= lich Stammbrüder der Liven, — wenigsten scheint ihre Sprache ihren gemeinschaftlichen Ursprung zu beweisen, die, wie die Livische, ebenfalls ein Ehstnisch=Finnischer Dialect ist; auch ihre Kleidung hat viele Aehnlichkeit mit der der Ehsten und Finnen. — Eben so aber, wie die Kleidung, verliert auch die Sprache mit jedem Jahre immer mehr und mehr von ihrer Eigenthümlichkeit, indem nur die alten Leute sie noch reden. Herr Pastor H. C. Lutzau in Kur= land versichert sogar, daß die Anzahl der Kreewinnen, die ihre alte Sprache — wenn gleich sie auch nicht mehr ganz rein, sondern schon mit der Lettischen gemischt ist — noch inne haben und sprechen, sich höchstens auf sieben Indi= viduen belaufe, und daß sogar mehrentheils alle derselben schon jetzt in hohem Alter sind; — jüngere Personen — setzt er hinzu — erlernen die Kreewinnische Sprache nicht mehr. Man muß über diese Angabe erstaunen, wenn man bedenkt, daß die Zahl sämmtlicher, in Kurland vorhandenen Kreewinnen doch noch auf 1400 Menschen angeschlagen wird; denn sie bewohnen die Güter Neu=Rahden und Me=

melshof ganz, und die Zahl derselben beläuft sich, nach der vorletzten Revision, in dem ersteren etwa auf 600 männliche und eben so viel weibliche, — auf Memelshof rechnet man aber 100 männliche und 100 weibliche Seelen. Wie viele Kreewinnen zu den Gütern Wittwenhof und Krussen gehören, ist mir nicht bekannt. —

Die männliche Tracht der Kreewinnen unterscheidet sich von der der Letten bloß durch einen buntgestickten Hemdekragen und einen dunkelbraunen Leibrock von wollenem Zeuge. Die weibliche Kleidung ist ein, gewöhnlich blau wollenes, mit rothen Korallen gesticktes, loses Gewand, welches durch einen Gürtel um den Leib befestigt wird. Sehr oft legen die Weiber aber auch noch eine buntgestickte Decke über eine Schulter, ungefähr so, wie unsere Frauen die Shawls tragen. — Das unter dem losen Gewande hervortretende Hemd ist unten mit wollenem Garn so gestickt, daß es gleichsam wie mit einer Borde besetzt zu seyn scheint; viele Weiber und Mädchen tragen auch noch einen gestickten Halskragen. Der aus klarem Zeuge bestehende, mit Borden benähte Kopfputz, ist oben mit einer langen, stark verzierten, silbernen Nadel befestigt. Vor der Brust, am Hemde, tragen sie eine große Schnalle von Silber, die in Livland Breez genannt wird. — Die Mädchen gehen mit unbedecktem Kopfe, oder doch nur, wie die Letten und Ehsten, mit einem Kranz. —

In ihren Gebräuchen unterscheiden sich die Kreewinnen fast gar nicht mehr von den der gemeinern Klasse der Einwohner Kurlands; auch ihr sittlicher Charakter ist ganz so, wie der allgemein bekannte der Letten; in ihrer Lebensweise mögen sie sich von diesen aber vielleicht durch einen etwas größern Hang zum Cynismus und Aberglauben, eben nicht zu ihrem Vortheile, unterscheiden. Uebrigens sind die Kreewinnen im Ganzen religiöse, folgsame, arbeitsame, treue Leute. —

Die Sprachproben, die ich hier liefere, sind mir von meinem verehrten Freunde, dem Herrn Pastor Benjamin von Bergmann zu Ruien in Livland handschriftlich mitgetheilt worden. In der ersten übergebe ich dem Publicum eine Uebersetzung des Vaterunsers, und in der zweiten eine der Parabel vom verlorenen Sohne. —

Das Vaterunser.

Meggggi ise taiwâs! Jadku elka ssiwu ssenna! Tulap meggggi tiwi ssiwu kkikkkki! Siwu meele se iggauka, kui taiwâs, ni kas ma bêli! Meggggi armd leipe anna meli tennawa! Gedde meggggi padudd, kui me jettin nmili nisi melijad! E las meite kurja sad. Sewon wod se kurgge miusse erre. Jo siula kalpap ssiwu kkikkkki, ssiwu appi, un ssiwu ûwiwi ssewonsse ssewonse. Amen. —

Parabel vom verlornen Sohne.

(Evangel. Lucae Cap. XV. v. 11 — 32).

v. 11. Ein Mensch hatte zween Söhne.

12. Und der jüngste unter ihnen sprach zum Vater: gieb mir Vater das Theil der Güter, das mir gehöret. Und er theilete ihnen das Gut.

13. Und nicht lange darnach sammlete der jüngste Sohn alles zusammen, und zog ferne über Land; und daselbst brachte er sein Gut um mit Praßen.

14. Da er nun alle das Seine verzehret hatte, ward eine große Theuerung durch dasselbige ganze Land; und er fing an zu darben.

15. Und ging hin und hengete sich an einen Bürger desselbigen Landes, der schickte ihn auf seinen Acker, der Säue zu hüten.

16. Und er begehrete seinen Bauch zu füllen mit Träbern, die die Säue aßen, und niemand gab sie ihm.

17. Da schlug er in sich und sprach, wie viel Tag-

11. Ühen rüstul kahd poika.

12. Fe norampa neisse üttelle isapelli: Ise! anna miulla miu uessa miu rikkausas, mi miula tulap, tam neliante emmas rikkausas.

13. Eb kauga perre sid aika pa nisse norampa kkikkkke üchti paika, un nemmi kaugassi territi küggggc üma üwisi ebbüwi elletès.

14. Kui ssemm gaischutant üma üwisi, tali ssule kallaus, selli putuis.

15. Fihss nennitem un aggggatais ȧse nissi ümma üsentati, tam lähiti temmä emma nurmu pehli ssikkuja kaizama.

16. Temm tachtuli ümma wazza tautä purmuiaka, mitte siggas tscheit, bet ne üssse bantand ne ssenn te.

17. Fisstemm mellete ümmasa meelesi, un üttele:

löhner hat mein Vater, die Brodt die Fülle haben, und ich verderbe im Hunger.

18. Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater ich habe gesündiget in dem Himmel und vor dir.

19. Und bin fort nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße; mache mich zu einen deiner Taglöhner.

20. Und er machte sich auf und kam zu seinem Vater. Da er aber noch fern von dannen war, sahe ihn sein Vater und jammerte ihn, lief und fiel ihm um den Hals und küssete ihn.

21. Der Sohn aber sprach zu ihm: Vater, ich habe gesündiget in dem Himmel und vor dir, ich bin fort nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße.

22. Aber der Vater sprach zu seinen Knechten: bringet das beste Kleid hervor und thut ihn an, und gebet ihm einen Fingerreif an seine Hand und Schuh an seine Füße.

23. Und bringet ein gemästet Kalb her und schlachtets; lasset uns essen und fröhlich seyn.

24. Denn dieser mein Sohn war todt, und ist wieder lebendig worden; er war verlohren und ist funden worden. Und fingen an fröhlich zu seyn.

25. Aber der älteste Sohn war auf dem Felde; und als er nahe zum Hause kam, hörete er das Gesänge und den Reigen.

Mitu menneja miu issa, kkelle leipe tebwes schuikke, un miul leep nelke kolamma.

18. Mi stellaun ümma ise tiwi, un tahùn temmā pehli: Ise! mi ellan patutt wasssa taiwasa un wasssa ssinnu.

19. Un nella mugggu ku ellin, kui mie kuzzun ssiwu poika, tegge si miula, millesi ssiusa paiwa poisssi.

20. Un temm naissi, un minni ümma ise tiwi Temm lähus kauga sson näki temme ise, temm telli ssalutti ssennkauta, un jochssa aggatais ümpe kagla temma, anti ssunti.

21. Fe poika ütteli temma pehli: Ise! miella patutt pelleten, wasssa taiwas un wasssa ssinnu, un nella muggu ku ellin, kui mie kuzzun ssiwu poika.

22. Bet se ise ütteli ümmeja poissse pehli: Tohka kikkkke armamad sewad, un ächti temm, un antagga teli sermus kehtî, un umschkenged gialka.

23. Un tohka üwe wassika un tappa gase, lassaga meite schüëme un lustiga ellata.

24. Jo sse siwu poika elli koult, tas temm on eltewe, tam elli kawent un las on ssawatta. Un ned algoa lustiga ellata.

25. Bet sse wannampa poika elli nurmas, lähi tüli küattiwi, kuli temm ssenu karklam misi.

26. Und rief zu sich der Knechte einen und fragte, was das wäre?

27. Der aber sagte ihm: dein Bruder ist kommen und dein Vater hat ein gemästet Kalb geschlachtet, daß er ihn gesund wieder hat.

28. Da ward er zornig und wollte nicht hinein gehen. Da ging sein Vater heraus und bat ihn.

29. Er antwortete aber und sprach zum Vater: siehe, so viele Jahre diene ich dir und habe dein Gebot noch nie überteten; und du hast mir nie einen Bock gegeben, daß ich mit meinen Freunden fröhlich wäre.

30. Nun aber dieser dein Sohn kommen ist, der sein Gut mit Huren verschlungen hat, hast du ihm ein gemästet Kalb geschlachtet.

31. Er aber sprach zu ihm: mein Sohn, du bist allezeit bei mir, und alles, was mein ist, das ist dein.

32. Du sollst aber fröhlich und gutes Muthes seyn: denn dieser dein Bruder war todt und ist wieder lebendig worden; er war verlohren und ist wiederfunden.

26. Un kuzzi ühi ümmisi poissse, un temm kküischi, kenn sse on?

27. Un temm ütteli: Fiwu welgi tuli, un ssiwu ise üwe wasika tappa, kui temm terwi kottussai ssai.

28. Fis temm ssai inni, un neb tahub mennä. Temma ise menne welga, un palwub ssitta sschämi.

29. Fiss temm melletei un üttele issa pehli: Wah, ni kauga aigasu mie ssinnu kuhethan, ü nella jättänd tagga argand ssiwu un ssenn ssie miula e dalla kasa poika antand, kui mie ümmiak aüwi ellai ssinn.

30. Kui nu sse ssiwu poika, kui ssiwu ellamin, portuiaka nielant tuli, sis elli temm ümmetawa, wasika temme pehli.

31. Un temm ütteli temma ssenn pehli: Miu poika, sie galland miu tiwi, un kkikkkke, kkenn miul on, sse on kas ssiwn.

32. Bet ssiwulagelli nagramisika ümma üwi melika, ssiu wilgi elli koult, un ssai ellewe, tam elli kawent, un tam on satu.

Dies wäre alles, was ich, zum Behuf dieser Abhandlung, über die Kreewinnen zu bemerken hätte. Wer aber ausführlichere Nachrichten über dieses Volk zu erhalten wünscht, dem nenne ich folgende Werke:

1) Wöchentliche Unterhaltungen für Liebhaber deutscher Lectüre in Rußland. Herausgegeben von Johann Friedrich Recke. Mitau, 1805. Band 2. No. 28.

Pag. 19—24. 8. Eine sehr empfehlenswerthe, reichhaltige Zeitschrift.

2) Beschreibung der Provinz Kurland. Nach Anleitung des unter allerhöchstem Schutz Seiner Kaiserlichen Majestät von einer freien ökonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg im Jahre 1802 angefertigten Entwurfs. Mitau, 1805. 4. Pagina 186—190. Als Herausgeber dieser Schrift, die viel Brauchbares enthält, nennen sich **P. von Keyserling** und **Ernst von Derschau**. —

3) **Fabris** historisches und geographisches Journal (das als eine Fortsetzung der: Neuen historischen und geographischen Monatsschrift zu Halle, Leipzig und Jena herauskam) 1792. St. 2. — Diese Schrift kenne ich nicht; denn es ist mir leider bis jetzt noch immer nicht gelungen, sie durch Buchhandlungen und Antiquare zu erhalten.

Endlich wird man 4) auch noch Einiges über die Kreewinnen finden in meiner, noch im Laufe dieses Jahres erscheinenden: Disquisitio de origine nominis Livoniae, historiae Livonorum prodromus. §. 5. und 17. Diese Schrift führe ich hier an, weil sie manche mit Mühe gesammelte Literarnotiz und das, meines Wissens, Bemerkenswertheste über die, mit den Kreewinnen nah verwandten, Liven enthält*).

Berlin, im Januar
1816.

D. **Woldemar von Ditmar.**

---

*) In den Sprachproben sind die gestrichenen lettischen Buchstaben aus Noth durch Verdoppelung angedeutet. R.

VI.

Statistisches Mancherlei.

Soldaten, die im englischen Dienst blind geworden sind oder ein Glied verloren haben, erhalten so lange sie leben täglich

Serganten	1 Sch.	6 P.	=	15 g. Gr.
Korporale	1 —	2 —	=	$11\frac{1}{2}$ —
Gemeine	1 —	,	=	10 —

Die Pensionärs außerhalb Chelsea haben jährlich

erste Klasse	18 Pf.	15 Sch.	0 P.	=	112 Rthlr.
zweite —	13 —	13 —	,	=	90 —
dritte —	7 —	12 —	,	=	45 —

Soldaten, die von den Veteranbataillons entlassen werden, erhalten 9 Pence; und wenn sie ganz unfähig sind 1 Sch. täglich. Alle entlassene Soldaten erhalten auf 14, 21 oder 28 Tage vollen Sold, je nachdem die Entfernung von ihrer Heimath größer oder geringer ist.

In den Jahren 1811—1813 hat die englische Armee und Miliz an Todten und Ausreißern verloren:

Armee	1811	— 13,176	Todte,	5072	Ausreißer.
Miliz	—	— 977	—	2015	—
Armee	1812	— 16,409	—	6001	—
Miliz	—	— 995	—	1367	—
Armee	1813	— 18,015	—	6234	—
Miliz	—	— 870	—	1368	—

Der Gesammtbetrag des Geldes, das der Schatz zur Unterhaltung der Polizei in London für das Staatsjahr 1814 bezahlte, belief sich auf 49,746 Pf. Bowstreet kostete 13,970 Pf.; die Patrouille zu Pferde 6699 Pf.; sieben Polizeibureaux 21,033 Pf.; das Polizeibureau der Themse 6775 Pf., und die Flußpolizei 1266 Pf. Im vorhergehenden Jahre machten die Kosten der Polizei 43,980 Pf. aus.

Die Kosten, die die Aufsicht über die Fremden erfordert, belaufen sich nach einem dem Parlament vorgelegten Ueberschlag auf 8000 Pf. jährlich.

Wachsthum der Bevölkerung in England und Wales.

1377	betrug die Bevölkerung		2,092,978.
1483	—	—	4,683,000.
1688	—	—	6,500,000.
1814	—	—	8,500,000.

Zunahme der Verbrecher in England u. Wales.

1808	waren eingez. Verbrecher	in Untersuchung	4375
1809	—	—	5330
1810	—	—	5146
1811	—	—	5337
1812	—	—	6576
1813	—	—	7164
1814	—	—	6390

Besonders nehmen die Verbrechen der Knaben in einem kaum glaublichen Verhältnisse zu.

Sklavenhandel.

Es ist merkwürdig, daß der englische Verkehr mit Afrika nach der Abschaffung des Sklavenhandels ungemein zugenommen hat, wohl aus dem einfachen Grunde, weil die sonst auf diesen Zweig verwandten Capitale jetzt anders gebraucht werden. Die ganze jährliche Einfuhr afrikanischer Waaren nach England vor der Abschaffung betrug nicht viel über 70000 Pf. Im J. 1808, dem ersten Jahr der Ab-

schaffung stieg sie bis 374,306 Pf. und 1810 auf 535,572 Pf., beide Jahre mit Ausnahme des Goldstaubes, der keine Abgaben bezahlt. Noch erstaunlicher ist die Zunahme der Ausfuhr nach Afrika. So lange der Sklavenhandel dauerte, scheint sie nicht 50000 Pf. überstiegen zu haben, während sie im J. 1808: 820,194 Pf. und im J. 1810 693,911 Pf. ausmachten.

Die gesammte Abgabe von einer Pipe französischen Wein in England beträgt gegenwärtig 71 Pf. 18 Schl. 6 P. und portugisischen Wein 47 Pf. 5 Schl. 6 P. Im J. 1697 (also vor dem Methventractat) wurden nur 2 Tonnen französischer Wein eingeführt, 4000 Tonnen portugisischer; 7900 spanischer und 400 reinischer Wein. Die Einfuhr der französischen Weine ist auch hernach nicht sehr groß gewesen; 1785 391 Tonnen, 1813 1154 Tonnen. Durch die erhöhte Abgabe ist die Weineinfuhr in England sehr vermindert. 1803 sind 11,557 Tonnen mehr eingeführt, als 1814. Die Accise von Wein betrug 1803 1,233,336 Pf.; 1814 925,603 Pfund.

In den 3 Monaten, die am 1sten May 1811 endigten, wurden 6,677,127 Zeitungsblätter gestempelt, die 97,374 Pf. 15 Schl. 4½ P. einbrachten. In den 3 Monaten, die am 1sten Februar 1815 endigten, wurden 5,890,671 Blätter gestempelt, die 85,905 Pf. 12 Schl. 4½ P. abwarfen.

Die englische Armee hatte am 25. Dez. 1814 folgenden Bestand.

	Engl.	Fremde.	Ueberhaupt.
Reiterei —	19,785 M.	3,889 M.	23,674 M.
Artillerie —	17,661 —	1,422 —	19,083 —
Sappörs u. Minörs	1,254 —		2,254 —
Fußvolk —	136,073 —	39,710 —	175,783 —
Miliz —	20,372 —		20,372 —
Summe	196,145 M.	45,021 M.	241,466 M.

Provinzialbanken.

Die Zahl der Provinzialbanken hat in folgendem Verhältniß zugenommen:

1811 waren 649
1812 — 625
1813 — 643
1814 — 689
1815 — 696

Im J. 1811 betrug die Zahl der Theilnehmer 1914, 1815 aber 2164.

Uebersicht des Verhältnisses zwischen dem Steigen des Preises der Arbeit und des Korns, und der zunehmenden Verarmung in England seit 1687.

	Preis des Brodes.	Werth d. Pf. St. in Viertel Broden.	Tagelohn in Gelde.	Tagelohn in Brod.	Armentaxe.	Armenzahl.
1687	3 P.	80	6 Sch.	24	665,362 Pf.	563,964
1776	6½ "	37	8 "	15	1,523,163 "	695,177
1785	6 "	40	8 "	16	1,943,649 "	818,851
1792	7 "	34	9 "	15	2,645,520 "	955,362
1803	10 "	24	10 "	12	4,113,164 "	1,039,716
1811	12 "	20	12 "	12	5,922,954 "	1,247,659
1812	20 "	12	15 "	9	16,452'656 "	2,079,432

Bengalische Rangliste.

1. Generalgouvernör. 2. Richter des obersten Gerichts. 3. Der höchste Befehlshaber. 4. Der Oberrichter von Calcutta. 5. Mitglieder des höchsten Raths. 6. Advocaten. 7. Geistliche und Aerzte. 8. Offiziers in der Marine und Armee bis zu Obristen u. Postcapitains von 3 Jahren hinab. 9. Oberkaufleute (Seniormerchants). 10. Oberstlieutenants u. Postcapitains. 11. Majors und Capitains von den gewöhnlichen Schiffen der Compagnie. 12. Capitains im Dienst des Königs und der Compagnie. 13. Wundärzte. 14. Unterkaufleute. Lieutnants in der Königl. Flotte. 16. Factore. 17. Schreiber. 18. Lieutnants. 19. Fähndrichs. 20. Cadets.

Ueber das Verhältniß des weiblichen Geschlechts zum männlichen in heißen Ländern.

Sehr allgemein ist die Behauptung, daß in den heißeren Ländern das weibliche Geschlecht viel zahlreicher als das männliche sey und daß daher die Vielweiberei durch ein Naturgesetz geboten sey. Leichtsinnige Reisende haben diese Versicherung bestätigt, z. B. Bruce, Mariti u. s. w. Die Muhamedaner selbst sind gewohnt in diese Versicherung einzustimmen, denn sie wünschen natürlich auf diese Weise die erlaubte Polygamie zu rechtfertigen: allein die vortrefflichsten Beobachter haben die Thatsache theils geläugnet, theils bezweifelt. Süßmilch theilt einige Geburtslisten von der deutschen Mission in Trankebar mit, die dasselbe Resultat wie die aus kalten Ländern geben: Gleichheit der männlichen und weiblichen Geburten mit einen kleinen Unterschied auf Seiten der Knaben. Porter (Engl. Gesandter b. d. Pforte) erklärte die obige Versicherung für eine Erdichtung und Niebuhr findet sie unwahrscheinlich: und in einigen kleinen Listen aus Bagdad, Bombay und Surate, die er mittheilt, ist das Verhältniß fast gleich. Folgende neue Beobachtungen sind als eine weitere Bestätigung der Gleichheit, die in den weiblichen und männlichen Geburten Statt findet, merkwürdig.

In den dem Parlament bei Gelegenheit der letzten Verhandlungen über Indien vorgelegten Dokumenten befindet sich ein Bericht des Major Munro, der eine sehr genaue Kenntniß des Landes zu besitzen scheint, an die Regierung in Madras. Er sagt, daß die Bevölkerung in den abgetretenen Gebieten *) nicht viel geringer sey als zwei Millionen, und daß der Unterschied im Verhältniß der Männer zu den Weibern zehn Procent zum Vortheil der erstern betrage. Major Munro versichert, daß dies Resultat auf der sorgfältigsten Zählung beruhe, und daß bei den Muhamedanern und den Casten, die ihre Weiber einschließen, von den Hausvätern oder ihren Nachbarn genaue Erkundigungen eingezogen sind. Es ist auch eine allgemeine Meinung unter den Eingebornen, daß die Zahl der Männer

*) Sie sind in dem Auszuge im Europ. Magazin 1815. I. S. 227 nicht näher angegeben.

die der Frauen um ein Zehntel übersteigt. In einigen Dörfern war die Zahl beider Geschlechter gleich, in einem einzigen die der Weiber überwiegend, im Ganzen war aber das Resultat immer dasselbe. Zum Theil mag diese Erscheinung von der großen Sorgfalt herrühren, die die Indier auf die Erziehung der Knaben wenden; bei Zwillingen sucht die Mutter immer eher das männliche als das weibliche Kind zu erhalten: auch giebt sie, wenn das jüngere Kind ein weibliches ist, die diesem bestimmte Milch dem älteren Knaben, wenn er etwa krank oder schwach ist. Die Weiber sind in Indien schwerern Arbeiten unterworfen als die Männer: indessen wird doch aus allen diesen Bemerkungen sich nur der Schluß abziehn lassen, daß zwischen beiden Geschlechtern auch in Indien eine Gleichheit herrscht. Auch in der Capcolonie findet ein Ueberschuß der Männer über die Weiber Statt, der überhaupt 1600 Köpfe beträgt *). Endlich wird die angeführte Ansicht durch die Bemerkungen des Missionärs Campbell **) bestätigt, der anführt, daß in Bethelsdorf in Südafrica 1813 223 Männer und 338 Weiber, aber 243 Knaben und 248 Mädchen vorhanden waren, in der Sadt der Griqua 291 M. 399 W. 310 Knaben 266 Mädchen. Es ist klar, daß die größere Zahl der Weiber erst später entsteht: die Männer kommen theils auf der Jagd, theils im Kriege um; die Gefahr von wilden Thieren zerrissen zu werden ist sehr groß; derselbe Reisende führt das Beispiel einer Frau an, die 10 Kinder hatte, die sämmtlich auf diese Weise umkamen.

*) H. Salt neue Reise S. 7. d. Uebers.

**) Travels in South Africa. S. 84 u. 256.

Zeitschrift
für
die neueste Geschichte,
die Staaten- und Völkerkunde.

Vierten Bandes fünftes u. sechstes Heft 1816.

Lex 14 Codicis de Judaeis. Honorius et Theodosius Augusti Philippo. Nullus tamquam Judaeus cum sit innocens observatur nec expositum eum ad contumeliam religio qualiscumque perficiat. — — Sed ut in hoc personis Judaeorum volumus esse provisum: ita id quoque monendum esse censemus, ne Judaei forte insolescant elatique sui securitate quicquam praecipiter in Christianam reverentiam ultionis admittant.

I.

Die Rechte des Christenthums und des deutschen Volks, vertheidigt gegen die Ansprüche der Juden und ihrer Verfechter.

In der Vorrede zu meiner Schrift: über die Ansprüche der Juden an das deutsche Bürgerrecht, sind die Ursachen angegeben, die mich zu diesen Betrachtungen und Untersuchungen veranlaßten; nie haben persönliche Rücksichten auf irgend eine meiner schriftstellerischen Arbeiten Einfluß gehabt; nie hat mich ein Jude beeinträchtigt; ich habe mit keinem einzigen auch nur in den entferntesten Verhältnissen gestanden; ja, ich kenne nur eine sehr geringe Anzahl, und bin, so viel ich weiß, nie in der Wohnung eines Juden gewesen. Nur aus warmem Eifer für die christliche Religion, aus Wohlwollen für das Volk, dem ich gehöre, aus inniger

Ueberzeugung von den Nachtheilen, die aus der unüberlegten Gleichstellung der Juden mit Christen und Deutschen entspringen müssen, hab' ich jene Blätter geschrieben, nicht aus Haß gegen die Juden oder einem andern unreinen Bewegungsgrund; indessen scheint es, daß ein Jude von einer Handlung ohne alle Nebenabsichten sich keinen Begriff machen kann; ein gewisser M. Heß zu Frankfurt am Mayn, der ein Buch gegen mich hat drukken lassen *), meint, ich müsse aus Neid auf den Reichthum der Juden geschrieben haben. Es ist der gewöhnliche Kunstgriff, daß die Vertheidiger einer schlechten Sache, um die Aufmerksamkeit von der Sache abzuleiten, die Absichten des Gegners verdächtig zu machen suchen; ich kann mir indessen diesen Vorwurf schon gefallen lassen, da die Juden sich nicht entblödet haben, gegen die Manen Luthers noch weit unwürdigere Beschuldigungen aufzustellen.

Ich habe die Frage historisch und politisch betrachtet; mit Sorgfalt suchte ich alles, was nur den Schein einer Beleidigung und Kränkung haben konnte, zu vermeiden; deswegen sind alle Persönlichkeiten, alle Anspielungen auf die neueste Zeit und meine nächste Umgebung ausgelassen. Dessenungeachtet ist meine Arbeit Veranlassung zu mancherlei Schriften gegen mich geworden, in der sich nur zu deutlich die roheste Leidenschaftlichkeit ausspricht; selbst in die Zeitungen sind für Geld und gute Worte eine Menge Ausfälle aller Art gegen mich und meine Schrift aufgenommen; besonders hat sich die allgemeine Zeitung (vermuthlich in der Aussicht, daß wenn die Juden erst allgemein die Herrschaft haben, sie immer als treue und alte Dienerinn der Allgemeinheit erscheine) ein ordentliches Geschäfft daraus gemacht, jedem israelitischen Federfechter ihre papiernen Schranken zu eröffnen. Ich habe zu diesen Erbärmlichkeiten geschwiegen,

*) Freimüthige Prüfung der Schrift des Herrn Professor Rühs über die Ansprüche der Juden u. s. w., von M. Heß, Oberlehrer der israelitischen Bürger- und Realschule zu Frankfurt. Frankf. a. M. 1816. 90 S. 8.

was mir von den Gegenschriften zu Gesichte kam, berührt die Sache gar nicht und ich konnte sie füglich auf sich beruhen lassen. Schon vor längerer Zeit verkündigte die allgemeine Zeitung, daß der Herr Kirchenrath Ewald in Karlsruhe mit Lutherischer Kraft und Fichtescher Dialektik mein armes Büchlein völlig in den Staub getreten habe; daß von meinen abgenutzten Einwendungen und schulfüchsischen Sophistereien gar keine Rede mehr seyn könne; daß man aufs schleunigste und dringendste, zur Rettung der Welt, vor allen andern Dingen, die Rechte der hochlöblichen Jüdischheit festsetzen und sie vorläufig in allen Stücken den christlichen Deutschen gleich stellen müsse. Natürlich ward ich begierig, ein schon vor der Geburt so sehr gepriesenes und gebenschtes *) Werk zu sehen; ich habe es durchgelesen, indessen nirgends weder den Fichte noch den Luther, sondern leider! bloß den leibhaften Ewald gefunden. Die Schrift ist zunächst durch die Anzeige des Hrn. Professor Fries von meiner Abhandlung in den Heidelberger Jahrbüchern veranlaßt. Herr E. hat diesen Gelehrten als Denker und Menschen längst verehrt; daher empört es ihn, denselben jetzt auf einem so schlechten Pfade und in meiner Gesellschaft zu erblicken. Fast scheint es, als wenn Herr E. seinen Zorn über mich ergießt, weil ich gewissermaßen die Ursache bin, daß er seine Meinung von diesem, ihm einst so verehrungswürdigen, Denker nun ändern muß. Da ich nun einmal Veranlassung gewesen bin, daß diese Sache lebhaft zur Sprache gekommen ist, da ich mich als das Organ betrachten darf, wodurch die Ansicht und Meinung so vieler christlicher und deutscher Männer ausgesprochen ist, so bin ich es mir selbst schuldig, die Wahrheit und die Grundsätze der wahren Politik gegen die Flachheit und die Verkehrtheiten der Zeit zu vertheidigen. Ich darf hoffen, daß auch diese Schrift nicht ohne Nutzen seyn und wenigstens reifere Erwägungen veranlassen wird.

---

*) Benschen brauchen die Juden für benedicere; ein Todtkranker wird gebenscht, d. h. bekommt einen andern Namen; man hofft dadurch den Todesengel hinter's Licht zu führen.

Die Gegner und auch Herr Ewald bedienen sich eines eben so jämmerlichen als verächtlichen Kunstgriffs, wodurch sie mich in die Klemme zu bringen hoffen; sie flüchten sich hinter erhabene Autoritäten; sie suchen den Judenstreit als eine hochwichtige Staatssache darzustellen, und so wie man vor kurzen in der Judenliebe und Judenbegünstigung nur noch das Zeichen der wahren Aufklärung erkannte, so möchte man jetzt bereits jeden Versuch zu Bestreitung der jüdischen Anmaßungen für ein Staatsverbrechen ausgeben. Herr Ewald hält mir sogar ein im Namen Sr. Durchlaucht des Fürsten Hardenberg erlassenes Schreiben an den Senat in Lübeck gleichsam wie einen Medusenschild entgegen, und hofft, mich durch diesen Anblick in Stein zu verwandeln. Dieser Kniff meiner Gegner zwingt mich, folgende Erklärung vorauszuschicken. Ich scheue mich nicht bei einem Gegenstand, über welchen nur Gründe und eine auf Gründen ruhende Ueberzeugung entscheiden können, meine Meinung auszusprechen, selbst auf die Gefahr, daß sie mit der herrschenden Ansicht oder gar der besondern Ansicht dieser oder jener Männer von Einfluß nicht übereinstimmt; und ich weiß nicht, wie ich meine Ehrerbietung gegen den Staatsmann, dessen auch von mir verehrten Namen man hier gewiß sehr unberufen eingeflochten und geltend gemacht hat, besser beweisen kann, als wenn ich freimüthig die Resultate meines Nachdenkens und meiner Studien, ohne irgend eine pfäffische, kriechende, schmeichlerische Rücksicht, ohne ängstliche Untersuchung, ob der Mantel auch nach dem Winde gedreht sey, darlege. Es giebt in allen Staaten Verhältnisse und Einrichtungen, die auf dem Standpunct der wahren politischen Wissenschaft als verwerflich und schädlich erscheinen. Wenn es überhaupt eine politische Wissenschaft giebt, wenn man nicht mit der Anwendung eines herkömmlichen Mechanismus ausreichen will, so ist es zunächst die Pflicht akademischer Lehrer, die Grundsätze, nach denen die Praxis verfährt, zu prüfen, die falschen zu bekämpfen und die richtigen an ihre Stelle zu setzen;

das muß bei dem jetzigen Zustand der Wissenschaften in allen Schriften und Vorlesungen über staatswissenschaftliche Gegenstände täglich der Fall seyn; der Gelehrte, der ihnen seinen Fleiß widmet, thut es in der Hoffnung, daß die würdigeren praktischen Staatsdiener, deren Bildung doch immer von ihm ausgeht, die wahren Ideen in's Leben einführen, und das, was ihnen widerspricht, allmählig wegräumen werden. Allein diese Beurtheilung darf sich nicht weiter, als auf die Grundsätze erstrecken; der Staatsgelehrte hat nicht nöthig, die unmittelbare Anwendung auf das Land zu machen, in welchem er lebt, auf die Obrigkeit, der er unterworfen ist; sind die allgemeinen Ansichten richtig, so muß jede besondere Erfahrung sie bestätigen; ich meines Theils halte mich weder hier befugt noch berufen, öffentlich die Maaßregeln, die man im Preußischen ergriffen hat, zu beurtheilen; und ich habe daher weder in der frühern noch in dieser Schrift auf die Juden im preußischen Reiche, ihren Einfluß, ihre Verbindungen, ihre Wirksamkeit, ihre Verhältnisse u. s. w. Rücksicht genommen, eines so großen Vortheils ich mich auch dadurch beraubt habe.

Der Streit hat ferner einen größern Umfang erhalten, als worauf ich mich einlassen kann; ich erkläre, daß ich keinesweges mit allen Ansichten des Herrn Professor Fries übereinstimme, obgleich es mir erfreulich seyn muß, daß wir, von ganz entgegengesetzten Richtungen ausgehend, uns in dem Hauptresultat begegnen. Meine Pflicht ist, die Behauptungen und die historischen Sätze zu vertheidigen, die von mir aufgestellt sind; ich bin es mir selbst schuldig, zu beweisen, daß ich nicht leichtsinnig, sondern nach redlicher und gewissenhafter Forschung meine Ansichten meinem Vaterlande vorgelegt habe; ich bin es denjenigen Lesern schuldig, die vielleicht durch mich in ihrem Urtheil bestimmt oder befestigt seyn mögen. Daher werde ich nur dasjenige in der Schrift des Herrn Ewald berücksichtigen, was mich betrifft, und was sich mehr oder weniger auf Politik und Geschichte bezieht; das Uebrige

bleibt für seine Rechnung stehen; ich werde es nur gelegentlich, so weit es mir zur Beweisführung überhaupt dienlich seyn kann, benutzen. Namentlich maße ich mir über die pädagogischen Vorschläge des Herrn Kirchenraths kein Urtheil an; daß sie, christlich und politisch betrachtet, ungereimt und verkehrt sind, werde ich beweisen; an und für sich mögen sie recht klug, ersprießlich und jüdischreligiös seyn, selbst ihre heilsamen Folgen will ich nicht läugnen, und sie werden desto gewisser seyn, wenn der ehrwürdige Ewald die Gelegenheit zu einem neuen erklecklichen Verdienst benutzt und — was keiner so gut kann als eben er — die jüdische Welt mit der Kunst, **ein guter Jude und eine gute Jüdinn zu werden**, beschenkt.

I.

Der Hauptsatz des Herrn **Ewald** und überhaupt aller Judenverfechter seit Dohm lautet: den Israeliten müssen gleiche Rechte mit andern Staatsbürgern gegeben werden, wenn sie wie andere Staatsbürger gebildet werden sollten *). Wer auch nur die ersten logischen oder in Herrn E's. Sprache, **logicalischen** Begriffe besitzt, wird das Verkehrte dieses Schlusses einsehen; ihm fehlt alle bindende Kraft, es ist, wie die Gelehrten sagen, ein wahres Hüsteron Proteron, d. h. ein Satz, in welchem das, was zuletzt steht, zuerst stehen sollte. Will man Consequenz hineinbringen, so muß man ihn gerade umkehren: „sollten den Israeliten gleiche Rechte mit andern Staatsbürgern gegeben werden, so müssen sie wie andere Staatsbürger gebildet seyn:" d. h. in unserm Fall, (denn ich spreche durchaus nur von Deutschland) christlich und deutsch: hieraus folgt aber die Unmöglichkeit des Vorschlages von selbst, so lange die Juden Juden bleiben, oder mit andern Worten, weder Christen noch Deutsche werden wollen; die Bündigkeit in dieser Art zu schließen, ist so ein-

*) Ideen über die nöthige Organisation der Israeliten in christlichen Staaten, Karlsruhe und Baden 1816. 8. S. 83.

leuchtend, daß ich die Entscheidung darüber jeder Facultät, und wär's die von Salamanca, überlassen will. Meine erste Aufgabe ist jetzt, die Unverträglichkeit des Christenthums und der Deutschheit mit dem Judenthum und der Jüdischheit näher auseinander zu setzen. Es sind diese beiden Hauptpuncte in allen mir bekannten Schriften nie gehörig in's Licht gesetzt, und ich rechne es meiner Abhandlung zu einem kleinen Verdienst an, sie in ihrer ganzen Bedeutung hervorgehoben zu haben.

Die ersten Judenadvocaten verbanden offenbar mit ihrer Vertheidigung die feindseligsten Absichten gegen das Christenthum und die christliche Religion; sie hofften, daß die Begünstigung des Judenthums ein Mittel seyn werde, um den christlichen Gottesdienst allmählig zu stürzen. Herr v. Dohm hat sich nicht gescheut, seine Ansicht ganz unverholen auszusprechen: „ich gestehe," sagt er *), „daß ich es auch noch für eine neue glückliche Folge der bessern Behandlung der Juden halten würde, wenn dadurch die Zahl der öffentlichen freien Bekenner der natürlichen Religion gemehrt und hiedurch die Veranlassung ihrer religiösen Vereinigung gegeben wäre, welches, wie mich dünkt, kein geringer Fortschritt zu der Verbesserung und Aufklärung des menschlichen Geschlechts überhaupt seyn dürfte. Die Lehrer der auf eine unmittelbare Mittheilung der Gottheit gegründeten Systeme, könnten hiebei immer fortfahren, die Unzulänglichkeit der Vernunftwahrheiten und die Nothwendigkeit einer höhern Bestätigung oder Vermehrung derselben mit der Vernunft unerreichbaren Wahrheiten zu behaupten, nur dürften sie die nicht stören, welchen nun einmal das erste Geschenk der Gottheit — die Vernunft — genug ist, und welche sich außer ihr von keiner weitern Erkenntnißquelle überzeugen können." —

Wer auch nur die entfernteste Ahnung von den Offenbarungen der Geschichte hat, wird sich leicht überzeugen, daß die Religion die eigentliche innere Lebenskraft in der

*) Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden, 2r Theil, S. 182.

Entwickelung aller Völker und Staaten ist; daß die religiösen Ansichten und Meinungen auf's genaueste nicht nur mit der geistigen, sondern auch mit der politischen Bildung zusammenhangen. Bei den europäischen Völkern hat sich die Wirkung des Christenthums auf's herrlichste offenbart: ihm allein haben sie die Vorzüge zu danken, wodurch sie sich vor allen andern Nationen auszeichnen: in der christlichen Religion lag das wirksame Gegengift wider so manche Uebel und sittliche Krankheiten, womit die neue Welt von manchen Seiten her bedroht ward; sie ist das heilige Band, das alle Theile verknüpft; sie erzeugt den freiwilligen Gehorsam, der die Obrigkeit und die Unterthanen in das rechte Verhältniß stellt. Es ist ein höchst inhaltreiches Wort: eine christliche Obrigkeit, und wer von der Bedeutung dieses Begriffs innig durchdrungen ist, muß über den Leichtsinn eines vorgeblich christlichen Geistlichen *) sehr empört seyn, der es z. B. ganz unbedenklich findet, daß ein Jude einem Christen einen Eid abnehme, oder ihm in irgend einer andern Beziehung vorgesetzt sey. Es scheint ihm genug, daß die unterrichteten Juden den Heiland für einen edlen Schwärmer (warum nicht für einen betrogenen Betrüger) halten, dessen Character übrigens Achtung verdiene. Ein Jude der so aufgeklärt denkt, muß also, nach der Ansicht der Judenverfechter, weit über den abergläubischen Christen stehen, der in roher Blindheit in Jesus Christus seinen Erlöser und den wahren Sohn Gottes verehrt. Wahrlich, dann sehe ich nicht ein, warum man nicht, wie es in Dänemark wirklich der Fall gewesen ist **), Juden zu Taufzeugen bei christlichen Kindern einladet, warum nicht unsre Kirchen zu Synagogen gebraucht; der herrliche Dom in Karlsruhe, durch dessen Bau das großherzoglich Badische Haus sich ein so bleibendes Andenken stiftet, kann nach Hrn. E's Ansicht keine würdigere und humanere Bestimmung erhalten, als wenn er dem jüdischen und christlichen

*) Ewald S. 176.

**) Nach der Versicherung meines Freundes E. Henderson.

Cultus zugleich dient, eine Simultankirche wird, wo heute der jüdische Doctor, Herr Wolf, vor christlichen Frauen und Mädchen, und morgen der christliche Kirchenrath, Hr. Ewald, vor hübschen Jüdinnen erbauliche Betrachtungen anstellt.

Ohne die christliche Religion würden alle unsere Staaten aufhören, es zu seyn; diese Wahrheit ist so einleuchtend, daß sie wol keiner weitern Auseinandersetzung bedarf. Christliche Staaten dürfen daher durchaus nichts dulden, vielweniger befördern, was auf irgend eine Weise die christliche Religion, die ihr eigentliches Lebensprincip ist, in ihrem Ansehn, ihrer Ausbreitung und Wirksamkeit stören kann. Kein christlicher Staat darf z. B. erlauben, daß ein Jude ein Testament macht, und diejenigen von seinen Kindern, die das Christenthum annehmen wollen, ganz oder zum Theil enterbt. Vor etwa dreißig Jahren entstand über einen solchen Fall in Berlin ein sehr merkwürdiger Rechtshandel, den die Gerichte zum Vortheil der Juden entschieden. Der seel. Tychsen in Rostock suchte freilich sehr ungereimt zu beweisen, daß der Ausdruck des Erblassers „nicht bei der jüdischen Religion bleiben" nicht vom Christenthum, sondern vom Uebertritt zu naturalistischen und abgöttischen Meinungen verstanden werden müsse. Allein der höchstseelige König Friedrich Wilhelm II. sah das Unziemliche ein, das in dem Testament lag, und wenn er dem aufklärerischen Geist der Zeit für den vorliegenden Fall nachgab, befahl er doch in wahrhaft christlichem Geist, daß ähnlichen Fällen durch ein bestimmtes Gesetz vorgebeugt werde, damit nicht, zum Nachtheil der christlichen Religion, noch mehr Testamente der Art von Juden gemacht werden. In einem christlichen Staat wird es eine Entweihung seyn, wenn, wie die Flachheit der Aufklärer es unbedenklich findet, die Buden der Juden am Sonntage geöffnet wären, oder ihnen erlaubt seyn sollte, an christlichen Feiertagen alle Arbeiten zu verrichten.

Wer den Staat, mit Hrn. Ewald, bloß für eine Anstalt zum Nutzen und Vergnügen, wie etwa ein Opern=

haus, einen Concertsaal oder ähnliches öffentliches Institut ansieht, wo Jeder für sein Geld, nach dem Ausspruch der Juden in der bekannten Comödie vom Magister Lämmermeier, gleiche Rechte erwirbt, und auf das „hab' ich doch bezahlt" pochen kann, der wird freilich den genauen Zusammenhang zwischen dem höchsten Zweck des Staats und der Religion nicht begreifen; er wird es als eine Thorheit betrachten, wie man noch andere Eigenschaften von einem Ehrenmann fordern kann, als Abgaben zahlen und was dem angehet.

Herr Ewald spricht ein Breites und Langes über die Bildung der Juden; er fordert Anstalten dazu von dem Staat. Allein der Staat kann immer nur Lehranstalten, Schulen anlegen, höchstens der Wissenschaft im Allgemeinen zu Hülfe kommen; in die eigentliche Bildung kann er nie eingreifen, denn sie geht allein aus dem Volk hervor, und in dem Staat drückt sich immer nur die Bildung des Volks aus. Die Juden haben dies sehr richtig eingesehn; den Christen verdanken sie wenig oder nichts, sondern Mendelsohn ist die Wurzel ihrer jetzigen ganzen Bildung *). Ein christlicher Staat kann aber durchaus keine andre Bildung anerkennen, vielweniger begünstigen, als die christlich ist; daher ist die Forderung des Herrn Ewald's, daß der Staat Judenschulen anlegen soll, mit der Idee eines christlichen Staats im Widerspruch; daß den Kindern der Juden der Zutritt zu christlichen Schulen offen steht, find' ich unbedenklich, es ist auch von unsern Vorfahren mit der edelsten Schonung erlaubt worden. Schon im Jahr 1640 ward dem Scholarchat in Frankfurt befohlen, daß man die beiden Söhne der beiden damaligen Judenärzte in die evangelische lateinische Schulen gehen lassen, sie des Catechismus überheben, und den Schülern anbefehlen solle, sie unmolestiret zu lassen **). Aber abgeschmackt wäre es, wenn man diese Jugend mit höchstmöglichster Zart-

---

*) Vergl. L. Bendavid Etwas zur Characteristik der Juden. S. 41.

**) Faber Beschreibung der Stadt Frankfurt a. M. I, S. 479.

heit behandeln, ihretwegen besondere Gesetze machen und dem Lehrer vorschreiben wollte, daß er, so oft er bei seinem Unterricht auf irgend einen religiösen und christlichen Gegenstand kommt, sagen müsse: „mit Erlaubniß der anwesenden lieben Jugend jüdischen Glaubens," oder: „es versteht sich, daß die jungen Israeliten sich hieran nicht zu kehren brauchen." Ein frommer und würdiger Lehrer in einer christlichen Schule muß jede Gelegenheit ergreifen, um den Zusammenhang alles Wissens mit dem Glauben der Christen zu zeigen; es läßt sich kein Zweig des Unterrichts denken, wo eine solche Anwendung nicht Statt finden kann; wenn er nicht durch und durch christlich ist, so werden besondere Stunden für die Religion wenig fruchten, während sie im ersten Fall sehr eingeschränkt werden, ja vielleicht ganz wegfallen können. Uebrigens sind Vorschläge der Art, wie Herr Ewald aufstellt, längst gemacht, zum Theil, leider! ausgeführt; so verlangt ein in einen Christen verkappter jüdischer Verfasser *), „man müsse den christlichen Predigern aufgeben, häufig von der Judenduldung in ihren Vorträgen zu handeln." Ich zweifle nicht, daß Herr Ewald einige Bände Musterpredigten liefern wird. Nach einer Josephinischen Verordnung sollten die Judenkinder immer erst nach dem Eröffnungsgebet in die Schule kommen, und vor dem Schlußgebet aus derselben entlassen werden.

Ein christlicher Staat kann also durchaus keine andere als christliche Mitglieder erkennen; fremde Religionsverwandte darf er nur dulden; er muß sorgen und wünschen, daß sie durch die Annahme des Christenthums sich würdig machen, ihm anzugehören; er muß es gern sehen, wenn in den Gemüthern der jüdischen Jugend, durch den Besuch christlicher Schulen, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Christenthums zu zeitlicher und ewiger Wohlfarth, die Neigung zu demselben entsteht; durch

---

*) Gedanken über den Zustand der Juden überhaupt, vorzüglich in der Reichsstadt Friedberg, Burg Friedberg, 1788. 8.

die Ausführung der unchristlichen Vorschläge *) des Herrn Ewald würde der Staat sich selbst entgegenwirken, Krieg gegen seine eigene Zwecke führen. Sie stimmen vortrefflich überein, mit der Bestimmung des französischen Großherzogs von Frankfurt und seiner saubern Helfershelfer, daß ein Jude in Frankfurt, der zum Christenthum übertritt, fortdauernd zu den Gemeindeausgaben, den Schulden seiner ehemaligen Glaubensgenossen beitragen und vor allen seinen Theil an dem Sündenlohn bezahlen müsse, wofür er, wie ein neuer Esau, die heiligsten Rechte seines Glaubens und seines Volks verschacherte.

Nimmt man mit unsern aufgeklärten Dohmen und Ewalden an, daß zwischen Deutschen und Juden kein anderer Unterschied Statt finde, als nur die unbedeutende Verschiedenheit der Religion, und daß es noch sehr zweifelhaft sey, welche Religion den Vorzug verdiene, so erhält die Frage eine ganz andere Gestalt, und mich wundert, daß Herr Ewald nicht darauf gekommen ist. Ist es wahr, was M. Heß sich zu behaupten erkühnt **), daß die Juden nur als eine Confession zu betrachten sind, deren Verhältniß zu den Christen kein anderes seyn kann, als das einer jeden andern Confession, zu der sich nur ein Theil der Einwohner bekennt, so kann von der Ertheilung aller bürgerlichen Rechte nicht mehr die Rede seyn, denn sie würden den Juden, als Deutschen, von selbst zukommen, sondern es kann nur die Frage entstehn: ob die jüdische Confession den in Deutschland herrschenden christlichen Religionsparteien gleichgestellt werden solle, und alle die Rechte erhalten,

*) Läßt sich etwas Unchristlicheres denken, als die Behauptung S. 74. daß die Mittheilung der neutestamentlichen Geschichte den jüdischen Kindern höchst nachtheilig sey, und daß man sie davor, gleichsam wie vor der Pest, bewahren müsse? Wie stimmt das mit den Worten Christi: Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht? Es liegt ausserhalb meines Berufs, die empörenden Stellen zu rügen, die Herr E. frank und frei bekennt, z. B. daß Jesus sich bis an seinen Tod zur jüdischen Religion bekannt habe, (wo ist denn das Christenthum hergekommen?). Ich will nicht fürchten, daß einem solchen Geistlichen erlaubt ist, eine christliche Kanzel zu besteigen.

**) A. a. O. S. 51.

die denselben durch frühere Reichsgesetze und selbst durch den 16. Artikel der deutschen Bundesacte zugestanden sind? Diese Frage läßt sich sehr vielseitig erörtern; es muß darüber vor Allem die Stimme christlicher Gottesgelehrten gehört werden, ich sage: christlicher Gottesgelehrten, nicht der liederlichen Allerweltstheologen und Manteldreher, die sich nicht schämen, um einen Silberling das Heiligthum des Herrn zu verrathen und zu verkaufen. Hier ist es zunächst das Recht und die Pflicht der Theologen, laut zu reden, und es ist ein trauriges Zeichen, daß sie schweigen. Unsere Religion ist unser höchstes und allgemeinstes Gut, und jeder ist zu ihrer Vertheidigung berufen, der sie bedroht sieht.

Der Ausdruck Confession ist durchaus unschicklich für das Judenthum, und noch weniger paßt das Verhältniß, das man schlau genug aus diesem Begriff herzuleiten versucht; das Judenthum kann eben so wenig zum Christenthum als eine Confession gedacht werden, wie der Islam, oder das System der Braminen. Der Name Confession kommt nur der besondern Ansicht zu, die sich unter den Bekennern einer und derselben Religion gebildet hat; sie gehen von denselben Principien aus, und unterscheiden sich nur in der Gestalt, worunter gewisse Religionswahrheiten von ihnen dargestellt werden. Die christlichen Confessionen sind also nur besondere Formen des Christenthums, nicht verschiedene Glaubensarten; der Ausdruck kann also nie von einer durchaus fremden Religion, die ganz andere Grundlagen hat, und in den Augen des Christen nur für falsch und abergläubisch gelten kann, gebraucht werden. Die Anhänger derselben können niemals zu den Christen in demselben Verhältniß stehen, wie die Bekenner einer andern christlichen Confession, denn die Sonne des Christenthums ist immer nur eine und dieselbe, in was für Strahlen, mehr oder minder trübe, sie sich auch brechen mag. Wollten z. B. die neuen Juden, die ihren Gottesdienst von den Bestimmungen ihrer alten Lehrer gereinigt haben, und so moralisch-allgemeine

Predigten halten, daß ein Ewald sie ohne Bedenken für die seinigen erkennen würde, ihren neugemachten Glauben in ein System bringen, oder etwa ein schon vorhandenes Buch als denselben enthaltend laut anerkennen, so würden sie einigermaßen als eine Confession gegen ihre ächten und altgläubigen Glaubensgenossen gelten können, nimmermehr aber würde dieses besondere Verhältniß eine allgemeine Anwendung auf die Christen und den christlichen Staat finden.

Zum Schlusse füge ich diesen Betrachtungen einige Auszüge aus einer kleinen trefflichen Schrift hinzu, die im Jahr 1753, als in England dieselbe Frage an der Tagesordnung war, zu London unter dem Titel: Eine Prüfung der vorgeschlagenen Einbürgerung (Naturalisation) der Juden, von einem Kaufmann *) erschien; ich theile diese frommen und ächtchristlichen Ansichten und Gesinnungen desto lieber mit, da gewiß jeder wahre und eifrige Christ die seinigen darin wiederfindet.

„Wenn man die Religion überhaupt betrachtet, so hat dieser heilige Name, obgleich oft zu den Zwecken irdischen Ruhms gemißbraucht, doch immer auf die Staatsverhältnisse der Völker eingewirkt, selbst wenn die Verdorbenheit ihrer Sitten ihre Herzen von Gott entfernt zu haben schien. Aber die Religion ist bisweilen von den Staatsverhältnissen getrennt worden, und wo die letztern irgend einige weltliche Vortheile versprochen haben, sind die Dinge durch ein falsches Medium erschienen; so haben sowol der Verstand, als die Leidenschaften einen falschen Anstoß erhalten, und es ist eine sehr irrige Ideenverbindung entstanden. In einem Fall von so kritischer Natur, wie der vorliegende, müssen wir unsere Zuflucht zur Religion nehmen, und sie wird uns lehren, allen Parteien Gerechtigkeit zu erzeigen. — — Es ist gewiß ein großer Unterschied, zwischen der ruhigen Duldung der Juden un-

*) A review of the proposed naturalisation of the Jews, by a Merchant, who subscribed the petition against the naturalisation of the Jews. Lond. 1753. 8.

ter uns, und einem Gesetz, sie rechtlich unter uns anzusiedeln (and making a law to establish them). Die Juden sind, wie mir scheint, aus zwei einfachen Gründen nicht zur Einbürgerung berechtigt, einmal, weil sie Juden sind, und zweitens, weil sie keine Christen sind. Die Milde, die das wahre Christenthum einflößt, verstattet den Juden den Aufenthalt unter uns, unverfolgt, unbeschwert. So lange sie nichts thun, was der Ruhe des Staats nachtheilig ist, thun wir nichts, sie zu stören; aber ich sehe auch ein, daß das Christenthum ebenfalls ein Gesetz mißbilligt, das den ersten Grundsatz, auf welchem unsere Regierung befestigt ist, schwächt, wenn nicht umstürzt."

„Es ist eine Thatsache, daß unsere christlich-protestantische Religion, wie sie jetzt besteht, und unsere politische Verfassung mit einander verwebt ist, und der Versuch, ob sie bestehen würden, wenn hierin eine Veränderung vorgenommen werden sollte, scheint zu gefährlich zu seyn. — Betrachten wir das wahre Christenthum, als die einzige wahre Religion des menschlichen Geschlechts, in Hinsicht auf seine gemeinschaftlichen Rechte, so werden wir auch zu dem Glauben veranlasst, daß das zeitliche und ewige Interesse der Menschen unzertrennlich verbunden ist. Die Erwägung dieser gemeinschaftlichen Rechte, obgleich sie uns den Grundsatz der Duldung zu lehren scheint, schwächt jedoch auf keine Art die Nothwendigkeit solcher Unterschiede zwischen den Menschen, als die Unterstützung besonderer Glaubensarten oder besonderer bürgerlichen Einrichtungen in den Gemeinden erfordert."

„Der Jude selbst, wenn er sehr deutlich sieht, daß wir nach Grundsätzen der Politik handeln, wird dabei gar keine Rücksicht auf die Religion nehmen, wir mögen uns nun irren oder nicht, wird nothwendig nachtheilig (dishonorably) vom Christenthum denken; wird seine Achtung gegen uns steigen, wenn er bemerkt, daß wir bei dem, wovor er unter ähnlichem Umstande selbst erröthen würde, gleichgültig sind? Er mag vielleicht sagen: ja, aber ich würde seine Ehrlichkeit oder seine Aufrichtigkeit sehr bezweifeln."

„In Hinsicht auf uns selbst, giebt es in einer Zeit, wo die Religion nur einen sehr leichten Einfluß auf uns äußert, gewiß weit stärkere Gründe, den entferntesten Gedanken an eine solche Sache zu verbannen, als daran zu erinnern, daß Juden gesetzlich zu Gliedern einer Gemeinde gemacht werden, die christlich ist. Durch Versetzung der Worte und Nichtbeobachtung der Unterschiede, könnte man endlich glauben, daß die Juden als Glieder unserer christlichen Gemeinde zugelassen wären. Die Sache selbst ist, ich gestehe es, ein Widerspruch, aber doch kann sie die Veranlassung zu einer großen Verwirrung werden."

„Es wird gewiß kein Jude das Christenthum annehmen, bloß weil er eingebürgert ist, aber wenn er ein Christ wird, so erlangt er ein Recht auf die Einbürgerung. Wollte Gott, sie hätten dieses Recht bereits, daß wir sie in unsern Schooß aufnehmen könnten; unser Character ist Menschlichkeit, unserer Neigung nach werden wir es an den Pflichten der Gastfreundschaft nicht fehlen lassen. Als Christen beweinen wir die Blindheit dieser unglücklichen Menschen, in der Hoffnung, daß sie einst ihren Irrthum sehen und erkennen werden, daß der König und Gesetzgeber, den sie thörichterweise erwarten, in der That der Messias ist, den sie kreuzigten.

II.

Ganz verloren führt Herr Ewald *) eine Stelle aus Luther an; er sagt nicht einmal, wo sie steht; wollte er vielleicht irgend einen Leser abhalten, selbst nachzusehn, wie der Mann Gottes weiter sich äußert? Gegen mich wird die angeführte Stelle doch nicht dienen sollen, denn ich stimme ganz mit Luther in meinen Wünschen überein, ich werde aber, um die wahre Meinung dieses großen Mannes von den Juden zu zeigen, und nebenbei auch Gelegenheit zur Vergleichung Lutherischer und Ewaldischer Kraft zu geben, eine kleine Chrestomathie aus Luthers Schriften über die Juden mittheilen. Hoffentlich werden die neuern

*) S. 159.

Herausgeber seiner Werke sie ihren Auszügen vollständiger einverleiben, nur will ich wünschen, daß sie keinem Ewald als Censor in die Hände fallen, er wird ihnen gewiß den ganzen Band streichen. Allerdings würde der heilige Eiferer sich in unserer Zeit anders ausdrücken, aber das Gemüth aus dem diese Aeußerungen fließen, ist höchst ehrwürdig, und ihre Grundlage ist die erhabenste christliche Ansicht, oder wird Herr Ewald es zu läugnen wagen? *).

„Ich wollte gerne gegen meinen gnädigsten Herrn für euch handeln, beide mit Worten und Schriften, wie denn auch meine Schrift der ganzen Judischheit gar viel gedienet hat. Aber dieweil die Euren solches meines Dienstes so schändlich mißbrauchen und solche Dinge vornehmen, die uns Christen von ihnen nicht zu leiden sind, haben sie selbst damit mir genommen alle Forderung, die ich sonst hätte bei Fürsten und Herren können thun. — — Darum wollet ja uns Christen nicht für Narren und Gänse halten, und euch doch einmal besinnen, daß euch Gott wollte aus dem Elende, nun über funfzehnhundert Jahr lang gewähret, helfen, welches nicht geschehen wird, ihr nehmet denn Euern Vatern und Herrn, den lieben gecreuzigten Jesum mit uns Heiden an." (Schreiben an Inseln, 1557, S. 2769 ff.)

„Aufs erste, nachdem das jüdische Volk durch ihre Rabbinen hart verstockt, daß sie schwerlich zu gewinnen sind, denn wo man sie gleich mit der Schrift überweiset, so fallen sie von der Schrift auf ihre Rabbinen, und sagen, sie müssen ihren Rabbinen glauben, gleichwie ihr Christen, sprechen sie, eurem Papst und Decreten. Solches haben sie mir selbst geantwortet." — (Wider die Sabbather 1538. S. 2273.)

„So können sie ja Moses Gesetz nicht halten, denn alleine zu Jerusalem, wie sie selbst auch wissen und bekennen müssen; denn ihr Priesterthum, Fürsten = Tempel, Opfern und was Moses für sie und auf sie gestiftet hat,

*) Die hieher gehörigen Schriften Luthers, stehen in seinen sämmtlichen Schriften, Band 20, der Walchschen Ausgabe S. 2230 ff.

aus göttlichem Befehl, können sie außer Jerusalem nicht haben noch hoffen. Das ist eins und fast gewiß." (Daselbst.)

„Hie ist nun Fragens Zeit: wer leuget hie? Leuget Gott oder leuget Jüde? Denn sie sind wider einander, Jüde spricht Ja, Gott spricht Nein. Aber es darf gar keiner Frage, sondern ist überweiset, daß die Jüden lügen, und ihre Ausrede sey nichts, daß Messias um ihrer Sünde willen sollt verzogen werden." (Das. S. 2278.)

„Beweget oder stößet sie es nicht, so haben wir dennoch unsern Glauben damit wohl bestätiget, daß uns ihre faule, unnütze Lügen und falsch Geschwätze nichts schaden können. Und wo sie nicht richtig auf dies Argument mit euch reden, wie sie pflegen, da laßt sie fahren und gehet davon, denn ihr daran merken könnet, daß sie mit Theidingen und Lügen umgehn." (Das. S. 2289.)

„Sie sind das boshaftige, halsstarrige Volk, das sich durch kein Predigen, Schelten, Lehren der Propheten von bösen zu guten Werken hat bekehren lassen, wie die Schrift allenthalben zeuget; wollen dennoch Gottes Diener seyn und vor ihm stehen. Sie sind die ruhmredigen, hoffärtigen Schelme, die bis auf diesen Tag nichts mehr können, denn sich selbst rühmen ihres Stammes und Geblüts, sich allein loben und alle Welt verachten und verfluchen in ihren Schulen, Gebeten und Lehren, und noch meinen sie vor Gottes Augen zu bestehen als die liebsten Kinder."

„Sie sind die rechten Lügner und Bluthunde, die nicht allein die ganze Schrift mit ihren verlognen Glossen von Anfang bis noch daher ohne Aufhören verkehret und verfälschet haben. Und alle ihres Herzens ängstlich Seufzen, Sehnen und Hoffen gehet dahin, daß sie einmal möchten mit uns Heiden umgehen, wie sie zur Zeit Esther in Persien mit den Heiden umgingen. (Esther Cap. 8, 16. Cap. 9, 1 ff.) O wie lieb haben sie das Buch Esther, das so fein stimmet auf ihre blutdürstige, rachgierige, mördische Begierde und Hoffnung; kein blutdürstigeres und rachgierigeres Volk hat die Sonne je beschienen, als die sich dünken lassen, sie seyen darum Gottes Volk,

daß sie sollen und müssen die Heiden morden und würgen. Und ist das fürnehmste Stück, das sie von ihrem Messias gewarten, er solle die ganze Welt durch ihr Schwert ermorden und umbringen; wie sie denn im Anfang an uns Christen in aller Welt wohl beweiseten, und noch gerne thäten, wo sie könnten, haben's auch oft versucht und sind darüber auf die Schnauzen weidlich geschlagen." (Von Jüden und ihren Lügen 1543. S. 2338.)

„Was soll man viel sagen? Wenn der Ruhm genug wäre dazu, daß Gott sie sollte darum sein Volk achten, daß er mit ihnen geredet und sie sein Wort oder Gebot haben, so sind die Teufel in der Hölle viel würdiger Gottes Volk zu seyn weder die Jüden, ja besser weder alle Menschen. Denn die Teufel haben Gottes Wort und wissen viel besser denn die Jüden daß ein Gott sey, der sie geschaffen hat, den sie von ganzer Macht zu lieben, zu ehren, zu fürchten, zu dienen, seinen Namen nicht mißbrauchen, sein Wort am Sabbath und alle Stunde zu hören, nicht morden, noch einiges Böses zu thun wider seine Creaturen, schuldig sind." (Das. S. 2353.)

„Darum hüte dich vor den Jüden und wisse, wo sie ihre Schulen haben, daß daselbst nichts anders ist, denn ein Teufelsnest, darin eitel Eigenruhm, Hochmuth, Lügen und Lästern, Gott und Menschen schänden, getrieben wird, auf's allergiftigste und bitterste, wie die Teufel selbst thun. Sie sind dahin gegeben durch Gottes Zorn, daß sie meinen, ihr Ruhm, Hoffart, Gott anlügen, alle Menschen verfluchen, sey eitel rechter großer Gottesdienst, der solchem edlen Blut der Väter und beschnittenen Heiligen (wie böse sie auch sich von selbst fühlen in greiflichen Lastern) wohl gezieme und gebühre und hiemit wollen wohlgethan haben. Hüte dich vor ihnen." (Das. S. 2358.)

„Was wollen wir Christen nun thun mit diesem verdammten, verworfnen Volk der Jüden? — Wir müssen mit Gebet und Gottesfurcht eine scharfe Barmherzigkeit üben, — rächen dürfen wir uns nicht, denn sie haben die Rache am Halse tausendmal ärger als wir ihnen wün-

schen mögen. Ich will meinen treuen Rath geben. Erstlich, daß man ihre Synagogen oder Schulen mit Feuer anstecke, und was nicht brennen will, mit Erden überhäufe und beschütte, daß kein Mensch ein Stein oder Schlacke davon sehe ewiglich. — Zum andern, daß man auch ihre Häuser desgleichen zerbreche und zerstöhre, denn sie treiben eben dasselbige drinnen, das sie in ihren Schulen treiben. Dafür mag man sie etwa unter ein Dach oder Stall thun, wie die Zigeuner, auf daß sie wissen, sie seyen nicht Herren in unserm Lande, wie sie rühmen, sondern im Elend und gefangen, wie sie ohn Unterlaß vor Gott über uns Zeter schreien und klagen. — Zum dritten, daß man ihnen nehme alle ihre Betbüchlein und Talmudisten, darin solche Abgötterei, Lügen, Fluch und Lästerung gelehrt wird. — Zum vierten, daß man ihren Rabbinen bei Leib und Leben verbiete, hinfort zu lehren. — Zum fünften, daß man den Jüden das Geleit und Straße ganz und gar aufhebe, denn sie haben nichts auf dem Lande zu schaffen, weil sie nicht Herren, noch Amtleute, noch Händler oder desgleichen sind; sie sollen daheime bleiben. Ich lasse mir sagen, es soll ein reicher Jüde auf dem Lande reiten (der will ein Kochab werden) und wuchert Fürsten, Herren, Land und Leute aus, daß große Herren scheel dazu sehen. Werdet ihr Fürsten und Herren solchen Wucherern nicht die Straße legen, ordentlicher Weise, so möchte sich etwa eine Reiterei sammeln wider sie, weil sie aus diesem Büchlein lernen werden, was die Jüden sind, und wie man mit ihnen umgehen und ihr Wesen nicht schützen solle. Denn ihr sollt und könnt sie auch nicht schützen, ihr wollet denn vor Gott alles ihres Greuels theilhäftig werden. Was daraus Gutes kommen möchte, das wollet wohl bedenken und vorkommen. — Zum sechsten, daß man ihnen den Wucher verbiete. — Wir aber sind nicht ihnen unterthan, sondern sie sollen uns unterthan seyn. Darum ist ihr Wucher eitel Diebstahl und Räuberei wider ihre Oberherren und wider Mosen. — Wollen sie nun Moses Gesetz genießen, so müssen sie zuvor wieder in's Land Canaan

kommen und Mosis Jüden werden, sein Gebot halten, Heiden und Fremde unter sich zwingen, da mögen sie alsdann wuchern, wie viel es die Fremden von ihnen leiden werden. Weil sie aber haussen und Mose ungehorsam sind, in fremden Landen unter dem Kaiser, sollen sie des Kaisers Recht halten und nicht wuchern wider ihre Oberherren, bis sie Mose gehorsam werden. — Zum siebenten, daß man den jungen starken Jüden und Jüdinnen in die Hand gebe Flegel, Axt, Karst, Spaten, Rocken, Spindel, und lasse sie ihr Brot verdienen im Schweiß der Nasen, wie Adams Kindern aufgelegt ist. Denn es taugt nicht, daß sie uns verfluchten Goijim, wollten lassen im Schweiß unsers Angesichts arbeiten und sie, die heiligen Leute, wollten's hinter dem Ofen mit faulen Tagen, Feisten und Pampen verzehren, und drauf rühmen lästerlich, daß sie der Christen Herren wären, von unserm Schweiß; man müßte ihnen das faule Schelmenbein aus dem Rücken vertreiben. Besorgen wir uns aber, daß sie uns möchten an Leib, Weib, Kind, Gesind, Viehe u. s. w. Schaden thun, wenn sie uns dienen oder arbeiten sollten, weil es wohl zu vermuthen ist, daß solche edle Herren der Welt und giftige bittre Würme, keiner Arbeit gewohnt, gar ungern sich so hoch demüthigen würden, unter die verfluchten Goijim, so laßt uns bleiben bei gemeiner Klugheit der andern Nationen, als Frankreich, Hispanien, Böhmen u. s. w., und mit ihnen rechnen, was sie uns abgewuchert, und darnach gütlich getheilet, sie aber immer zum Land ausgetrieben. Denn, wie gehöret, Gottes Zorn ist so groß über sie, daß sie durch sanfte Barmherzigkeit nur ärger und ärger, durch Schärfe aber wenig besser werden. Drum immer weg mit ihnen. Ich höre sagen, daß die Jüden große Summa Geldes geben, und damit den Herrschaften nütze sind. Ja, wovon geben sie es? Nicht von dem Ihrigen, sondern von der Herrschaft und Unterthanen Gütern, welche sie durch Wucher stehlen und rauben. Und nehmen also die Herrschaften von ihren Unterthanen was die Jüden geben,

das ist, die Unterthanen müssen Geld zugeben, und sich schinden lassen für die Jüden, damit sie im Lande bleiben, getrost und frei lügen, lästern, fluchen und stehlen können. Sollten die verzweifelten Jüden des nicht in die Faust lachen, daß wir uns so schändlich äffen und narren lassen, und unser Geld geben, daß sie im Lande bleiben, und alle Bosheit treiben mögen, überdas noch reich dazu werden von unserm Schweiß und Blut, wir aber arm und von ihnen ausgesogen werden? Wenn das Recht ist, daß ein Knecht, ja ein Gast oder ein Gefangener möge seinem Herrn oder Wirth jährlich zehn Florenen geben und dafür tausend stehlen, so ist der Knecht und Gast leicht und bald reich, der Herr und Wirth in kurzem ein Bettler worden." (Das. 2477 ff.).

„Und euch, meine liebe Herren und Freunde, so Pfarrherren und Prediger sind, will ich ganz treulich eures Amts hiemit erinnert haben, daß ihr auch eure Pfarrleute warnet vor ihrem ewigen Schaden, wie ihr wohl zu thun wisset, nemlich daß sie sich vor den Jüden hüten, und sie meiden, wo sie können, nicht daß sie ihnen viel fluchen oder persönlich Leid thun sollen. — — Die Obrigkeit lasse man hie mit ihnen gebaren, wie ich jetzt gesagt. Es thue aber die Obrigkeit dazu oder nicht, daß dennoch ein jeder für sich selbst seines Gewissens wahrnehme." (Das. S. 2406.)

„Wer nun Lust hat solche giftige Schlange und junge Teufel, das ist, die ärgsten Feinde Christi unsers Herrn und unser aller zu herbergen, zu fretzen und zu ehren, und sich zu schinden, rauben, plündern, schänden, zu speien, zu fluchen und alles Uebels zu leiden begehrt, der lasse ihm diese Jüden treulich befohlen seyn. Ists nicht genug, so lasse er ihm auch ins Maul thun oder — — und bete dasselbe Heiligthum an, rühme sich darnach, er sey barmherzig gewesen, habe den Teufel und seine jungen Teufel gestärkt zu lästern unsern lieben Herrn, und das theure Blut, damit wir Christen erkauft sind, so ist er denn ein vollkommener Christ, voller Werke der Barm-

herzigkeit, die ihm Christus belohnen wird am jüngsten Tage mit den Jüden im ewigen höllischen Feuer." (Das. S. 2491.)

„Es gilt hie nicht Sagens, wir Jüden fragen nicht nach dem neuen Testament oder Glauben der Christen. Solche Worte mögen sie in ihrem Lande oder heimlich reden, in unserm Lande und vor unsern Ohren sollen sie der Worte schweigen, oder wir müssen anders dazu thun. — Nein, Gesell, es gilt hie nicht, was du wissest, oder wissen willt, es gilt, was du wissen sollt, und zu wissen schuldig bist. Nun ist nicht allein der Jüde, sondern alle Welt zu wissen schuldig, daß das neue Testament Gottes des Vaters Buch ist, von seinem Sohn Jesu Christo." (Das. S. 2493.)

„Unsere Oberherren, so Jüden unter sich haben, wünsche ich und bitte, daß sie eine scharfe Barmherzigkeit wollten gegen diese elende Menschen üben, wie droben gesagt, ob's doch etwas, wiewol es mißlich ist, helfen wollte; — also thue man hie auch, verbrenne ihre Synagogen, verbiete alles, was ich droben erzählt habe, zwinge sie zur Arbeit, und gehe mit ihnen um nach aller Unbarmherzigkeit, wie Mose thät in der Wüsten. — — Sie wissen wahrlich nicht, was sie thun, wollens dazu, wie die besessene Leute, nicht wissen, hören noch lernen. Darum kann man hie keine Barmherzigkeit üben, sie in ihrem Wesen zu stärken." (Das. S. 2509.)

Doch es ist Zeit, diese Auszüge abzubrechen, die hinreichen werden, um uns mit Luthers Ansicht über die Juden und das Judenthum bekannt zu machen; die Einkleidung und die Ausdrücke kommen auf Rechnung der Zeit, aber der Grund, weswegen er so gegen die Juden sprach, ist zu allen Zeiten derselbe, es ist die gänzliche Unverträglichkeit des Christenthums und des Judenthums.

III.

Daß die Juden sammt und sonders, in Tripolis wie in Brody, zusammengehören, und ein Volk, eine Nation

ausmachen, ist eine so einleuchtende Wahrheit, daß bis auf das Jahr 1815 noch kein Schriftsteller sie zu läugnen versucht hat. Selbst Herr Ewald giebt es zu; er spricht von den Juden, als einer Nation, und ich kann es nur aus der Unbestimmtheit und Verworrenheit der Begriffe, die ihm einmal eigen ist, erklären, daß er die Folgen aus diesem Umstande nicht begreift. „Und was," sagt er *), „soll der Gegensatz, zwischen Juden und Deutschen? Sind die Juden keine Deutsche, und wenn ihre Familien auch Jahrhunderte lang in Deutschland lebten? Mennoniten und Engländer, Lutheraner und Spanier, ist das ein Gegensatz? Sollten die Juden von Deutschen unterschieden werden, ohne Zweifel, um sie mehr als Fremde, zu uns gar nicht Gehörende schon durch den selbsterfundenen Gegensatz darzustellen, so hätte man doch noch logikalischer gesagt: Morgenländer und Deutsche."

Nicht wahr, das ist ein glänzender Beweis Ewaldischer Dialectik. Die Juden, als Anhänger des Judenthums, bilden einen Gegensatz gegen die Christen, und die Juden, als ein Volk betrachtet, einen Gegensatz gegen andere Völker, mithin auch gegen die Deutschen, dieß scheint sehr klar. Ist kein Gegensatz zwischen dem spanischen Araber und dem Catalonier, oder sind alle beide Spanier? Würden die Franken in Jerusalem, die Pullanen, zu Juden, oder nennt Herr Ewald die Holländer am Cap Hottentotten, und wenn sie auch seit Riebeck's Zeit dort angesiedelt waren? Fühlt er nicht den Unterschied zwischen den Ausdrücken: ein deutscher Jude, und ein jüdischer Deutscher? Wie man aber logikalischer Morgenländer und Deutsche entgegensetze, ist mir, wie ich gestehen muß, ein unauflösliches Problem; sind denn alle Morgenländer Juden, und alle Abendländer Deutsche? oder ist es — da wir uns hier doch in ein kleines logisches Exercitium eingelassen haben, wieder kein Unterschied zwischen morgenländischen und deutschen Juden?

*) S. 167.

Auch die Frankfurter Juden haben in ihren Klagschriften darauf getrotzt, daß sie 3000 eingeborne Deutsche wären, und M. Heß stellt endlich *) die ganz unerhörte Behauptung auf:

„Die Juden sind durchaus kein Volk;"

das soll heißen, kein eigenes abgesondertes Volk, sondern sie sind Deutsche, die sich vor den übrigen Deutschen bloß durch ihren Glauben unterscheiden. Ob seine Volks- und Glaubensgenossen mit diesen kühnen Ausspruch zufrieden seyn werden, bezweifle ich; ich fürchte, sie halten ihn für einen Min und wenden ihr Angesicht von ihm! Ganz anders drücken sich andere jüdische Schriftsteller aus. „Man muß," sagt L. Bendavid, „die Juden als ein ganz eigenes Volk betrachten **)". Wodurch unterscheidet sich ein Volk; welches sind die Eigenthümlichkeiten, die es ausmachen? Zuerst die Abstammung; stammen die Juden von Deutschen ab, oder haben sich ihre Stammväter so mit den Deutschen vermischt, daß eine Verschmelzung entstanden ist, wie's hin und wieder Slaven, Franzosen u. s. w. gethan haben. Wenn — um mich eines für meine Gegner gewiß leichtverständlichen Ausdrucks zu bedienen, — in einem Volk ein Achtel oder Viertel Procent fremde Mischung ist, so wird dadurch seiner Eigenthümlichkeit eben nicht sehr geschadet. Die christlichen Deutschen waren schon Deutsche, ehe sie Christen waren, aber auch die deutschen Juden, seit wenn sind doch diese Deutsche zum Judenthum übergetreten? Wie heißt ihr Bonifacius? — Zweitens, körperliche Eigenschaften, Gestalt, Bildung, Kräfte. Erkennt man den Juden nicht auf den ersten Blick in Gallizien, wie in Deutschland? Ist die relative Körperkraft des Juden nicht viel geringer, als der Völker, unter denen er lebt? Dies wissen sie selbst recht gut. In einer jüdischen Buchdruckerei in Bialystock z. B. waren alle Setzer Juden, die Drucker Christen; der Inhaber selbst erklärte, daß seine Volksgenossen nicht

---

*) S. 55.

**) A. a. O. S. 12.

im Stande seyn würden, das letztere schwere Geschäft nur einige Stunden auszuhalten, ohne erschöpft zu seyn. — Drittens, die Entwickelung der bürgerlichen Verfassung und der Gesetzgebung aus gemeinsamen Elementen und unter gleichmäßigen äußern Einwirkungen. Sind denn die deutsche und jüdische Verfassung, deutsches und germanisches Recht identisch, aus gleichen Quellen geflossen, auf gleiche Weise gebildet? — Viertens, aller Ruhm und selbst aller Tadel der Geschichte; ein Volk muß beides zusammentragen. Wem gehören Kaiser Friedrich II. und Maximilian, König Friedrich von Preußen, Herrmann und Blücher, Luther und Göthe, die Sänger der Nibelungen und der Minnelieder, repräsentiren sie nur die Deutschen, oder auch die deutschen Juden? — Fünftens, die Sprache. Die eigentliche Volkssprache der Juden ist das Hebräische, und der unter dem Namen des Neujüdischen bekannte Mischmasch. „Wir haben," schreibt ein Rabbiner im Jahr 1787, „für uns und unsere Kinder in Ewigkeit, nichts als die Gott geheiligte Sprache, mit welcher er Erde und Himmel geschaffen;" ja derselbe Rabbiner sagt, daß die Gottlosen, die ihre Lust an Schrift und Sprache fremder Völker finden, nicht im Buche des Lebens verzeichnet sind *). Macht nicht in allen jüdischen Volksschulen das Hebräische einen Hauptgegenstand des Unterrichts aus? Schreiben sich die Juden nicht untereinander noch immer in hebräischer Schrift und auf neujüdisch? Sind die Inschriften auf ihren Todtenäckern nicht überall hebräisch? Sieht man nicht noch bis auf diesen Tag **), selbst in der Frankfurter Judengasse, hebräische Aushängeschilder? Ist die deutsche Sprache der Juden nicht immer eine fremde, erlernte, die sie, wie M. Heß selbst irgendwo sagt, erst durch das Hebräische verstehn gelernt haben? Man sehe die deutschen Bücher jüdischer Schriftsteller an, sie strotzen von undeutschen und

*) Angeführt in Moses Hirschel Kampf der jüdischen Hierarchie mit der Vernunft, Breslau, 1788. S. 76.

**) Wenigstens habe ich dergleichen im Jahre 1814 selbst gesehen.

falschen Wendungen, verkehrt ausgedrückten Sätzen, unrichtig gebrauchten und geschriebenen Wörtern. Ich berufe mich z. B. auf Salomon Seligmanns Pappenheimers Apologie für die frühere Beerdigung der Juden, 1798, die von großem Scharfsinn zeugt, aber welche höchst possierliche Barbarei des Stils! Ich berufe mich auf die freimüthige Prüfung meiner Schrift von M. Heß, der man auf jeder Seite ansieht, daß sie von keinem Deutschen geschrieben ist; wie schwerfällig und unbeholfen drückt er sich aus, was für sonderbarer Constructionen bedient er sich, und schreibt er nicht Pallästina, Intolleranz, so gut, wie seine orthodoxesten Mitbrüder? — Sechstens, Lebensart, Sitten, Nahrungsmittel. Wie viel Eigenthümliches haben die Juden hierin nicht beibehalten, daß sich, die Verschiedenheiten, die das Klima nothwendig hervorbringen muß, abgerechnet, bei den Juden in Malabar so gut findet, wie bei denen in Stockholm. Die Juden haben ja auch immer darauf gepocht, daß die wahre Toleranz nicht bloß ihre Religion, sondern auch ihre geringsten Gebräuche, z. B. das frühe Begraben der Todten, dulden müsse, wenn solche nur nicht der Moral, der öffentlichen Ruhe und den Landesgesetzen zuwider wären *).

Wenn also die Juden keine Juden, sondern Deutsche seyn sollen, so weiß ich überhaupt nicht, wie und auf welche Art man Völker unterscheidet; ich werde denn insonderheit den großen Theil meines Lebens, den ich dem Studium der Völker und ihrer bestimmteren Classification gewidmet habe, als ganz verloren betrachten müssen; doch diese Furcht ist für's Erste noch unzeitig, denn das allgemeine Gefühl und der gesunde Menschenverstand reden meiner Sache zu sehr das Wort. Diese ganze Auseinandersetzung ist auch nur für meine Gegner bestimmt; ich mußte den Versuch machen, ob ich ihnen die allgemeinsten ethnographischen Begriffe deutlich machen könnte, damit sie sich nicht hinter unbestimmte Vorstellungen zurückziehn.

*) S. S. Pappenheimer a. a. O. S. 93.

Bei der Betrachtung eines gegebenen politischen Zustandes kann von Menschenrechten gar keine Rede seyn: ohnehin sind die sogenannten Menschenrechte, absolut betrachtet, bloße Begriffe; sie können nur durch ein Individuum geltend gemacht werden, und auf eine äußere und bestimmte Weise nur in einem bestimmten Volk. Ich hoffe nicht, daß man diese Grundwahrheiten aller gesunden Politik für Sophismen ausgeben wird; alle Uebel und Verkehrtheiten der französischen Revolution gingen in der Wirklichkeit freilich aus der Individualität der Franzosen, theoretisch aber aus der ganz unstatthaften und verderblichen Anwendung allgemeiner Grundsätze, z. B. der allgemeinen Menschenrechte, auf erworbene und geschichtlich entstandene Verhältnisse hervor. In ihren Menschenrechten werden die Juden nicht im mindesten gekränkt, wenn sie von bürgerlichen Rechten eines andern Volks ausgeschlossen sind. „Sind wir durch irgend ein Gebot des Naturrechts," sagt der angeführte englische Schriftsteller *), „verbunden, den Juden die Einbürgerung zu bewilligen, weil sie dieselbe fordern? Wir müßten sie allen Menschen zugestehn und sie von ihnen verlangen. Allein in dem vorliegenden Fall müssen die Juden ihr Recht, die Einbürgerung zu fordern, beweisen, ehe wir sie bewilligen; verlangten sie unser Silber und unsere Edelsteine, müßten wir sie ihnen geben, wie ehemals die Aegypter? Damals verwandte sich die göttliche Vorsehung zu ihrem Besten, und ich hoffe, eben diese Vorsehung verwendet sich jetzt für uns." Natürliche Rechte gegen die Deutschen haben die Juden gar nicht; sie können sie nur aus Bewilligungen und gesetzlichen Bestimmungen ableiten; und daß unser Volk sich in dieser Hinsicht nichts vorzuwerfen hat, daß es mild, gerecht und edel verfahren ist, hab' ich zur Genüge in meiner frühern Schrift erwiesen, und werde in der Folge nicht nur meine Behauptung durch neue Zeugnisse bestärken, sondern auch die grundlosen Ein-

*) S. 81.

wendungen dagegen widerlegen. Kein Mensch hat ein Recht, die Sicherheit seiner angebornen Rechte von einer Gemeinde zu fordern, der er nicht angehört. Der größte Theil der eigentlichen Volks- und Bürgerrechte ist im Lauf der Zeiten durch große Anstrengungen und Tugenden, durch Leiden und Aufopferungen, durch Heldenthaten und geistige Kräfte erworben; mit welchem Rechte können Fremde von einem Volke fordern, ihnen Theil an seinem Erbgut zu geben, oder ihnen Rechte zu verkaufen, die in ihren heiligsten und geheimsten Beziehungen ganz unveräußerlich sind? Der Staat ist ein todter Begriff ohne ein Volk, und ein Volk ist Nichts ohne einen Volksgeist. Nur der kann in ein Volk aufgenommen werden, der sich ihm ganz anschließt. Diese einfache Wahrheit hat schon der große Lehrer aller und der politischen Weisheit insonderheit, Aristoteles, vollkommen eingesehen, wenn er spricht: „ein Element des Zwiespalts ist auch die Stammungleichheit, (wie vielmehr Volksungleichheit!) bis sie ganz verschmolzen ist; wie nämlich eine Gemeinde nicht aus einem zufälligen Menschenhaufen, noch zu jeder beliebigen Zeit entsteht, deswegen sind auch alle Staaten, die Mitwohner (Staatsbürger) oder Ankömmlinge aufgenommen haben, immer in Verwirrungen verwickelt worden. *)"

Die Volksthümlichkeit, d. h. der Inbegriff aller derjenigen Umstände und Eigenschaften, wodurch ein bestimmtes Volk, gerade dies bestimmte Volk wird, macht gleichsam die Seele seines ganzen Daseyns aus; es muß sie als sein höchstes Gut betrachten, und gerade wie der Einzelne seine Seele zu läutern und zu veredeln suchen; jedem Menschen liegt es ob, seine Individualität zu behaupten; durch eine flache Nachäfferei Anderer, durch die

*) Στασιωτικὸν δέ και το μη ὁμόφυλον ἑως ἀν συμπνεύση; ὥσπερ γὰρ ὐδ' ἐκ τῦ τυχόντος πλήθυς πόλις γίγνεται, ὕτως ὐδ' ἐν τῷ τυχόντι χρόνῳ. Διὸ ὅσαι ἤδη συνοίκυς ἐδέξαντο ἢ ἐποίκυς, οἱ πλεῖστοι ἐςασίασαν. Arist. Polit. V, 2.

Annahme fremder Eigenthümlichkeiten wird sie entstellt, verwirrt und artet aus; eben so muß auch die Volksthümlichkeit leiden, wenn man sie nicht in ihrer Reinheit erhält, sie durch die Vermischung mit andern Völkern verderblichen Einwirkungen bloß stellt; ihre ganze Entwickelung nimmt einen verkehrten Gang. Die Geschichte bestätigt diese Wahrheiten durch jedes ihrer Blätter. Niemand wird sie in Anspruch nehmen, der einen tieferen Blick in das Leben der Völker geworfen, und ihre Entwickelung verfolgt hat.

Ursprünglich ist die Scheidewand zwischen Völkern und Völkern viel schärfer und strenger; die Juden haben sie, so lange sie äußerlich noch mehr vereinigt waren, viel nachdrücklicher beobachtet, als andere Nationen, ja, sie haben das große Geheimniß erfunden, auch über die ganze Erde zerstreut, ohne einen äußern Vereinigungspunct, durch innere Kräfte sich als eine geschlossene Einheit mit ihren besondern Volksrechten zu behaupten, z. B. den unerschütterlichen Glauben, das erwählte, vorgezogene Volk Gottes zu seyn. Das Christenthum hat jedoch diese Schranken zerbrochen; ganz sind sie freilich nicht niedergerissen, aber es ist durch dasselbe ungemein erleichtert, aus einem christlichen Volk in ein anderes überzugehn, es ist die erste und unerlaßlichste Bedingung dazu.

Der Gegensatz zwischen christlichen Völkern und den Juden, also in unserm Fall zwischen ihnen und Deutschen, ist durch die Natur so fest gestellt, daß er durch die Gleichstellung in bürgerlicher Hinsicht nie aufgehoben wird; er ist so tief in dem Volksgefühl gegründet, daß es sich überall dagegen empört. In England ward die Gesetzgebung 1753 gezwungen, die schon durchgegangene Naturalisationsacte aufzuheben, weil die allgemeine Stimme sich so laut aus allen Theilen des Reichs gegen dieses unnatürliche Gesetz erhob. Mehrere Grafschaften, mehrere Städte erließen Dankschriften an ihre Vertreter, weil sie sich widersetzt hatten, und bevollmächtigten sie, auf den Widerruf der Acte anzutragen. Dieselbe Erfahrung zeigt sich in

Deutschland; keine Maaßregel hat überall so großen Widerspruch gefunden, als die Einbürgerung der Juden. Ueberhaupt liegt es in der Natur der Sache, daß die Regierungen hier gar nicht einseitig verfahren können; es ist ein Gegenstand, wozu durchaus die Mitwirkung der Stände, ihre Berathung und Einwilligung erfordert wird. Wäre irgendwo in Deutschland eine ständische Verfassung zu Stande gekommen und ihr die Frage über die Juden zur Entscheidung vorgelegt, so würde man sich bald von der allgemeinen antijüdischen Stimmung des deutschen Volks überzeugen. Die Stände haben sich überall der Judenbegünstigung widersetzt, und die Nachtheile eingesehen; weit entfernt, mit den oberflächlichen Beobachtern hierin einen Mangel an Aufklärung zu erblicken, sieht eine gerechte Ansicht darin nur die Behauptung eines urkundlichen Rechts, das sie durchaus nicht aufgeben dürfen. Glücklich waren die Länder, die durch ihre ständische Verfassung gegen den Einfluß der Juden geschützt waren, dazu gehörte z. B. auch mein Vaterland, das ehemahlige schwedische Pommern. Die hochseeligen Herzöge hatten keine Juden geduldet, und es dem Lande im Allgemeinen wie im Besondern versprochen, keine aufzunehmen; es finden sich auch keine Spuren, daß sie sich in Vorpommern jemals niedergelassen haben; nach der Reformation hat die Geistlichkeit mit redlichem Eifer sich ihrer Aufnahme widersetzt. Gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts fanden sich einige Politiker, die die Ansiedelung der Juden dem Lande ersprießlich hielten; Stettin und Stralsund widersetzten sich, aber Greifswald gab nach; allein bald zeigte sich, was für Schaden das Land davon hatte, denn der Jude zog allerlei Geld, Silber, Zinn u. dgl. für geringe Preise an sich, und als 1688 das fürstliche Begräbniß zu Wolgast seiner Kostbarkeiten beraubt ward, war er der Hehler, kaufte sie an sich und machte sich aus dem Staube. Die Stände drangen seitdem mit solchem Ernst auf die Vertreibung der Juden, daß sie sich gänzlich verloren. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts machten einige mecklenburgische Juden Versuche,

unter dem Vorwande, Siegel zu schneiden, eingelassen zu werden, in der That aber, um Handel und Schacher zu treiben, hierüber kam es zu einem Rechtsstreit; die Regierung behauptete, die Judenduldung sey ein Hoheitsrecht; ehe aber die Entscheidung des Tribunals dahin erfolgte, daß die Ertheilung solcher Concessionen an Juden den Grundgesetzen des Landes zuwider sey, hatte der Schützling der Regierung, durch allerlei Betrügereien, die Klagen der Stände bestätigt. Während des siebenjährigen Kriegs ward den Unternehmern der Münze in Stralsund nachgegeben, zum Behuf des Stempelschneidens vier jüdische Familien in's Land zu ziehen; es schlichen sich aber mehrere ein und blieben nach dem Hamburger Frieden. Sie hielten viele Knechte, die das Land durchliefen und bei'm Umsatz des schlechten Geldes die Bauern und einfältigen Leute sehr betrogen. Die Landstände drangen 1763 auf's neue auf ihre Abschaffung; allein die Regierung nahm die Juden in Schutz und die Sache ging abermals an's Tribunal, das der Regierung befahl, alle Juden aus dem Lande zu schaffen. Es ward nun freilich viel über die Judenduldung gehandelt, aber die Landstände waren immer dawider. Nachdem Gustaf III. auch einigen Juden in Schweden Aufnahme verliehen hatte, versuchte die Pommersche Regierung, durch einen Gewaltstreich, die Aufnahme durchzusetzen; das Tribunal entschied zwar abermals zum Vortheil der Stände, allein ultramonarchische Grundsätze wurden immer herrschender, und die Stände mußten zufrieden seyn, daß die Zahl und die Wirksamkeit der aufzunehmenden Juden beschränkt ward. Allein der Vicepräsident des Tribunals, A. v. Balthasar, scheute sich nicht, im öffentlichen Druck zu erklären, daß das Verfahren der Pommerschen Regierung den Grundgesetzen des Landes zuwiderlaufe, und daß es überhaupt allen Grundsätzen der Politik entgegen sey, Juden in ein Land aufzunehmen, wo sie bis dahin nicht geduldet wurden *).

---

*) Die actenmäßige Nachricht von dem verbotenen Aufenthalt der Juden

Das erste aller Volksrechte ist das Recht der Vertretung, oder die Repräsentation; daß an demselben kein Anderer Theil nehmen darf, als wer dem Volke angehört, liegt in der Natur der Sache; denn wie man auch über ihre Organisation denken mag, so kann der Zweck derselben doch kein anderer seyn, als die höchsten Angelegenheiten des Volks — seine Freiheit, Bildung und Entwickelung — zu vertheidigen, zu diesem Behuf die ganze Volkskraft desto kräftiger zu verwenden und sie selbst gegen alle etwanigen Eingriffe, wozu die vollziehende Gewalt selbst aus gutem Willen und Unkunde verleitet werden konnte, zu sichern. Das Höchste, was ein Volk behaupten muß, sind seine Religion und seine Volksthümlichkeit; die Juden können daher nichts anders vertreten, als das Judenthum und die Jüdischheit, mithin gerade das Gegentheil, was die deutschen Stände wollen, das Christenthum und die Deutschheit. Offenbar müßten die Juden eine eigene Kammer, die Judenkammer, bilden, denn keine Classe der Volksvertreter kann sie anerkennen. So weit wird sich hoffentlich in unsern Zeiten kein Staatsmann mehr verirren, anzunehmen, daß das Recht zur Volksvertretung von dem Besitz abhange, in diesem Falle würde in vielen Ländern allerdings der Einfluß der Juden auf den Reichstag entschieden seyn, und wie würde es werden, wenn man die Pairskammer nach dem Princip des Einkommens oder des Genusses von Fideicommissen vollzählig machen wollte?

Daß die Christen durch die Ansiedelung der Juden beeinträchtigt werden, läßt sich leicht beweisen; ich werde in der Folge mehrere Beweise beibringen; ihre Concurrenz hat in Deutschland wenigstens die Preise der Dinge und Waaren nicht heruntergesetzt; ihr vornehmstes Geschäft ist, außer der Schacherei, nach wie vor der Geldhandel, der in unserm papiernen Zeitalter einen höchst verderblichen

in Pommern, hiebei A. de Balthasar de hominibus propriis, Gryphisw. 1779. ed. 2da, S. 369 ff.

Umfang erhalten hat; es ist vielen Juden gelungen, dadurch reich zu werden, aber auf wessen Kosten? Der Papiergeldhandel ist nichts weiter, als ein Glücksspiel, nur noch verderblicher für das Allgemeine. Würde das Papiergeld ohne Einwirkung der Juden in Oesterreich und in Dänemark je diese höchst traurigen und verderblichen Folgen gehabt haben? — Nachtheilig ist es für ein Volk, wenn die Juden festes Eigenthum, Grundstücke erwerben dürfen; bald wird der größte Theil der Güter in ihren Händen seyn, und wie lange wird es dauern, und wir werden von Christengassen und Christenstädten hören. Ich will hierüber den trefflichen Engländer reden lassen, den ich bereits öfter angeführt habe *): „der Grund, der zu ihrem (der Juden) Besten angeführt wird, daß sie unsere Güter nicht kaufen können, wenn wir nicht Lust haben, sie zu verkaufen, ist, wie mich dünkt, sehr schlecht. Die Verschwendung vieler reicher Erben hat sie genöthigt, ihre Besitzungen zu veräußern. Wir wissen nicht, welche Gelegenheiten der Wechsel der Zeiten herbeiführen kann, wodurch die Juden große Landbesitzungen erwerben können. Ist ihnen die Macht ertheilt, sie zu kaufen, so sind die Folgen einer solchen Nachsicht zu fürchten. Sollte die halbe Insel ihre Besitzer verlieren, und die Güter würden von unsern eigenen Reichen gekauft, obgleich die Juden die einzigen Kaufleute im Lande blieben, wird es doch gewiß weit besser seyn, als daß ein jüdisches Landinteresse vorherrschen sollte. Die Juden sind gute Diener in einem Handelsstaat, aber sehr unpassende Herren für ein freies Volk. Ich gestehe, daß weder unsere Religion noch unsre Regierung in einem so aufgelösten Zustande sind, daß sie eine unmittelbare Ursache zu der Furcht geben, wir würden durch die Einbürgerung der Juden unterdrückt werden; — allein müssen wir nicht entfernte Folgen erwägen, und kommende Zeitalter mit demselben frommen Eifer betrachten, wie unsere Vorfahren uns betrachtet haben? Die Wahrheit ist,

*) S. 75.

daß unsere Güter bereits einen hohen Werth haben, und die Uebel, von denen wir leiden, entspringen aus Gründen sehr verschiedener Art; die Zulassung der Juden kann diese Uebel schlimmer machen, ihnen aber unmöglich abhelfen."

„Wird Jemand zu sagen wagen, daß unsre Landbesitzungen besser in den Händen der Juden, als unsern eigenen seyn werden? Werden die Juden das gemeine Volk eine solche Sittenlehre, ein solches religiöses Betragen lehren, als sich von Christen und Männern von Erziehung erwarten läßt? Ist es nicht der Fall, so verlieren wir, wenn wir den Juden erlauben, Güter zu kaufen, insoweit das Wohl des Landes von der guten Ordnung des Volks, als eines christlichen, abhängt."

„In den großen Städten ist es üblich, den Juden gewisse abgesonderte Quartiere anzuweisen. Unter solchen Umständen läßt sich nicht erwarten, daß sie irgend einen großen Eindruck auf die Gemüther des großen Haufens machen können; aber man ertheile ihnen Erlaubniß, Kraft ihrer Einbürgerung, Land zu kaufen, lasse sie durch das Land zerstreut seyn und Herren von vielen Landgütern werden; lasse sie die einzigen Personen von Gewicht in den von der Hauptstadt entferntern Städten und Dörfern seyn; lasse das gemeine Volk, die solche Oerter bewohnen, ohne das Beispiel, den Einfluß oder Schutz irgend eines Mannes, der über ihnen steht, als eines Juden: ich gestehe, die Folgen eines solchen Schrittes machen mich zittern. Ich glaube nicht, daß die Leute Juden werden würden, weil ein Jude zu klug ist, um Proselyten zu machen; ich glaube auch nicht, daß die Juden Christen werden würden; aber Menschen, bei denen die Religion ohnehin nicht sehr fest gewurzelt ist, werden sie bald ganz aufgeben."

IV.

Die französische Unterjochung war in manchen Gegenden Deutschlands für die Juden eine goldene Zeit; die

französischen Machthaber machten Grundsätze herrschend, die den Rechten des deutschen Volks ganz zuwider waren. Die Gleichstellung der Juden lag ganz in einem System, das alle Volksgefühle, jede ächte Nationalitär zu vernichten suchte, um das ganze Volk in einen Haufen von Sklaven und verächtlichen Werkzeugen verruchter Absichten zu verwandeln. Es war daher natürlich, daß sobald die Freiheit hergestellt war, auch die von den Franzosen begründeten Verhältnisse aufhören mußten; zunächst mußte alles aufgehoben werden, was die Volkseigenthümlichkeit mehr oder weniger beeinträchtigte. In Sachsen, in Hannover und mehrern andern Gegenden sind die alten Verfügungen, in Hinsicht der Juden, hergestellt, ohne daß eben sehr darüber gesprochen ist; nur die armen Reichsstädte werden nicht anders verfolgt, als hätten sie ein Verbrechen der beleidigten Menschheit begangen, ja, man hat gesagt, sie hätten durch ihre Maaßregeln gegen die Juden die Freiheit verwirkt, und ich glaube, daß diese begeisterten Menschenfreunde es ganz recht und billig finden würden, wenn man ihnen zu wohlverdienter Strafe jüdische Bürgermeister und Rathsherren gäbe. Die Sache hängt genau mit unserm Gegenstand zusammen; überdieß hat Herr Ewald sich angemaßt, sowol gegen Frankfurt, als Lübeck zu Felde zu ziehen; daher ist es nothwendig, daß auch wir die Streitfrage näher betrachten.

Es konnte den einsichtsvollen Männern, woraus der Congreß zu Wien bestand, nicht entgehn, daß eine Gleichstellung der Juden und der Christen eine Unmöglichkeit sey; daß es nur darauf ankomme, die Lage der ersteren auf eine Weise festzusetzen, die mit der Rücksicht auf die Rechte des christlichen Glaubens und des deutschen Volks bestehen könne; deswegen ward die Sache einer genauen Erwägung vorbehalten, es sollte „in Berathung gezogen werden, wie auf eine möglichst übereinstimmende Weise die bürgerliche Verbesserung der Juden in Deutschland zu bewirken sey und wie insonderheit denselben der Genuß der bürgerlichen Rechte, gegen die Uebernahme aller Bürger-

pflichten, verschafft und gesichert werden könne." Aus diesen Worten läßt sich durchaus nicht einmal ein Schluß auf die Gesinnung des Congresses machen; die Bundesversammlung soll in Berathung ziehn, d. h. die Gründe für und wider erwägen, denn wäre man von der Thunlichkeit, Nothwendigkeit und Gerechtigkeit der Forderung überzeugt gewesen: so hätte man ja im Anfang des 16. Artikels nur das Wort: „christlichen" weglassen und kurz und gut die Verschiedenheit der Religionsparteien setzen dürfen. Es soll also ein gemeinsames Judengesetz für Deutschland, das die Befugnisse jenes fremden Volks bestimmt, entworfen werden. Dies ist die Aufgabe der Bundesversammlung, die keineswegs den deutschen Reichstag ersetzt, sondern den Inbegriff der deutschen Regierungen darstellt; sie kann daher nur Verfügungen und Anordnungen treffen, die zu der Sphäre der Regierung gehören, nicht aber über Fragen einseitig entscheiden, wozu die Mitwirkung der Volksvertretung erforderlich ist. Daß der Nachsatz, es sollten den Juden einstweilen die ihnen von den einzelnen Bundesstaaten ertheilten Rechte gelassen werden, nur auf die Theilnehmer des deutschen Bundes geht, nicht aber auf den aufgelösten Franzosen- oder Rheinbund, versteht sich von selbst; die Juden haben also durchaus keinen Grund, die deutsche Bundesacte für sich anzuführen, ja, es läßt sich daraus schließen, daß den Männern, die an diesem diplomatischen Meisterwerk gearbeitet haben, selbst die Nothwendigkeit klar geworden ist, der übertriebenen Judenbegünstigung Schranken zu setzen.

Die Frankfurter Judenschaft hat eine besondere Schrift herausgegeben, worin sie die ihr erzeigte Unbill darstellt *). Man traut kaum seinen Augen, wenn man in derselben (S. XII.) die Behauptung liest, daß die Judenschaft unmittelbar unter dem Kaiser gestanden; daß durchaus kein Subjectionsverhältniß gegen den Rath Statt gefunden habe.

---

*) Actenmäßige Darstellung des Bürgerrechts der Israeliten zu Frankfurt am Main, Rödelheim, 1816. 8.

Dieser Satz wird aus der Judenstätigkeit vom Jahre 1616 abgeleitet, dessen erste Worte lauten: „alle und jede Juden und Jüdinnen, die zu Frankfurt zu der Stätigkeit zugelassen werden, sollen geloben und einen rechten jüdischen Eid schwören, den Bürgermeistern, Schöffen und Rath dieser Stadt Frankfurt getreu und gehorsam zu seyn. *)" An einer andern Stelle heißt es, „daß die Juden keiner andern Herrschaft, als einem ehrbaren Rath verbunden seyn sollten." Ferner lautet der 32ste Artikel: „demnach bishero die Juden sich angemaßt, nicht allein in der Stadt, sondern auch außerhalb bei andern Herrschaften sich Bürger zu Frankfurt zu nennen, welches dem Rath und gemeiner Bürgerschaft allerhand schimpfliche Reden verursacht, soll ihnen hiemit gänzlich und durchaus sich solches Titels oder Namens zu gebrauchen verboten, und sich nicht anders als E. Erb. Raths Schutz-Angehörige zu nennen erlaubt seyn." Die Juden in Frankfurt waren schon um die Mitte des 14ten Jahrhunderts Pfandweise an die Stadt gekommen, und Kaiser Leopold erklärte 1685 sie für der Stadt unablöslich gehörige Hintersassen; dem kaiserlichen Fiskus ward bloß die Kronsteuer und der Opferpfennig vorbehalten. Es ist daher eine eben so grundlose als unverschämte Behauptung, „daß die Juden in Frankfurt eben so wie die Bürgerschaft und der Magistrat selbst kaiserlicher Majestät unmittelbar als Unterthan verhaftet gewesen wären." Die ganze Geschichte der Juden in Frankfurt, und die gerechten Beschränkungen, denen sie ausgesetzt waren, beweisen überdieß mehr als hinreichend das wahre Verhältniß; wer auch nur die ersten Begriffe von der deutschen Reichsverfassung hat, wird das Ungereimte und Lächerliche jener Behauptung, als wären die Frankfurter Juden reichsfrei und unmittelbar gewesen, einsehen.

Der sogenannte Fürst Primas ward nur durch die abscheulichste Usurpation Oberherr von Frankfurt; seine

---

*) Man sehe sie bei Schudt jüdische Merkwürdigkeiten III, 156 ff.

Verfügungen konnten den wahren Gerechtsamen der Stadt keinen Eintrag thun, sobald sie in den Stand gesetzt ward, dies Joch abzuschütteln; sie kehrte von selbst in den Stand politischer Unabhängigkeit zurück, den sie vor der französischen Knechtschaft behauptet hatte. Die Juden blieben immer in demselben Verhältniß zur Stadt, worin sie früher gewesen waren; nachdem der Kaiser von Oestreich sich der deutschen Kaiserwürde entsagt hatte, hörte freilich die Verpflichtung der Juden auf, die ihnen gegen ihn als Reichsoberhaupt oblag, aber nie die Unterthänigkeit gegen die Stadt; der Fürst Primas hatte höchstens nur Anspruch auf die der kaiserl. Majestät vorbehaltenen Rechte, die Kronsteuer und den Opferpfennig, und die Bürgschaft, daß die den Juden ertheilten Rechte nicht gekränkt wurden. Alle weitere Verfügungen zum Vortheil derselben waren Eingriffe in die Gerechtsame der Stadt Frankfurt, und sie mußte sie sich nur gefallen lassen, weil sie der Gewalt nicht widerstehn konnte. Was der Fürst Primas über die Stadt verfügt, ist als ohne Zuziehung und Genehmigung derselben geschehn zu betrachten, und sie ist keinesweges daran gebunden; die ganze Verfassung des Großherzogthums und der Stadt ist erloschen, und für ungültig erklärt; die Gleichstellung der Juden ist nur ein Theil dieser Verfassung, und kann also abgesondert von derselben unmöglich fortbestehn; sie beruht auf dem Grundsatz: daß in dem Großherzogthum alle Einwohner gleiche Rechte genießen sollen; da dieses Großherzogthum aber nicht mehr existirt, so kann auch diese Bestimmung nicht auf einen einzelnen ehemaligen Bestandtheil desselben Anwendung finden. Offenbar war die Ertheilung des Bürgerrechts an die Frankfurter Juden eine Finanzspeculation, wovon auch der Unterhändler B e n z e l S t e r n a u seinen Theil einstrich. Dieser Handel geschah auf Kosten eines Dritten, der nicht um seine Einwilligung gefragt war, dessen Rechte dabei wesentlich gekränkt wurden; denn es ist klar, auch von allen andern Umständen abgesehn, daß in einer Gemeinde, wovon bisher in den Gewerben eine bestimmte

Concurrenz vorhanden gewesen ist, diese unendlich leiden müssen, wenn die bisherigen Schranken urplötzlich und auf einmal niedergerissen werden; die Folgen müssen desto nachtheiliger seyn, wenn diese vermehrte Concurrenz sich nur auf einige Gewerbe beschränkt. Die sogenannte Abkaufungssumme von 440,000 Fl. ist von dem Großherzog zu seinem Vortheil oder zum Besten seines Staats verwandt, denn es sollen damit Contributionen an Frankreich getilgt seyn; dafür soll nun die Stadt Frankfurt allein büßen? Eine größere Ungerechtigkeit läßt sich doch nicht denken; der ehemalige Großherzog ist zwar von allen Ansprüchen entbunden; aber so müßte doch die Repartition auf das gesammte ehemalige Großherzogthum gemacht werden; höchstens kommt der Judenschaft das Recht zu, jene Summe zurückzufordern, was der Gegenstand einer nähern Verhandlung seyn muß; niemals aber kann daraus die Folgerung abgeleitet werden, daß die Stadt Frankfurt Verträge, die ein Dritter ohne ihr Zuthun zu ihrem Nachtheil geschlossen hat, erfüllen soll. Bei den Berathschlagungen über die Organisation der Frankfurter Constitution sollen die Dreizehner nach der Darstellung der Judenschaft (S. XXXV.) gemeint haben, daß ihr das vom Großherzog erlangte Bürgerrecht nicht könne entzogen werden. Allein die Commission macht einen Unterschied zwischen Privatbürgerrecht und staatsbürgerlichen Rechten; das erstere, meint sie, müsse man den Juden lassen, auf die letztern hätten sie keinen Anspruch. Das heißt im Grunde nichts weiter, als es müsse den Juden eine erweiterte Stätigkeit zugestanden werden. Die Judenschaft wandte sich an den Kongreß; auch hier trat sie mit der ganz ungegründeten Behauptung auf, daß sie in Ansehung ihrer politischen Verhältnisse niemals von dem städtischen Magistrat abhängig gewesen sey; daß dem Rath nicht zukomme, in dieser Sache zu entscheiden; sie appellirt an die Gerechtigkeit und Menschlichkeit, beruft sich auf die Heiligkeit der Verträge u. s. w. Die Stadt Frankfurt fand für

nöthig, ihre Rechte durch eine besondere Erklärung zu bewahren und den Judenbegünstigungen zu widersprechen. In der Congreßacte ward daher die Stadt für frei erklärt und zur Basis ihrer bürgerlichen Einrichtungen ward die vollkommne Gleichheit der drei christlichen Glaubensformen erklärt, wodurch die Streitfrage von selbst erledigt schien. Rechtlich und politisch angesehn, konnte der Magistrat nicht anders verfahren, als er gehandelt hat; die Judenschaft hat sich sogar verschiedene Vorschreiben von den Fürsten Hardenberg und Metternich verschafft; es haben dieselben jedoch, laut der actenmäßigen Darstellung, keinen Erfolg gehabt. Es läßt sich mit Recht aus diesem Umstande schließen, daß der Magistrat die Forderung der Juden für durchaus unstatthaft, mit den Rechten und dem Wohl seiner christlichen Bürger unverträglich erkennt; denn wie läßt es sich sonst erwarten, daß eine solche Verwendung unberücksichtigt geblieben seyn sollte? Die Judenschaft spricht von wohlerworbenen Rechten; aber es ist die Frage, ob Rechte wie die, von denen die Rede ist, ihrer Natur nach käuflich sind? Höchst merkwürdig ist es, daß der Fürst Primas selbst wider seine eigene Ueberzeugung gehandelt hat; in seinem Rescript an die Generalcommission, Paris vom 30sten Nov. 1807, stellt er ganz andere Grundsätze auf, bei denen es unbegreiflich ist, wie er 3 Jahre hernach ein demselben so ganz widersprechendes Gesetz geben konnte; es ist klar, daß nur der Reiz des Geldes ihn bestimmte, von einer so bestimmt und laut ausgesprochenen und tief begründeten Ansicht abzuweichen. Der Fürst Primas hat ganz dieselben Grundsätze über die Juden, die in dieser Schrift ausgesprochen sind; nur hat er sie nicht bis auf ihren ersten Ursprung verfolgt, sie sich auch nicht bis zur völligen Klarheit entwickelt; man sieht aber, daß ihm die Unverträglichkeit der deutschen und der jüdischen Volksthümlichkeit vor Augen stand. Die Gleichgültigkeit, die dieser Prälat gegen die Religion selbst beweist, indem er sie nur als eine Polizeianstalt

betrachtet, schreiben wir auf Rechnung seiner Verbindung mit Bonaparte und den Franzosen; aber bedeutend ist es, daß selbst ihm der Gedanke in dem Sinn kommt, daß das Judenthum nicht mit dem Christenthum bestehn könne, in so weit es bei uns ein nationaler Cultus geworden sey. Ich habe das merkwürdige Actenstück in der Beilage, wie es mir durch die Güte eines sehr zuverlässigen Freundes abschriftlich mitgetheilt ist, abdrucken lassen, da es meines Wissens nicht gedruckt ist; wenigstens findet es sich nicht in den erwähnten jüdischen Actenstücken.

So erscheint die Sache nach den vorliegenden Actenstücken; es läßt sich gewiß noch viel mehr für das Verfahren des Frankfurter Magistrats sagen; besonders wünschenswerth wäre die Antwort desselben auf die preußischen und östreichischen (fast gleichlautenden) Ministerialschreiben, die hier nicht mitgetheilt sind; offenbar ist den Frankfurtern zu nahe geschehn und es ist nicht abzusehn, warum man, um den Juden Gerechtigkeit zu erzeigen, sie den Frankfurtern versagen will. *)

In Hinsicht Lübecks ist die Sache noch viel einfacher und leichter. Hier war vor der Franzosenzeit nur ein Schutzjude, der auf das gewöhnliche Gewerbe: Geldwechselei, Handel mit alten Dingen u. s. w. beschränkt war. Im Jahr 1806 erwarb die Stadt durch einen Vergleich mit Dänemark das Dorf Moisling, worin etwa 60 Judenfamilien hausten. Diese wurden nun Lübeckische Schutzangehörige, durften jedoch in Lübeck selbst keinen Handelsverkehr treiben, weil das nur den Zunftgenossen erlaubt war. Außer dem Schutzjuden und seiner Familie wurden auch vier bis fünf andere Familien geduldet, Zahnärzte, Operatörs, Schächter u. dgl., denen der Handel jedoch ebenfalls untersagt war. Mit der französischen Herrschaft im Jahr 1811 zogen auch die Juden ein, lösten Patente und trieben allen ersinnlichen Verkehr;

*) Die Schrift des Herrn Professor Dresch in Tübingen über diesen Gegenstand habe ich bis diesen Augenblick nicht gesehn.

ihre Zahl betrug im Nov. 1815 300 Seelen. Wenn man bedenkt, daß Lübecks Wohlhabenheit durch den schrecklichen Sturm 1806 einen tödtlichen Schlag erlitten, und daß der Handel dieses Orts durch die Veränderungen der letzten Zeit auf eine unerhörte Weise gelitten hat; daß es fast alle die Vortheile, die ihm seine Lage im Mittelalter gewährte, unwiderbringlich eingebüßt hat: so kann man es den Bürgern unmöglich verdenken, daß sie die wenigen Handelszweige, die ihnen geblieben und meist von der Art sind, daß ihnen die jüdische Concurrenz doppelt schädlich werden muß, nicht mit Fremdlingen theilen wollen; und diese Abneigung muß desto größer werden durch die Erinnerung, daß diese Fremdlinge ihnen von den Franzosen aufgedrungen wurden. Lübeck stellte nach wiedergenommener Selbstständigkeit seine Verfassung mit Besonnenheit her; das Patentenwesen ward abgeschafft, die Zünfte erneuert. Den Juden wurden die Gewerbe untersagt, doch ward ihnen der Aufenthalt gestattet. Hiezu war die Stadt selbst durch die Bestimmung des Congresses berechtigt, denn durch den Eifer der würdigen Männer von Bremen und Lübeck, die die Rechte ihrer Städte wahrnahmen, ward ausdrücklich in's Protocoll aufgenommen, daß die Bestimmung zum Vortheil der Juden nicht auf die ihnen von den Franzosen in der 32sten Militairdivision eingeräumten Rechte gehen sollte; auch ward ausdrücklich und absichtlich der Ausdruck in den Staaten mit von den Staaten vertauscht, der jeden möglichen Zweifel beseitigte. Die Juden kehrten sich indessen an jene Verordnung nicht, es mußten also ihre Läden verschlossen und ihre Waarenlager versiegelt werden. Denen, die ehemals in Moisling gewohnt hatten, wurde angedeutet, sich wieder dorthin zu begeben und ihre alten Gewerbe fortzusetzen; allein noch ist kein Einziger zurückgekehrt, sondern Alle erwarten, daß sie durch Hülfe des Bundestags einen völligen Triumph davon tragen werden, und wollen unterdessen ihren vermeintlichen Rechten nichts vergeben. Dies ist der wahre Ver-

lauf einer Sache, worüber ein Geschrei erhoben ist, als stände die Wohlfahrt Deutschlands auf dem Spiel. Der Rath der freien Stadt Lübeck hat in keinem Stücke die Grenzen der Gerechtigkeit überschritten, die er zunächst seinen Bürgern schuldig ist. *)

Auch in Hamburg war die Wirksamkeit der Juden, wenn auch größer und freier, als in Lübeck, doch immer beschränkt. Die Zweige des Handels, mit denen sie sich beschäftigen durften, waren bestimmt, ihr Aufenthalt war auf gewisse Bezirke der Stadt eingeschränkt; daher kam es, daß sie, wenn auch nicht gradezu vortheilhaft, doch eben nicht fühlbar nachtheilig auf die Geschäfte dieses Platzes einwirkten. Die ehrwürdige Wohlhabenheit der hamburgischen Bürger entsprang nicht aus den verwegnen Unternehmungen, die in neuern Zeiten so manchen Günstling des Glücks in den Besitz großer Reichthümer gesetzt haben; sie war vielmehr die Folge einer ächtbürgerlichen, sparsamen, selbstthätigen Betriebsamkeit, die, wenn auch nicht zu schnellen und übermäßigen, doch zu einem sicher und ehrenvoll erworbenen Vermögen führte. Hamburg hat unter allen deutschen Städten durch den verderblichen Einfluß der Franzosen am meisten gelitten; nicht bloß in äußerer Hinsicht, sondern was vielmehr zu beklagen ist, im Innern, in den Sitten seiner Bürger. Die Emigranten streuten die Keime einer sittlichen Verdorbenheit aus, die unter der französischen Zwangsherrschaft und allen ihren Gräueln wuchernd emporschossen. Die höchste und würdigste Aufgabe der hamburgischen Regierung muß seyn, alles auszurotten, was aus dieser Zeit stammt, und jeden Rest, der von den alten Tugenden noch übrig ist, sorgfältig zu pflegen. Die Bürgerschaft hat sich in den Stürmen der letzten

---

*) Hoffentlich wird bald von Seiten Lübecks selbst eine nähere Darstellung des Vorganges veranlaßt werden, die diese hier nur im Allgemeinen aus Privatmittheilungen gegebene Ansicht actenmäßig bestätigen wird.

Zeit deutsch, ihrer Väter würdig, bewiesen. Nur scheint eine gewisse Klasse noch einen großen Einfluß zu behaupten, die gewöhnt an die französischen Teufeleien dieselben gern erhalten und fortpflanzen möchte; unter ihr, nicht unter den Bürgern, haben die Juden ihre Gönner, Beschützer und Vorsprecher. Zum Beweise führe ich einen an sich unbedeutenden, aber in dieser Beziehung wichtigen Vorfall an; das Schauspiel: Unser Verkehr, ward vor einigen Monaten laut und wiederholt von dem Publikum gefordert, allein die Polizei verbot die Aufführung dieses Stückes und zog sogar die Sprecher, die sie verlangt hatten, zur Rechenschaft. Wären die Christen sich so einig, wie es die Juden sind, so müßten sie nicht eher wieder die Comödie besuchen, als bis jenes Stück gegeben ist; die letztern haben es in einer nahmhaften Stadt, wo sie schon den dreißigsten und reichsten Theil der Bevölkerung ausmachen, dahin gebracht, daß die Bühne eingehn mußte, weil sie, um die Christen, die die Aufführung jener Posse durchgesetzt hatten, zu bestrafen, die Comödie nicht länger besuchten. Zu einer Entwickelung der Nachtheile, die die Juden für die Handlung Hamburgs haben, die von Jahr zu Jahr sichtbarer werden und sich auf ganz Deutschland erstrecken müssen, würde ein größerer Raum erfordert werden, als hier diesem Gegenstand gewidmet werden kann; es wäre sehr zu wünschen, daß unparteiische, einsichtvolle und verständige Kaufleute sich näher darüber äußerten; wie Schade, daß Büsch diese wichtige Angelegenheit nicht mehr beleuchten und mit seinem richtigen und umfassenden Urtheil auseinander setzen kann! Jetzt haben die Juden in Hamburg das Recht, überall zu wohnen; schon ist ein großer Theil des Detailhandels und der Maklergeschäfte in ihren Händen; die ganze Stadt ist von jüdischen Ausrufern und Trödlern überschwemmt. Verstattet man ihnen den Zutritt zur Bürgerschaft, die Aufnahme in die bürgerlichen Kollegien und endlich in den Senat: gewiß das ehrwürdige Hamburg, dieser in so vielen Beziehungen dem deutschen Vaterlande theure

Ort, wird in kurzer Zeit völlig eine Judenstadt werden; und ich weiß nicht, ob dies zur Ehre und zum Besten unsres Volks zu wünschen ist. Schon vor mehr als hundert Jahren nannten die Juden Hamburg Klein Jerusalem, und sie versicherten, daß die Stadt halb jüdisch, halb christlich sey. *) Wie viel näher sind sie diesem Ziel gegenwärtig!

Alles, was ich bis jetzt auseinandergesetzt habe, ist geschrieben für das Recht und die Wahrheit; es kann kein Mensch entfernter als ich von dem Gedanken seyn, die Juden zu verfolgen, zu mißhandeln, in ihren wirklichen Rechten zu kränken, oder sie, wie sich die Frankfurter Judenschaft sehr hyperbolisch ausdrückt, dem Elend und Spott Preis zu geben; nur gegen eine unnatürliche und unchristliche Vermischung, gegen eine unpolitische und ungerechte Gleichstellung mit den christlichen Deutschen hab' ich mich erklärt; diese Forderung muß jedem ein Gräuel seyn, der in den Begriffen Religion und Volk die höchsten und sichersten Grundlagen eines wahren bürgerlichen Vereins erkennt. Ich habe mich über die Rücksicht, die wir den Juden schuldig sind, in meiner ersten Schrift so deutlich und lebhaft ausgesprochen, daß ich nicht nöthig habe, diese Versicherung zu wiederholen. Nur Herr Ewald in seinem jüdischen Amtseifer meint, ich applicire das Gift in einem Eimer voll Wasser; überhaupt leuchte aus allen meinen Vorschlägen die leibhafte Intoleranz und Barbarei des Mittelalters hervor; indessen glaub' ich, kann der feurigste Judenvertheidiger nur zwei Dinge in meiner Schrift finden, denen er einen gehäßigen Anstrich geben kann, wenn er mich mißversteht oder mißverstehn will. Zuerst könnte man mir vorwerfen, daß ich die Juden Juden, nicht Israeliten, mosaische Confessionsverwandte, oder Bekenner des jüdischen Glaubens nenne. Allein ich wiederhole die Erklärung,

---

*) Schudt jüdische Merkwürdigkeiten. I, S. 373.

daß der Name Jude an und für sich nicht schimpflich ist; kein verständiger Jude hat sich desselben jemals geschämt, er ist im Gegentheil stolz darauf gewesen; ja es ist sogar zweifelhaft, ob der Name Israelit mit gleichem Recht gebraucht werden kann *). Ich glaube, daß die Juden mit dem Ausdruck Gojim, worunter sie uns verstehn, eben solche Nebenbegriffe verbinden, wie wir im Allgemeinen mit dem Ausdruck Jude, und wir brauchen deswegen eben so wenig beunruhigt zu seyn, als die Schwaben über den hin und wieder üblichen Ausdruck: Schwabenstreiche. Den Juden liegt es ob, sich und ihr Volk so zu läutern und zu veredlen, daß der Name geachtet werde, und daß jene alten Begriffe, die sich allen europäischen Sprachen eingeprägt haben, untergehn. Man hat mich versichern wollen, daß in einigen Ländern die Juden, weil sie ihren eigentlichen Namen nicht mehr führen wollen, vorzugsweise Staatsbürger genannt werden, und daß man bereits rubrizire: in Sachen des Staatsbürgers N. N. contra den Staatsbürger N. N.; ich sehe die Zeit voraus, wo es heißen wird, das ist ein rechter Staatsbürgerstreich, der läuft mit dem Staatsbürgerspieß, das haben die Staatsbürger wieder recht fein einzuleiten gewußt u. s. w. Recht gut; denn ich hoffe, wir werden auf diese Weise das Wort Staatsbürger überhaupt wieder los, das uns noch von der französischen Revolution übrig geblieben ist, es ist der leidige Citoyen, den unsere Nachbarn längst unter die Erde gebracht haben; warum wollen wir ihn behalten? Wir wollen uns Deutsche, Preußen, Bayern u. s. w., Unterthanen in Beziehung auf unsre Obrigkeiten nennen und erwarten, ob sie uns redliche deutsche Männer begrüßen (Ehrenmänner, das sagten unsere Väter, und unsere nordischen Brüder heißen noch bis auf diesen Tag Dannemän, Biedermänner auf Reichstagen und in allen Verhältnissen, wo der

---

*) S. Lohnstein in seiner Schrift gegen Tychsen, in Tellers Beitrag zur neuesten jüdischen Geschichte, S. 194.

König sie anredet). — Zweitens nimmt man es mir übel, daß ich ein eigenes Abzeichen für die Juden vorschlage. Freilich, wenn ich verlangt hätte, daß sie nach der Verordnung des Chalifen Hakim in Aegypten einen hölzernen Kalbskopf, 5 Pfund schwer, am Halse tragen sollten, so hätte Hr. Ewald sich beschweren können; aber wir Deutsche tragen ja Alle eine besondere Schleife, je nachdem wir diesen oder jenen Stamm angehören und die preußische Gesetzgebung hat sich derselben als eines sehr edlen und zweckmäßigen Mittels zur Volksbildung bedient; der Verlust dieser Volksschleife wird als eine entehrende Strafe betrachtet; und wohl dem Lande, wo jeder es sich zur höchsten Schmach rechnet, seines Volks unwürdig zu seyn. In diesem Sinn habe ich eine eigene jüdische Volksschleife vorgeschlagen; nicht als ein Zeichen des Spottes, sondern der Ehre, durch dessen Entziehung die Juden einen Genossen, den sie für unwürdig halten, bestrafen könnten; daß sie aber die Schleife eines fremden Volkes tragen wollen, ist eine durchaus unstatthafte Anmaßung. Nach dieser Erklärung wird man in meinen Vorschlägen nichts Unbilliges, mit der wahren christlichen Menschenliebe Streitendes, erkennen; sie werden vielmehr als durchaus unzertrennlich von den Grundsätzen erscheinen, worauf meine ganze Ansicht von den Juden und dem Judenwesen ruht.

VI.

Ich wende mich jetzt zu einer nähern Erläuterung der Einwendungen, die namentlich Hr. Ewald gegen den historischen Theil meiner Schrift gemacht hat; hier ist es doppelte Pflicht für mich, jedes von mir behauptete Wort zu vertheidigen, um auch nicht dem leisesten Verdacht Raum zu geben, als hätte ich meinen Beruf gemißbraucht zur Entstellung der Wahrheit. Hr. v. Dohm führt als den ersten Grund, der die Staaten veranlassen müsse, die Juden zu beschützen, die Rücksicht auf die

Bevölkerung an; zu meiner Widerlegung dieser Behauptung macht Hr. E. folgende Bemerkung: *) „Eine ziemliche Anmaßung, einen so erfahrenen und so lange in diesem Fache thätigen Staatsmann, wie Hr. v. D. ist, beschuldigen, er habe den Staat bloß als Maschine betrachtet, also im Grunde nicht gewußt, was ein Staat sey." Es ist wohl sehr überflüßig, hinzuzusetzen, daß ich weit entfernt bin, die politischen und wissenschaftlichen Verdienste des Hrn. von Dohm zu verkennen; allein in dem Gebiete der Untersuchung gilt keine Autorität; ich selbst finde es gar nicht anmaßend, daß Hr. E., der als Gelehrter sich nie gezeigt, sondern, wie ich höre, allerlei Erbauungs- und Modebücher für das andere Geschlecht gemacht hat, über historische und politische Dinge seine unmaßgebliche Meinung abgiebt, obgleich ich wohl einsehe, daß er sich auf ein ihm durchaus fremdes Volk verirrt hat, wie ich gleich hernach augenscheinlich beweisen werde. Hier muß ich nur noch erinnern, daß H. v. D., als er jenes Buch schrieb, 30 Jahr alt, also mehrere Jahre jünger als ich war; er war eben aus Kassel, wo er an einer Lehranstalt gestanden hatte, nach Berlin berufen und im auswärtigen Departement angestellt; er war also damals noch nicht der erfahrene Staatsmann, auch in diesem Fach noch gar nicht thätig gewesen; Hr. v. D. wird vermuthlich jetzt selbst in vielen Stücken anders denken, als damals; allein das Wort Staatsmann scheint nun einmal eine Art von Zauberkraft für Herrn E. zu besitzen; so wie er es ausspricht, sieht man ihn gleich demüthig in Pontificalibus auf der Erde, staunen, schweigen und anbeten. Hr. v. D. nennt die immer zunehmende Bevölkerung „die wesentlichste Bedingung des größtmöglichsten allgemeinen Wohls;" nur diesen, grade so ausgedrückten Satz nehme ich in Anspruch; ich möchte ihn lieber mit Malthus geradezu umkehren und behaupten; „die immer zunehmende Bevölkerung ist die wesentlichste Bedingung

*) A. a. O. S. 93.

des größtmöglichsten Verderbens in einem Staat." Ich habe indessen nichts weiter sagen wollen, als was jetzt in jedem Lehrbuch der Staatswirthschaft steht, daß jeder directe Einfluß der Regierung auf die Volksmenge nachtheilig ist und daß man viel sicherer fährt, wenn man die menschlichen Verhältnisse den Menschen selbst überläßt; die wahren Grundlagen, worauf das Wohl der Staaten beruht, sind keine äußere, es sind lediglich innere Tugenden und Gesinnungen, die in einem christlichen Volke genau mit der Religion zusammen hangen. Ich habe zu viel Hochachtung gegen die Leser, um das, was Hr. E. über diese Sache ohne alle Einsicht und Begründung, selbst ohne allen Zusammenhang hinwirft, zu widerlegen; es sind ohnehin Gemeinplätze, die zu unserer Untersuchung gar nicht gehören.

Die geschichtlichen Behauptungen meiner Schrift sind erstens, daß der Einfluß, den der vorgebliche Druck auf den Character der Juden geäußert haben soll, ungegründet sey, auf jeden Fall viel zu hoch angeschlagen werde. Ich habe aus unverdächtigen Zeugnissen bewiesen, daß überall, wo die Juden unter Fremden waren, ihrem Character dieselben Vorwürfe gemacht worden sind, wie jetzt; man gehe die Geschichte durch, man wird viele Völker finden, die unterdrückt waren, aber nirgends solche schreckende Eigenthümlichkeiten, als bei den Juden. Die Ehsten und Letten, die Leibeigenen in Pommern und Mecklenburg wurden seit den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs unläugbar weit mehr gedrückt, als die Juden; allerdings wirkt die Skaverei verderblich auf die Völker, und knechtische Behandlung erzeugt knechtische Gesinnungen; aber von allen gedrückten Völkern sind nur die Juden Juden geworden. Daß sie in Arabien, wo sie die Herrschaft hatten, die Christen verfolgt haben, ist eine bekannte Sache, daß man sich billig über einen Kirchenrath, der doch wohl in Schröckh's Kirchengeschichte geblickt haben sollte, wundern muß, der nie davon gehört hat. Die Beläge fin-

den sich in Assemani bibl. orient. und Walch hat in den neuen Abhandlungen der Göttinger Societät im 4ten Bande ausführlich darüber gehandelt.

Ein Volk, das nur ein Geschäft treibt, muß einseitig werden; ich habe daher auch dem Schacher, den die Juden wenigstens seit vielen Jahrhunderten ausschließend getrieben haben, seinen Antheil an der Bildung des jüdischen Characters zugeschrieben. „Daß der Handel im Großen," sagt Hr. E., „die Menschen nicht verderbe, sondern sie von manchen Seiten veredle, bedarf wohl kaum eines Beweises, da die Englische Nation eine der edelsten in Europa, eine handelnde Nation, und nur durch Handel das ist, was sie ist." Offenbar will er dadurch anzeigen, daß das jüdische Volk, das gleichfalls ein handelndes, es dem Englischen wohl gleich thun könne; allein, wäre er nur einigermaßen mit der englischen Geschichte bekannt, so würde er vielleicht die Entdeckung gemacht haben, daß die Vorzüge, die den Engländern als Volk zukommen, nicht aus ihrer insularischen Lage, ihrem Handel und ihren Reichthümern hervorgehen, sondern lediglich und allein aus ihrer Verfassung; es ist hier nicht der Ort, diese übrigens ganz bekannte Wahrheit auseinanderzusetzen; selbst Hr. E. wird sich, da es uns an guten Büchern nicht fehlt, leicht darüber belehren können. Holland giebt ein merkwürdiges Beispiel, wie das ganze Daseyn eines Volks, das sich nur dem Handel ergiebt, auf der Spitze steht. Verständige Engländer gestehn selbst, daß der übertriebene Handelsgeist und die beständige Rücksicht, die die Regierung auf die Ausbreitung und den Alleinbesitz des Verkehrs nimmt, dem Character des Volks und der Politik Eintrag thue; die Folgen würden sich in England auch viel verderblicher zeigen, wäre nicht in dem durch die Verfassung geweckten und gesicherten Volkssinn ein so herrliches Gegenwicht gegen die daraus entspringenden Uebel. Hierauf führt Hr. E. einen Gemeinplatz aus Montesquieu an, der, wie unzählige Aussprüche dieses Schriftstellers nur halb wahr ist; überall,

sagt derselbe, gäbe es sanfte Sitten (moeurs douces), wo Handel getrieben werde; hieraus meint Hr. E. könne man sehn, daß der Handel die Juden nicht grausam gemacht habe. Das glaube ich gerne und ich möchte wissen, wer in aller Welt so etwas behauptet habe; aber unläugbar ist, daß Eigennutz und Gewinnsucht, die allemal in edlern Gemüthern nur weniger roh und empörend hervortreten und durch christliche und gesellige Tugenden sehr gemildert werden, von dem Handel unzertrennlich sind und die handelnden Völker zu großen Grausamkeiten verleitet haben; unzählige Beispiele der Geschichte bestätigen diese Behauptung, die übrigens kein Vorwurf für den Handel und den Handelsstand seyn soll. Ersäuften nicht die Karthager jeden Fremden, der nach Sardinien kam oder die Straße durchschiffte? Mit welcher Grausamkeit behandelten die Spanier Fremde, die nach ihren Niederlassungen kamen! Wie empörend und barbarisch handelten die Holländer auf Amboina 1622 gegen die Engländer; und zeigt nicht jeder Blick in die Jahrbücher der Handelsgeschichte ähnliche Auftritte?

Zweitens und vornämlich hab' ich erwiesen, daß die Klage über den Druck der Juden in Deutschland vollkommen ungegründet ist: im Gegentheil, sie waren begünstigt und hatten mannichfaltige Vorzüge; sie lebten nach ihrem eigenen Recht, das der Staat anerkannte und mit Ernst selbst gegen den Willen und die Neigung des Volks sicherte. Die Juden konnten Güter besitzen; es wehrte ihnen Niemand, das Feld zu bauen; es hing nur von ihnen ab, andere Gewerbe zu treiben, als Wucher und Schacherei. Ein historischer Beweis läßt sich in den meisten Fällen nur durch eine Mannichfaltigkeit einzelner durchaus verschiedener und unabhängiger Zeugnisse, die aber zuletzt in einem und demselben Resultat übereinstimmen, führen; auf diese Weise ließen sich mit der größten Bündigkeit der Zustand und die Rechte der Juden in Deutschland darstellen; es kann kein Zweifel übrig bleiben, man müßte denn aus

bloßem Pyrrhonismus aller historischen Wahrheit den Krieg erklären. Wie man nur in die Quellen der mittlern Geschichte hineingreift, findet man neue Beläge; ich füge zu dem, was ich in der ersten Schrift beigebracht habe, noch einige neue Beweisstellen hinzu, bloß um zu zeigen, wie leicht es ist, sie zu finden. Wie sehr die Juden im fränkischen Reich schon begünstigt wurden, und was für Anmaßungen sie sich erlaubten, ersieht man aus der Schrift des H. Agobardus (Bischof zu Lyon, c. 840) von der Unverschämtheit der Juden. *) Die kaiserlichen Beamten waren den Christen fürchterlich, sanft gegen die Juden: (Christianis terribiles; Judaeis mites.) Die Juden erhoben laute Drohungen gegen die Geistlichen, die gegen sie predigten, und verließen sich auf ihre Freunde bei Hofe; sie verspotteten die Christen und triumphirten laut, daß sie bei den Großen besser angesehn würden, als die Christen. Sie verkauften Christen als Sklaven nach Spanien, zwangen ihre christlichen Dienstboten, mit ihnen den Sabbath zu feiern, am Sonntag aber zu arbeiten und an Fasttagen Fleisch zu essen. Ja es war dahin gekommen, daß die Wochenmärkte um der Juden willen verlegt waren; es blieb ihrer Bestimmung überlassen, an welchen Tagen Markt seyn sollte! In dem Vertrage, den Straßburg 1783 mit den Juden schloß, heißt es ausdrücklich: „Unser Herren Meister und Rath, Schöffel und Ammann sind überein kommen, daz alle Juden, Judin und ire Kinde, düe in unsrer Stadt zu Strazburg seshaft sind, in dirre unserre Stedte Frieden und Schirme sin und bliben sullent und daz wir sie handhabent sullent alsöse andere unserre Bürger u. s. w." **) Herzog Albrecht II. von Oestreich erlaubte den Juden in Wien 1301, 3 Pfennig wöchentlich vom Pfunde und von 60 Pfennigen einen zu nehmen, also beinahe 100 Pro-

*) De insolentia Judaeorum, S. Agobardi opera, Steph. Baluzius illustravit, Par. 1666, 8, I, S. 59.

**) Bei Schilter in den Anmerkungen v. Königshofen, S. 1056.

cent. *) In Schlesien konnte der Jude sich durch seinen bloßen Eid in Pfandsachen reinigen; er konnte bis auf blutige Kleider und Kirchengeräth alles annehmen, und nahm ein Christ die Sachen als gestohlen in Anspruch, reichte wieder der bloße Eid des Juden, daß er es nicht gewußt habe, hin, um den Besitz zu rechtfertigen. Die Juden standen allein unter dem Herzog und seinem Hofrichter. Für die persönliche Sicherheit der Juden war auf's äußerste gesorgt; sie waren in Hinsicht der Zölle und Abgaben den Christen völlig gleich gesetzt, nur in Sachen über 50 Mark sollten sie auf die Thora schwören. Der Herzog versprach den Juden, wenn Einer von ihnen erschlagen sey und sie einen Verdacht hätten, einen Kämpfer für sie zu stellen; es war ihnen verstattet, Zins von Zinsen zu nehmen; ihre Häuser waren von Einquartierung frei; sie traten in den Besitz verpfändeter Ländereien, wenn die Schuld nicht bezahlt ward. Wenn ein Christ einen Juden beschuldigte, ein Christenkind getödtet zu haben und den Vorwurf nicht beweisen konnte, mußte der Christ die Strafe dulden, die sonst der Jude verdient haben würde, **) u. s. w. Kann man ein Volk, das solche Vorrechte und Begünstigungen genießt, unterdrückt, zurückgesetzt nennen? Die reichen Juden stellten sich im Aeußern Fürsten und Herren gleich; so erzählt Bartholomäus Sastrow, Bürgermeister zu Stralsund, ***) in der Schilderung des Augsburger Reichstags von 1550; „und daß ich gleichwohl Michael Juden nicht vergesse, der sich auch als ein groß Herr verhielt, auf der Gaßen stattlich gekleidet, den Hals voller goldenen Ketten, auf einem wohlstaffirten Pferde ritt; seiner Diener zehn, zwölf, alle Juden, doch nicht anders als reisige Knechte um ihn her liefen; von Person ansehnlich, wie man auch

*) Rauch scriptt. rerum Austr. Vindob. 1794, III, S. 34.

**) Siehe die Urk. bei Sommersb. script. hist. siles. Bd. III, S. 91.

***) In der sehr ungedruckten interessanten Geschichte seines Lebens.

sagte, sein rechter Vater wäre ein Graf von Reinfeld. Der Erbmarschall von Pappenheim war ein alter Herr, konnte nicht gar scharf sehen, begegnete ihm einmal auf der Gaßen, zog gegen ihn nicht allein den Hut ab, sondern Kniebeugte auch, als vor einem großen Herrn; darnach sah er, daß es Michael Jude, reute ihm die dem Juden erzeugte Ehre mit diesen Worten, daß dich Gottes Element schände, alles schelmischen Juden!" —

Dies Gefühl war ganz allgemein und ward deutlich genug ausgesprochen, daß die Juden besser daran wären, als die Christen. Im Wiener Stadtrecht vom J. 1435 heißt es: *) Wann die verflucht Juden vil besserew recht habet gegen den Kristen, denn die Kristen gegen den Juden. Und im Titurel findet sich folgende Stelle, die die Volksansicht noch klarer ausspricht.

Da man getaufet Parillen
Und Iherusalem besessen
Ward durch des Königes Willen
(Des Gott mit seiner Pfleg het nit vergessen)
Vespasian d' drei und dreißigtausend
Der Juden in Iherusalem
Mit Heres Kresten het all umbclausent;

Unz (bis) tod von Hunger liegende
Das Drittail was mit alle;
Das ander ungesiegende
Drittail was mit streitlichem Valle;
Das dritte Drittail was unter uns verkoufet,
So daß sie sunder Ere
Sollten leben der Wirdikeit bestroufet.

Das ward ihn seit gewandelt
Gar wider Recht durch Myete; (Geschenke)
Daß man sie weder handelt

---

*) Bei Rauch a. a. O. S. 236.

Viel das dann Sanct Peter je geriete
Noch Constantinus, werent die auf Erden
Richter sam (sowie) sie waren
Der Juden Wirde lege in krankem Werden *).

Nur wer völlig unfähig ist, sich ohne Rücksicht auf herkömmliche Meinungen zu einer reinen historischen Ansicht zu erheben, kann nach allen diesen Zeugnissen noch immer die alte Fabel von dem übertriebenen Druck der Juden in Deutschland wiederholen; es ist nicht meine Absicht gewesen, den Gegenstand zu erschöpfen; es war mir genug, das aufgestellte Resultat zu begründen, denn sonst würde sich die Beweisführung in einem weit größern Umfange, Landschaft für Landschaft, Stadt für Stadt geben lassen.

Um nun die von mir begründete Ansicht zu entkräften, nimmt man immer und ewig seine Zuflucht zu den sogenannten Judenverfolgungen. Der Geh. Rath Schmidt, M. Heß und Hr. Ewald haben den Basnage, den Schröckh, den Henke u. s. w. tüchtig geschüttelt, um diese schrecklichen Mordhistorien herausfallen zu lassen. Nur seh' ich nicht ein, wie solche vorübergehende, allgemein für Unrecht gehaltene Handlungen zum Beweise dienen können, wenn von dem ruhigen, durch die Gesetze gesicherten und ausgesprochenen Zustande die Rede ist. Herr Ewald zeigt sich hier in einer besondern historischen Größe, indem er Geschichten zusammenmengt, die hier gar nicht her gehören, wo von Deutschland die Rede ist; er spricht von den Verfolgungen unter Trajan, ja sogar unter Antiochus Epiphanes im Jahr 143 (wo er doch wenigstens hätte hinzusetzen sollen vor Christi Geburt). Ueberhaupt läßt sich von der Geschichte der Judenverfolgungen sagen, was man von der Verfolgung der Christen anführt, daß die Erzäh-

*) Titurel Cap. I, Bl. 2. Str. 2 -- 4 (des alten Drucks von 1477.) St. Peter und Constantinus werden wohl als Repräsentanten der wahren geistlichen und weltlichen Macht angesehn.

lungen ungemein übertrieben, und niemals kritisch untersucht sind. Wären sie so nachdrücklich und allgemein gewesen, wie ein Judenadvokat dem andern nachschreibt, so läßt sich nicht begreifen, wie noch ein Jude übrig bleiben könnte; die alten Chroniken sprechen sämmtlich mit der größten Mißbilligung davon; die Zahlangaben sind sichtbar übertrieben und höchst unglaublich; in Mainz z. B. sollen allein 12000 Juden verbrannt seyn, wer kann das glauben? Da müßte ja jeder dritte Mensch wenigstens Jude gewesen seyn; in Straßburg sollen auf einem hölzernen Gerüste zu gleicher Zeit 2000 Juden verbrannt seyn; ich gestehe, ich kann mir keinen rechten Begriff von der Möglichkeit einer solchen Execution machen. Die alten Chroniken setzen selbst hinzu, man habe die Schlachtopfer auf diese Zahl geschätzt; überdies wurden noch viele Kinder aus dem Feuer genommen. Die Päpste, die Kirchenlehrer, die Obrigkeiten waren höchst unzufrieden mit diesen Gewaltthätigkeiten; man lese nur die Verhandlungen über die Hauptjudenverfolgung um die Mitte des 14ten Jahrhunderts, um sich davon zu überzeugen*); „und wande wir och," schreiben die von Cöln an die von Straßburg, „die Sterbat und daz davon ergangen ist, die Gelegenheit noch hüte biz Dages nach unserm werlichsten Wone achtent, daz ez nie anders sie dann Gotz Plage, so gedenkent wir, daz wir die Juden von unserer Stat von solcher Mere wegen nit wellent lassen geleidiget werden, wande wir wellent sie schirmen, alse sie unser Vorvarn beschirmet unde behütet hant getruwelich, wande wir och vesteklich wenent daz ir och daz selbe tuet u. s. w."

Herr Ewald schließt dies alte Lied mit einer neuen Anwendung; es scheint ihm nothwendig eine Theodicee zu liefern, und er beweist, daß Christus geboren werden und die Juden verfolgt werden mußten, damit

die Wechselbriefe erfunden würden!

Das heiß' ich ächt christlich und apostolisch! Es ist wie-

---

*) Bei Schilter a. a. O. S. 1021.

der Montesquieu, dem er diese erbauliche Nutzanwendung verdankt; allein leider! muß ich Amtshalber, um der leidigen Geschichte willen, Hrn. E. die Freude verderben; die ganze Sache ist eine bloße Vermuthung, die sich von selbst widerlegt, sobald man sie einigermaßen näher betrachtet; unter andern hat Büsch in einer eigenen Abhandlung, die im ersten Bande seiner Handlungsbibliothek steht, den Ungrund dieser Vermuthung hinreichend erwiesen. Der ungeheure Schluß, den Herr E. aus diesem Unfactum zieht, daß die Juden, als Erfinder der Wechsel, nothwendig ehrlich seyn mußten: und also eigentlich die Hersteller der Ehrlichkeit in der kaufmännischen Welt waren, fällt von selbst fort; hat er denn übrigens niemals von Wechselbetrügereien gehört? Ueberhaupt über den Handel hat der Kirchenrath sehr verkehrte Begriffe; ich verdenke es ihm nicht, Niemand fordert sie von ihm; nur hätte er nicht von Dingen sprechen sollen, die seines Amtes nicht sind, und wo es schicklich für ihn gewesen wäre, zu schweigen."

Die Judenverfolgungen entsprangen aus einer doppelten Quelle, entweder aus religiösen oder politischen Gründen, und wenn man sich in den Geist jener Zeiten versetzt, wird man sich sehr geneigt finden, sie zu entschuldigen. Herr Ewald möchte mich gern in den Verdacht eines Kannibalen bringen; er erlaubt es sich daher, mir sogar ganz falsche Gedanken, oder vielmehr falsche Schlüsse unterzuschieben. Ich habe nämlich behauptet, daß der Wahn, die Juden wären Zauberer, seine beständige Bestätigung in der Erfahrung gefunden habe; Herr E. aber behauptet, ich hätte gesagt, die Juden bedienten sich des Bluts ermordeter Christenkinder; es ist dies eine Kleinigkeit, allein in Streitsachen muß man genau seyn. Daß die Christen an blutende Hostien glaubten, konnten ihnen die Juden nicht verdenken, denn der Talmud erzählt sogar, daß, als Titus den Vorhang im Tempel durchstach, Blut hinausfloß. Daß die Juden den Heiland und die Geheimnisse unsers Glaubens auf's schändlichste lästerten, ist so unläugbar, daß noch vor 50 Jahren in dem in Altona gedruck-

ten jüdischen Kalender die christlichen Feste unter folgenden Benennungen: die unflätige Dreieinigkeit, das Fest aller Huren angeführt wurden; der seelige Tychsen in Rostock ward Veranlassung, daß dieser Abscheulichkeit Einhalt geschah; würde man einem christlichen Volk selbst eine übertriebene Aeußerung seines Zorns über eine solche freche Beleidigung seines größten Gutes und seiner heiligsten Begriffe verargen können? Selbst die politischen Verfolgungen werden aus den Verhältnissen gerechtfertigt, ja sie erscheinen als durchaus nothwendig. Man denke sich die Juden als einen geschlossenen Handelsstaat im Staate selbst, der durch seine selbst gesetzlich erlaubten Operationen nothwendig alles vorhandene Geld an sich ziehen mußte; der Jude gab immer viel weniger aus, als er einnahm; es blieb also der Finanzkunst nichts weiter übrig, als den Schwamm auszudrücken, wenn er sich vollgesogen hatte; abgesehen von den barbarisch strengen Maaßregeln, deren man sich hin und wieder erlaubte, war das Verfahren um nichts ungerechter, als so viele Finanzkünste unserer Zeit, die Reduction der Staatsschulden, das Papiergeld, Zwangsanleihen u. s. w., wobei man die Garnisairs, die Verhaftungen, Wegschleppungen u. s. w. ja auch nicht gespart hat *). Die Erklärung, warum die Güter der Juden, die zum Christenthum übertraten, eingezogen wurden, die Herr E. seinem Montesquieu abborgt, ist wieder falsch; die Juden wurden überall als Unterthanen des Kaisers und analogisch der Könige angesehn, und nur wenn sie wie andere Güter an Gemeinden oder auch wohl Privatpersonen übertragen waren, hatten diese ein Recht auf die Juden; der wahre Grund war die Voraussetzung, es sey ungerechtes Gut. Ein ähnliches, noch weit strengeres, Gesetz kommt im Talmud vor: die Kinder eines

*) Vergl. hierüber was Kortum in seiner Schrift: Ueber Judenthum und Juden, hauptsächlich in Rücksicht ihres Einflusses auf bürgerlichen Wohlstand, Nürnberg, 1795. S. 83. vortrefflich auseinandergesetzt hat.

Judengenossen, die er im Heidenthum erzeugt hatte, waren nicht seine Erben, sondern nach seinem Tode ward Herr des Nachlasses, wer sich desselben zuerst bemächtigte. Wie wenig Habsucht die Triebfeder war, die die Menschen im Mittelalter bewegte, beweist der in den Chroniken ausdrücklich bemerkte Umstand, daß bei der großen Judenverfolgung im 14ten Jahrhundert sehr viele Menschen ihrem Theil von dem Raube geistlichen Stiftungen gaben. Nichts kann billiger und gerechter seyn, als die alte Gesetzgebung über die Juden. Die Frankfurter Stätigkeit ist wirklich musterhaft; wie weise z. B. ist das Gesetz, das ihnen verbietet, keinem gemeinen weltlichen Richter einig Geld, wenig oder viel, zu leihen, bei Verlust desselbigen Geldes. Billig sollte es auf alle Staatsdiener ausgedehnt, überall nachgeahmt werden.

VII.

Die Geschichte zeigt, daß in verschiedenen Ländern die Juden die übertriebensten Freiheiten hatten, und daß sie dieselben immer zum Verderben der Christen mißbrauchten; zwei merkwürdige Beispiele bieten Polen und Spanien dar. Wer sich nur einigermaßen um die polnische Geschichte bekümmert hat, muß eingestehen, daß der Einfluß der Juden eine Hauptursache zu Polens Verderben und Untergang gewesen sey. Sollte man es glauben, daß die Judenvertheidiger geradezu der Wahrheit, und dem Ausspruch der ausgezeichnetsten Schriftsteller, Männer, die in dem Lande geboren sind, in hohen Aemtern gestanden haben, im Angesicht zu widersprechen wagen? Ich führte zur Behauptung nur einige neue unverdächtige Zeugen an, Hrn. Hansen, Hrn. Rohrer und Hrn. Bibber; zunächst die neuesten Schriftsteller, weil ich voraussetzen durfte, daß jeder Leser sie am leichtesten nachschlagen könnte. Um diese Ansichten zu widerlegen, beruft sich Herr E. auf D. Friedländer, der natürlich versichert, „daß die Juden in Polen (wie überall) die nützlichere, fähigere, brauchbarere

Klasse sind, die aus den heiligen Schriften ihrer Vorfahren, dem Talmud und seinen Kommentatoren, ihre Religion, Moral und Rechtsgelehrsamkeit schöpfen, die Ehe heilig beobachten, vom Wucher nichts wissen und von Völlerei und Trunkenheit eben so weit entfernt sind." Das Urtheil, das in Hrn. E's. Augen ein Evangelium ist, soll auch durch die Bemerkungen eines sonst unbekannten Professors Schultes bestätigt werden *). Der Mann sagt, es sey wahr, was man den Juden in Gallizien Schuld gebe, allein thäten es die Juden nicht, würden es die Christen thun! Er muß ganz eigene Erfahrungen gemacht haben, um in solchen Sätzen Zusammenhang zu finden! Er behauptet ferner, daß die Juden die Felder, die sie in Pacht haben, besser bebauen; weil sie das Gesäme aus der Fremde mitbringen. Es ist wahrscheinlich, daß die jüdischen Gutsbesitzer von ihren Handelsreisen besseres Saatkorn mitbringen, denn die Speculation leuchtet ein; aber daß sie den Acker von christlichen Arbeitern bestellen lassen, folgt von selbst, aus dem Umstande, daß die Pächter die Fremde besuchen. Alles Andere, was Herr Schultes rühmt, beweist nur, daß der Jude in Polen ungedrückt, reich, wohlhabend, mit einem Wort, Herr des übrigen Volks sey. Zu diesem Zeugniß fügt M. Heß noch eine Stelle aus einem reisenden Jugendlehrer, Herrn K. Hahn, bei, der bis an die Gränze von Polen gekommen ist, und hier blühende Judendörfer gesehen haben will, die ihm vermuthlich Gelegenheit zu einigen Nutzanwendungen über Toleranz und Duldung geben müssen, wie sie für das junge Volk eben passen mögen. Diese drei Aeußerungen von Leuten, die das Land entweder gar nicht, oder flüchtig durchreisten, von der Geschichte und den innern Verhältnissen desselben durchaus keine Kenntniß hatten, werden den von mir angeführten Schriftstellern ent-

---

*) Ist es etwa der berühmte Mitarbeiter an der Allemannia, und Verfasser der Reisen durch Frankreich; in diesem Fall wird der Zeuge bald gewürdigt seyn.

gegengestellt, die lange im Lande lebten; allein ich will hier noch eine Reihe neuer Autoritäten hinzufügen, und werde erwarten, ob man auch sie, als wenig glaubwürdig, verwerfen wird, weil sie den Juden mißfallen. 1) Der preußische Hofgerichtsrath Holsche in: der Netzdistrict, Königsberg, 1793. Seite 231. „Wollte man ihnen jetzt alle Rechte anderer Staatsbürger einräumen, so würden sie glauben, daß der Zeitpunct ihrer Erlösung eintrete; sie würden sich über die Christen erheben, die besten Erwerbzweige an sich ziehen, sich selbst in die Staatsverwaltung eindrängen, und es würden viele Nachtheile daraus zu befürchten seyn; sie wollen nicht arbeiten, scheuen alle Anstrengung ihrer natürlichen Kräfte, sind rachsüchtig, und ihre Denkart paßt nicht in die gegenwärtige Staatsverfassung". 2) Hacquet, in seinen neuesten physikalisch-politischen Reisen durch die dacischen, sarmatischen und nördlichen Karpathen, Nürnberg 1794. Bd. III. S. 204 bis 235. *) entwirft ein fürchterliches Gemählde von dem furchtbaren und zerstörenden Einfluß, den die Juden auf Gallizien und das polnische Volk ausgeübt haben; er führt eine Reihe von den abscheulichsten, systematisch durchgeführten Betrügereien an, die sie sich haben zu Schulden kommen lassen. Von den unzähligen Beispielen nur eins: der Jude Goldschmid machte Joseph II. das Project, für den Salzverschleiß eine Regie zu errichten, welche außer Landes einen größern Absatz bewirken würde, mit dem Bedinge eines Theils von dem Ueberschuß. Joseph willigte ein. Um den Absatz zu vermehren, mußte der Preis gemindert oder bessere Waare geliefert werden. Der Jude verbot das unreine oder Erdsalz, das sonst immer in einem gewissen Verhältniß mit dem reinen Salz außer Landes geschickt war, auszuführen, und es ward dagegen befohlen, daß die umliegenden Kreise in Gallizien kein anderes Salz kaufen dürften, als unreines. Durch diesen Schurkenkniff,

*) Auch an vielen andern Stellen z. B. II, S. 198.

fährt Hacquet fort, mußte der arme Landmann jetzt Sand und Erde in seiner Speise genießen, wodurch Krankheiten entstanden; u. s. w.

Gleich darauf folgt ein Beispiel, daß sie die Kunst, in der ihr Joseph und sein Sohn Hyrkan so geübt waren, noch meisterlich verstehn: „Als der Wiener Hof durch Friedenstractaten der ottomanischen Pforte die Chotymer Raja wieder zusicherte, so wurden für die 3 bis 4 letzten oder ersten Monate des 1793. Jahrs die Steuer der dortigen Unterthanen um eine Summe Geld an Juden verpachtet, die dann mit Hülfe der noch da befindlichen Truppen die Steuer einkassirten; allein wo sie einen Gulden zu nehmen hatten, preßten sie deren sechs dafür ein. Unbarmherzig gegen alle Gojim, also auch gegen dieses so sehr verarmte Volk, nahmen sie oft die einzige Kuh aus dem Stalle um ein Nichts" u. s. w. Was kann dieser Schriftsteller, ein im Josephinischen Sinn aufgeklärter, im höchsten Grade toleranter, jedes religiöse Vorurtheil verachtender Mann für Gründe gehabt haben, mit dieser donnernden und zermalmenden Beredsamkeit gegen ein unglückliches Volk zu Felde zu ziehen, wenn ihn nicht die innigste Ueberzeugung bewegte? Ich nehme keinen Anstand zu behaupten, daß, wer so schreiben könnte, ohne durch den Augenschein und die klarsten Thatsachen im Innersten seiner Seele empört zu seyn, ein Bösewicht der ersten Größe seyn müßte. 3) Der dritte Zeuge ist der Kaiserlich-Königliche Gubernialrath, Herr von Kortum, (ein Staatsmann; also nur zur Erde, Herr Ewald, zur Erde!) der lange in Gallizien gelebt hat, und dessen oben bereits angeführtes Buch das beste und gediegenste ist, das über die Sache geschrieben ist; es zeichnet sich eben so sehr durch Mäßigung, als durch eine hohe politische Bildung aus, die selbst über ihre Zeit hervorragt; ich kann diese schöne Schrift nicht laut und dringend genug allen denen empfehlen, die sich über die Streitsache genau unterrichten und das Judenübel gründlich kennen lernen wollen. Ich hatte sie früher

selbst nicht gelesen, sondern kannte sie nur ihrem histori-schen Theil nach aus den Auszügen, die von Engel in seiner Geschichte von Halitsch mittheilt. Kortum und ich stimmen in unsern Ansichten auf's überraschenste überein; das, was mich bloße wissenschaftliche Untersuchung und Betrachtung gelehrt hatte, ist von ihm durch die Beobachtung auf's klarste und vollständigste bestätigt; das ganze feine Gewebe der Aussaugungskünste, wodurch die Juden den Bauer und die Gewerbe umklammert haben, ist mit der größten Bündigkeit aus einander gesetzt; 4) Endlich berufe ich mich auf Herrn G. S. Bandke, der jetzt Professor in Krakau ist; es ist ein trefflicher kritischer Kopf, ein grundgelehrter Kenner der slavischen Litteratur und Verfasser einer geschätzten polnischen Geschichte: ebenfalls höchst human, wie die Captatio benevolentiae beweist; denn so weit war es leider gekommen, daß die Leute sich scheuten, frei über den Judenunfug zu sprechen, aus Furcht, für Fanatiker, Obscuranten, Barbaren aus dem Mittelalter u. s. w. gehalten zu werden. Dieser Schriftsteller beweist in seinen Analekten zur Erläuterung der Geschichte des Ostens von Europa, Breslau 1802, daß allein die Juden an dem Unglück, der Erniedrigung der Landleute in Polen Schuld sind; er hat auch sehr trefflich die Ursachen entwickelt, woher es kommt, daß flüchtige Reisende — besonders wenn's gar Kosmopoliten sind — ein so günstiges Urtheil über die polnischen Juden zum Nachtheil des von ihnen unterdrückten und ausgesogenen Bauers fällen. *) Wenn eine solche Masse übereinstimmender Zeugnisse, die alle tief gegründet sind, kein Gewicht haben sollen; wenn es genug ist, den ersten besten Durchzügler ihnen entgegenzustellen und sie dann für entkräftet auszugeben: wär's am besten, auf alle historische Beweisführung Verzicht zu leisten; doch wollen wir zur

*) S. 81, bes. S. 93.

Ehre des gesunden Menschenverstandes hoffen, daß es dahin sobald nicht kommen werde.

Ueber die vom Hrn. Staatsrath Moldenhawer, der selbst in Spanien gewesen und mit den Quellen der spanischen Geschichte genau bekannt ist, gelieferte Darstellung der Verhältnisse der Juden in Spanien, geht Hr. E. leise hinweg; um aber den Schein zu haben, auch darüber etwas gesagt zu haben, läßt er ein Paar Stellen aus Basnage abdrucken, um zu zeigen, daß es auch gelehrte Juden in Spanien gegeben habe; allein M. Heß ist dreist genug, auch gegen diese gründliche, aus Urkunden und den zuverläßigsten Quellen entlehnte Darstellung seine Einwendungen zu machen; alles, sagt' er, was wir angeführt hätten, beweise gar nichts, weil wir uns auf keine jüdische Schriftsteller beriefen; das ist eine herrliche Widerlegung; giebt es jüdische Quellen zur Judengeschichte in Spanien, so wäre es seine Sache gewesen, sie hervorzuziehn; auf solche aus der Luft gegriffene, unbegründete Argumentationen, wie er aufstellt, wird Niemand sich einlassen, der von einem festen Grunde auszugehen gewohnt ist. Daß die Vertreibung der Juden aus Spanien ein Glück für das Land war, wird Niemand bezweifeln, der tiefer in die Geschichte Spaniens eingedrungen ist; mit den Arabern ist es freilich ein anderer Fall, doch auch hier bietet sich ein Gesichtspunkt dar, aus dem sich die Verjagung rechtfertigen läßt. Auf jeden Fall aber ist es lächerlich, aus diesen Umständen den Verfall Spaniens abzuleiten; *) eben so ungereimt ist die Behauptung, die M. Heß hinwirft, daß Spanien vor der Vertreibung der Juden im Anfang des 16ten Jahrh. 30 Millionen Einwohner gehabt habe; sie widerlegt sich bei dem geringsten Nachdenken von selbst; nur die roheste Unwissenheit, die sich begnügt, ganz gedankenlos aufzuraffen, was sich in der ersten besten Quelle vorfindet, wird solche Angaben wiederholen; seit

*) Vergl. mein Handbuch der Geschichte des Mittelalters S. 567

den Zeiten Philipps IV, aus denen sich eine glaubwürdige Volkszählung findet, hat die Volkszahl in Spanien immer zugenommen; es ist nun gar keine Ursache in der dieser Zeit vorangehenden Periode, ein anderes Verhältniß anzunehmen; mithin bleibt nur, um jene lächerliche Behauptung wahrscheinlich zu finden, die Voraussetzung übrig, daß 20 Millionen Araber und Juden von höchstens 10 Millionen Christen vertrieben worden sind; und dies werden die Juden doch wohl selbst für unglaublich halten.

VIII.

Die Eigenthümlichkeiten des Characters, der Lebensweise, der Gesinnung u. s. w., wodurch die Juden Juden werden, und sich als solche Jahrtausende mitten unter andern Völkern behaupteten, müssen nothwendig ihren Grund haben; aus dem vermeintlichen Druck lassen sie sich, wie wir gesehn haben, keineswegs ableiten; sie werden aber hinreichend erklärt aus der Religion und der mit ihr genau zusammenhangenden Verfassung. Gewiß, es würde ein lehrreiches und merkwürdiges Unternehmen seyn, wenn ein Mann von Kenntnissen und Scharfsinn die auffallenden Eigenheiten des jüdischen Characters in ihrem Zusammenhange mit ihren religiösen Vorstellungen, Lehren und Meinungen nachweisen wollte; mir kam es nur darauf an, einige Hauptmomente hervorzuheben; wollte man diese Untersuchung weiter verfolgen, man würde die merkwürdigsten Resultate finden. Die unnatürliche Vermehrung der Juden, die durch frühzeitige Heirathen begünstigt wird, hat ihren Grund in einer religiösen Pflicht, denn der Jude glaubt, daß der Messias erscheinen werde, wenn eine bestimmte Anzahl von Juden erst vorhanden seyn wird. Aus den sonderbaren und höchst spitzfindigen Bestimmungen des jüdischen Rechts über Fragen, die sich von selbst verstehn, z. B. daß wenn Jemand ein Joch oder einen Esel kauft, nicht die Ochsen gemeint sind, die es ziehen oder die Waaren die das Thier trägt, u. dgl.

kann man wohl die sonderbaren Arten von Contracten und die Einreden ableiten, die in den Rechtshändeln mit Juden so häufig sind. Ein Volk, das es sich erlaubt, selbst den lieben Gott durch einen innern Vorbehalt, eine reservatio mentalis, zu hintergehn, wird es sich nicht übel nehmen, von diesem Mittel in Fällen Gebrauch zu machen, wo nur irdische Vortheile in's Spiel kommen; der Todesengel, hoffen sie, geht vorüber, wenn sie dem Todtkranken einen andern Namen geben, und also denjenigen, den er sucht, nicht findet. Ein angesehener reicher Jude glaubte, die Pflicht, nichts, was in Säure übergehen kann, während des Passah im Hause zu behalten, dadurch zu erfüllen, daß er alle Gegenstände der Art seinem ersten Buchhalter förmlich verkaufte, nach dem Fest aber wieder von demselben zurücknahm. Es wird sich leicht darthun lassen, daß eine freie Gewerbsamkeit unmöglich ist, wo die gleichgültigsten Handlungen mit religiösen Gebräuchen zum Theil von der wunderlichsten Art verknüpft sind; ein ächter Jude kann z. B. unmöglich ein Schneider werden, denn er darf nicht Wolle mit Leinewand mischen u. s. w.

Hr. E. behauptet, man habe vom Talmud überhaupt unrichtige Begriffe, und ich insonderheit hätte die meinigen nur aus Eisenmenger geschöpft; M. Heß meint sogar, ich wisse nicht einmal, wann er entstanden sey, und schließt, weil seine Vollendung in's 6te Jahrh. falle, könne man seine Entstehung nicht in's 2te Jahrh. setzen; und damals lebte doch Judas der Heilige, der Judenfürst, von dem die Mischnah gesammelt ist; überdies waren in der Tradition diese Gesetze schon lange vorher vorhanden, wie alle jüdischen Gelehrten selbst behaupten. Ich gestehe offenherzig, daß ich aus Mangel an gehörigen Sprachkenntnissen, an Zeit und an Lust meine Begriffe vom Judenthum nicht aus den eigentlichen Quellen unmittelbar geschöpft habe, aber es war dies keineswegs nöthig, da ein großer Theil derselben, von den gelehrtesten und frömmsten Männern, einem Surenhus, Ei-

senmenger, Edzardi, Bodenschatz, und besonders einem Rabe, der die ganze Mischnah selbst zu Moses Mendelssohn völliger Zufriedenheit und einzelne Schriften aus der Gemara übersetzt hat, theils in's Lateinische, theils in Deutsche übertragen sind; dies muß Herr E. nicht gewußt haben, denn sonst würde er mich nicht auf ein jüdisches Lesebuch verwiesen haben, um den Talmud kennen zu lernen; er selbst hat aber so grundfalsche Begriffe davon, daß man sich kaum von seinem Erstaunen erholt, wenn man bedenkt, daß er ein Geistlicher und ein Kirchenrath ist. „Der Talmud hat nämlich, sagt er *), „zwei Theile, die man Halacha (Lehren) und Agada (Sagen) nennt. Die Halacha ist eine weitere Ausführung der mosaischen Gesetzgebung und Modification derselben nach den verschiedenen Zeitumständen. Sie enthält alles, was die jüdische Theologie betrifft. Die Agada ist ein, von einem ganz unwissenden Sammler zusammengetragener, Mischmasch von hoher reiner Philosophie, sinnreichen Allegorieen, und einer trefflichen Moral, neben unsinnigen und abscheulichen Stellen, so daß man schwer begreift, wie und warum so fremdartige Aussprüche zusammenkommen." Lauter verkehrte und falsche Begriffe und Erklärungen; es geschieht bloß in Rücksicht auf den Theil meiner Leser, deren Beruf es nicht ist, sich um diese Gegenstände zu bekümmern, daß ich Hr. E. sträfliche Unwissenheit berichtige. Halacha und Agada kann man nie als Theile des Talmuds ansehn; Hr. E. verwechselt auf eine unverzeihliche Weise Mischnah und Gemara; jene ist der Text und von ihr konnte ungefähr das gelten, was Hr. E. von der Halacha sagt: diese (die Gemara) ist die Glosse und beide zusammen bilden den Talmud oder die Lehre. Halacha heißt der Gang, die Weise; es ist nämlich hauptsächlich bei streitigen Meinungen über Rechtsverhältnisse der recipirte Gerichtsgebrauch; z. B. wenn einer ein Gelübde gethan hat bis auf

*) S. 32.

Ostern, so meint Rabbi Meir, es gelte bis auf den Anfang, R. Jose bis auf Ende des Festes; nun ist der Halacha oder der Gerichtsgebrauch nach dem letztern u. s. w. Es ist klar, daß bei eigentlich dogmatischen Sätzen nur selten von der Halacha die Frage ist. Was aber Hr. Ewald von der Agada sagt, ist mir völlig ein Räthsel, denn es paßt seine Schilderung auch nicht auf die Gemara, weder auf die von Jerusalem, noch von Babylon; es sind keine unwissende Sammler, von denen sie herstammen, sondern die gelehrtesten und spitzfindigsten Rabbiner. Daß der Talmud viele weise und fromme Lehren und Erzählungen enthält, werde ich nicht läugnen; Christen und Juden sind um die Wette geschäftig gewesen, einzelne Blumen, die auf den Schierlingsbeeten aufsproßten, abzubrechen und an die Fenster zu stellen. Dadurch aber kann das Resultat gar nicht umgestoßen werden, daß ein religiöses und bürgerliches Grundgesetz, wie das jüdische, das dem Witz der Ausleger einen so großen Spielraum darbietet, das im Laufe so vieler Jahrhunderte so mannichfaltig ausgelegt worden ist, und wo die Auslegungen und Meinungen die Stelle des Gesetzes selbst einnehmen, nachtheilig auf das Volk wirken mußte, das demselben mit einer schwärmerischen und abgöttischen Ergebenheit zugethan war. Ich habe nur auf einige Hauptpunkte aufmerksam gemacht, die auf die bürgerliche Bildung der Juden zunächst einwirkten. Jüdische Schriftsteller, die eine Ahnung von dem nothwendigen Zusammenhange historischer Erscheinungen mit einem tiefern Grunde hatten, haben dies selbst eingesehn; Ben David z. B. spricht ja viel nachtheiliger von seinen eigenen Landsleuten, als ich mir je erlaubt habe; er sagt, daß die Juden seit Mendelssohn anfingen, sich um die Achtung der Christen zu bewerben, weil sie einsahen, daß sie einem sehr nützlich werden konnte; *) er gesteht, daß die Juden, die dem Talmud anhingen, un-

*) A. a. O. S. 28.

verbesserlich würden; ihr Aussterben sey die einzige Hoffnung für die Nachkommenschaft; ihre Kinder, die das Ceremonialgesetz aufgeben und der Fahne der Aufklärung, schwören, sind, nach seiner Versicherung, noch abscheulicher und verdorbener. Er bestätigt, was ich von dem unmittelbaren Einfluß der Rabbiner bemerkt habe; *) und wagte wohl selbst der weise Moses Mendelssohn, ohne Einwilligung des Oberrabiners, eine Uebersetzung des Ritualgesetzes zu veranstalten? Der Hochmuth, als Grundzug des jüdischen Characters, läßt sich nur aus jenen religiösen Vorstellungen erklären, daher sind selbst die so gepriesenen portugiesischen Juden in Hamburg und Amsterdam nicht minder von ihm angesteckt, als ihre deutschen und polnischen Brüder. **) Von dem Einfluß, den das jüdische Ceremonialgesetz und so viele theils ausdrückliche, theils der gröbsten Mißdeutung fähige Stellen im Talmud auf die Gewerbe, die Betriebsamkeit und die Begriffe darüber haben, wäre es leicht, viele Seiten voll zu schreiben; allein ich finde es überflüssig, da es nicht darauf ankommt, ob sich den Stellen, die in dieser Hinsicht schon angeführt sind, auf der exegetischen Marterbank sich ein anderer Sinn abzwingen läßt, sondern wie sie zunächst verstanden werden können und verstanden worden sind.

IX.

Ein Hauptargument, das die Judenverfechter bei jeder Gelegenheit geltend machen, sind die guten, menschenfreundlichen, wohlthätigen Juden, und auch Herr E. führt aus den allerneuesten Zeitungen einige Beispiele der Art an, wie sie Verdienstmedaillen, Titel und Adelspatente für

---

*) S. 26.

**) Schudt jüd. Merkwürdigkeiten I, 372. Maimoniana, v. E. Wolf, S. 178.

ihre großmüthigen Aufopferungen erhalten haben. Aber wer hat denn je geläugnet, daß es gute Juden geben könne und gegeben habe; „laßt uns eingestehn," sagt der oftangeführte englische Verfasser *), „daß es preiswürdige Handlungen der Tugend und Frömmigkeit unter den Juden gegeben hat; Handlungen, die sie in die Reihe christlicher Helden versetzt haben würden, wären sie von denselben preiswürdigen Grundsätzen ausgegangen. Es giebt gute Menschen in allen verschiedenen Glaubensarten unter dem Himmel, und wir müssen glauben, daß es auch in diesem Lande einige Männer von großer Rechtschaffenheit unter den Juden giebt." — Es sind ja zum Ueberfluß ganze Bücher und rührende Lustspiele davon geschrieben. Daraus folgt aber noch keinesweges, daß das ganze Volk befugt ist, gleiche Rechte mit einem andern christlichen Volk zu fordern. Beiläufig habe ich bemerkt, daß die Juden sich vorzugsweise alle ersinnlichen Tugenden beilegen; daß sie sich einbilden, das erste und vortrefflichste unter allen Völkern zu seyn. Bei Herrn Ewald sind diese Tugenden nun freilich zusammengeschrumpft auf Mäßigkeit und Verläugnung sinnlichen Genusses; die Mäßigkeit ist eine sehr relative Tugend, sie ist es gar nicht, wenn sie, wie bei den Juden, in der Regel aus einer schmutzigen Knickerei entspringt. So knapp die Juden sich sonst behelfen, so machen sie doch einen großen Aufwand, um Jontof Dick (Festtags voll) zu werden, und es ist bekannt, daß sich viele Juden durch diese religiöse Schwelgerei an den Bettelstab gebracht haben **). Reichgewordene Juden stehen in einer rohen und übermüthigen Verschwendung keinem christlichen Durchbringer nach. An einer andern Stelle, sagt Herr E. noch, es sey bekannt, daß nie ein Jude an einer Revolution Theil genommen habe ***). Dies könnte

*) Review. S. 83.

**) Nach einer Bemerkung des seel. Tychsen in seinen Streitschriften mit Teller.

***) A. a. O. S. 110.

wahr seyn und würde sich aus einer doppelten Ursache erklären lassen, einmal, weil man ihnen in christlichen Ländern, aus sehr nahe liegenden Gründen, nicht traute, und zweitens, weil sie kein Interesse an dem Staate nehmen, und sicher seyn können, bei keiner Veränderung zu verlieren. Aber es ist nicht wahr; in Portugall nahmen an der Verschwörung wider Johann IV. alle Anhänger Spaniens und die Juden Theil. Sie hatten dem Könige bei seiner Thronbesteigung eine große Geldsumme angeboten, wenn er ihnen Staatsbürgerrechte bewilligen wollte; es ward ihnen abgeschlagen, aber die spanische Partei versprach ihnen, was sie verlangten, und die Erlaubniß, eine Synagoge zu bauen *). Es ist bekannt, wie bereitwillig sie sich selbst in den neuesten Zeiten erhoben, sobald sich ihnen ein Messias zum Führer darbot. Als gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts Sabbatai Sevi in der Türkei aufstand, waren die Juden in der ganzen Welt in Bewegung, und freueten sich, daß nun die Zeit da sey, wo der Messias auf dem Esel reiten werde, die Juden hinter sich und die Christen auf dem Schwanz; sie weideten sich an der Aussicht, daß, wenn's durch den Jordan geht, der Esel den Schwanz hangen und die Christen herabfallen läßt, die alle im Wasser ersaufen müssen **). In Ferrara erklärten sie gar noch im Jahr 1723 einen gewissen Felix Cohen zu ihrem König, salbten und krönten ihn ***). Ich habe nicht Lust, noch mehrere ähnliche Beispiele aufzusuchen, die man leicht finden könnte; bemerken muß ich indessen, daß die beiden größten und glücklichsten Revolutionairs der neuern Zeit, Cromwell und Bonaparte, sehr gut einsahen, was für treffliche Mittel ihnen die Juden darböten, und sie daher sehr begünstigten. Cromwell ward

---

*) Gebauer's portug. Geschichte II, S. 84.

**) Ein jüdischer Mythus, s. Schudt Merkwürdigkeiten II, Buch VI, c. 27, S. 43.

***) Unschuldige Nachrichten 1723, S. 1094.

für den Messias gehalten, und ich weiß nicht, ob es mit Bonaparte nicht auch der Fall gewesen ist. Der Protector konnte zwar noch nichts Bedeutendes für sie thun, weil die allgemeine Stimme sich so laut wider sie erklärte; es fingen indessen die Unterhandlungen zu ihrer Aufnahme an, und Cromwell würde bei längerem Leben sie ihnen bewilligt haben; Burnet behauptet auf die Autorität des Grafen Orrery, daß der Usurpator sich ihrer zu Spionen bediente; Tovey *) sucht diese Nachricht zu widerlegen, aber aus den allerungenügendsten Gründen; sie ist im Gegentheil höchst wahrscheinlich, wenn man bedenkt, was für einen Aufwand der Protector machte, um Nachrichten einzuziehn; allein die Spionerei soll ihm jährlich über 60000 Pfund St. gekostet haben, und konnte er bessere Kundschafter finden, als Juden? Uebrigens erhielten sie erst unter Carl II. die Erlaubniß, sich in England niederzulassen, der immer Geld gebrauchte, und gegen alle Mittel gleichgültig war, wodurch er es sich verschaffen konnte. An der französischen Revolution haben die Juden als Spione einen sehr lebhaften Antheil gehabt; eine Liste von Spionen, die in dem letzten Kriege unsern Truppen in die Hände fiel, und aus der Canzlei des Spionengenerals Lorgne d'Ideville stammte, enthielt mehr als 200 Namen und weit die Mehrzahl waren Juden; was merkwürdig ist, es gab unter denselben sogar Spionenwerber. Die französische Polizei in Hamburg hatte nach öffentlichen Zeugnissen **) unter den dortigen Juden ihre getreuesten und glücklichsten Helfershelfer und Werkzeuge. M. Heß zieht mich zur Rechenschaft, daß ich beiläufig bemerkte, die Juden wären nach allen Criminaluntersuchungen in den Räuberbanden immer die zahlreichsten, feigsten und grausamsten Mitglieder; ich hatte mich auf meine Quellen im Allgemeinen berufen; man braucht nur solche gedruckte Un-

*) Anglia Judaica, Oxf. 1738. 4. S. 276.

**) Allgem. Literaturzeitung, Ergänzungsblätter, Nr. 26, 1816.

tersuchungen vom entdeckten jüdischen Baldover bis auf Herrn Christensen hinab zu vergleichen, um sich von dem Abgrund menschlicher Verworfenheit zu überzeugen, worin die Juden versunken sind; ich gestehe gern zu, daß solchen Abscheulichkeiten vorgebeugt werden müßte, aber es ist auch aus diesen Actenstücken klar, daß keineswegs die Noth und der Druck die ärmsten Juden zu den schändlichsten Verbrechen getrieben hat; angesehene, in weitläuftigen Verkehr stehende, selbst reiche Hebräer, nahmen Theil an diesen Räubereien, veranlaßten und unterstützten sie. Um zu zeigen, daß ich ohne vollständige Ueberzeugung keine Silbe geschrieben habe, muß ich schon einige Zeugnisse beibringen: zunächst lese man die Schriften der Bürger Rebmann und Keil; man erwäge, was sie von den Juden sagen; die beiden angeführten Schriftsteller wird gewiß Niemand im Verdacht des Fanatismus, der Menschenfeindlichkeit, der Germanomanie, mystischer Hyperpolitik [und weiß Gott, was für anderer Untugenden halten, mit denen ich und andere ehrliche Leute, die nicht in das große Versöhnungshorn blasen, behaftet seyn sollen.

In dem vom Justizrath Christensen gelieferten Verzeichniß von Räubern, Gaunern und Spitzbuben, die besonders das nördliche Deutschland unsicher machen, fanden sich unter 254 Individuen wenigstens 150 bis 160 Juden *). Die furchtbarste Bande der neuern Zeit, die sogenannte niederländische, bestand fast größtentheils aus Juden, aber gewiß nicht von der furchtsamsten Classe dieses Volks. Ein anderer Hauptzug derselben war zügellose, sehr oft in Grausamkeit ausartende Wildheit. Der schnödesten Wollust waren sie fast alle auf das äußerste ergeben. In gleichem Maaß liebten sie den Trunk **). In den achtziger Jahren des zu Grabe gegangenen Jahrhunderts lebte zu Wynoshoot bei Gröningen in Friesland eine

---

*) Alphabetisches Verzeichniß einer Anzahl von Räubern, Dieben und Vagabunden -- von C. D. Christensen, Hamb. 1814. 8.

**) Keil's actenmäßige Geschichte der Räuberbanden am Rhein, II. S. 14.

Judenfamilie, die man ohne alle Uebertreibung als die furchtbare Mutter aller der famösen Räuberchefs vom Zuydersee bis an die Donau, als den einzigen Centralpunct der großen niederländischen und aller aus derselben emanirenden, der batavischen, holländischen, mersischen Bande ansehn kann. Man kann mit Recht sagen, daß unter den tausend gewaltthätigen schrecklichen Diebstählen, die bis in dieses Jahrhundert hinein im nördlichen Frankreich, in Batavien und im westlichen Deutschland verübt wurden, diese Judenfamilie vielleicht an neunhundert und funfzig wenigstens in einem ihrer Glieder Antheil genommen hat." Ich muß es den Lesern überlassen, diese höchst merkwürdige und gut erzählte Geschichte selbst nachzulesen; es kommen höchst lehrreiche Züge darin vor, die besonders auch für unsere Untersuchung wichtig sind; nur einige will ich des Beispiels wegen bemerken. Die Diebe aus Abrahams Geschlecht hatten zu Eckerod sogar von dem gestohlnen Gute eine Schule oder Synagoge gebaut, ein Beweis, daß sie in ihrer Art sogar noch fromm zu seyn glaubten; selbst Rabbiner nahmen an diesen Räubereien bald als Angeber oder Baldoverer, bald als Theilnehmer, wenigstens als Unterbringer der gestohlnen Waaren Antheil. Gestohlne Sachen wurden sehr oft in der Synagoge aufbewahrt *). Aber selbst auf dieser tiefsten Stufe menschlicher Verdorbenheit behauptet sich der durch die Natur selbst gebildete Unterschied der Laster; der Eigennutz, der gemeinsame Vortheil schienen alle edlere Schranken niedergerissen zu haben, und doch nahmen die christlichen Banden keinen Juden unter sich auf, und die Gemeinschaft, die das Verbrechen bisweilen herbeiführte, ward schnell wieder aufgelöst. Noch einige Geschichten jüdischer Grausamkeit aus diesen Criminalacten: „Richard Bruttig, ein getaufter Jude und Metzger, verband mit der größten Gleisnerei eine so niedrige Grausamkeit, wie keiner unter der ganzen Bande;" „es ist mir gleichviel," pflegte er zu

*) M. s. a. a. O. S. 267 u. 438.

prahlen", „ob ich einen Menschenkopf oder einen Kalbskopf abschneide *)" „Der bei der Bande befindliche Jude suchte indessen die Mutter noch durch die Qual ihres Kindes zu ängstigen. Er schlug vor ihren Augen ihrem achtjährigen Mädchen ein Loch in den Kopf." **) Wer Zeit und Lust hat, diese und ähnliche Schriften durchzulesen, wird die Bestätigung der von mir aufgestellten Behauptung in unzähligen Beispielen finden.

Durch ihre Theilnahme an dem letzten Kriege glauben die Juden ihre Fähigkeit, alle Staatsbürgerpflichten zu erfüllen, vollkommen dargethan zu haben; es haben sich wirklich einige jüdische Jünglinge ausgezeichnet und sich in christlichem Sinn der guten Sache gewidmet; es wäre barbarisch, denjenigen, die in dem heiligen Kampf ihren Tod gefunden, den Kranz zu entziehn, worauf jede edle Anstrengung gerechten Anspruch hat. Allein im Ganzen ist die Theilnahme der Juden sehr untergeordnet und einseitig gewesen; selbst der Zahl nach, wie mich alle Offiziers, die ich darüber befragt habe, versicherten; die besten Dienste haben sie als Fouriers, auf Requisitionen und bei ähnlichen Gelegenheiten geleistet. Hört man die Juden, so ist der glückliche Ausgang des ganzen Kriegs bloß ihrer Mitwirkung zuzuschreiben; sie sollen die ersten gewesen seyn, die als Freiwillige mit einem guten Beispiel vorangingen: ***) Seht doch, ruft ein Anderer, wie schlecht ihr gegen die Franzosen fochtet, als keine Juden in euren Reihen standen; sie brachten den Sieg zu euren Fahnen. In der Schlacht bei Waterlo, sagt M. Heß †) sind allein 55 (sage fünf und funfzig) jüdische Offiziers von der Landwehr geblieben! Es ist klar, die ganze Landwehr muß aus Juden bestanden

---

*) Das. Bd. I, 13.

**) Grollmann's actenmäßige Geschichte der Vogelsberger und Wetterauer Räuberbanden, 1813, S.

***) Ewald.

†) S. 75.

haben; denn wo 55 Offiziers bleiben, müssen wenigstens 4000 Gemeine fallen, die Verwundeten ungerechnet. Oder hat diese neuen Makkabäer ein solcher Heroismus beseelt, daß sie sich absichtlich den feindlichen Kugeln entgegen gestürzt haben? In allen Berichten von dieser Schlacht ist dieser merkwürdige Umstand übergangen; vermuthlich cursiren in der jüdischen Welt eigene Erzählungen von dem großen Tage, und es ist gewiß sehr ungerecht, daß diese jüdischen Heldenthaten gleichsam nur auf einem Schleichwege zur Nachwelt gelangen sollen. Ich kann mich nicht entschließen, zu glauben, daß die Aufnahme der Juden unter das Heer irgend etwas zur Verbesserung oder überhaupt zur Vermehrung der Kraft desselben beigetragen hat; ja, ich sehe mehr als eine höchst nachtheilige und verderbliche Folge voraus, die daraus entstehen müssen; doch mag hier das Wort tüchtiger Kriegsmänner entscheiden, die auf diesen Gegenstand ihre Aufmersamkeit gerichtet haben.

Auf jeden Fall gebietet eine höhere Rücksicht, die Juden von der Theilnahme an der Vertheidigung auszuschließen; sie ist die erste und heiligste Pflicht eines jeden freien und wahren Volksgenossen; daß diese Wahrheit ziemlich allgemein anerkannt und der Soldatenstand nicht mehr ein erniedrigender Zwang ohne Lohn und Ehre ist, können wir als eine Frucht betrachten, die den Völkern nach den schrecklichen Zerstörungen und Umwälzungen der neuesten Zeit geblieben ist. Wir müssen hoffen, daß die alten Vorstellungen über stehende Heere immer mehr untergehn werden; die Theilnahme am Kriegsdienst wird für diejenigen, die sich demselben ganz ergeben, ein ehrenvoller Staatsdienst, für den übrigen Theil des Volks eine Schule männlicher Tugenden und Eigenschaften werden. Daher ist es nothwendig, daß sich hier nur diejenigen zusammenfinden, die durch die heiligsten Bande verbunden und Genossen eines Volks sind; es wird mit Recht jeder Theilnehmer ausgeschlossen, auf den die Gründe und Vorstellungen unwirksam seyn müssen, die einem christli-

chen Krieger freudigen und zuversichtlichen Muth, einem Deutschen eine fromme Begeisterung einflößen.

X.

Ich glaube in dieser weitern Erörterung die Grundsätze vollständig dargelegt und entwickelt zu haben, von denen man bei der Beurtheilung der Frage über die Ansprüche der Juden ausgehn muß; wer sie anerkennt, d. h. wem die christliche Religion heilig ist und wer ein lebendiges Volksgefühl in seiner Seele trägt, muß nothwendig zugestehn, daß die Gleichstellung der Juden, oder die unbedingte Ertheilung aller Staatsbürgerrechte, ungerecht und unpolitisch ist. Eine andere Frage ist, was überhaupt mit den Juden geschehn soll; hier ist nichts anders übrig, als die Festsetzung eines genauen Verhältnisses durch eine allgemeine deutsche Judenstätigkeit; meine Ansichten darüber habe ich in der früheren Schrift auseinander gesetzt und ich habe keine Veranlassung gefunden, sie zu ändern; ich bin immer mehr von der Nothwendigkeit überzeugt worden, den Einfluß der Juden, der immer weiter um sich greift, zu beschränken; nur eine Bemerkung erlaube ich mir hinzuzusetzen. Es ist allerdings nothwendig, der jüdischen Betriebsamkeit eine weitere Sphäre zu eröffnen, als den leidigen Schacher; es ist wünschenswerth, daß sie sich wenigstens, so viel es ihnen möglich ist, auf Handwerke, den Feldbau u. s. w. legen. Zur Erhaltung des Bürgerstandes ist aber die Herstellung und Erhaltung der Zünfte nothwendig; fast überall scheint in Handwerkern ein Streben entstanden zu seyn, Fabrikherrn zu werden und sich selbst der Arbeit zu entziehn; ein gewisser Zunftzwang und ein guter Zunftgeist tragen wesentlich bei, altväterliche biedere und bescheidene Handwerker zu erziehn und zu erhalten, die eine so wichtige und ehrwürdige Classe in einem Volke ausmachen. Juden können nun freilich in keine Zunft aufgenommen werden; indessen muß es den Handwerkern erlaubt seyn,

jüdische Lehrlinge *) zu unterrichten, sich jüdischer Gesellen zu bedienen und es muß jüdischen Freimeistern in den Gegenden, wo überhaupt Juden geduldet werden, nicht verwehrt seyn, ihr Gewerbe zu treiben; hierüber muß besonders eine genaue Bestimmung getroffen werden, damit den Juden in einem billigen Verlangen nicht zu nahe geschehe.

Ich habe mich die unangenehme Mühe nicht verdrießen lassen, alles, was die Gegner mit einigem Scheine aufgestellt haben, zu beleuchten; ich bin absichtlich genauer gewesen, als vielleicht nöthig war; ich habe keinen Einwand, keine Ausflucht, keine Spiegelfechterei übergangen; und besonders, was mir zunächst oblag, keine bestrittene Thatsache unberichtigt gelassen. Ich stelle es jetzt allen unbefangenen und christlichen Lesern im In- und Auslande anheim, den Streit zu entscheiden; ich bin fern von der Anmaßung, ihnen meine Ansicht aufzudringen; der Zweck aller Schriftstellerei ist offenbar nur, zu einer eigenen und vielseitigen Prüfung zu veranlassen und durch sie zu einem festen Urtheil zu führen; ich hoffe, daß auch diese Blätter zu ernsthafter Untersuchung einer wichtigen Frage das ihrige beitragen werden und in dieser Aussicht will ich die Zeit, die ich darauf verwandt habe, nicht als verloren betrachten.

Der Bundestag ist es, den die Juden und ihre

*) Beiläufig bemerke ich, daß unsere Gewerbsfreiheitsapostel meinen, daß durch Abkürzung der Lehrzeit viel werde gewonnen werden, wenn das Zunftwesen aufhöre; aber eben diese Abkürzung ist ein Hauptübel, das aus dem neuen Patentsystem hervorgeht; die Theorie der Schuhmacherei läßt sich allerdings systematisch mit Hülfe der Arts et metiers oder der Encyclopädie in wenigen Stunden gründlich beibringen; allein die Hauptsache dabei ist doch die mechanische Fertigkeit, die sich nur in einer Reihe von Jahren den Gliedern einübt; was soll der Bursche, der ein Schneider oder Schuster werden will, vom 11ten bis 18ten Jahre anfangen? Noch einige andere Gewerbe lernen oder gar schon Meister werden? Es ist gerade derselbe Fall wie mit einem Kinde, das man durch allerlei pädagogische Künste dahin bringt, schon in seinem 15ten Jahre Doctor der Rechte oder der Medizin zu werden. Ein solcher Knabe ist sich und andern zur Last. Ihm geht der schönste und freudigste Theil des Leben verloren, wo er unter Jünglingen zum Mann reift. Anstellen wird man ihn doch nicht wollen?

Verfechter bestürmen, von dem sie die Erfüllung ihrer übertriebensten Ansprüche erwarten; schon im Voraus haben sie der Großmuth, der Humanität, der Erhabenheit über jedes Vorurtheil, von der diese erlauchte Versammlung beseelt seyn werde, den reichlichsten Weihrauch gestreut. Aber mit festem Vertrauen blickt auch das christliche Deutschland auf die Beschlüsse einer Versammlung, die aus Männern besteht, die die Gründe kennen, worauf das ewige und einzige Heil der Staaten und Völker beruht; denen unverblendet durch irgend einen Klingklang die Rücksichten heilig sind, die die christliche Religion und das deutsche Volk so laut und dringend erfordern; die nicht den hohlen Gemeinsprüchen eines abgestandenen Kosmopolitismus die nächsten und urkundlichsten Rechte des Glaubens und der Volksthümlichkeit zum Opfer bringen werden; die wissen, daß diese Zeit einen Wendepunkt in der deutschen Geschichte bezeichnen wird und daß die Nachwelt nicht die Gründe des Augenblicks in die Wagschaale legt; wer darf zweifeln, daß diese Areopagiten von diesem großen und erhabenen Gedanken ganz durchdrungen, keine andere Beschlüsse fassen werden, als die aus einer tiefen Erwägung der Bedürfnisse des geliebten Vaterlandes hervorgehn, und den allgemeinen Wünschen, die sich so unverholen aussprechen, gemäß sind. Als Christen haben wir sämmtlich, welcher Confession wir auch zugethan seyn mögen, nur ein und dasselbe Interesse in dieser wichtigen und heiligen Angelegenheit; es kommt auf die Behauptung des Grundsatzes an, daß alle bürgerliche Rechte unzertrennlich verbunden sind mit unserer Religion; die Protestanten aber feiern in dem Jahr 1817 das dreihundertjährige Andenken der Reformation; und wäre es möglich, daß dieses Jahr entweiht werden könnte, durch eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen die lauten Forderungen des christlichen Glaubens, der, wo er herrscht, nur allein und ausschließend herrschen kann?

F. Rühs.

Beilage.

Auszug eines Rescripts des vormaligen Großherzogs von Frankfurt an die gewesene General-Commission daselbst, d. d. Paris, den 30sten November 1807, die neue Judenstätigkeitsordnung betreffend.

Wir wollen hierbei unserer Fürstl. General-Commission, blos zu ihrer Privatwissenschaft, die Betrachtung nicht vorenthalten, welche bei uns nach vielfältigem Nachdenken über die jüdische Nation zur Ueberzeugung geworden ist.

So lange die durch das Schicksal und eine Reihe von Zufällen unter die christlich-europäischen Völker geworfene jüdische, in ihrem Cultus, ihren Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten und Vorurtheilen noch immer fremde Nation, fremd bleiben wird; d. h. so lange sie sich nicht durch deren gänzliche Ablegung, und durch Annahme der Landessitten, Gebräuche und Gewohnheiten, sodann durch Ablegung der, jeder Annäherung hauptsächlich entgegenstehenden, Vorurtheile gegen engere Gemeinschaft mit Christen, mit den letztern, als der Mehrzahl der Einwohner, amalgamiren wird, ist es nicht möglich, und, Wir halten dafür, eben so wenig gerecht, ihnen durchaus gleiche Rechte mit den christlichen Einwohnern zu geben. Die Juden würden diesemnach bis dahin wie jeder andere Fremde im Staate zu betrachten und zu behandeln seyn, hätten ihnen nicht das seit Jahrhunderten fortgesetzte Wohnen im Staate und die, nach Verschiedenheit der Orte verschiedentlich geformten, Modificationen des Schutzes, Rechte gegeben, welche ihnen nicht entzogen werden können, und ihnen vor neuankommenden unstreitig Vorzüge geben müssen. — Sie sind daher, nebst den rechtlichen Local-Verhältnissen, allerdings nach der ausgedehntesten und günstigsten Anwendung des Völkerrechts auf Fremde zu behandeln. — Rechte hingegen, welche sie niemals erworben hatten, und deren Gestattung höhere, besonders polizeiliche,

Rücksichten nicht anrathen, und welche sich auf die bürgerliche Verfassung der Staaten und der Oerter gründen, worin sie wohnen, können ihnen nicht gewährt werden, so lange sie selbst fremd, und durch angeerbte und fortgesetzte ausländische Meinungen über Religion, Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten Separatisten bleiben, und hierin nichts mit dem Corpore civium, unter denen sie wohnen, gemein haben wollen. Legen sie diese ab, und vereinigen sie sich hierin mit den Bürgern des Staats, worin sie wohnen, dann erst sind sie fähig, gleiche Rechte mit letztern zu erhalten, und werden sie überall mit Erfolg ansprechen können; dann aber wird von selbst die Scheidewand niederfallen, welche den orientalischen Juden von den einheimischen Christen trennt, und bis dahin ewig trennen wird.

Wir mißkennen nicht, daß mancher helldenkende, rechtschaffene und ganz europäisch gebildete Jude durch diese Ansicht gekränkt werden mag. Allein so lange er nicht den Willen oder den Muth hat, sich, mit Aufgebung der entgegenstehenden Verhältnisse, ganz von der orientalischen Nation zu trennen, und ganz Europäer (Deutscher) zu werden; so lange er bei jener Nation bleiben, und nicht zu der einheimischen übertreten will; (christliche Religion, als solche kommt hierbei am wenigsten, weit mehr aber als nationaler, in Lebensart, Sitten und jede bürgerliche Lage durchaus verwebter Cultus in Betracht) so mag er es sich selbst zuschreiben, daß er von jenen Rechten und Vorzügen ausgeschlossen bleibt, welche das ausschließliche Eigenthum der einheimischen Nation sind, von welcher er sich abgesondert hält.

Paris, den 30sten November 1807.

(unterzeichnet:) **Carl.**

II.

Lord Cochrane's Prozeß.

Geschrieben im Februar 1816. *)

Es giebt nur eine Tugend; und diese Tugend ist Gerechtigkeit.

Seume.

Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß nirgends die Sicherheit der Person und des Eigenthums geschützter ist, als in England. Wer nur im geringsten die englische Regierungs-Verfassung kennt, weiß, daß dort das Gesetz über Alles erhaben ist, und für den reichsten Lord, so wie für den ärmsten Tagelöhner das nämliche Gesetz gilt. Wie sonderbar und sogar ungerecht dies auch manchen Großen auf dem Continent scheinen mag, und wie ungern sich solche dazu verstehen würden, in England zu leben, eben so beklagenswerth scheinen dem Engländer die Bewohner solcher Länder zu seyn, wo dies nicht der Fall ist, wo man keine Habeas-Corpus-Akte, keine Jury, keine Preßfreiheit kennt.

Wenn es freilich auch in manchen andern Ländern Europas gute Gesetzbücher giebt, und in einigen der Sinn der Rechtlichkeit sich noch so erhalten hat, daß auch eine gehörige Anwendung und Benutzung dieser guten Gesetze Statt findet, so wird man doch gestehen müssen, daß wenigstens in Criminal-Fällen die englische Rechts-

---

*) Aus Rußland den Herausgebern mitgetheilt.

pflege weit vorzüglicher als sonst wo ist; *) woran wohl die von dem großen Alfred eingeführte Jury den größten Antheil hat; denn durch diese vortreffliche Einrichtung hängt das Schicksal der Angeklagten nicht von der Gewalt des Richters ab, und ein Prozeß, welcher

*) Es ist mir nicht unbekannt, daß die englische Criminal-Rechtspflege von vielen für nichts weniger als vollkommen gehalten wird. Zum Beweise führt man an, erstlich ihre unleidliche Strenge, indem auf die Entwendung einer Sache, deren Werth 40 Schillinge und in manchen Fällen nur den eines Schillings übersteigt, der Strick steht; zweitens die große Menge der Verbrecher, welche in der Hauptstadt alle 6 Wochen theils zum Tode, theils zur Transportation verurtheilt werden. Der letzte Beweis hat weniger Grund, als der erste. Freilich ist die Zahl der Verbrecher sehr groß; darf man sich aber darüber wundern, wenn man bedenkt, daß London 1,200000 Menschen einschließt, von welchen selbst bei einer Japanischen Politei es nicht zu verhindern wäre, daß nicht wenigstens 100000 Menschen von einem unrechtmäßigen Erwerbe leben sollten? Hiezu kommt die natürliche Ungebundenheit eines Engländers, welcher eher seine Existenz aufgeben würde, als sich manchem in den meisten großen Städten des Continents üblichen Zwange zu unterwerfen; in der That, man muß sich wundern, daß die Zahl der Verbrecher nicht noch weit größer ist, und ungeachtet ihrer Zahl, die freilich sehr groß zu seyn scheint, glaube ich, daß in London verhältnißmäßig weniger Verbrechen begangen werden, als in den meisten Hauptstädten Europas, wo jedes Verbrechen in den Documenten der Polizei vergraben oder gar vernichtet wird, als ob die Ehre der Nation oder wenigstens die Ehre der nur gepriesen seyn wollenden Polizei durch die Bekanntmachung solcher unvermeidlichen Uebel gefährdet würde. Kein Mensch erfährt Etwas davon, selbst Mordthaten kommen nur selten zur Kunde des ganzen Publikums; dahingegen in London selbst der geringfügigste Diebstahl durch den Druck bekannt gemacht wird. Die sehr große Strenge der englischen Criminal-Gesetze ist freilich ein großer Fehler; denn es ist vielleicht darin der Grund vieler in England verübten Verbrechen zu suchen, was ein Widerspruch zu seyn scheint, es aber doch nicht ist. Eben, weil selbst auf den geringfügigsten Vergehen die Todesstrafe steht, so spricht die Jury nur selten das Wort schuldig aus, und wie sollte man sich auch entschließen können, einen oft nichts weniger als verdorbenen Menschen, der vielleicht Familien-Vater ist, eines geringen Vergehens wegen, zu welchem die Motive nicht selten eine Entschuldigung finden möchten, bei der Hoffnung der Besserung zum Tode zu verurtheilen; selbst bei größern Verbrechen, als Straßenraub und Einbruch, nimmt die Jury gern eine Veranlassung, z. B. wenn die Beweise nicht ganz klar sind, den Angeklagten von dem Verdachte der Schuld zu befreien. Ueber einen Diebstahl wird so selten das Todesurtheil gesprochen, daß von dem Jahre 1802 bis 1809 in London 1872 Diebstähle begangen wurden und nur ein Dieb hingerichtet ward. Aber genau in dieser Disposition der Jury, so selten wie

sonst Jahre lang dauern würde, wird in einigen Stunden entschieden. Doch es ist nicht meine Absicht einen Panegyricus der englischen Justiz zu schreiben; ein jeder, der in England gewesen ist, und sich um diesen Zweig der Administration bekümmert hat, oder denselben aus den besten über England geschriebenen Büchern kennt, und mit der Rechtspflege, besonders der östlichen und westlichen Länder, Europas einen Vergleich anstellt, wird mir gern beipflichten. Weder der Glanz des Hofes noch die Macht der Minister vermag in England einen andern Rechtsspruch zu bewirken, als den die Gesetze vorschreiben; selbst der König darf, ob es ihm gleich die Constitution zugesteht, nur selten einen Verbrecher begnadigen, besonders wenn sich die Meinung des Publikums stark gegen einen solchen ausgesprochen hat. Ein aus der niedern Klasse Verurtheilter kann viel eher hoffen vom König Begnadigung zu erlangen, als einer aus dem vornehmen Stande, was bekanntlich ganz das Entgegengesetzte von dem ist, was auf dem Continente zu geschehen pflegt. So z. B. mußte Lord Ferrers für einen in Uebereilung an seinem Bedienten begangenen Mord eines schmählichen Todes sterben, und die einzige Gnade, die man ihm erwies,

möglich die übermäßige Strenge der Gesetze in Anwendung zu bringen, finden so viele eine Aufmunterung, Verbrechen zu begehen, in der Hoffnung, von der Jury freigesprochen zu werden; gelingt ihnen dies nur ein oder zweimal, so lassen sie sich leicht zu größern Missethaten verleiten und enden doch ihr Leben zuletzt am Galgen. Stände hingegen nur auf den größesten Verbrechen die Todesstrafe, und wäre überhaupt jede Strafe im Verhältnisse des Vergehens, so würde die Jury nie eins ungestraft durchgehen lassen; die Furcht, der bestimmten Strafe nicht entgehen zu können, würde unstreitig die noch nicht ganz verdorbenen Menschen abhalten, wider die Gesetze zu handeln. Die Zahl der Verbrechen würde sich dann unendlich in England vermindern, wozu auch eine weniger vernachläßigte Erziehung der niedern Klassen ebenfalls unendlich viel beitragen würde. Die Lancasterschen und Bellschen Schulen, jetzt allgemein in England verbreitet, lassen uns gewiß hoffen, den gewünschten Zweck bald erreicht zu sehen, und was die Abänderung der zu strengen Gesetze betrifft, darüber haben bereits die verdienstvollsten Leute ihre Stimme erhoben, unter denen sich der bekannte Parlaments-Redner und große Rechtsgelehrte Sir Samuel Romilly besonders auszeichnet.

war, daß er nicht gehenkt, sondern geköpft ward; vergebens schmeichelten sich der Gouverneur Walt und Dr. Dodd mit der Hoffnung, von dem Könige begnadigt zu werden; die Herzoginn von Kingston konnte nur durch die Flucht einer schimpflichen Strafe entgehen und nie durfte sie den vaterländischen Boden mehr betreten.

Aber selbst bei den vollkommensten Gesetze können sich Fälle ereignen, welche uns zu sehr an das Mangelhafte aller menschlichen Einrichtungen erinnern, und in einem freien Lande ist es begreiflich, wie selbst die weisesten Gesetze nicht immer hinlänglichen Schutz gegen den despotischsten aller Tyrannen, nämlich gegen Partheisucht gewähren. Ein solcher Fall ereignete sich während meines Aufenthalts in England, wo Lord Cochrane eines Verbrechens beschuldigt, und obgleich unschuldig, von einer Jury verurtheilt ward. Der Seltenheit eines solchen Falls wegen, möchte es wohl der Mühe werth seyn, darüber ein Paar Worte zu sagen; auch fühle ich mich durch die Freundschaft, welche mich an einen alten Dienst-Kameraden bindet, aufgefordert, durch eine umständliche und wahrhafte Darstellung der Sache zu versuchen, wenigstens die Achtung des unpartheiischen Publikums einem Mann zu erhalten, welcher früher sich nie einer schlechten Handlung schuldig gemacht und sich in den Annalen der Seegeschichte einen Namen erworben hat, der an Glanz dem von Lord Nelson nur deshalb weichen muß, weil er noch nicht Admiral war, und folglich nicht Gelegenheit haben konnte, seine Talente gegen die Feinde seines Vaterlandes im Großen geltend zu machen. Daß Lord Cochrane nicht nur ein tapferer und sehr unternehmender, sondern auch ein kenntnißvoller und vielseitig ausgebildeter Seemann ist, das machen ihm selbst seine größten Feinde nicht streitig, und keiner seiner Kameraden wird den eben von mir angestellten Vergleich mit Lord Nelson für übertrieben halten; an wissentschaftlichen Kenntnissen steht Cochrane weit über Nelson.

Man setzt in England mit Recht ein so großes Ver-

trauen in die Gerechtigkeit des Spruches einer Jury, daß ein auf diese Weise für schuldig Befundener in den Augen des Publikums verloren seyn muß; dies ist der Fall mit Lord Cochrane; denn nur sehr Wenige sind von den Machinationen unterrichtet, welche in Bewegung gesetzt wurden, den Schein der Schuld auf den argwohnlosen treuherzigen Seemann zu werfen. Es ist nicht zu läugnen, daß bei seinem Prozesse sehr viel zusammenkam, um das Publikum wider ihn einzunehmen, auch bestand die Jury aus Kaufleuten, deren Interesse durch den gespielten Betrug Berengers, in welchen Lord Cochrane verwickelt seyn sollte, sehr gefährdet war, und die dadurch, vielleicht wider eigenen Willen, schon zum voraus gegen ihn eingenommen waren; der Oberrichter ist überdem durchaus nicht von dem Verdachte freizusprechen, sich mit großer Animosität während des Prozesses gegen Lord Cochrane benommen zu haben, und wenn man bedenkt, wie leicht es einem Oberrichter wird, bei sehr verwickelten Fällen, wie dieser, und wo der Schein sehr wider Lord Cochrane war, die ohnehin schon ungünstige Meinung der Jury noch mehr zu bestärken, so muß man sich über das Verdict (den Spruch) der Jury nicht wundern, und den Geschwornen weniger Schuld beimessen, als es Lord Cochrane zu thun geneigt seyn kann.

Von Lord Cochrane's Thaten zur See werde ich hier nicht sprechen, da sie zu bekannt sind. Nur des Verbrennens der französischen Flotte auf der Rhede vor Basque zwischen den Inseln Aix und Rhé im Jahre 1809 muß ich kurz erwähnen, weil er durch diese glänzende Handlung sich besonders die Feindschaft mehrerer Personen zuzog, welche Einfluß genug hatten, ihm späterhin in der Meinung des Publikums zu schaden. Der Admiral, Lord Gambier, bloquirte mit einer ansehnlichen Escadre die französische Flotte auf der Rhede vor Basque. Der damalige erste Lord der Admiralität, Mulgrave, berathschlagte sich mit Lord Cochrane über die Möglichkeit, die französische Flotte daselbst zu verbrennen, und als Lord Cochrane dies für sehr thunlich hielt, so forderte ihn der

Minister auf, das Wagestück zu übernehmen. Da aber die Fregatte Imperieuse, welche Lord Cochrane commandirte, nicht zur bloquirenden Flotte gehörte, so weigerte er sich, den Auftrag anzunehmen, indem er vorgab, daß sich unter Lord Gambier's Capitainen mehrere fänden, welche ihn mit eben so glücklichem Erfolge ausführen würden; auf jedem Fall würden sie sich beleidigt finden, wenn man einen Fremden dazu brauchte. Lord Mulgrave bestand darauf; Lord Cochrane lehnte jedoch mit gleicher Standhaftigkeit den Auftrag ab, bis ihm endlich der Minister zu verstehen gab, daß wohl die Ausführung des Unternehmens dem edlen Lord zu gewagt scheine, und daß bloß Zweifel an dem Gelingen ihn abhielten, sich in den Willen des Ministers zu fügen. Jetzt hörten alle Rücksichten auf, er willigte ein, segelte sogleich mit seiner Fregatte nach der Rhede von Basque, und in wenigen Tagen nach seiner Ankunft war fast die ganze französische Flotte daselbst zerstört. Lord Cochrane glaubte jedoch nicht genugsam von Lord Gambier unterstützt worden zu seyn; er behauptete öffentlich: ohne die Lauheit des Admirals hätte es gar nicht fehlen können, jedes Schiff zu verbrennen, und als das Parlament beschloß, dem Lord Gambier eine Dank-Adresse zu votiren, so protestirte Lord Cochrane als Parlamentsglied dagegen, weil nach seiner Ueberzeugung er den Dank der Nation nicht verdiene. Diese Erklärung zwang den Admiral, ein Kriegsrecht zu fordern; das Kriegsrecht erklärte ihm zwar für unschuldig, doch konnte es die Meinung des Publikums nicht ändern, als ob er den Lord Cochrane nicht thätig genug unterstützt habe. Obgleich Lord Cochrane's Verdienste von dem Minister nicht übersehen wurden, indem er außer dem Danke des Parlaments, auch den großen Bathorden erhielt, was damals, wo die Zahl der Ritter noch sehr beschränkt war, für eine ganz besondere Auszeichnung galt, so konnte es doch nicht fehlen, daß er dadurch, daß er den Ministern in Betreff Gambiers opponirte, und noch mehr durch die wenige Schonung, welche

er gegen einen Pair und einen alten Admiral bewies, sich eine große Menge Feinde zuzog, selbst unter vielen seiner Kameraden in der Flotte, welche es gewöhnlich mit dem Minister nicht verderben wollen, und daher, mit geringen Ausnahmen, zur Ministerialpartei gehören. Lord Cochrane hingegen, welcher wohl wußte, daß man seine Dienste nicht gut entbehren konnte, hielt es für unnöthig, sich der Ministerialpartei anzuschließen; er ist nicht nur eins der heftigsten Mitglieder der Opposition, sondern gehört auch zu der Partei im Unterhause, welche Reformatoren genannt werden, d. h. solche, nach deren Meinung die Minister einen größern Einfluß besitzen, als sich mit der Aufrechthaltung der Freiheit verträgt, und welche auf eine gänzliche Reformation der Repräsentation dringen. Ob Lord Cochrane und sein College, Sir Francis Burdett, die beiden Mitglieder für Westminster, Recht daran thun, die Häupter einer Partei zu seyn, deren Grundsätze, dem größern Theile des englischen Publikums zu Folge, nur in der Theorie gut sind, aber von denen die Ausführung ohne die größte Gefahr für die Constitution des Reichs nicht möglich ist, und von welchen die Vortheile in gar keinem Verhältnisse mit dem damit verknüpften Risico stehen; darüber mag ich als Ausländer nicht urtheilen, auch ist meine Verehrung der vortrefflichen englischen Constitution zu groß um ganz unpartheiisch darüber urtheilen zu können; jedoch glaube ich, daß die etwanigen Mängel, welche wohl mehr in der Unvollkommenheit der menschlichen Natur, als in der Fehlerhaftigkeit der Constitution des Landes zu suchen seyn mögen, sehr unbedeutend gegen die großen Vortheile sind, welche sie dem brittischen Unterthan gewähren; überdieß läßt die uneingeschränkte Preßfreiheit, so wie die immer wachsame Opposition, nichts für die Freiheit des Landes fürchten. Ich bin daher weit entfernt, über diesen Punkt mit meinem Freunde gleicher Meinung zu seyn; wiewol es sich nicht läugnen läßt, daß selbst diese Partei so sehr sie auch von der Ministerialpartei verschrieen ist, nicht ohne

großen Nutzen für das Land sey; wenigstens hat Lord Cochrane sehr Vieles in seinem Fache, d. i. in Betreff der Flotte, zur Sprache gebracht und durchgesetzt, was ohne ihn vielleicht noch lange unbemerkt geblieben wäre; hiezu ist vorzüglich zu rechnen, die im vorigen Jahre beschlossene Maßregel, den Matrosen nach gewissen Dienstjahren eine Pension zuzusichern, wodurch die Regierung einen wichtigen Schritt gethan hat, das so gehäßige Pressen abzuschaffen; die erste Idee hiezu hatte Lord Cochrane vor mehrern Jahren gegeben, allein sein Vorschlag ging damals nicht durch.

Im Anfange des Jahres 1814, als der Admiral Sir Alexander Cochrane das Commando der gegen America bestimmten Flotte erhielt, verlangte er den Lord Cochrane zum Capitain des Schiffes Tonnant von 80 Kanonen, auf welchem er seine Flagge wollte wehen lassen. *). Im Februar sollte das Schiff absegeln; alles war bereit, als der unglückliche Prozeß begann, welcher der Englischen Marine ihre schönste Zierde raubte. Die Veranlassung dazu war folgende:

Baron de Berenger, ein Ausländer, von welcher Nation, ist mir nicht bekannt, aber schon seit mehrern Jahren in England und seit 15 Monaten ein Bewohner der Kings Bench, hatte mit Johnston Cochrane, einem Vatersbruder von Lord Cochrane und Bruder des Admirals, und Einem, Namens Butt, den Plan gemacht, die Nachricht von Bonapartes Tode auf der Börse zu verbreiten, und da ein plötzliches Steigen der Stocks die natürliche Folge einer solchen Nachricht seyn mußte, so konnte bei dem Verkaufe ihrer zu dem Ende früher gekauften Capitalien, ein ansehnlicher Gewinn nicht fehlen. Berenger übernahm die Rolle des Couriers; dem zufolge erschien er in Dover den 21. Februar früh Morgens um 1 Uhr, als eben aus Calais angekommen, unter dem Namen ei-

*) Der Oberbefehlshaber einer Flotte oder Escadre hat die Erlaubniß, sich selbst seinen Capitain zu wählen; es wird dieses Vorrecht von der Admiralität immer anerkannt.

nes Obristen Du Bourg, Adjutanten des Lords Cathcart, in rother reich gestickter Uniform mit einem Sterne auf der Brust und einem Medaillon um den Hals. Er gab vor, eben mit der Nachricht eines großen Sieges der alliirten Armeen über Bonaparte aus Calais angekommen zu seyn; seinem Berichte zufolge war die französische Armee gänzlich vernichtet und Bonaparte von einem zum Corps des Generals Sacken gehörigen Kosaken gefangen und von ihm sogleich in Stücken gehauen worden. Sich nur die Zeit gebend, diese Nachricht dem in Dover commandirenden Admiral Foley in einem Briefe zu melden, in der Hoffnung, er würde sie sogleich telegraphisch der Admiralität mittheilen, was aber des Nebels wegen nicht geschah, eilte er in einer mit vier Pferden bespannten Postchaise nach London, überall die frohe Nachricht des Sieges verbreitend. Auf der letzten Station vor London (Darford) fanden sich zu gleicher Zeit mit ihm vier seiner Helfershelfer ein, welche als französische Offiziere gekleidet in einem mit Lorbeerzweigen geschmückten vierspännigen Wagen ebenfalls ihren Weg nach London durch die City über die Blackfriarsbrücke nahmen, damit gegen 10 Uhr, zu welcher Stunde die Geschäfte der Stockbörse gewöhnlich ihren Anfang nehmen, die Nachricht allgemein verbreitet sey, während Berenger um den östlichen Theil der Stadt herum über die Westminsterbrücke nach dem westlichen Ende fuhr. Die Verbrecher verfehlten ihren Zweck nicht; die Stocks stiegen den nämlichen Tag um mehrere Procente; Johnston Cochrane und Butt verkauften für mehr als 600000 Pf. Sterling, wobei sie mehrere tausend Pfund gewannen. So wie der Betrug bekannt wurde, ernannte die Stock-Börse (Stock-Exchange) eine Comité, und gab ihr die Vollmacht, Alles anzuwenden, die Betrüger ausfindig zu machen. Bei ihren Erkundigungen ergab es sich, daß der vorgebliche Dû Bourg nach dem Hause von Lord Cochrane gefahren war, was aber aus ihm später geworden, konnte man nicht erfahren. Dieser Umstand, so wie der, daß Lord Cochrane seit einiger Zeit in den

Stocks speculirt hatte, warf einen Verdacht auf ihn, als ob er ebenfalls an dem Betruge theilgenommen habe, und in mehreren Zeitungen wurde er als Mittheilnehmer des Hoaxes *) genannt. Kaum war dem Lord Cochrane, welcher sich damals am Bord seines Schiffs aufhielt, dieser Zeitungsartikel zu Gesichte gekommen, als er nach London eilte, und da er in der That fand, daß der Hauptverdacht gegen ihn und seinen Oheim gerichtet war, so blieb ihm nicht anders übrig, als durch eine eidliche sehr umständliche Aussage von dem, was ihm am Tage des verübten Betruges, d. i. am 21. Februar, begegnet war, das gegen ihn eingenommene Publikum von seiner gänzlichen Unschuld zu überzeugen. Seine Feinde wollten aber eben in dieser eidlichen Aussage (Affidavit) den gegründesten Beweis seiner Schuld finden; sie behaupteten geradezu: sein Affidavit sey ein Gewebe von Lügen, und nicht zufrieden, des Verbrechens eines Betrugs sich schuldig gemacht zu haben, habe er auch das noch schändlichere Verbrechen des Meineids begangen. Mit welchem Rechte, das werden wir gleich sehen. Es ward jedoch allein durch dieses Affidavit, der Name des Hauptbetrügers, nämlich Berengers oder des vorgeblichen Du Bourgs, der Comité der Stock-Börse bekannt, welcher unstreitig entwischt wäre. Aus Rache darüber ward nun auch Berenger Lord Cochrane's Feind, und that alles mögliche, das Publikum in dem Verdachte, als ob auch er an der von ihm verübten Spitzbüberei Theil genommen habe, zu bestärken. Der Prozeß ging den 8. Juni vor sich, und ward für Lord Cochrane verloren.

Man sieht leicht, daß ein so complicirtes Verbrechen, wie dieses, nicht leicht geradezu erwiesen werden kann, was man in der englischen Rechtssprache direct evidence

---

*) Einen Betrug der keinen verbrecherischen Zweck hat, sondern mehr zum Spaße verübt wird, nennt man in der engl. Sprache einen Hoax; daher paßt diese Benennung nicht auf den gespielten Betrug, obgleich er allgemein so genannt ward. Auch protestirten die Richter während des Prozesses gegen dieses Wort als viel zu gelinde und nicht hinlänglich, das Straffällige des Betruges andeutend.

nennt, sondern nur durch Beweise, welche sich auf Wahrscheinlichkeit gründen (circumstantial evidence). Diese circumstantial evidences sind nach den englischen Gesetzen eben so gültig, als die direkten, wenn sie, nach den Worten des großen Rechtsgelehrten Best, die Beweise solcher Thatsachen enthalten, welche nicht Statt finden konnten, wäre der Beklagte unschuldig gewesen (the circumstantial evidence that alone can warrant conviction is the proof of such facts as could not have happened, had the accused been innocent), oder nach dem Spruche eines andern Rechtsgelehrten, wenn sie eine solche Reihe von Begebenheiten enthalten, welche durchaus nicht hätten geschehen können, oder sich durchaus nicht anders, als durch die Schuld des Beklagten erklären lassen (such a series of circumstances as could possibly not have occurred or be accounted for, otherwise than by the guilt of the prisoner). Ich muß jedoch bei aller Achtung, welche ich in der That in einem hohen Grade für die Rechtlichkeit einer englischen Jury hege, nochmals bemerken, daß die Jury über Lord Cochrane als eine Special-Jury *)

---

*) Lord Cochrane beschwert sich, von einer Special-Jury gerichtet worden zu seyn; hier ein Paar Worte über den Unterschied einer gewöhnlichen- und einer Special-Jury. Eine gewöhnliche Jury wird aus dem Publiko gewählt und besteht aus Personen von verschiedenen Klassen; da nun diese nicht immer im Stande sind, über Dinge, welche ihren Geschäften fremd sind, zu urtheilen, so nimmt man in solchen Fällen seine Zuflucht zu einer Special-Jury, d. h. man wählt solche Personen, welche Sachkenntniß haben. So bestand z. B. bei dem Prozesse des Lord Cochrane die Jury aus 12 Kaufleuten, weil er einen mercantilischen Gegenstand betraf. Die Wahl einer Special-Jury ist nicht ganz unabhängig von dem Oberrichter; auch werden sie für ihre Mühe bezahlt, was bei der gewöhnlichen Jury nicht der Fall ist. Dieser Umstand veranlaßte Lord Cochrane in seiner Verheidigungsrede im Unterhause, seine Jury eine Packed-Jury zu nennen, d. h. eine von dem Oberrichter gewählte Jury, welche in seinem Sinne ihr Verdict (Spruch der Schuld oder der Unschuld des Verklagten) geben sollte. Dieses Urheil war wohl zu hart, ob es sich gleich nicht läugnen läßt, wie ich es schon früher gesagt habe, daß als Kaufleute nicht ganz unpartheiisch in einer ihr Interesse betreffenden Sache möchten gewesen seyn. Ueber den Zeitpunkt, wann die Special-Jury in England eingeführt worden ist, hab' ich in den Büchern, welche ich über England besitze, keine Auskunft gefunden.

aus lauter Kaufleuten bestand, welche wohl nicht in dem Sinne des Rechtsgelehrten Best oder der andern von mir angeführten Autorität erwogen, in welchen Fällen eine circumstantial Evidence die Ueberzeugung einer directen Evidence rechtfertigen darf; um so weniger möchte dieses geschehen, da in der That sehr viel zusammenkam um einen Verdacht auf Lord Cochrane zu werfen, ein Umstand, den seine Feinde sehr benutzten, um ihm in den Augen des Publikums zu schaden, was ihnen auch so gut gelang, daß noch, ehe der Prozeß anfing, er von dem größten Theil des Publikums verdammt war. Lord Cochrane hingegen im vollen Bewußtseyn seiner Schuldlosigkeit und mit dem jedem britischen Unterthan angebornen Glauben: ein Unschuldiger könne nicht verurtheilt werden, war nicht einmal beim Prozesse gegenwärtig, sondern übertrug seine Sache Advocaten, welche, wie ich sogleich zeigen werde, sie sehr schlecht führten. Er bat dringend um ein zweites Verhör, allein zu seinem Unglücke war sein Onkel aus England geflüchtet, und nach den englischen Rechten kann nur dann zum Zweitenmale ein Prozeß geführt werden, wenn alle die Personen, welche beim ersten gegenwärtig waren, auch beim zweiten gegenwärtig sind. Wäre ihm ein nochmaliges Verhör zugestanden worden, so wäre seine Sache nicht nur weniger nachlässig geführt worden; es waren auch mehrere Zeugen und Beweise vorhanden, welche gewiß den unpartheiischen Theil des Publikums von seiner Unschuld vollkommen überzeugt hätten. Es ist einer der schönsten Züge der englischen Justiz, daß man sich strenge an den einmal eingeführten Gebräuchen und Gesetzen hält und keine Ausnahme macht; und diesem Grundsatze zufolge konnte freilich dem Lord Cochrane seine Bitte um einen zweiten Prozeß nicht bewilligt werden; allein wenn die Möglichkeit Statt fand, einen Mann, welcher dem Staate so große Dienste geleistet hate, und von dem noch größere Dienste zu erwarten waren, von dem Verdachte eines schändlichen Verbrechens frei zu sprechen, so wäre es

wohl mehr in dem Sinne der englischen Gerechtigkeit und mehr in dem liberalen Sinne der englischen Nation gewesen, von einer Form abzugehen, als den berühmten Seehelden, welcher tausendmal sein Leben für das Vaterland aufs Spiel gesetzt hatte, und das Schrecken seiner Feinde geworden war, zum Pranger, der abscheulichsten aller Strafen, schimpflicher und entehrender, als der Strick des Henkers, zu verdammen. Der strenge Lord Thurlow hätte wahrscheinlich dem Lord Cochrane seine Bitte nicht versagt. Lord Ellenborough dachte jedoch anders. Gelang es Lord Cochrane beim zweiten Prozesse nicht, sich zu rechtfertigen, so war er selbst am meisten gestraft; das ganze Publikum hätte ihn ohne Ausnahme verdammt; er selbst war von jeder Möglichkeit, seine Unschuld darzuthun, ausgeschlossen, statt daß jetzt sehr Viele ihn für das Opfer einer politischen Cabale halten und laut das harte und partheiische Betragen des Lord Ellenborough tadeln.

Ehe ich die Gründe anführe, welche die Jury bewogen, Lord Cochrane für schuldig zu finden, und ehe ich zeige, daß diese Umstände, wiewohl sie Verdacht erregen konnten, das Verbrechen durchaus nicht beweisen, will ich einen Auszug des Affidavits, oder der den 11. März gethanen eidlichen Aussage vorausgehen lassen, weil es das wichtigste Dokument ist, ihn in den Augen der Unpartheiischen zu rechtfertigen, ob man es gleich auch als das wichtigste Dokument gebraucht hat, ihn in den Augen des Publikums zu vernichten, und es im Prozesse selbst viel zu seiner Verurtheilung beigetragen hat. Folgendes ist der Hauptinhalt desselben: Lord Cochrane, auf Bitte des Admirals Sir Alexander Cochrane zum Commando des Schiffs Tonnant ernannt, hatte im Monate Februar Urlaub nach London genommen, um daselbst vor seiner Abreise nach Amerika einige Geschäfte, so wie auch ein Patent über eine von ihm erfundene Verbesserung der Laternen zu besorgen. Da ihn das letztere Geschäft täglich zu dem Laternen-Fabrikanten King, welcher in der

City wohnte, führte, so benutzte er eines Morgens, als er bei seinem Onkel Johnstone Cochrane gefrühstückt hatte und dieser auch nach der City fuhr, die Gelegenheit, zu ihm in den Wagen zu steigen, um in der Nähe des Laternen-Fabrikanten abgesetzt zu werden. In dem Wagen saß auch eine Art von Geschäftsträger, den sowohl Lord Cochrane als auch sein Onkel gebrauchte, Namens Butt. Um 10 Uhr steigt Lord Cochrane aus dem Wagen; ungefähr eine Stunde darauf bringt ihm sein Bedienter ein Billet, in welchem er gebeten wird, unverzüglich nach Hause zu kommen. Von wem das Billet geschrieben war, konnte er nicht erfahren; die Unterschrift war unleserlich und der Bediente kannte den Schreiber nicht; er sey, sagte er, wie ein Officier gekleidet, habe dringend nach Lord Cochrane gefragt, und als er von dem Bedienten erfahren, sein Herr sey wahrscheinlich nach der City zum Laternen-Fabrikanten gefahren, ihn sogleich dahin mit dem Billette abgefertigt. Da Lord Cochrane kürzlich erfahren hatte, daß sein Bruder, Major bei der Armee unter Lord Wellington, sehr gefährlich krank sey, so fürchtete er, der ihn suchende Offizier sey aus Spanien gekommen und bringe ihm die Nachricht von dem Tode seines Bruders. Er eilt daher nach Hause und findet zu seinem Erstaunen Berenger auf ihn wartend. Er trug eine grüne Uniform, über diesen einen grauen Oberrock und eine Offiziers-Mütze. Nach einigen Entschuldigungen über die genommene Freiheit, macht er ihm eine Schilderung seiner desperaten Lage: er sey über 8000 Pf. St. schuldig, ohne die geringste Aussicht zu haben, diese Schuld je zu bezahlen; es bliebe ihm jetzt nichts anders übrig, als England zu verlassen, und da der Admiral Cochrane ihm Hoffnung gemacht habe, ihn als Offizier bei einem Corps Scharfschützen in Amerika anzustellen, auch Lord Cochrane ihm versprochen habe, ihn auf seinem Schiffe mitzunehmen, und er wisse, daß der Tonnant in einigen Tagen nach Amerika absegeln werde, so sey er gekommen, ihm um eine Ordre zu bit-

ten, sich am Bord seines Schiffs embarquiren zu dürfen, wo er sogleich anfangen wolle, die Leute zu Scharfschützen abzurichten. Lord Cochrane, welcher den Baron Berenger in dem Hause seines Onkels Basil Cochrane, eines in Ostindien sehr reich gewordenen Mannes, wo man immer die beste Gesellschaft findet, öfters gesehen und als einen sehr unterrichteten Mann kennen gelernt hatte, empfand zwar das größte Mitleid für ihn, sah sich jedoch gezwungen, ihm seine Bitte abzuschlagen, weil er ihn als Ausländer nicht ohne einen bestimmten Befehl der Admiralität an Bord nehmen dürfe, sobald er ihm aber eine solche Ordre bringe, wolle er ihn mit Vergnügen bei sich aufnehmen, und zu dem Ende forderte er ihn auf, sich an Lord Melville, den ersten Lord der Admiralität, oder an Lord Yarmouth, den Chef eines Scharfschützen-Regiments, unter dessen Befehlen Berenger früher gedient hatte, zu wenden, um sich eine solche Ordre zu verschaffen. Dies lehnte Berenger ab, unter dem Vorwande, er dürfe sich nicht in der Uniform bey Lord Yarmouth zeigen, auch nach seiner Wohnung wage er es nicht in dem Aufzuge zurückzugehen, weil er, wenn er gesehen würde, den Verdacht auf sich ziehen könnte, außerhalb den Rules *) der Kingsbench gewesen zu seyn; er sey daher so frey, ihn statt der Militair-Mütze um einen runden Hut zu bitten. Lord Cochrane, mitleidig und unüberlegt, wie es fast immer Seeleute zu seyn pflegen, wenn es ihre eigenen Angelegenheiten anbetrifft, gestand ihm nicht nur seine Bitte zu, er bot ihm sogar, ohne deshalb von Berenger gebeten zu werden, auch einen schwarzen Rock an, da er bemerkte, daß seine Uniform unter dem Ueberrocke hervorrage, worauf Berenger, seine

*) Rules nennt man den Bezirk in der Nähe der Kings Bench, in welchem Gefangene leben dürfen, wenn sie dem Marschall der Kings Bench Caution leisten, sich nie außer demselben zu entfernen. Dieser Bezirk erstreckt sich von der Kings Bench nach Westen ungefähr eine englische Meile.

Uniform und Mütze in ein Tuch einbindend, das Haus von Lord Cochrane mit allen Merkmalen der größten Verwirrung verließ. Lord Cochrane versichert in seinem Affidavit aufs feierlichste, das dieser Besuch der einzige am 21. Februar von einem Offizier gewesen sey, und daß die Person, welche von der Stockbörse beschrieben sey, nämlich in rother Uniform mit einem Sterne und einem Medaillon durchaus nicht in seinem Hause gewesen wäre, denn damals argwohnte Lord Cochrane noch gar nicht, daß Berenger und Du Bourg eine und die nämliche Person sey. Er versichert ferner auf seine Ehre in gar keinen Verbindungen früher mit Berenger gestanden zu haben. In den Stocks habe er freilich speculirt, dieß aber sey kein Verbrechen; daß er jedoch seit kurzem höher gespielt habe, als sonst, dazu wäre er durch die neuesten politischen Ereignisse auf dem Continent veranlaßt worden; er habe daher den 12. Februar für 139000 Pf. St. Omnium kaufen lassen, jedoch mit dem Befehle, sobald das Omnium nur ein Procent steigen würde, sie wieder zu verkaufen; dieß war freilich zu seinem Unglücke am Tage des Betruges, d. h. den 21. Februar, geschehen, allein wenn der Mäckler nicht genau die von ihm erhaltene Ordre befolgt und nur zwey Stunden gewartet hätte, so wären die 139000 Pf. St. mit 4 bis 5 Procent Gewinn statt Eines Procents verkauft worden, wie es Johnston Cochrane und Butt gethan hatten; ein Umstand, welcher allein ihn hätte in den Augen des unpartheiischen Publikums rechtfertigen müssen. Lord Cochrane schließt mit der feierlichen Versicherung, gar nichts von der ganzen Sache gewußt zu haben.

Wenn Lord Cochrane nicht so viele Feinde gehabt hätte, welche auf seinen politischen Untergang begierig waren, so begreift man nicht, warum dieser eidlichen Erzählung kein Glauben beigemessen werden sollte. Freilich konnte der Umstand, daß sein Oncle an der Spitze der Betrüger stand, und daß an dem nämlichen Morgen sein Omnium mit verkauft wurde, einigen Verdacht auf ihn

werfen; allein dieser Verdacht mußte, nachdem obige Aussage gemacht war, sogleich wegfallen, und wie läßt es sich wohl denken, daß ein um sein Vaterland so hoch verdienter Mann, der älteste Sohn eines Pairs, Parlamentsglied von Westminster, in dessen Lebenswandel auch nicht der geringste moralische Flecken zu finden ist, ein Mann von wissenschaftlicher Bildung, von eigenem großen Vermögen, um den elenden Gewinn von ein Paar tausend Pfund sich verleiten lassen sollte, von seiner glänzenden Laufbahn abzuweichen und den Weg der Niederträchtigkeit und des Betrugs einzuschlagen, höchst ungewiß, ob ihm das Bubenstück gelingen werde. Doch ich will nicht dem Urtheile meiner unpartheiischen Leser vorgreifen und nun die Gründe anführen, welche das Publikum glauben machten, Lord Cochrane habe mit Theil an dem sogenannten Hoax gehabt; bei dem Prozesse waren diese Gründe nichts weniger, als evident erwiesen, dennoch mußten sie auf die Jury einen für ihn um so nachtheiliger wirkenden Eindruck nachgelassen haben, da sie den Oberrichter mit gar zu großer Gewißheit von Lord Cochrane's Schuld überzeugt sahen.

1) Es war für Lord Cochrane's Rechnung am Morgen des 21. Februars für 139000 Pf. Omnium verkauft worden, welche erst 9 Tage früher von ihm gekauft worden waren.

2) War es erwiesen, daß Berenger von Dover kommend, gerade nach dem Hause des Lord Cochrane gefahren war.

3) Setzte man eine genaue Freundschaft zwischen beiden voraus, weil Berenger Lord Cochrane's Wohnung wußte, obgleich dieser sie erst seit 3 Tagen bezogen hatte.

4) War es erwiesen, daß Berenger auf seiner Fahrt von Dover eine rothe mit Gold gestickte Uniform, einen Stern und ein Medaillon getragen hatte, dahingegen Lord Cochrane versichert, er habe an dem Morgen eine grüne Uniform angehabt, und da er

nicht zugleich einen rothen und einen grünen Rock habe tragen können, so müsse er den Rock angehabt haben, in dem ihn so viele Menschen gesehen hatten, folglich habe Lord Cochrane eine falsche Aussage und sich dadurch des Meineids schuldig gemacht.

5) Hatte Lord Cochrane, nach seiner eigenen Aussage dem Berenger hülfreiche Hand bei seiner Verkleidung geleistet.

6) Hielt man es für sehr wahrscheinlich, daß, da Lord Cochrane in einem Wagen mit Johnstone und Butt nach der City gefahren war, er auch auf der Stockbörse gewesen sey, wo sich Johnston und Butt ein eigenes Zimmer gemiethet hatten, um ihre Geschäfte ungestörter zu betreiben.

7) War Lord Cochrane der Neven von Johnston, und Butt auch der Agent von Lord Cochrane.

8) Hatte man bei Berenger Bankonoten gefunden, welche wenige Tage früher Lord Cochrane zugehört hatten.

Ich werde über jede einzelne dieser Vermuthungen ein Paar Worte sagen, aus welchen sich jeder Unpartheiische überzeugen wird, daß, ob sie gleich auf den ersten Augenblick einen ungünstigen Eindruck machen, sie doch von den Richtern durchaus nicht eher hätten als evident angenommen werden müssen, bis sie ganz erwiesen oder sehr wahrscheinlich gemacht waren. Ehe ich jedoch hiezu schreite, will ich noch einiger Umstände erwähnen, welche sehr nachtheilig für Lord Cochrane wirkten.

Obgleich gegen ihn nur ein Verdacht Statt fand, daß er Theil an dem Betruge genommen habe, so stellte man ihn dessen ungeachtet in dem Prozesse mit Berenger, Johnstone und Butt zusammen, und gab ihnen einen und den nämlichen Sachwalter, wiewol Lord Cochrane es ausdrücklich verlangt hatte, daß seine Sache (case) sollte besonders vertheidigt werden, und da er leider abwesend war, erfuhr er nur zu spät, daß man seinen Befehlen zuwider gehandelt hatte. Während des Prozesses mußte dieser Umstand ganz vorzüglich ungünstig für Lord Cochrane

gewirkt haben, eine Wirkung, die man selbst bei'm Lesen des Prozesses fühlt; denn wenn auch in der Verheidigung von Lord Cochrane das Publikum und die Jury von seiner Unschuld auf's lebhafteste ergriffen ward, so mußte dieser vortheilhafte Eindruck sogleich wieder verwischt werden, wenn unmittelbar darauf der nämliche Advocat es versuchte, auch Berenger und Johnstone zu rechtfertigen, über deren Schuld durchaus kein Zweifel seyn konnte; denn ersterer war schon längst überführt, die Rolle des Du Bourg gespielt zu haben und war sogleich entwichen, aber wieder erwischt worden; letzterer hatte sich in dem Versuche, sich bei'm Publikum zu rechtfertigen, zu sehr verwikkelt, um es zu täuschen, und war ebenfalls aus England entwichen. Sehr Viele in England sind bestimmt der Meinung, daß, wenn Lord Cochrane's Sache, seinem bestimmten Befehle zufolge, von den übrigen wäre getrennt worden, er hätte freigesprochen werden müssen. Eine englische Jury spricht das Wort schuldig nie anders aus, als wenn die Schuld so klar, wie der Tag ist, daher oft der Fall eintritt, daß ein Verbrecher, wenn auch über seine Schuld gar kein Zweifel seyn kann, frei gesprochen wird, wenn gegen die Beweise irgend ein Zweifel erhoben werden kann. Diese Maxime hatte man jedoch hier nicht angewandt, da es doch darauf ankam, einen Mann frei zu sprechen, den man nie anders, als den zweiten Nelson nannte, und auf den die Nation mit Recht stolz seyn konnte; alles dieß wäre unbegreiflich, wenn Lord Cochrane's politische Grundsätze nicht dazu den Schlüssel gäben. Zweitens wurde die Glaubwürdigkeit an Lord Cochrane's Affidavit in den Augen vieler Personen sehr dadurch geschwächt, daß Johnstone und Butt zu gleicher Zeit auch ein Affidavit von Berengers Bedienten bekannt machten, nach welchem Berenger in dem Augenblicke, als er unter dem Namen Du Bourg in Dover gesehen ward, zu Hause gewesen seyn sollte, was man in der englischen Rechtssprache Alibi nennt, was aber nicht erwiesen werden konnte; mit diesem falschen Affidavit wurde nun das von Lord Cochrane

in Parallel gesetzt. Drittens, wie nach der Beendigung des Zeugenverhörs gegen Lord Cochrane, nun das Zeugenverhör für ihn anfangen sollte, welchem eine Anrede des Advocaten oder die eigentliche Vertheidigung des Clienten (to open the case) vorausgeht, so war es nach Mitternacht, und man war bereits 14 bis 15 Stunden im Gerichte gewesen. Serjeant *) Best, welcher Lord Cochrane's Sache vertheidigte, protestirte dagegen; es sey, behauptete er, zu spät, er wäre erschöpft, die Vertheidigung könne nicht so gut ausfallen, als wenn er Herr seiner Kräfte wäre; er bat, man möchte sie bis zum folgenden Tage aufschieben, da ohnehin das Zeugenverhör nicht in der nämlichen Nacht ganz könne beendigt werden. Die Jury müsse ebenfalls im höchsten Grade ermüdet seyn, und würde daher seine Vertheidigungsrede nicht mit gehöriger Aufmerksamkeit anhören; es gereiche Lord Cochrane zu großem Schaden, das Zeugenverhör von der Vertheidigung zu trennen; auch würde sein Gegner alsdann einen frischen Tag haben, sich auf die Widerlegung desselben zu bereiten. Der Oberrichter achtete nicht darauf, und der Advocat mußte, nachdem er schon über 14 Stunden anhaltend im Gerichte gewesen war, noch eine Rede halten, welche über zwei Stunden dauerte, und von welcher er selbst gestand, daß er die Sache seines Clienten darin nicht so gut habe verfechten können, als wenn man ihm einige Stunden Ruhe gegönnt hätte, was auch in der That sehr begreiflich ist. Auch unterließ der Advocat der Stockbörse, Mr. Gurney, nicht, die ihm durch den Oberrichter gegebene Zeit zu benutzen, den folgenden Tag von neuem über Lord Cochrane herzufallen, was auch Lord Ellenborough bei der Recapitulation des Zeugenverhörs (Summing up of the evidence) mit verjüngten Kräften that, und so vollends den letzten

*) Serjeant ist ein höherer Rang der Rechtsgelehrten. Man muß 16 Jahr Mitglied einer von den Inns of court (einer Art von juristischer Universität des gemeinen Raths) gewesen seyn, ehe man den Rang eines Serjeant bekommt.

Eindruck des von Best durch seine am vorigen Tage gehaltene Rede auf die Jury gemachten Eindruck verwischte. Seiner Recapitulation, welche für die Jury das Wichtigste ist, da sie sich unmöglich des ganzen Zeugenverhörs erinnern können, sieht man es wohl an, daß sie ganz darauf abzweckte, die Jury von Lord Cochrane's Schuld zu überzeugen.

Jetzt komme ich auf die Widerlegung der früher gegen ihn angeführten Beschuldigungen, welche das Publikum und auch die Jury bestimmten, ihn für den Mittheilnehmer des Betrugs zu halten.

1) War für ihn am Morgen des 21. Februars für 139000 Pf. Omnium verkauft worden, welche erst 9 Tage früher von ihm gekauft worden waren.

Dieser Umstand war in der That verdächtig; auch ist er von seinen Feinden sehr benutzt worden, um das Publikum gegen ihn einzunehmen. Es ist sehr wahr, daß Lord Cochrane in den letzten 14 Tagen, welche dem 21. Februar vorhergingen, mehr in den Fonds gekauft hatte, als sonst; allein seine Speculationen in den Stocks hatten schon im November des vorhergehenden Jahres angefangen, wo gewiß weder Berenger noch Johnstone an ihren Hoax dachten; worum er aber im Februar so viel höher ging, war, daß das rasche Vordringen der alliirten Armeen und besonders, wie er mich selbst versichert hat, der feste Sinn des Kaisers Alexander bei ihm keinen Zweifel über das endliche Schicksal Bonaparte's ließ; die natürliche Folge davon mußte ein Steigen in den Stocks und folglich auch den Inhabern derselben einen ansehnlichen Gewinn versprechen. Da Lord Cochrane seine Speculation in Betreff des Sturzes von Bonaparte für richtig hielt, und in England das Spielen in den Stocks sehr gewöhnlich ist, wenigstens bis jetzt noch keiner darüber vor Gericht gezogen worden ist, so war es auch wohl ihm verzeihlich; überdieß war der Ankauf von 139000 Pfund Omnium für einen Mann, welcher selbst über

100000 Pfund im Vermögen hat, nicht so sehr groß; 3000 Pfund waren das Höchste, was er dabei gewinnen oder verlieren konnte, und daß er selbst auf einen so großen Gewinn nicht rechnete, beweist der seinem Mäkler gegebene Befehl: das gekaufte Omnium zu verkaufen, sobald es nur um ein Procent stieg. Wenn er um den an diesem Tage zu verübenden Betrug gewußt hätte, würde er sich wohl mit dem Gewinne von einem einzigen Procent begnügt haben? Da eine Nachricht, wie die von Bonaparte's Tode, eine außerordentliche Sensation auf der Börse hervorbringen mußte, und in der That stieg das Omnium bald, nachdem Lord Cochrane's 139000 Pf. verkauft waren, 5 Procent höher; hätte er nicht, wie es Johnstone und Butt thaten, den ganzen Morgen auf der Börse zugebracht, um auf das Steigen der Stocks zu wachen, wozu sie sich ein eigenes Zimmer gemiethet hatten? Auch verkauften sie die ihrigen zu den höchsten Preisen, und wo befand sich Lord Cochrane in diesem so kritischen Augenblicke? Weder auf der Börse mit seinem Collegen Johnstone und Butt, noch zu Hause, um die Ankunft seines dritten Collegen Berengers abzuwarten, sondern bei einem Laternenfabrikanten, um über die genaue Execution einer von ihm gemachten Erfindung zu wachen. Hätte sich überhaupt Lord Cochrane mit dem Ankaufe von 139000 Pfund begnügt, da dazu kein baares Geld nöthig ist? Johnstone und Butt, deren Vermögen in gar keinem Verhältnisse zu dem Vermögen von Lord Cochrane stand, verkauften an diesem Tage, ersterer für 520000 Pf., letzterer für 378000 Pf. Würde Lord Cochrane nicht wenigstens den Verkauf von 50000 Pf., welche er 4 Tage früher verkaufen ließ, bis zum 21. Februar verschoben haben? Waren denn Lord Cochrane, Johnstone und Butt die Einzigen, welche an diesem Tage ihre Fonds veräußerten? Sehr Viele, selbst einige der ersten Kaufleute verkauften ansehnliche Summen, man nahm von ihnen keine Notiz; nur Lord Cochrane wollte man in der Meinung des Publikums verderben.

2) **War es erwiesen, daß Berenger, von Dover kommend, gerade nach dem Hause des Lord Cochrane's gefahren war.**

Hieraus wollten nun seine Feinde schließen, er müsse um die Sache gewußt haben, denn wohin sollte wohl Berenger sonst fahren, als zu einem, welcher um das Geheimniß wußte. Dieß ist nun wohl ein sehr falscher Schluß, denn gerade dahin mußte er nicht fahren; und wollte er nirgends als bei einem Mitverschwornen absteigen, so wäre er gewiß zu Johnstone gefahren, der ganz nahe bei Lord Cochrane wohnte, und mit dem er aufs genaueste verbunden war. Der Advocat Gurney, Lord Cochrane's Ankläger, scheint selbst einzusehen, daß Berenger klüger gehandelt hätte, wenn er nicht bei einem Collegen abgestiegen wäre, allein er hilft sich damit daß er sagt: die Bösen handeln nicht immer klug. Aus dem Affidavit sieht man deutlich die Ursachen, welche Berenger zu Lord Cochrane brachten. Berenger war in England nicht mehr zu retten; selbst wenn sein Betrug nicht an's Tageslicht kam, mußte er es verlassen. Auf ein früher von dem Admiral Cochrane gegebenes Versprechen bauend, ihn in America anzustellen, so wie auch auf eine geringe Bekanntschaft mit Lord Cochrane, welcher ihm einmal im Gespräche gesagt hatte: er würde ihm gern die Ueberfahrt nach America auf seinem Schiffe geben, ging er zu Lord Cochrane, und bat ihn flehentlich, ihn sogleich am Bord seines Schiffes embarquiren zu lassen, was, wie man weiß, nicht erfolgte. Wie konnte man überdieß glauben, daß Lord Cochrane unaufgefordert und ohne im gerinsten dazu gezwungen zu seyn, seinen Mitschuldigen Preis geben sollte? Aus dem Affidavit sieht man, daß er damals nicht einmal glaubte, Berenger und Du Bourg wären eine und die nämliche Person; Lord Cochrane sagt ausdrücklich: er halte ihn eines solchen Verbrechens nicht fähig, doch wäre dem so, so gäbe er ihn hiedurch der verdienten Strafe Preis. Wenn ein Mensch von zweideutigem Rufe eine solche Sprache in einer eidlichen Aussage

geführt hätte, könnte freilich die Aufrichtigkeit derselben bezweifelt werden; allein in dem Munde eines Mannes, wie Lord Cochrane, kann sie nicht anders als wahr angesehen werden, und nur denen verdächtig erscheinen, welche seinen Untergang beschlossen hatten.

3) Muthmaßte man eine intime Freundschaft zwischen Lord Cochrane und Berenger, weil dieser Lord Cochrane's Wohnung kannte, ob er sie gleich erst seit 3 Tagen bezogen hatte.

Diese Beschuldigung ist ein wenig seicht, denn wenn Lord Cochrane dem Berenger einen so wesentlichen Dienst erweisen sollte, als den er von ihm verlangte, nämlich ihn nach America zu transportiren, so wird er sich wohl Mühe gegeben haben, seine Wohnung zu erfahren, was ihm ohnehin durch Johnstone nicht schwer werden konnte. Lord Cochrane betheuert aufs feierlichste, durchaus in gar keinen Verbindungen mit Berenger gestanden zu haben, nur eine Zeichnung habe er einmal von ihm machen lassen; übrigens läßt sich die Wahrheit von Lord Cochrane's Versicherung auch daraus ableiten, daß, wie Berenger den Morgen des 21. Februars zu Lord Cochrane kam, er von Keinem im Hause gekannt war, was doch wohl der Fall gewesen wäre, wenn eine intime Bekanntschaft zwischen ihnen Statt gefunden hätte.

4) War es erwiesen, daß Berenger auf seiner Fahrt von Dover nach London eine rothe mit Gold gestickte Uniform mit einem Sterne und einem Medaillon um den Hals getragen habe, dahingegen Lord Cochrane in seinem Affidavit behauptet, Berenger habe eine grüne Uniform angehabt, folglich habe sich Lord Cochrane eines Meineids schuldig gemacht.

Wenn ich in England von Lord Cochrane's Prozeß mit Personen sprach, welche ihn unbedingt für schuldig erklärten; ich dagegen seine Unschuld zu beweisen suchte, so

wurde es mir, sie davon zu überzeugen, deswegen so schwer, weil man ihn des Meineids für schuldig hielt. Es erfordert daher dieser Umstand eine nähere Beleuchtung. Es ist wahr, wäre es erwiesen, daß Berenger am Morgen des 21. Februars vor Lord Cochrane in der nämlichen Kleidung erschien, welche er in Dover und auf der Reise trug, so ist klar, daß Lord Cochrane nicht allein der Helfershelfer von Berenger, sondern auch die ganze Erzählung in dem Affidavit ein Gewebe von Lügen, und er folglich ein Meineidiger war. Da dieser Punct der wichtigste bei dem ganzen Prozesse ist, und Lord Cochrane's Schuld nicht dargethan werden konnte, wenn dieses nicht erwiesen ward, so durfte man natürlich erwarten, daß seine Richter Alles aufbieten würden, dieses Factum unwiderleglich zu beweisen. Dieß ist indeß nicht geschehen, es hat durchaus Keiner den Berenger in der Doverschen Kleidung gesehen; im Gegentheil ist es klar, daß Berenger, nachdem er bei seiner Ankunft in London auf eine sichere Retraite denken mußte, er, ehe er bei Lord Cochrane abstieg, einen andern Rock angezogen hat. Gesehen hat dieses freilich auch Niemand, allein wahrscheinlich ist es aus folgenden Gründen: 1) hatte Berenger ein Felleisen bei sich, von welchem es beim Prozesse erwiesen ward, daß es groß genug war, um einen Rock enthalten zu können, und 2) hat der Postillon seiner Postchaise zwischen der letzten Station und London gesehen, daß Berenger die blinden Fenster aufgezogen, was er wahrscheinlich that, um sich ungesehen umzukleiden. Wenn sich Berenger in seinem Doverschen Costume vor Lord Cochrane gezeigt hätte, so sollte man glauben, seine Bedienten müßten es auch wohl wissen, ob Berenger einen rothen oder grünen Rock angehabt habe; Lord Cochrane verlangte daher wiederholt, man solle sie als Zeugen aufrufen; dieß geschah aber nicht, und daß seine Advocaten es nicht thaten, wurde von seinen Gegnern als ein neuer Beweis seiner Schuld angesehen, weil sie voraussetzten, daß Lord Cochrane's Bedienten wohl wären als

Zeugen aufgerufen worden, wenn man nicht befürchtet hätte, seine Sache dadurch noch zu verschlimmern, und dieß war auch in der That die Entschuldigung von Lord Cochrane's Advocaten, als er sie öffentlich beschuldigte, seinen Befehlen zuwider gehandelt zu haben. Sie sagten nämlich: sie hätten die Bedienten privatim bei sich examinirt, und da sie nicht positiv schwören wollten, daß Berenger keinen rothen Rock getragen habe, so glaubten sie, dieses Zeugniß wäre von keinem Nutzen für Lord Cochrane, im Gegentheil es könnte nur noch dazu beitragen, ihn zu compromittiren; aber dieß war durchaus eine falsche Ansicht, abgerechnet, daß sie sich durch keinen einzigen Bewegungsgrund hätten sollen abhalten lassen, wenn es der ausdrückliche Wille ihres Clienten war; es bewies nur, daß Lord Cochrane's Bediente ehrlicher und gewissenhafter waren, als der Kutscher des Fiacre und als der Mensch, welcher die Thür desselben geöffnet hatte; denn da Berenger seinen ganz zugeknöpften Ueberrock nicht auszog, so konnte es nur zufällig seyn, daß man die Farbe seines Rocks gewahr ward; die Bedienten sagten daher aus, da Berenger seinen Ueberrock, unter welchem nur ein grüner Kragen sichtbar gewesen, nicht ausgezogen habe, so konnten sie auch nicht wissen, ob der Rock von grüner, rother, gelber oder irgend einer andern Farbe gewesen sey, folglich konnten sie keinen Eid über die Farbe ablegen; durch dieses aufrichtige Geständniß der Bedienten wurden die Advocaten verleitet zu glauben, der Rock sey in der That roth gewesen, da die Bedienten sogar gestanden hatten, der Rock möchte, was wüßten sie es, auch wohl roth gewesen seyn; es frägt sich aber, ob die Geschwornen dieses Zeugniß aus eben dem Gesichtspunkte genommen hätten; wenigstens Herr Best gewiß nicht. Der Fehlschluß von Lord Cochrane's Advocaten hatte noch eine andere sehr ungünstige Wirkung für ihn. Obgleich Lord Cochrane in der Instruction welche er seinem Sollicitor *) zur

*) Sollicitor ist ein Rechtsgelehrter, welcher alles zum Prozesse Nöthige untersucht und die Papiere dazu ausarbeitet; er ist folglich der eigent-

Abfassung des Briefs *) gab, ausdrücklich die Farbe von Berengers Rocke, eben so wie in seinem Affidavit, grün angegeben hatte, so änderten sie doch und ohne ihm etwas darüber zu sagen, die Farbe willkührlich, und machten, in der Meinung der Rock sey roth gewesen, aus grün roth. Freilich war es Lord Cochrane's Pflicht, seinen Brief selbst durchzulesen, allein dieß that er leider nicht, es für unmöglich haltend, daß irgend etwas Anderes darin stände, als was mit der von ihm gegebenen Instruction übereinstimmte; nur eine und zwar nicht sehr bedeutende Stelle hatte er von dem Brief gelesen, weil seine Advocaten ihn darauf aufmerksam gemacht hatten; unmittelbar darauf auf der nämlichen Seite folgte die Stelle, die Farbe des Rocks betreffend, und obgleich dieser Punkt der wichtigste in der ganzen Schrift war, so verschwiegen sie ihm, daß sie sie geändert hatten. Hätten sie das nicht gethan, so ließ Lord Cochrane diese vermeintliche Verbesserung natürlich nicht zu, denn sie war ja im offenbaren Widerspruche mit dem Affidavit, und mußte den Verdacht des Meineids auf ihn ziehen. Es hat dieser Umstand, so wie der, daß seine Bedienten nicht als Zeugen aufgerufen wurden, ihm außerordentlich geschadet. Denn selbst die Unpartheiischen sagten: Lord Cochrane's Advocaten konnten unmöglich so unvernünftig seyn, sich nicht der Zeugen zu bedienen, deren Aussage für seine Sache so günstig gewesen wäre; und eben so unvernünftig wäre es von ihnen gewesen, in den Dokumenten des Prozesses die Farbe von Berengers Kleide anders, als im Affidavit anzugeben, wenn sie nicht überzeugt gewesen wären, jenes Affidavit sey falsch gewesen. Die Furcht der Herren Advocaten, die

---

liche Advocat, welcher den Proceß führt; im Gerichtshofe plaidirt er aber nicht, das thut der Barrister oder, wie man ihn auch zu nennen pflegt, Counsel, welcher zu dem Ende alle Dokumente von dem Sollicitor völlig ausgearbeitet erhält.

*) Brief ist das Dokument, welches den ganzen Gang des Prozesses enthält, und von dem Sollicitor dem Counsel übergeben wird.

Sache ihres Clienten noch mehr zu verschlimmern, war sehr unnütz und mußte nicht von ihnen berücksichtigt werden, da ihr Client selbst keine Furcht äußerte, im Gegentheil wiederholt verlangt hatte, seine Bedienten als Zeugen aufzurufen; es setzt auch wenigen Scharfsinn bei ihnen voraus, daß sie sich durch ihre Furcht verleiten ließen, Etwas zu thun, wovon die Folgen leicht vorauszusehen waren. Der einzige Zeuge, auf dessen Aussage man Lord Cochrane über den Punkt von Berengers Kleidung verurtheilte, war der Kutscher des Fiacre, in welchem Berenger zu Lord Cochrane fuhr, und in welchen er gerade aus der Postchaise, ohne die Erde zu berühren, stieg. Dieser Kutscher war, wie es sich bei dem Prozesse erwies, ein Mensch von dem schlechtesten Character, dem es natürlich mehr um die von der Stockbörse versprochene Belohnung zu thun war, als die Wahrheit zu sagen, und auf dessen Aussage, wie man glauben sollte, eben kein sehr großes Gewicht zu legen sey; aber selbst dieser Kutscher, welcher schwur, Berenger sey zu Lord Cochrane in einer rothen Uniform gefahren, wußte nichts von dem Sterne oder von dem Medaillon, welches ihm doch, als in England etwas sehr ungewöhnliches, mehr auffallen mußte, als die Farbe eines Rocks, die die Farbe der englischen Uniform ist. Der Mensch, welcher den Fiacre geöffnet hatte, um Berenger einsteigen zu lassen (Watermann) schwört zwar auch, daß Berenger ein rothes Kleid angehabt hat, allein der hatte sich wiederum in der Farbe des Ueberrocks geirrt, von welchem er doch mehr sehen konnte, als von dem unter dem Ueberrocke getragenen Kleide. Dieser wichtigste aller Punkte, wofür ihn die Advocaten der Ankläger selbst hielten, war also durchaus gar nicht bis zur Evidenz bewiesen, und der unpartheiische Theil des Publikums war viel eher geneigt, die Aussage von Lord Cochrane für wahr zu halten, als die eines verrufenen Menschen aus dem Pöbel, welcher öffentlich behauptet hatte, er werde Alles, was man verlange, beschwören, wenn man ihn nur dafür bezahlte. Wäre es

nicht auch Tollheit von Berenger gewesen, durch einen großen Theil der Stadt in der Kleidung, wie er sie in Dover und auf der Fahrt nach London trug, zu fahren? Der Pöbel wäre ihm gewiß nachgelaufen und hätte so auf der Stelle erfahren, daß Du Bourg bei Lord Cochrane abgestiegen war; ist es nicht daher sehr wahrscheinlich, daß Berenger einen günstigen Augenblick benutzt haben wird, um seine rothe Uniform gegen einen andern Rock zu vertauschen? Man sieht also, daß es nicht nur nicht evident erwiesen war, daß Berenger nach Lord Cochrane's Wohnung in seinem Doverschen Kleide gefahren, sondern daß aller Wahrscheinlichkeit nach er seiner eigenen Sicherheit wegen dieß nicht wagen durfte; demungeachtet nahm der Oberrichter das Factum für erwiesen an, und in seiner Anrede an die Jury gebraucht er folgende rhetorische Floskel: Berenger sey in dem Costume seines Verbrechens, d. h. in seiner rothen Uniform mit Stern und Medaillon, vor Lord Cochrane erschienen. Wenn es aber auch wirklich erwiesen gewesen wäre, daß Berenger in seiner rothen Uniform nach Lord Cochrane's Haus gefahren, und daß folglich die Aussage des Kutschers des Fiacre und des Menschen, welcher den Wagen öffnete, wahr gewesen sey, so beweist auch das noch nicht, daß Berenger vor Lord Cochrane in diesem Costume erschienen seyn müsse, denn da er über zwei Stunden in seiner Wohnung warten mußte, ehe Lord Cochrane nach Hause kam, so konnte es ihm nicht schwer werden, sich dort umzukleiden, wozu er höchstens zwei Minuten Zeit nöthig hatte; demungeachtet sagt einer von den Richtern: es sey ganz unmöglich, daß sich Berenger in der kurzen Zwischenzeit (volle 2 Stunden) des Aussteigens aus dem Fiacre und der Zusammenkunft mit Lord Cochrane solle haben umkleiden können. „It is impossible to conceive, that any change of dress could have taken place during the short interval, from the time at which he had got out of the coach to the period when he had appeared before Lord Cochrane.“ Wenn sich am Ende des Prozesses der Oberrichter so bestimmt, wie er es that

über einen Punkt, welcher Lord Cochrane des Meineides und der Theilnahme an dem Betruge überführen sollte, ausdrückt, so ist es wohl der Jury und besonders einer Special-Jury zu verzeihen, wenn sie sich durch solche Künsteleyen verführen läßt. Lord Ellenborough erlaubt sich sogar eine Entstellung in dieser Anrede; er sagt nämlich, Berenger habe nicht die Mittel gehabt, sich umzukleiden, „and it does not appear that he (Berenger) had any means of shifting himself" (pag. 484 des gedruckten Prozesses) obgleich der Kutscher des Fiacre, auf dessen Aussage er in Betreff der Farbe von Berengers Rocke ein so großes Gewicht legt, ausdrücklich erklärt: das Felleisen sey groß genug gewesen, um einen Rock enthalten zu können (pag. 123 des Prozesses.)

5) Hat Lord Cochrane nach eigener Aussage zur Verkleidung Berengers hülfreiche Hand geleistet.

Dieses Factum kann nur dann für seine Schuld beweisen, wenn man von der im vorigen Punkte angeführten Beschuldigung und folglich von der intimen Verbindung zwischen ihm und Berenger überzeugt zu seyn glaubt. Wie es zuging, daß sich Berenger bei Lord Cochrane umkleidete, ist im Affidavit erzählt worden und wird einem Unpartheiischen für nichts weniger als für einen Beweis seiner Schuld gelten. Ich will nur einige Worte hinzufügen, die große Unvorsichtigkeit von Lord Cochrane zu erklären, dem Berenger einen runden Hut und einen Frack gegeben zu haben; denn dieser Umstand, so wie die durch die Phrase des Oberrichters erhöhete Ueberzeugung: Berenger sey in dem Costume seines Verbrechens vor Lord Cochrane erschienen, vermochte wohl vorzüglich die Jury, das Wort schuldig auch über Lord Cochrane auszusprechen. Lord Cochrane, nichts Arges muthmaßend, hatte mit der verzweifelten Lage Berengers, so wie er sie ihm schilderte, das größte Mitleid, und da er ihm seine Bitte, sich an Bord seines Schiffs zu retten, hatte abschlagen müssen, wollte er das Harte seiner Lage nicht noch durch

eine zweite abschlägige Antwort vergrößern, denn er glaubte den Worten eines Menschen, den er für ehrlich hielt, und dachte in der That: es sey für Berenger gefährlich, mit einer militairischen Mütze nach den Rules der Kingsbench zu gehen, ohne erkannt zu werden; es frägt sich aber, warum Berenger auch einen andern Rock anzuziehen wünschte, da er den Rock des Verbrechens nicht länger trug? Man erinnere sich des Umstandes, daß Berenger selbst nicht darum bat, sondern als Lord Cochrane bemerkte, seine Uniform rage unter dem Ueberrocke hervor, und Berenger auf den ihm gegebenen Rath zu Lord Melville oder zu Lord Yarmouth zu gehen, gesagt hatte, er könne nicht in der Uniform, welche er trug, und welche die des Scharfschützen-Corps war, zu diesen Lords gehen, er ihm sogleich einen alten schwarzen Rock geben ließ. Freilich hätte Lord Cochrane die Einwendung machen können, welche Tausende mit vielem Rechte gemacht haben: da Berenger selbst bei dem Corps der Scharfschützen gedient habe, so sey es eher schicklich, als unschicklich, bei Lord Yarmouth in der Uniform dieses Corps zu erscheinen; allein es ist in London so ungewöhnlich, in Uniform zu gehen, und so wenig respectwidrig, bei seinem Obern im Fracke zu erscheinen, daß Lord Cochrane, der nichts Arges fürchtete, um so weniger Anstand nahm, ihm aus der Verlegenheit zu helfen, weil er glaubte, bloße Delicatesse halte ihn ab, nachdem er schon um einen Hut gebeten, auch um einen Rock zu bitten. Daß Berenger in Uniform, mit einer militairischen Mütze und dem Degen in der Hand zu Lord Cochrane kam, konnte ihm nicht auffallen, da er in der That bei dem Scharfschützencorps diente, und er ihm sogleich erklärte, er sey in diesem Aufzuge gekommen, um sich unverzüglich am Bord des Tonnant zu embarquiren; und wäre es nicht Tollheit gewesen, Berenger mit dem in einem Tuche eingebundenen Costüme des Verbrechens weggehen zu lassen und ihn so der Gefahr auszusetzen, sich mit seiner roth gestickten Uniform nebst Stern und Medaillon auf der Straße ertappen zu lassen? Wäre es nicht

viel rathsamer gewesen, das Corpus delicti auf der Stelle zu verbrennen, und jede Spur davon zu vernichten, als es von Berenger in der Themse versinken zu lassen, wo es doch zuletzt gefunden ward, und wer zwang Lord Cochrane, es bekannt zu machen, ihm einen schwarzen Rock und einen runden Hut gegeben zu haben; ist es wohl im geringsten wahrscheinlich, daß er es gethan hätte, wenn er wirklich der Mitschuldige des Verbrechens war? Man muß in der That ganz erstaunlich wider den Freund von Sir Francis Burdett eingenommen seyn, um dieß nicht zu fühlen.

6) War Johnstone der Oncle von Lord Cochrane, und Butt der Geschäftsträger von Johnstone, auch der Agent von Lord Cochrane.

Dieser Umstand konnte nur von seinen Feinden als etwas Verdächtiges ausgehoben werden; denn es ist doch wohl sehr natürlich, daß er den Bruder seines Vaters öfters zu besuchen pflegte. Eben so wenig verdächtig kann es scheinen, zu seinen Geschäften einen Mann gebraucht zu haben, welcher ihm vielleicht von seinem Oncle empfohlen worden war, und sich bis dahin durch nichts verdächtig gemacht hatte. Jeder Offizier der englischen Marine hat einen Agenten in London, um seine Gage zu heben, seine Prisengelder in Empfang zu nehmen, Zahlungen zu leisten, kurz dem er alle Geschäfte überträgt; jetzt da Lord Cochrane auf mehrere Jahre England verlassen sollte, brauchte er um so nothwendiger einen gewandten Geschäftsmann, da er seit einiger Zeit in den Stocks speculirt hatte und während seines kurzen Aufenthalts in London das wichtigere Geschäft der Besorgung seines Patents ihm den größten Theil seiner Zeit raubte.

7) Daß Lord Cochrane an dem Morgen des 21. Februars in einem und dem nämlichen Wagen mit Johnstone und Butt nach der City gefahren war, woraus der Oberrichter schloß, daß dieses wahrscheinlich ein verabredetes Zusammentreffen gewesen sey, kann nur dann einen Verdacht auf Lord Cochrane werfen, wenn die übri-

gen Umstände seine Schuld wahrscheinlich machten. Es konnte doch wohl als nichts ungewöhnliches angesehen werden, daß der Neffe bei seinem Oncle, der nicht weit von ihm wohnte, frühstückte, und als dieser mit seinem Agenten nach der City fuhr, und auch Lord Cochrane's Geschäft ihn in den nämlichen Stadttheil rief, so wäre es sonderbarer gewesen, sich von ihnen zu trennen, als mit ihnen zusammenzufahren. Ueberdieß ist es klar erwiesen, daß Lord Cochrane bei dem Laternenfabrikanten abstieg und nicht bis zur Börse fuhr, wo sich Johnstone und Butt, zur Betreibung ihrer Geschäfte, an diesem Tage ein Zimmer genommen hatten. Worauf gründete sich die Beschuldigung des Oberrichters, und in dem Munde eines Oberrichters ist jedes Wort wichtig, daß dieses Zusammentreffen verabredet gewesen sey?

8) Hatte man bei der Verhaftung von Berenger Bankonoten bei ihm gefunden, welche wenig Tage zuvor in Lord Cochrane's Händen gewesen waren.

Wenn dieser Umstand auch wohl einigen Verdacht erregen kann, und von seinen Feinden sehr benutzt worden ist, so verschwindet der Verdacht sogleich, wenn man weiß, wie dieß sich zugetragen hat, und was ich hier anführe, ist, so wie Alles, was ich in dieser Schrift zu Lord Cochrane's Rechtfertigung gesagt habe, aus den Acten des Prozesses genommen, folglich ganz authentisch. Lord Cochrane, der nach London auf einige Tage gekommen war, um seine Geschäfte zu arrangiren, hatte, wie man es gewöhnlich thut, wenn man einen Agenten hat, dem seinigen, Butt, 1200 Pf. gegeben, die Rechnunaen der verschiedenen von ihm zur Reise gekauften Sachen zu bezahlen, die Rechnung des Weinhändlers betrug allein 700 Pf. Von diesem Gelde hatte Butt einiges seinem Freunde Johnstone gegeben, und dieser wiederum dem Berenger zu Reisegeld, als er dem Versuch machte, zu entwischen.

Wie feindselig Lord Ellenborough gegen Lord Cochrane gesinnt war, erhellt deutlich daraus, daß er von Allem,

was sich zu seinem Vortheile sagen ließ, auch nicht die geringste Notiz nahm, aber immer das größte Gewicht auf das legte, was zu seinem Nachtheil zu seyn schien. So z. B. erwähnt er des Umstandes gar nicht, daß es Lord Cochrane sehr leicht hätte werden können, Berenger an Bord seines Schiffs, das segelfertig lag, zu nehmen und nach America zu führen; so insinuirt er, und man sieht leicht, daß solche Insinuationen, wenn sie nicht auf der Stelle widerlegt werden, nicht fehlen können, auf die Jury einen Eindruck zu machen, besonders wenn sie mehremal wiederholt werden, daß Lord Cochrane Berengers Namen früher hätte bekannt machen müssen, und er es erst dann gethan habe, als er Berenger in Sicherheit zu seyn glaubte; aber wie sollte Lord Cochrane, der es gewiß nicht ahnen konnte, in diese Sache hineingezogen zu werden, und nur insofern darin verwickelt war, daß an dem 21. Februar zufälliger Weise auch für seine Rechnung Stocks verkauft worden waren, dem Publikum erzählen, was ihm den 21. Februar begegnet war, bis er beschuldiget ward, mit in der an diesem Tage begangenen Spitzbüberei verwickelt zu seyn; dieß geschah den 7. März. Den 8. erhielt er auf seinem Schiffe die Zeitung, die den gegen ihn erregten Verdacht erwähnte, worauf er sogleich um Erlaubniß anhielt, nach London zu kommen, und dort den 11. März die eidliche Aussage machte, durch welche er glaubte, den gegen ihn entstandenen Verdacht hinlänglich zu tilgen. Wenn er sich früher hätte rechtfertigen wollen, als man einen Verdacht gegen ihn geäußert, so hätte man wohl mit großem Rechte ihn für schuldig halten können, aber er sollte nun auf jeden Fall schuldig seyn. Es ist bekannt und erwiesen, daß Lord Cochrane ein Patent für eine Verbesserung der Laterne bekommen hatte, und daß er vorzüglich deswegen nach London gekommen war, um diese Angelegenheit vor seinem Absegeln nach America in Richtigkeit zu bringen, demungeachtet insinuirt Lord Ellenborough, dieß sey wahrscheinlich nur ein Vorwand. Es ist gewiß nicht

im Geiste der englischen Jurisprudenz, Alles zum Bösen auszulegen, wie es Lord Ellenborough durchgängig während des ganzen Laufs des Prozesses that; es wäre zu weitläuftig, ähnlicher häufigen böslichen Auslegungen zu erwähnen, wie z. B. seine Zweifel über die Krankheit von Lord Cochrane's Bruder, über die Möglichkeit, einen Brief von ihm zu bekommen und mehrere andere.

Der Prozeß dauerte den 8. und 9. Juni; die Jury, obgleich nur eine Special-Jury, war 2½ Stunde verschlossen, ehe sie ihren Verdict gab; nach welchem Lord Cochrane eben so schuldig, wie Johnstone, Butt und Berenger, befunden ward. Die Strafe wurde den 21. Juni von dem Richter Le Blanc ausgesprochen; sie war für alle die nämliche, d. h. man verurtheilte sie zur Pillory, zur Strafe von 1000 Pf. und zu einem Jahrs-Gefängnisse in der Kingsbench. Lord Cochrane wurde überdieß aus der Liste der Flotte ausgestrichen, aus der Zahl der Ritter des Bathordens und aus dem Parlament ausgeschlossen. Seine Constituenten hielten ihn jedoch nicht für schuldig, und er wurde sogleich wiederum von Neuem erwählt; eine Wahl, die, so unangenehm sie auch der Ministerialpartei seyn mußte, nicht umgestoßen werden konnte, und so blieb er selbst während seiner Gefangenschaft Mitglied des Parlaments. Die Strafe des Prangers wurde Allen erlassen. Sobald Lord Cochrane von dem ungünstigen Ausgange seines Prozesses unterrichtet war, eilte er nach London und bat dringend um eine Revision. Er wollte Zeugen vor Gericht stellen, welche eidlich ausgesagt hatten, daß Berenger, wie er aus der Postchaise in den Fiacre stieg, keine rothe Uniform angehabt habe, und daß sie die grüne Farbe des von ihm getragenen Kleides deutlich bemerkt hätten. Es waren zwei respectable Bürger, deren Zeugniß wohl so viel werth war, als das noch überdem unvollkommene Zeugniß des liederlichen Kutschers des Fiacre, welcher mehreremal behauptet hatte, wie durch eidliche Aussage vor dem Lord Mayor nach Beendigung des Prozesses erwiesen ward: die Person, welche er in seinem Fiacre nach dem Hause von Lord Cochrane geführt habe,

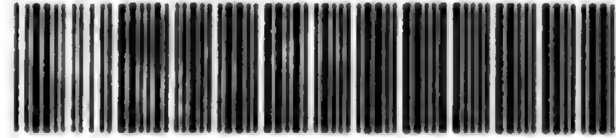
sey Lord Cochrane selbst gewesen; so wie auch, daß er verdammt seyn wolle, wenn er nicht schwören würde, schwarz sey weiß, wenn man ihn nur dafür bezahlte. Auf den Eid eines solchen ehrlosen Menschen, welcher Berenger von Lord Cochrane nicht unterscheiden konnte, ward angenommen, Berenger habe einen rothen Rock getragen; dieser Punkt entschied Alles und bewirkte fast allein die Verurtheilung Lord Cochrane's, wie schon aus meiner frühern Erzählung hervorgegangen ist.

Den 5. Juli hielt Lord Cochrane seine Vertheidigungs-Rede im Unterhause; diese trug nicht viel dazu bei, die Zahl seiner Feinde zu verringern, denn sie war hauptsächlich gegen den Oberrichter gerichtet, welchen er in sehr heftigen Ausdrücken der größten Partheilichkeit gegen ihn beschuldigte, dem er vorwarf, alle, selbst die unerlaubtesten Mittel angewandt zu haben, die Jury zu verführen, damit sie auch über ihn das Wort schuldig aussprechen möchte. Seine Feinde, welche in allen seinen Handlungen etwas Strafbares suchten, fanden auch in dieser Rede einen neuen Beweis seiner Schuld; denn wozu, sagten sie, wenn er unschuldig ist, diese heftigen Ausfälle gegen den Oberrichter und gegen die Jury? Sie behaupteten, er müsse so viel Achtung gegen die Gesetze seines Landes und gegen die Personen, welchen die Ausübung der Gesetze anvertrauet ist, haben, um sie, selbst wenn er unschuldig von ihnen verurtheilt wäre, nicht zu beleidigen. Allein wer sich in seine Stelle setzen kann, und ihn für das, was er wirklich ist, unschuldig hält, wird nicht so strenge über ihn richten. Wem Alles genommen ist, und wer das Bewußtseyn der Unschuld hat, der kann nie zuviel sagen, ohne jedes Gefühl zu verläugnen. Ich habe Lord Cochrane oft in der Kingsbench besucht; er war ruhiger, als ich es von ihm erwartete, theils mit seiner Vertheidigungsschrift, welche im Januar 1815 erschien, theils mit wissenschaftlichen Untersuchungen und Versuchen beschäfftigt. Im März verschwand er plötzlich aus der Kingsbench; auf welche Weise er über die hohe Mauer gekommen ist, ist noch jetzt ein Geheimniß; ich habe ihn nicht

darum fragen wollen. Da die Zeit seiner Entweichung genau mit dem Aufstand in London, der Cornbill wegen, zusammen fiel, so hatte man ihn im Verdachte, er habe sich, wie Lord Gordon im Jahre 1782, an die Spitze des Pöbels gestellt. Ja viele behaupteten sogar, ihn unter den Pöbel gesehen zu haben; seine Feinde triumphirten nun vollends; selbst viele seiner Freunde waren über diesen Entschluß bestürzt, denn das Motif war durchaus nicht zu ergründen, denn wozu, da er nur noch 4 Monate im Gefängnisse zu seyn brauchte, ein so gewaltsamer Schritt, durch welchen er die Gesetze abermals verletzte und der ihn vollends verderben mußte? Allein man versetze sich in seine Lage und man wird sich darüber weniger wundern; denn, wäre ihn sein Plan gelungen, so konnte er sehr viel dazu beitragen, das Publikum von seiner Unschuld zu überzeugen; dieß war das einzige Motif seiner verzweifelten Handlung und der einzige Zweck, den er in seiner jetzigen Lage zu erstreben hatte. Acht Monate waren seit seiner unglücklichen Verurtheilung verflossen; das Publikum hatte ihn, mit der festen Ueberzeugung seiner Schuld, beinahe ganz aus dem Gesichte verloren. Der Gedanke, von dem Publikum verdammt, der Vergessenheit übergeben zu werden, mußte einem Manne von einem feurigen Character, der seiner Unschuld bewußt ist, ein bitteres unerträgliches Gefühl seyn. Er konnte die noch übrig bleibende Frist von 4 Monaten nicht abwarten, und beschloß, seinen Kerker auf einige Stunden zu verlassen, seinen Sitz im Parlamente einzunehmen und dort Lord Elbenborough über das ihm gethane Unrecht feierlichst anzuklagen, um dadurch eine Revision seines Prozesses, um welche er vergeblich früher gebeten hatte, zu veranlassen; nach gethaner Anklage, wollte er sogleich nach der Kingsbench zurückkehren. Unglücklicher Weise für ihn, entstanden gerade an diesem Tage die ersten Unruhen der Cornbill; er hielt es daher nicht für rathsam, sich öffentlich zu zeigen, weil er voraussehen konnte, daß man ihn in Verdacht halten würde, diese Unruhen angezettelt zu haben und sein

Zweck wäre verfehlt gewesen; er beschloß daher sich so lange aus London zu entfernen, bis die Ruhe wieder hergestellt sey, und hielt sich auf seinem Landgute in Hampshire, nicht weit von Portsmuth, auf. Es vergingen mehrere Tage, ehe er vermißt ward, worauf von dem Marschall der Kingsbench, welcher für die Person jedes Gefangenen verantwortlich ist, ein Preis auf seine Verhaftung gesetzt ward. Sobald Lord Cochrane dieß erfuhr, schrieb er sogleich an den Sprecher des Unterhauses und meldete ihm, er sey bloß aus dem Gefängniß entwichen, um Lord Ellenboroug im Unterhause anzuklagen; er sey für's erste durch die in der Stadt ausgebrochene Unruhen davon abgehalten, würde aber unfehlbar daselbst erscheinen, so wie es in der Stadt ruhig würde; er bat, seinen Brief im Unterhause vorzulesen, was aber der Sprecher nicht that, daher sich das Publikum erlaubte, auf seine Rechnung die ungereimtesten und nachtheiligsten Gerüchte zu verbreiten. Als nun endlich durch die Nachricht von Bonapartes Landung in Frankreich die Unruhen über die Cornhill, nachdem sie 8 Tage gedauert hatten, plötzlich ein Ende nahmen, so erschien Lord Cochrane, seinem Versprechen gemäß, im Unterhause. Er dachte sich's nicht möglich, wenigstens hat sich nie ein ähnlicher Fall in den Annalen des englischen Parlaments ereignet, daß ein Mitglied desselben könne im Hause selbst gewaltsamer Weise angegriffen werden. Allein er hatte sich geirrt, und nun scheiterte vollends sein Plan. Um den Eid zu leisten, den jedes Parlamentsglied bei einer neuen Sitzung leisten muß, war er schon um 2 Uhr hingekommen; da drang plötzlich der Marschall der Kingsbench mit mehreren Constabeln in das Parlament selbst hinein, ergriff ihn und schleppte ihn mit sich fort; er wurde nach der Kingsbench zurückgeführt und dort strenger als sonst bewacht. Im Juni, nach Ablauf der Jahresfrist, zu welcher er verurtheilt war, hat er sein Gefängniß verlassen, und er wird nicht unterlassen, Lord Ellenborough im Parlament anzuklagen.

Digitized by Google


Österreichische Nationalbibliothek
+Z170870600

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google